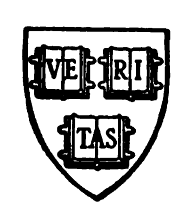
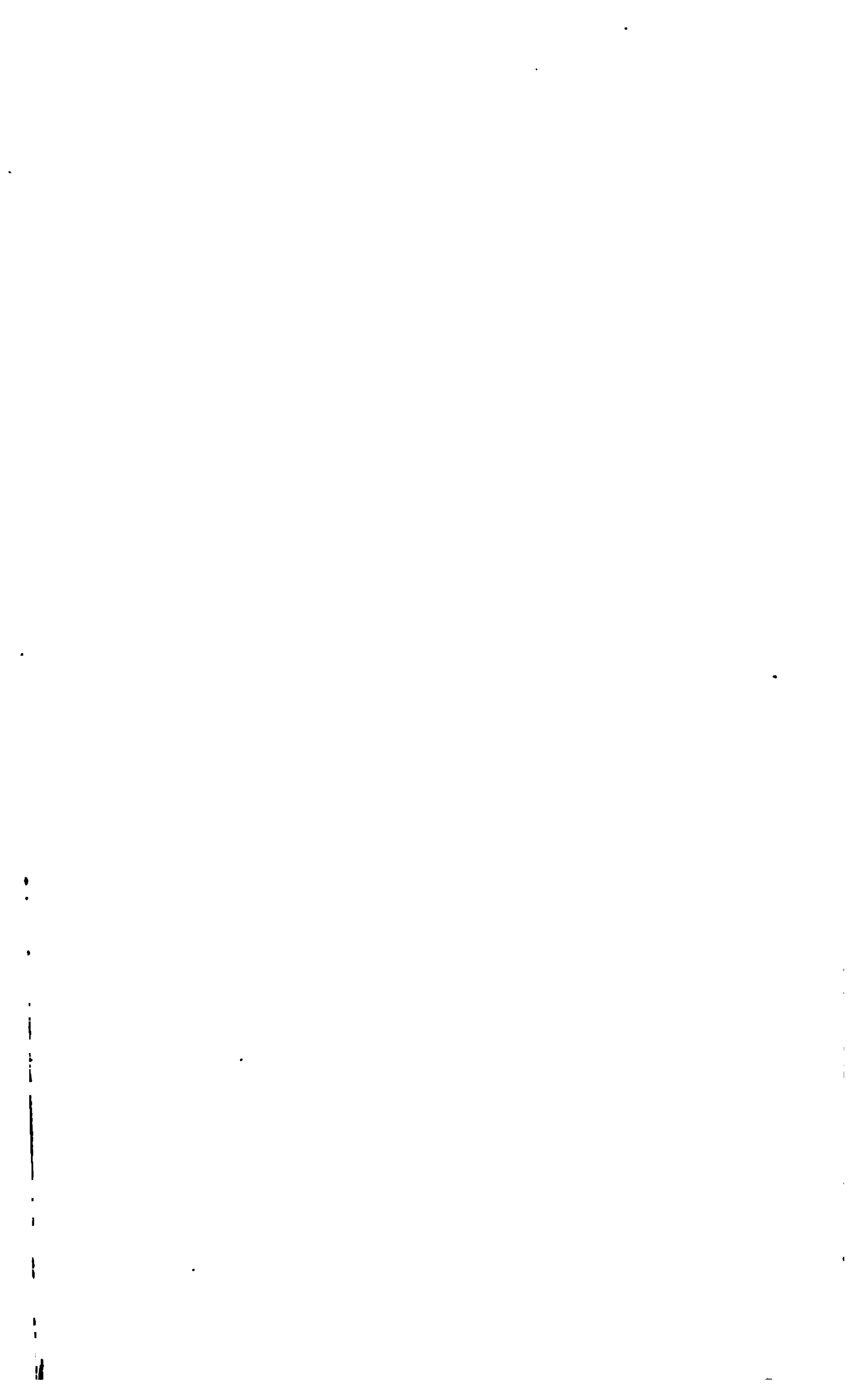
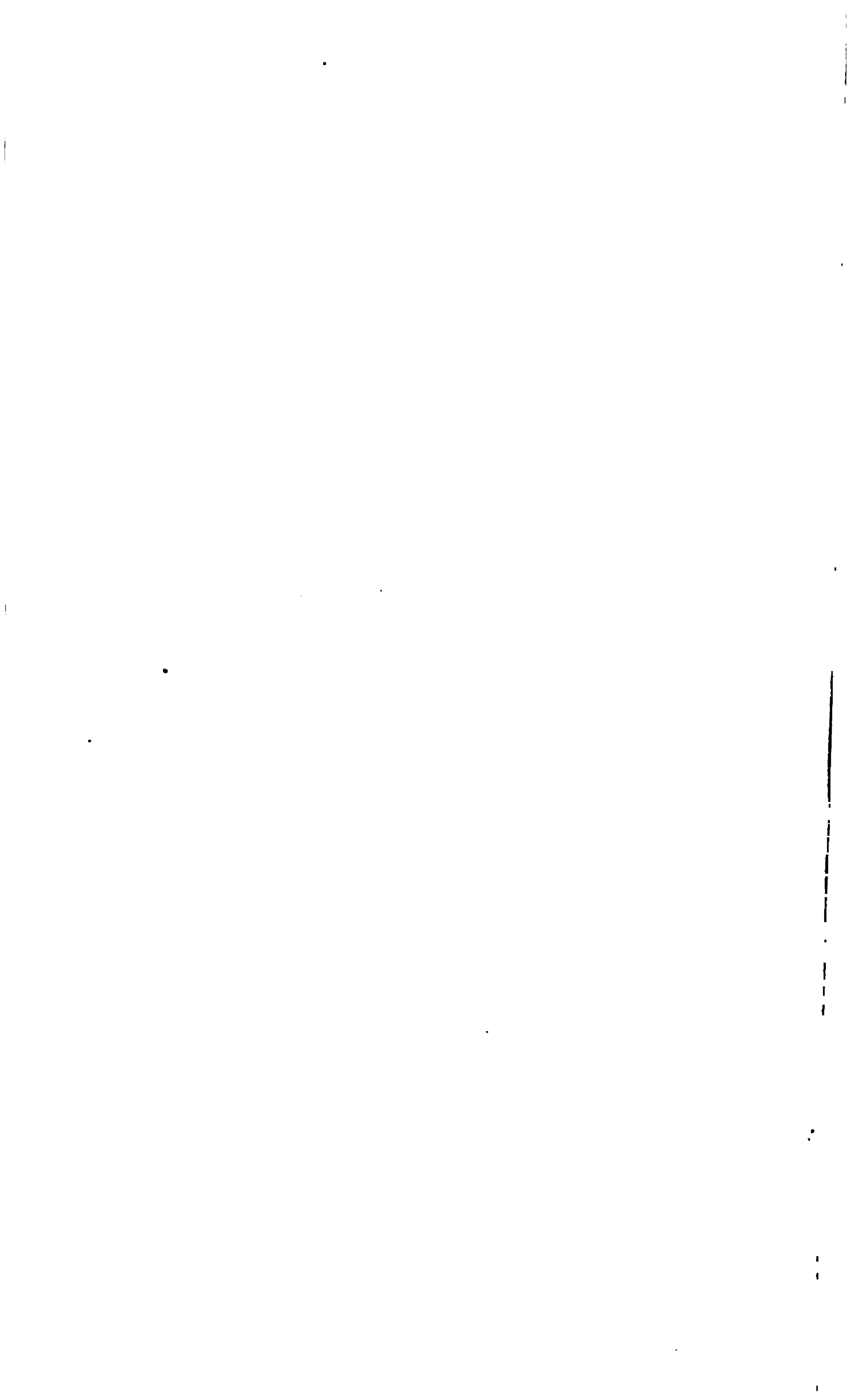



VE RI
TAS







Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

Unter besonderer Mitwirkung

von

Robert Hiecke und Heinrich Viehoff

herausgegeben

von

Ludwig Herrig.

Sechster Jahrgang.

Neunter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1851.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Warum wendet sich die englische Sprache beim
Entlehnen und Zusammensetzen neuer Worte
vorzüglich an die klassischen Sprachen des Alterthums,
statt den Wortschatz und die Plasticität des deutschen Sprachelementes in Anspruch zu nehmen?

Es ist in der neuesten Zeit häufig die Behauptung aufgestellt worden, daß die Sprache die Geschichte des Volkes enthalte, und es läßt sich nicht läugnen, daß dieser Satz sehr viel Wahres enthält, nur muß man ihn so verstehen, daß nicht allein die Spuren von politisch wichtigen Ereignissen in ihr zu finden sind, sondern daß auch Erfindungen von culturgeschichtlichem Interesse Beweise ihrer Existenz in derselben niederlegen. Fassen wir aber jenen Ausspruch so auf, wie ich eben angedeutet habe, so können wir weiter hinzufügen, daß die Sprache ein genauer Spiegel der socialen und politischen Ausbildung ist, auf welcher ein Volk steht, und daß wir den jedesmaligen Standpunkt seiner Bildung ziemlich genau bestimmen könnten, wenn wir ein genaues Verzeichniß der zu gewissen Zeiten im Gebrauche befindlichen Wörter besäßen. Allein so reich die Literaturen vieler europäischen Völker auch sind, so wenig ist doch in früheren Zeiten für Lexikographie geschehen, ja man darf dreist behaupten, daß, hätten wir keine anderen Quellen für die Culturgeschichte der verschiedenen Völker als ihre Lexika, die Abfassung eines solchen Werkes so ziemlich zu den Unmöglichkeiten gezählt werden müßte. Wie die Sachen liegen, ist es nicht einmal möglich, eine vollständige Geschichte der Sprache zusammenzustellen, welche von jedem Volke gesprochen ist, denn zwischen den wenigen Wörterbüchern, die wir besitzen, liegt oft ein bedeutender Zeitraum, eine Reihe von Jahren, die uns kaum gestattet, das Alter gewisser Ausdrücke annähernd zu bestimmen. Plötzlich treten Tausende und aber Tausende von Worten in der Sprache auf, ohne daß man nachweisen könnte, bei welcher Gelegenheit der lebende Sprachkörper diesen Zuwachs erhielt. Als Johnson sein großes englisches Wörterbuch verfaßte, machte er in der Vorrede die Bemerkung: „To collect the words of our language was a task of greater difficulty, the deficiency of the dictionaries was immediately apparent — my search however has been

either skillful or lucky, for I have augmented the vocabulary." Und dennoch gesteht er einige Zeilen später ein, daß er weder die Kunstausdrücke der Schiffer und Bergleute, noch auch die der Künstler und Gelehrten habe alle sammeln können und wollen. Wenn aber Johnson, der bei der Abfassung seines Wörterbuchs so viele und große Hindernisse glücklich überwunden hatte, es wagte, sein Werk dem Publikum zu übergeben, obgleich er selbst wohl wußte, was ihm noch fehlte, mußte der ehrgeizige Mann da nicht Gründe haben, die ihn auf vollständige Entschuldigung dieses Mangels rechnen ließen? Allerdings wußte Johnson sehr wohl, daß es unmöglich ist, ein vollständiges Wörterbuch zu schaffen, wenn jeder Tag neue Worte bringt, er wußte, daß er mit einer riesigen Kraft und Lebensfähigkeit hätte begabt sein müssen, um ein so rasches Fortschreiten der Cultur controliren zu können, und daß die Hoffnung, diesen Strom von neuen Worten eines Tages zu bewältigen, nicht eitler sein konnte, als die Hoffnung des Hundes in der Fabel, der den Fluß austrinken wollte, um seinen vermeintlichen Gegner im Wasser zu zerfleischen. Seit diesem Lexikon von Johnson erschienen unzählige andere, von denen das folgende das vorhergehende stets übertreffen wollte, und sich doch 15 oder 20 Jahre später sagen lassen mußte: Auch du bist veraltet! So versicherte uns auch Grieb in der Vorrede zu seinem bekannten Lexikon, daß es sich durch bessere Anordnung der Bedeutungen und durch Aufnahme von 20,000 neuen Worten vor allen ähnlichen Werken auszeichne, allein trotz dieser 20,000 neuen Worte zeigt der Gebrauch desselben beim Lesen neuerer Schriftsteller, daß hier noch Vieles nachzutragen sein möchte, und wahrscheinlich ist der Tag nicht mehr fern, wo ein anderes Lexikon ihm den Rang abläuft.*) Eine größere Vollständigkeit der technischen Ausdrücke findet sich schon in dem englisch-französischen Lexikon von Spiers, allein auch dieser durch seinen Fleiß und seine Sprachkenntniß rühmlichst bekannte Gelehrte ist noch nicht dahin gelangt, das vorhandene Material für die Lexikographie vollständig auszubeuten. Ein weiterer nicht unglücklicher Versuch zur Vervollständigung des Materials scheint in dem eben von Odell Elwell herausgegebenen Wörterbuche gemacht zu sein, das nach Angabe der Recensenten den Amerikanismen eine besondere Aufmerksamkeit widmen soll, und hätten wir nun

*) Ist bereits geschehen durch Flügel's treffliches Werk. D. R.

noch Werke, die den in Australien, Afrika und den beiden Indien üblichen Worten und Redensarten die nöthige Aufmerksamkeit schenkten, so könnten wir bald ein ziemlich vollständiges Wörterbuch der englischen Sprache zu erhalten hoffen. Da es uns indessen nicht darauf ankommt, diejenigen Ausdrücke zu untersuchen, welche zur Bezeichnung neuer Verhältnisse und Provincialismen entstanden sind, sondern wir nur die ins Auge fassen, welche in England selbst sich mit dem Körper der englischen Sprache verbunden haben, so kann die Unvollständigkeit der Lexika kein Hinderniß für unsere Untersuchung abgeben. Sehen wir uns nun einmal die Worte an, die in den letzten 30—50 Jahren ins Englische aufgenommen sind, so finden wir in der Meteorologie Ausdrücke, wie auroral corona, aurora borealis, celestial phenomena und cirrocumulus; in der Astronomie ist die Rede von einer perihelion passage, coplanarity, cometographia; in der Geognosie von dolomitis limestone, super imposed earth, interstratified beds, unfossiliferous sites und schilfglaserz; in der Botanik von rhododendrons, plants, imbricate in aestivatim with the filaments cuspidate at tho apex; in der Naturgeschichte von mammalia, operculated species of Mollusca; in der Chemie von Potassio cyanuret, Soda hyposulphite, ferrocynide of nickel; in der Physik von einem Thermoelectric fluid, ozonized atmosphere und galvanometer. Ich könnte diese Beispiele leicht um ein Bedeutendes vermehren, allein da ich weiter unten darauf zurückkommen muß, und mir das Angeführte schon hinzureichen scheint, um eine Idee von den neuen Worten zu geben, so wende ich mich gleich zur Analyse dieser Ausdrücke. Schon ein flüchtiger Blick über die vorgeführten Ausdrücke zeigt, daß das deutsche Element sehr schwach vertreten ist, und die meisten Worte durch neue Zusammensetzungen auf dem Gebiete der klassischen Sprachen gebildet wurden. Nimmt eine Sprache, deren Bildungsfähigkeit im Absterben begriffen ist, zu diesem Mittel der Ergänzung ihre Zuflucht, so können wir das nicht nur erklären, sondern auch entschuldigen; geschieht es dagegen von einer kräftigen, lebensfähigen und biegsamen Sprache, so sind wir verpflichtet, nach den Gründen dieser auffallenden Erscheinung zu forschen. Zwar zeigt auch die deutsche Sprache seit einiger Zeit eine große Hinneigung, sich mit diesen ausländischen Producten zu bereichern und zu schmücken, allein das Uebel scheint hier noch nicht den Grad von Ausdehnung erreicht zu haben,

welchen es in England einnimmt, denn ein Ausdruck wie Schilfglaserz zeigt wenigstens, daß man bei neuen wissenschaftlichen Worten zunächst die Muttersprache zu Hülfe ruft und erst da, wo diese entweder ihre Hülfe verweigert, oder schon feststehende Kunstausdrücke sich als nothwendige Vermittler der neuen Idee aufdringen, an das Herbeirufen fremder Worte denkt. Der Engländer dagegen, weit entfernt, die Biegsamkeit des deutschen Elementes seiner Sprache auf die Probe zu stellen, wendet sich direct zu den klassischen Sprachen und hat sich auf diese Weise seit 30 Jahren eine Nomenclatur geschaffen, die, statt sich mit dem vorhandenen Sprachkörper organisch zu verschmelzen — wie das neue Zusammensetzungen mit sächsischen Worten sicher gethan haben würden —, neben demselben stehen geblieben ist, einen Auswuchs bildet und wie eine Schmarotzerpflanze das Gedeihen und den Wohlstand des ursprünglichen Sprachganzen bedroht. Hätte sich nun dieser Bedarf neuer Worte zum Ausdrucke neuer Ideen zu einer Zeit geltend gemacht, wo man die deutsche Sprache von den Höfen der deutschen Fürsten verbannte, wo man sie wegen ihrer Rauhheit und Ungelenkigkeit verachtete, wo selbst Gelehrte ihr Bildungsfähigkeit und Productivität abzusprechen bemüht waren, so würden wir uns nicht wundern, daß die Engländer weder aus ihr entlehnen, noch auch den ums Jahr 1066 vom Blitze zerspaltenen und seiner Zweige beraubten Baum um neue Blüthen und Früchte angehen wollten. Allein da der Aufschwung jener die neuen Worte fordernden Wissenschaften mit dem Aufschwunge unserer Literatur zusammenfällt, ferner die Fähigkeit der Weiterbildung unserer Sprache in demselben Augenblicke glänzend bewiesen wurde, wo man nach dem fremden Elemente zur Aushülfe griff, und da in derselben Zeit das Studium der deutschen Sprache und Literatur anfing, in England festen Fuß zu fassen, so darf man wohl fragen, warum man sich dort an die todten klassischen Sprachen um Aushülfe wandte, statt die Bildungsfähigkeit des angelsächsischen Elementes nach Kräften auszubeuten, und wo dieses nicht ausreichte, den reichen Schatz deutscher Worte in Anspruch zu nehmen.

Um diese Frage genau und schlagend zu beantworten, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die Punkte richten, wo sich das Bedürfniß neuer Worte fühlbar machte, und die Ideen ins Auge fassen, die ausgedrückt werden sollten. Es fehlte dem Engländer weder an Ausdrücken für lieben, leiden und empfinden, noch auch an sol-

chen, um seinen Zorn, seinen Unwillen, seine Bewunderung an den Tag zu legen; er konnte jedes sociale Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, Unterthanen und Obrigkeit, Herrschern und Beherrschten bezeichnen, er konnte seine praktische und theoretische Philosophie in die erforderlichen Worte kleiden; mit einem Worte, es fehlte ihm durchaus nicht an Worten für seine Ideen auf moralischem, rechtlichem und philosophischem Gebiete. Daß er sich aber mit eben so großer Leichtigkeit über Gegenstände des praktischen Lebens ausdrücken konnte, ohne irgendwo Worte zu entlehnen, brauche ich wohl um so weniger zu sagen, als die englische Nation von jeher in dem Rufe des Materialismus gestanden hat. Die Worte, deren man jetzt bedurfte, sollten Begriffe auf einem ganz andern Gebiete ausdrücken. Die französische Revolution, die die Hand an das geweihte Haupt eines Königs zu legen gewagt hatte, rüttelte gleichzeitig an vielen alt hergebrachten Formen, Napoleon pochte an die Thüren der Fürsten und Völker, ein langer, schwerer Krieg weckte die schlummernden Nationen, aber der Mann, welcher diesen mächtigen Anstoß und Umschwung herbeigeführt hatte, erlag den Folgen seiner Tollkühnheit. Das rege Leben, was sich bis dahin nur in der Bekämpfung des großen Kolosses gezeigt hatte, warf sich nun auf die Wissenschaften, ein langer Frieden begünstigte die neuen Bestrebungen, Entdeckungen folgten auf Entdeckungen, ein dunkler Punkt nach dem andern ward aufgehellt und so ein culturgeschichtlicher Fortschritt gemacht, wie ihn kein vorhergehendes Jahrhundert aufzuweisen hatte. Mit Hülfe ausgezeichneter Fernröhre entdeckte man neue Monde, Planeten und Kometen; mit Hülfe der Mikroskope die neue Welt von Thieren im Wasser und in der Erde, auf dem Gebiete der Chemie entdeckte man die neuen Urbestandtheile der Erde, auf dem Gebiete der Botanik und Naturgeschichte kamen zahllose neue bisher unbeobachtete Pflanzen und Thiere zu Tage, kurz der menschliche Forschergeist zeigte sich überall thätig und lieferte Resultate, die man wenige Jahre vorher kaum zu ahnen gewagt hatte. Diese Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Technologie, Physik, Chemie, Physiologie, Medicin, Geologie, Mineralogie, Botanik, Astronomie u. s. w. waren es, die neue Ausdrücke verlangten, und bei der Gelegenheit dieser Entdeckung wollte der eine Gelehrte seine Gelehrsamkeit zeigen, der andere einen Namen verewigen. Nehmen wir aber einmal an, daß der Entdecker bei der Taufe seines geliebten Kindes von dem Grund-

satze ausgegangen sei, ihm einen möglichst einfachen Namen zu geben, einen Namen, der die Sache bezeichnete, ohne die Sinne bestechen zu wollen, so konnte der Name doch nur aus einem einfachen oder zusammengesetzten Worte bestehen. War das Wort einfach, so konnte es entweder schon vorhanden oder neu gebildet sein. War es schon vorhanden und etwa in einem andern Sinne gebräuchlich, so entstand durch die neue Anwendung eine Zweideutigkeit, und wurde die Sache (was doch besonders wünschenswerth schien) nicht schlagend bezeichnet, war das Wort weniger gebräuchlich, schon veraltet, so suchte der Namengeber der Sprache ein Wort wieder aufzubringen, gegen das sie sich schon aus irgend einem Grunde erklärt hatte, und es ist in der That keine kleine, wahrscheinlich eine vergebliche Aufgabe, das Absterbende dem Leben wiedergeben zu wollen. Wurde das Wort neu gebildet, etwa durch eine Ableitungsendung, so war Gefahr vorhanden, daß es an seine Abkunft erinnerte und die neue Idee durchaus nicht hervorhob, und so konnte man also nur ein Wort nehmen, das eben, weil es noch nicht in einem andern Sinne bekannt war, als unverdächtiger Träger der neuen Idee auftreten konnte. Im vorliegenden Falle würde die Frage also heißen: Warum nahm man zur Bezeichnung des neu Entdeckten oder Erfundenen nicht ein schon in der deutschen Sprache vorhandenes Wort, sondern gab Zusammensetzungen in den klassischen Sprachen den Vorzug? Es sind hier wieder nur zwei Fälle denkbar; entweder nämlich hatte das Englische das deutsche Wort schon aufgenommen, und dann hatte es dieselbe Idee wie in unserer Sprache, konnte also nicht mit berücksichtigt werden bei der Wahl des neuen Ausdrucks, oder die englische Sprache hatte das Wort nicht, sei es, daß sie schon ein Supplement dafür besaß, oder daß sie sich aus einem andern Grunde schon früher gegen die Aufnahme dieses Wortes erklärt hatte; sie konnte also auch hier ihre Zuflucht nicht zum Deutschen nehmen. Allein hier kommt noch ein anderer viel wichtigerer Grund in Betracht, nämlich der Umstand, daß die deutsche Sprache oft selbst sich die Ausdrücke erst schaffen, oder gar ebenfalls aus den alten Sprachen entlehnen mußte. Hatte der Engländer aber nur die Wahl zwischen einem neugebackenen deutschen, von dem er selber nicht einmal wußte, ob er allgemein in Aufnahme kommen würde, und einem aus den klassischen Sprachen entlehnten, und darum wenigstens den Fachgelehrten sicher verständlicheren, wer will es ihm da verargen, daß er zu dem letztern griff?

Allein der bei weitem größte Theil der neu aufgenommenen Worte besteht in zusammengesetzten, und auch hier beobachten wir wieder dasselbe Verhältniß. Mag sich die Summe der deutschen Worte, welche gnädige Aufnahme fanden, auf etwa ein, höchstens zwei Dutzend belaufen, die Anzahl der aus den klassischen Sprachen des Alterthums aufgenommenen und zum Theil neu gebildeten übersteigt mehrere Tausende, und leider sind hierunter viele, von denen man annehmen möchte, daß die deutsche Sprache sie eben so gut als die klassischen hätte liefern können. Wir fragen also hier wieder nach den Ursachen, welche diese Bevorzugung der klassischen Sprachen herbeiführten. Englische Gelehrte, welche die Zusammensetzungsfähigkeit ihrer Sprache zum Gegenstande ihres Nachdenkens gemacht haben, sprechen sich darüber etwa folgendermaßen aus: Like the modern German it possessed once a similar power of combining its elements and of forming new compounds at its pleasure. This last in the singular advantage of a homogeneous language, for by a species of elasticity it can thus accommodate itself to any condition of the national mind..... We regret the loss of those variable terminations of our once homogeneous language which gave it an unlimited power of forming compounds. Dürften wir nun annehmen, daß diese Ansicht unter den englischen Gelehrten allgemein verbreitet sei, so müßten wir daraus die Schlußfolgerung ziehen, daß man an der Bildsamkeit des angelsächsischen Elementes ziemlich verzweifelt; allein glücklicherweise scheinen die Endungen auf die neuen Zusammensetzungen weniger Einfluß auszuüben, als man sich jenseits des Kanals glauben machen will. Denn wenn wir die schon vorhandenen Composita betrachten und uns erinnern, daß z. B. handbook und alle mit self... zusammengesetzten Worte für gut englisch gelten, so müssen wir wohl zugestehen, daß das Vorhandensein von Flexionsendungen keine so nöthige Bedingung für die Bildung neuer Worte ist. Ja wenn man dagegen bedenkt, daß die englische Sprache weder eine Zusammensetzung gestattet, wo das erste Wort sich auf ness endigt, noch da, wo der erste Theil der Zusammensetzung mit zwei Flexionssilben schließt, so möchte man fast behaupten, daß gerade das Vorhandensein gewisser Endungen im Englischen ein ernstes Hinderniß für die Zusammensetzung abgebe. Das Englische scheint vielmehr wie das Deutsche eine große Neigung zu Wortverbindungen zu haben, wo sich keine Endung findet, sondern

Stamm an Stamm anschließt, oder höchstens ein 's als Zeichen der innigern Verbindung eingeschoben zu werden braucht. So sagt der Engländer eben so gut sugarloassia, huntsman'shorn, hercules's allhue, wie der Deutsche Schnupftabacksdosenfabrikant und Landmessergehülfe; allein es läßt sich nicht verkennen, daß die englische Sprache bei ihren Neubildungen Gesetze zu befolgen hat, die die deutsche nicht anerkennt. Während z. B. der Deutsche an einer Zusammensetzung wie: Geheimnißkrämer keinen Anstoß nimmt, möchte der Engländer wohl schwerlich sagen können madness attack, und eben so wenig möchte es ihm gestattet sein, das deutsche Undurchdringlichkeit durch unthoroughfaresomeness zu übersetzen. Es scheint nicht, daß der Accent das einzige Hinderniß solcher Zusammensetzungen ist, und eben so wenig kann es die auszudrückende Idee allein sein, denn dagegen spricht schon die Verbindung dieser Worte im Deutschen, die Hindernisse müssen vielmehr im Sprachidiom liegen, und verdienten wohl einmal sprachphilosophisch beleuchtet zu werden. So lange aber die Principien für die Bildung neuer Worte auf dem Gebiete des angelsächsischen Elementes in der englischen Sprache noch nicht gefunden und festgestellt sind, bleibt die Bildung derselben mehr dem Geschmacke und Sprachgefühle des Individuums überlassen. Natürlich können nur diejenigen Worte wirklich in den Sprachkörper aufgenommen werden, welche im Geiste der Sprache gebildet sind, während diejenigen, welche ohne Geschmack vollzogen sind, als „probationers" das Urtheil des Publikums abwarten müssen. Blicken wir nun auf die Geschichte der englischen Sprache zurück, so müssen wir leider eingestehen, daß es eine Zeit gab, wo viele geschmacklose Neubildungen gegen das Idiom der englischen Sprache entstanden, und es ist deshalb leicht erklärlich, warum selbst Gelehrte dem angelsächsischen Idiome jede Weiterbildsamkeit absprechen, allein sie haben ohne Zweifel den Stab zu rasch über dem angelsächsischen Elemente gebrochen, und durch dies vorschnelle Urtheil dazu beigetragen, daß ein bloßes Vorurtheil eine wirkliche Macht gegen neue deutsche Worte wurde.

Wenn nun aus dem bisher Gesagten auch deutlich hervorgeht, daß es dem angelsächsischen Elemente durchaus nicht an Zusammensetzungsfähigkeit fehlt, und daß also die Ansicht, welche ihr dieselbe absprach, höchst irrig ist, so erklärt doch die Existenz dieser Ansicht hier hinlänglich, warum man sich so selten zur Bildung neuer Worte

auf diesem Gebiete entschloß. Wollte man aber dessen ungeachtet dem Bedürfnisse neuer Worte dadurch abhelfen, daß man die Biegsamkeit des deutschen Wortstammes in der Bildung neuer Zusammensetzungen erprobte, so blieb nichts übrig, als sich an die plattdeutsche oder hochdeutsche Sprache zu wenden. Die Kenntniß des Plattdeutschen steht aber bis jetzt in England auf einer so niedrigen Stufe der Verbreitung, daß man wohl behaupten kann, es ist kaum ein Anfang gemacht, diese Mundart zu studiren. Was ferner die Kenntniß des Altdeutschen anbelangt (das doch höchst wahrscheinlich hätte oft da aushelfen können, wo man lateinischen oder französischen Worten den Vorzug gab), so liegt dieselbe ebenfalls noch in der Wiege, und wartet eines belebenden Mutterauges, um zu gedeihen. So hätte die englische Sprache sich also nur ans Hochdeutsche wenden können, um ihrem Wortmangel abzuhelfen, und unsere Worte entweder unverstümmelt oder umgestaltet aufnehmen müssen.

Allein waren nicht Substantivendungen wie ung, barkeit, igkeit, und Adjectivendungen wie icht und selig gänzlich gegen das Idiom der englischen Sprache, und also unaufnehmbar? Und wenn sie also umgestaltet werden mußten, wo waren die Regeln, nach welchen eine solche Umschaffung vollzogen werden konnte, ohne aus dem verstümmelten Worte ein sinnloses Ungethüm zu machen? Das war also unmöglich. Indessen kommen doch Fälle vor, wo der hochdeutsche Wortstamm dem Bedürfniß hätte abhelfen können, und man sich dessen ungeachtet an die klassischen Sprachen gewandt hat. Hier fragen wir nun, welcher Umstand hat den Sprachen des klassischen Alterthums den Vorzug gegeben? War etwa die Leichtigkeit der Zusammensetzung in den alten Sprachen größer, als in der deutschen? Es läßt sich nicht läugnen, die griechische Sprache besonders zeichnet sich durch große Leichtigkeit in Zusammensetzungen aus; Beispiele finden sich bei Aeschylus in großer Anzahl, ja bei Aristophanes Eccles. v. 1169 findet sich sogar ein Wort, das aus 79 Silben besteht. Dieses ist nun freilich ein komisches Wort, und nie im wirklichen Gebrauche gewesen, allein nichtsdestoweniger kann es eben so gut gebraucht werden, um die Leichtigkeit der Composition zu zeigen, wie das Nub. v. 332 gebrauchte neunsilbige, und das bekannte homerische *βατραχομυομαχία*. Das Lateinische steht in dieser Beziehung dem Griechischen offenbar nach, denn wenn es auch zwei Worte mit Leichtigkeit verbinden kann, so ist es ihm doch beinahe

unmöglich, drei Substantive zu einem Begriffe zu verschmelzen. Diese Schranke kennt die deutsche Sprache ebensowenig wie die griechische; an Worten wie Regimentsquartiermeister, Kupferstecherkunst, Messerschmiedewerkstatt hat noch Keiner Anstoß genommen, und vor mehreren Jahren haben uns auch die Didaskalia des Frankfurter Journals neue Substantive und Adjective gebracht, die hinter den Producten des griechischen Komikers nicht zurückbleiben. Wenn also die deutsche Sprache hinsichtlich der äußern Leichtigkeit in Zusammensetzungen den alten Sprachen nichts nachzugeben scheint, so müssen wir nun einmal untersuchen, ob sich nicht im Acte der Wortverbindung selbst Etwas findet, das den klassischen Sprachen einen Vorzug einräumt.

Es versteht sich von selbst, daß zwischen den Worten, welche eine Verbindung eingehen, eine geistige Verwandtschaft bestehen muß, und unter Umständen kann dieses hinreichen, um beide Theile zusammenzuhalten. Allein die griechische Sprache begnügt sich nicht damit, die Bestandtheile des neuen Wortes durch die Idee verschmolzen zu wissen, sondern sie geht auch darauf aus, dem Auge die Verbindung anschaulich, und den Sprachorganen die Aussprache des neuen Wortes bequem zu machen. Daher kommt es, daß wir bei der Bildung neuer Worte nicht allein Assimilation gewisser Consonanten und ein Ausstoßen von Vocalen bemerken, wo durch das Zusammentreffen derselben ein Hiat hätte entstehen können, sondern daß wir auch häufig auf die Vocale ε, ο, ι, (η, σι) stoßen, wo sie bloß des Wohllautes wegen eingeschoben sind. Auch die lateinische Sprache sucht dem Wohllaute bei Zusammensetzungen wenigstens insofern Genüge zu leisten, als sie den ersten Theil der Zusammensetzung stets mit i, also einem Vocale endet, wodurch das Zusammentreffen mehrerer Consonanten schon vermieden wird.

Wenden wir uns nun zur deutschen Sprache und suchen wir in ihr dieselben Erscheinungen auf, so finden wir allerdings, daß auch sie ein Bestreben hat, den Hiat zu vermeiden, z. B. in den Worten, worin, woraus, allein dieses Streben zeigt sich mehr vereinzelt, und durch das Anwenden von Consonanten, wie z. B. bei den Worten, deren erster Theil mit einem Substantiv auf ung, heit, schaft, gebildet ist, das euphonische s zwischen beiden Theilen der Zusammensetzung eingeschoben wird. Will der Deutsche zwei Substantive genauer verschmelzen, so macht er sie wohl von einander abhängig und

setzt also das erste in den Genitiv, z. B. Mannesalter, Pathengeschenk, Verkaufsrecht, allein viel häufiger rechnet er darauf, daß die ausgedrückte Idee stark genug ist, die beiden Theile zusammenzuhalten. Daher kommt es denn auch, daß, während z. B. die französische Sprache das Zusammentreffen von vier Consonanten in keiner Weise zuläßt, und oft schon bei der Verbindung dreier höchst empfindlich ist, die deutsche Sprache derartige Zusammensetzungen ohne Anstand zu nehmen in Menge zuläßt, z. B. Handschreiben, Handschuh, Feldflasche, Rothschwänzchen. Lange Uebung hat uns Deutsche dahin gebracht, daß wir auch dergleichen Worte ohne Schwierigkeit vollständig aussprechen können, allein daß die Aussprache derselben sehr schwer ist, sieht man sogleich, wenn man Franzosen und Engländer dieselben aussprechen läßt. Zwar läßt die englische Sprache auch Worte zu, wie instrument, stickingplaster, corkscrew, watchmaker, friendship, allein dafür macht man ihr ebenso, wie der deutschen, den Vorwurf, daß sie rauh sei. Da also der Engländer selbst schon Worte in seiner Sprache besitzt, wo das Zusammentreffen vieler Consonanten nicht vermieden ist, und da nach allgemeiner Annahme sein musikalisches Ohr nicht so zart ist, um durch diese Härte verletzt zu werden, so sollte man annehmen, daß, im Falle deutsche Worte dem Bedürfniß hätten abhelfen können, er diese ohne Widerstreben in seine Sprache aufnehme. Allein dem ist nicht so. Man hat ihm zu oft den Mangel an musikalischem Gehöre vorgeworfen, und er hat die Wahrheit dieser Bemerkung nur zu oft gefühlt. Da er sich nun in allen übrigen Dingen an der Spitze zu stehen schien, und zu seinen vielen „improvements" auch den Ruhm, Sinn für Musik zu haben, hinzuzufügen wünschte, so glaubte er bei der Wahl neuer Worte weniger auf ihre innere Kraft und Abstammung Rücksicht nehmen zu müssen, als auf Wohlklang und Leichtigkeit bei der Aussprache. Darüber war man von jeher einig gewesen, daß die Sprachen des klassischen Alterthums sich durch Rhythmus und Wohllaut auszeichneten; das Französische hatte diese Eigenschaften als Erbtheil vom Lateinischen überkommen, und man hatte also eine Bürgschaft, daß, wenn man Worte aus dem Lateinischen und Griechischen entlehnte, kein neuer harter Laut ins Englische aufgenommen wurde. Das Deutsche dagegen stand in dem Rufe großer Härte, französische Gelehrte hatten auf die Masse von Consonanten in einer Silbe aufmerksam gemacht, und der Engländer war natürlich bereit, dem Geschmacke

und musikalischen Ohre des Franzosen sein eignes Urtheil zum Opfer zu bringen, wenn er durch diese Nachgiebigkeit die Existenz eines musikalischen Gehörs in seiner Nation beweisen konnte. So verwies man denn nicht nur die Aufnahme neuer deutscher Worte, die ja nur plump, schwerfällig und unmusikalisch sein konnten, sondern man ging sogar so weit, selbst im täglichen Leben die Worte der klassischen Sprachen den angelsächsischen vorzuziehen. Daher sagte man, ohne einen Unterschied in der Sache zu machen, statt a room to let lieber an apartement to be let, und statt zu sagen „he was chosen a magistrate“ gebrauchte man he was elected a magistrate. Es ist möglich, daß ich bei der Wahl dieser beiden Beispiele nicht die schlagendsten getroffen habe, und daß, da Laune und Geschmack der eben redenden Person gar oft die Wahl der Worte bestimmen, ich zufällig, während meines Aufenthaltes in England, mit Personen umgeben gewesen bin, die den aus den klassischen Sprachen entlehnten Worten unbewußt den Vorzug einräumten, allein eben so fest steht auch, daß ich kein Mal Jemand getroffen habe, der mir auf der Stelle hätte erklären können, warum er von den angelsächsischen Worten weniger Gebrauch machte, als von den hochtrabend klingenden klassischen. Ehe ich jedoch diese Bemerkungen abschließe, muß ich noch die Notiz hinzufügen, daß schon Jeremy Taylor viele angelsächsische Ausdrücke als plump vermied, und dafür neugebildete lateinische einführte. Mag man nun auch über die Richtigkeit dieses Urtheils von Jeremy Taylor denken, wie man will, und mag man auch beweisen, daß dieser Mann dem angelsächsischen Elemente durchaus nicht so viel geschadet hat, als sein Einfluß auf seine Zeit fürchten lassen möchte, so muß man doch stets zugeben, daß er den Weg zeigte, den man einzuschlagen hatte, wenn man angelsächsische Worte verdrängen wollte.

Wie der englische Buchhändler auf glänzende Ausstattung der Bücher hält, um recht viele Käufer zu finden, so haben die englischen Schriftsteller beständig viel auf einen guten Styl gegeben, um sich durch ihre Feder Ansehen und Macht zu verschaffen. Bolingbroke, Addison, Goldsmith, Walter Scott u. a. m. haben sich einen bedeutenden Namen erworben, und auf ihre Zeit einen fast unbegränzten Einfluß ausgeübt, aber Keiner mehr als Samuel Johnson, dessen Schriften noch heut zu Tage als Muster des guten Styls angesehen werden. Die Schärfe, Reichhaltigkeit und Neuheit seiner Gedanken hatte gefesselt, der klare, präcise Ausdruck gefallen, und die Anordnung

der Worte in der Form von Antithesen einen Beifall erhalten, wie er kaum dem zierlichen Addison je zu Theil geworden war. Zwar hatte Johnson sich sorgfältig gehütet, neue lateinische Worte ins Englische aufzunehmen, und ihre Anwendung zu empfehlen, allein er selber hatte doch die Latinismen so sehr bevorzugt, daß man später auf die Idee kam, es seien gerade diese Worte, welche seinem Style diesen bedeutenden Beifall erworben hätten. Bekannt ist, daß er network durch any thing reticulated or decussated with interstices at equal distances between the intersections erklärte. Die Nachahmer nahmen sich Johnson's Schreibart zum Muster und nicht seine Regeln (denn diese schien er ohne Nachtheil nur zu oft selbst verletzt zu haben!), so daß die Latinismen seit dieser Zeit förmlich Ueberhand nahmen. Als jedoch das schmählich vernachlässigte und zurückgesetzte angelsächsische Element das Joch dieser Emporkömmlinge nicht mehr tragen wollte, und der zu häufige Gebrauch der klassischen Worte widerwärtig wurde, trat eine starke Reaction ein, der Aufschwung der deutschen Literatur lieferte Waffen, und Viele, die sich mit ihren Schätzen bereichert hatten, traten als Kämpfer in die Reihen gegen die übermüthigen, stolz anschwellenden Fremdlinge. Bisher hatte der junge Engländer bei der Anfertigung seiner englischen Aufsätze, Reden und Abhandlungen stets den lateinischen Ausdruck dem deutschen vorgezogen, nicht weil er bezeichnender und schlagender war, sondern weil er besser zu klingen schien, und die Mode ihn bevorzugte.

Jetzt hörte er von seinem Lehrer, daß das lateinische und griechische Wort, weit entfernt, dem Gesagten größere Würde und Kraft zu verleihen, die Lebhaftigkeit, Eindringlichkeit und Wirksamkeit der Gedanken abstumpfe, es wurde ihm empfohlen to substitute the strong homely Saxon to the sonorous Latin. Ein solcher Weg mit Ruhe, Consequenz und Gelehrsamkeit verfolgt, hätte natürlich das Ansehen des angelsächsischen Elementes wieder heben, und zu einem höchst erfreulichen Ziele führen müssen, allein zu großer Eifer, die englische Sprache wieder mehr deutsch zu machen, und die Latinismen möglichst schnell zu vertreiben, verdarb hier in einiger Zeit mehr, als jene besonnenen Versuche genützt hatten. Uebersetzer brachten eine große Anzahl neuer Worte, die, weil sie zu rasch kamen und nicht eigentlich durch die Noth empfohlen wurden, außerhalb des Sprachkörpers stehen blieben, und unvorsichtig genug begnügten sie

sich nicht damit, bloß ächt deutsche Worte zur Aufnahme zu empfehlen, sondern gingen sogar so weit, auch jene lateinischen Ausdrücke, welche das Deutsche zum Ausdrucke grammatischer oder philosophischer Begriffe der Kürze halber aufgenommen hat, das Englische dagegen oft schon in anderer Bedeutung besitzt, zum Gebrauche für den Ausdruck dieser Ideen vorzuschlagen. Wenn nun schon die so entstehende Begriffsverwirrung einer Aufnahme derselben höchst hinderlich werden, und diese massenhafte Einführung auf den Erfolg höchst nachtheilig einwirken mußte, so war es doch hauptsächlich die Geschmacklosigkeit, mit welcher man deutsche Constructionen ins Englische übertrug, und die Unbesonnenheit, mit welcher man gegen das feststehende Sprachidiom verfuhr, welche eine scharfe Reaction hervorriefen, und das Deutsche in bedeutenden Mißcredit brachten. Auf diese Weise verlor die deutsche Sprache den Boden wieder, den sie schon gewonnen hatte, und die Herren, welche das Englische aus dem deutschen Wortschatze beweisen wollten, machten die Erfahrung, daß eine nachhaltige, wirkliche Bereicherung des Englischen nur möglich war, wenn die Sprache dieser Worte zum Ausdrucke neuer Ideen bedurfte, daß die Worte selbst ausdrucksvoll und ächt deutsch sein mußten, sollten sie aufgenommen werden, und daß die Verpflanzung selbst gelegentlich, allmälig und stufenweise vor sich gehen mußte. Möge diese Erfahrung und das so kräftig aufblühende Studium des Deutschen hier bald bessere Früchte tragen, und dem angelsächsischen Elemente auch bei der Bildung neuer Worte diejenige Stellung eingeräumt werden, welche es so lange mit Ehren behauptet hat und verdient.

Vorläufig ruht diese Hoffnung freilich auf schwachen Füßen, denn diejenigen Personen, welche einen raschen Umschwung in der angedeuteten Richtung herbeiführen könnten, arbeiten meistens noch im entgegengesetzten Sinne. Zu diesen Personen rechne ich Lehrer, Literaten, Kritiker und Zeitungsschreiber, denn die neueste Zeit bringt uns noch Ausdrücke, wie vulgarism, colloquialism, polysyllabic words, siderial Astronomy, Tautology, also Producte, die nur in einer der genannten Werkstätten entstanden sein können. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als die Stellung der genannten Personen so höchst einflußreich ist, und von ihnen nicht nur die Gegenwart beherrscht, sondern auch die Zukunft theilweise bestimmt und modificirt wird.

Was der Lehrer den empfänglichen Kinderherzen mittheilt, setzt sich dort fest und wird Lebensregel; die Richtung, welche er dem Geschmacke giebt, geht nimmer verloren, sondern bildet sich später nur mehr aus. Dieser Einfluß dehnt sich einerseits auf den Styl und andrerseits auf die Wahl der Worte aus; vom Lehrer hängt es also ab, ob der Styl des jungen Mannes blumen- und floskelreich wird, oder ob er logisch scharf, einfach und kräftig sich entwickelt; von ihm hängt es ab, ob das lateinische oder sächsische Element im Style bevorzugt wird; von ihm hängt es ab, ob die nöthig werdenden Zusammensetzungen auf dem Gebiete der klassischen oder deutschen Sprache vollzogen werden. Minder direct ist freilich der Einfluß der Zeitungsschreiber, allein er ist deshalb nicht weniger beträchtlich. Das Publikum, welches hier bearbeitet wird, steht meistens in einem Alter, wo der Verstand schon selbstthätig ist und die Kritik sich zeigt. Um auf ein solches Publikum zu wirken, muß man Kenntnisse, Talent und Geschmack besitzen, man muß die abzuhandelnden Gegenstände in anziehender Form darzustellen wissen, und den Geschmack des Publikums kennen, für welches man schreibt. Ein Mann, der diese Bedingungen zu erfüllen im Stande ist, gewinnt allmälig einen bedeutenden Einfluß über den Geist seiner Leser, er darf es wagen, neue Worte einzuführen, und da sie im Geiste der Sprache geschaffen sind, können sie auf Nachsicht und Berücksichtigung rechnen. — Der Gedanke wird Träger und Empfehler des Wortes, der Redensart, der Wendung. Das neue Wort wird dem Auge bekannt, bald schleicht sich's ins Gedächtniß ein, von hier aus theilt es sich der Denkweise mit, und da nun einmal nichts im Gedächtnisse aufgehäuft sein soll, ohne benutzt zu werden, so finden wir wenige Zeit nachher denselben neugebackenen Ausdruck im Munde und der Darstellung des Publikums. Wenn aber der Einfluß dieser Personen auf die Sprache des Publikums so groß ist, wie ich eben anzudeuten versucht habe, und diese die Sprache beherrschenden Personen, durch Vorurtheile oder Abneigung veranlaßt, das deutsche Element der englischen Sprache bei der Bildung neuer Worte nicht berücksichtigen, dürfen wir uns da noch wundern, daß die Anzahl der durch Zusammensetzung auf dem Gebiete der klassischen Sprachen neu entstandenen Worte so groß und die Anzahl der neuen deutschen Worte im Englischen so gering ist? Allein wenn wir uns auf diesem Wege auch das Anschwellen von Zusammensetzungen klassischen Ursprungs erklären können, so

bleibt die Thatsache nichts desto weniger tadelnswerth, denn es möchte sich wohl ohne viele Mühe nachweisen lassen, daß ein großer Theil der neugebildeten klassischen Worte ebenfalls durch Neubildungen mit angelsächsischen Worten hätte hergestellt werden können. In einem ganz andern Verhältnisse stehen zur englischen Sprache diejenigen Worte klassischen Ursprungs, welche in Büchern über Chemie, Technologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Geographie, Mythologie und Meteorologie gebraucht werden, denn diese finden ihre Erklärung und Entschuldigung in der Klarheit, Schärfe und Kürze, die sie der Darstellung verliehen. Und außer diesen Gründen, die ihre Aufnahme wünschenswerth, ja theilweise nothwendig machen, haben alle eine Art historisches Recht auf Berücksichtigung und oft auch die Ansprüche des Alters für sich. Man weiß ja, daß in früheren Zeiten die Gelehrten einen Staat im Staate bildeten, daß man nicht für das Volk, sondern für die Wissenschaft, für die Gelehrten schrieb, und nur ihnen die neuen Entdeckungen mittheilen wollte. Bei jedem Gelehrten setzte man aber die Kenntniß des Lateinischen und Griechischen voraus, während man von dem Engländer nicht verlangte, daß er Deutsch verstehen sollte, und es dem Deutschen leicht verzieh, wenn er kein Wort Englisch verstand. Und eben so verlangte man vom Schweden kein Italienisch, vom Russen kein Dänisch, vom Dänen kein Französisch, von allen dagegen verlangte man Kenntniß des Lateinischen, und deswegen war man sicher, Werke, in dieser Sprache geschrieben, der allgemeinen Kenntnißnahme angeboten zu haben. Wenn man nun ferner bedenkt, daß auch die mündlichen Vorträge von Leuten gehalten wurden, die der klassischen Sprachen kundig waren, und daß die Genauigkeit des Ausdrucks den Gebrauch des lateinischen Kunstwortes empfahl, so hat es nichts Auffallendes mehr, einen Zoologen so sprechen zu hören: In the structure of the occiput and base of the cranium this large scull resembled more the Palopteryn, oder The mole cricket emits a phosphorescent light. Als man dann endlich zu der Ansicht kam, daß besonders diese obengenannten Wissenschaften bestimmt waren, mit dem täglichen Leben in Beziehung zu treten, und als man dann anfing, Werke für ein größeres Publikum schreiben zu wollen, fand sich, daß man es vernachlässigt hatte, Worte für die neuen Begriffe in der eigenen Muttersprache zu bilden, und daß dieselbe also trotz ihrer Reichhaltigkeit und Biegsamkeit nicht

ausreichte, um einen vollständigen Vermittler zwischen den Entdeckungen der Wissenschaft und dem neuen Publikum abzugeben. Man entschloß sich also, die wissenschaftlichen Ausdrücke anzuwenden, und diese gewissermaßen dem Volke zu leihen, allein da man sie in derselben Zeit demselben durch Umbildung der Endungen mundgerecht gemacht hatte, so erbten sie sich bald wie eine Krankheit von Geschlecht zu Geschlechte fort, und erwarben das Bürgerrecht, ohne jemals als ächte Söhne des britischen Sprachgenius angesehen zu sein. Aber auch trotz dieser Umgestaltung haben diese Worte für den Uneingeweihten etwas Abstoßendes, Fremdartiges und Unbestimmtes, für den Laien sind sie eine Art von Hieroglyphensprache, und er wird wohl nicht leicht begreifen, wenn er in einem Handbuche der Chemie liest von nitroprussides, alkaline carbonate, provide of tin, carburetted hydrogengas, in der Geologie von tournonites, dolomites u. titaniferous veins of St. Gothard, in der Physik von diamagnetic action u. dioptic dissolving lantern. Ebenso schwer möchte es einem Laien wohl werden, mit folgendem Satze eine klare Idee zu verbinden: The opecculated species of Mollusca constitute a large share of this increase but the dioptea and raphoneis oregonica are the only two species characteristic of the locality. Die Zahl dieser neuen Ausdrücke ist ungeheuer und wächst noch mit jedem Tage. Mag der Lexikograph auch noch so sorgfältig sein bei der Auswahl der neuen Ausdrücke, die er in sein Wörterbuch aufnehmen will, und die ausscheiden, welche mehr der Wissenschaft als dem täglichen Leben angehören, so wird doch auch so die Anzahl der stets neu aufzunehmenden Ausdrücke mit jedem Jahre bedeutend wachsen, und die Wichtigkeit der Wissenschaften, die sich ihrer bedienen, ihn hier und dort zwingen, Concessionen zu machen. Aber selbst bei ruhiger Ueberlegung kann man sich nicht enthalten, diese Ausdrücke mit Schmarotzerpflanzen zu vergleichen, denn sie sind dem wahren Körper der englischen Sprache absolut fremd, sie gedeihen auf seine Kosten, und dehnen sich mit einer Schnelligkeit aus, die ans Unglaubliche streift. Hätte das Deutsche in den vorliegenden Fällen dem Wortmangel im Englischen abhelfen können, wie es das leider nicht konnte, da man auch hier versäumt hatte, die deutsche Terminologie auszubilden, so würde es sich auf die Dankbarkeit des Englischen einen bedeutenden Anspruch erworben haben, und dem Umsichgreifen klassischer Neubildungen haben vorbeugen können.

Hatte aber bisher der Wohlklang der Worte und die Leichtigkeit der Zusammensetzung den klassischen Sprachen schon einen bedeutenden Einfluß bei der Bildung neuer Worte gesichert, hatte ferner der Erfolg Schriften, in denen sich Latinismen fanden, besonders begünstigt, und die exacten Wissenschaften ihren Wortbedarf vorzüglich aus den klassischen Sprachen ergänzt, so hatten das die Freunde des Deutschen zwar beklagen müssen, allein es gab das noch keinen Grund zu Befürchtungen, so lange man annehmen durfte, das 5/8 der im täglichen Gebrauch vorhandenen Wörter deutschen Ursprungs waren. Indessen scheint seit einiger Zeit ein Feind gegen das Deutsche aufgetreten zu sein, der zwar nicht sichtbar ist, allein nichts destoweniger höchst mächtig und furchtbar, das ist die Mode. Die englische Sprache hat mit den Ursprachen gemein eine gewisse Leichtigkeit im Ausdrucke, eine große Anzahl von Synonymen, deren Unterschiede noch nicht philosophisch genug festgestellt sind, giebt ihr die Möglichkeit, jede Nüancirung und Schattirung des Gedankens auszudrücken. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Reichhaltigkeit in Ausdrücken ein bedeutender Schatz für eine Sprache ist, allein zu gleicher Zeit wird diese Reichhaltigkeit nur zu oft zum Tummelplatz für die Mode. Mit der Willkür und Unbesonnenheit einer Despotin begünstigt sie den einen Ausdruck, während sie den andern in den Abgrund stößt, oder der allgemeinen Verachtung preisgiebt; mit der Zartheit einer Modedame findet sie den einen zu gemein und grob, den andern aber zu unbestimmt oder zu zweideutig; mit der Leichtfertigkeit einer öffentlichen Dirne will sie ihren Liebling zum Himmel erhoben und überall gepriesen sehen, um ihn bald nachher zuerst zu verlassen. Noch immer sendet sie ihre Zöglinge nach Paris, um ihnen feine Sitte und Weltkenntniß zu lehren, noch immer ist ein französisches bon mot eine Empfehlung in guter Gesellschaft, noch immer ist es erlaubt, ein vorhandenes englisches Wort durch ein wohlklingendes französisches zu ersetzen. Fragen wir aber, welchem Wortstamm das zu ersetzende oder vielmehr zu verdrängende angehörte, so werden wir stets finden, daß es das angelsächsische war, und wenn wir dann dasjenige betrachten, welches an seine Stelle getreten, so werden wir finden, daß es fast ohne Ausnahme lateinischen Ursprungs ist, und das Resultat wird also sein, daß auch die Mode die Ausdehnung und Macht des deutschen Wortstammes bekämpft. Wenn aber die Mode so sehr gegen den deutschen Wortstamm eingenommen ist, daß sie so-

gar französischen Worten gegen längst aufgenommene die Concurrenz gestattet, und wenn ferner feststeht, daß der Engländer, weit entfernt, auf seine Verwandtschaft mit dem Deutschen stolz zu sein, sorgfältig eine Handlung vermeidet, die an seine Verwandtschaft mit dem Deutschen erinnern könnte, so dürfen wir uns wohl nicht mehr wundern, daß er auch bei der Bildung neue Worte es vorzieht, sich dem fremden Elemente in die Arme zu werfen.

Bedenken wir nun, daß der menschliche Geist die Veränderung liebt, und sich leicht dem Neuen zuwendet, selbst wenn es das Alte in keiner Beziehung übertrifft, und bedenken wir ferner, daß ein großer Theil des Publikums vom Ausbeuten der Mode lebt, so werden wir die Macht des Hebels ermessen können, der eben die Fabrikation neuer Zusammensetzungen mit klassischen Worten auf diesen hohen Standpunkt erhebt. Zu ihr gesellt sich dann als mächtiger Bundesgenosse der Nutzen: quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos, und die Erfahrung lehrt, daß es keine leichte Sache ist, als unbekannter junger Mann gleich eine bedeutende Kundschaft zu erlangen. Wenn ein junger Doctor sich die Freiheit nimmt, an seiner Schelle täglich mehrfach klingen zu lassen, und wenn er Wagen bestellt, die vor seiner Thür halten müssen, als ob sie auf die Rückkehr von Patienten aus des Doctors Hause warteten, soll da nicht auch ein Schuster das Recht haben, sich als Eupodistic bootmaker mit resilient boots dem Wohlwollen des Publikums zu empfehlen? Der gute Mann ist als homo novus dem großen Consumenten, Publikum genannt, unbekannt, auch vor seinem Erscheinen und Auftauchen wußte sich das Publikum den angepriesenen Artikel zu verschaffen, es war mit seinen Lieferanten zufrieden, warum soll es also zu einem andern gehen, dessen Geschicklichkeit noch nicht bekannt ist?

Aber unser neuer Schuhmacher will arbeiten, verkaufen, verdienen, er muß mit den schon vorhandenen Gevattern concurriren, in einer Kunst kann er es vielleicht, soll er sich nun nicht der Mittel bedienen, die ihm zu Gebote stehen, um Kunden anzulocken? Darum nannte er sich Eupodistic bootmaker und er ist sicher, daß dieser fremdartige, unverständliche Titel, sowie die Neugierde des Publikums ihm Leute zuführt, die ihm zu verdienen geben. Derselben Quelle verdanken Worte wie Panklibanon tronworks, Antigropelos, Eu-knemida ihre Entstehung; das Publikum will aufmerksam gemacht sein, und die betheiligten Personen aus der Unverständlichkeit des

Titels ihren Nutzen ziehen. Irgend ein beliebiger Quacksalber hat eine Mischung von Kräutern erfunden, die dem Körper nicht schadet, gleich verkauft er sie unter dem Namen von revalenta Arabica food, und verspricht Jedem, der davon Gebrauch macht, vollständige Herstellung seiner Gesundheit. Ein angehender Gelehrter schreibt ein Buch über Fischfang, the days of Fly-fishing, aber statt sein Werk mit dem bekannten angelsächsischen Worte zu bezeichnen, wählt er den Titel Salmonia, denn das ist weniger verständlich, scheint also etwas Neues und Unbekanntes zu enthalten. Der anlockende Titel soll dem Verfasser einen Namen machen, vielleicht seine Beförderung begründen, das Publikum veranlassen, sich das Buch anzusehen, zu bewundern und zu kaufen. Ein anderes Buch trägt den griechischen Titel bibliomania, nicht weil das neue Wort bezeichnender ist, als love of books, sondern weil es die Neugierde mehr reizt, und weil es Mode ist, einen sonderbaren Titel für die gewöhnlichsten Sachen zu suchen, um sie auffallend und neu zu machen. Es ist das derselbe unschuldige Kunstgriff, wie wenn man eine alte Ausgabe zu einer neuen macht, dadurch daß man einen neuen Titel drucken läßt. Wer möchte wohl gleich unter dem Titel British Mycology sich den Inhalt dieses Werkes denken können? Wollte der Verfasser etwa zu gleicher Zeit seine Kenntniß der griechischen Sprache zeigen, oder bloß der Mode huldigen? Dasselbe Haschen nach fremdklingenden Ausdrücken findet sich auch in der Bezeichnung von Erzeugnissen der Kunst, denn die Verfertiger oder Erfinder, die die Resultate ihres Denkens dem Strome der Vergessenheit entreißen, und zu gleicher Zeit den verderbten Geschmack des Publikums kitzeln wollen, suchen auch auf diesem Gebiete nach dem Auffallenden.

Ein neues musikalisches Instrument wird durch den griechischen Namen Apollonicon beim Publikum eingeführt, und so gegen die hochschlagenden alles Gewöhnliche verschlingenden Wogen des täglichen Lebens zu schützen gesucht. Herr Buchey kündigt sein Product an unter dem Namen prismatic trinoptic and dioptic dissolving lantern! und sollte es trotz seiner Vorsichtsmaßregeln ihm weder Geld noch Ruhm einbringen, so hat er doch wenigstens die Genugthuung, dem Kinde seines Nachdenkens einen Namen gegeben zu haben, der über alle Namen ist. Einer Anführung weiterer Beispiele enthalte ich mich um so lieber, als ich glaube, daß das Gesagte schon hinreicht, um einen deutlichen Begriff von dieser neuen Nomenclatur zu geben

und die Producte selbst so marktschreierischer Natur sind, daß man sie nur mit Widerwillen lesen und hören kann. Während bei den wissenschaftlichen Ausdrücken das Bilden neuer Worte durch Entlehnen aus den klassischen Sprachen sich erklären und durch die Noth entschuldigen läßt, treten hier die Schattenseiten des menschlichen Charakters in aller Nacktheit gegen das Einfache, Kräftige und Natürliche in die Schranken, und unterstützen einen Kampf zweier Elemente, der, wenn er wirklich zum Nachtheile des angelsächsischen Sprachstammes ausschlagen sollte, von Jedem, der es mit der englischen Sprache wohl meint, nur schmerzlich bedauert werden kann. Schon jetzt erregt die Masse der neuen Worte, welche Chemie, Mineralogie, Technologie u. s. w. der englischen Sprache zu- und ins tägliche Leben einführen, ernste Besorgnisse; ein unbesonnenes Vermehren derselben kann uns nur unwillkommen sein, und zu dem Wunsche veranlassen, daß diese Richtung, welche die englische Sprache nur auf Kosten des angelsächsischen Elementes durch Entlehnen aus den klassischen Sprachen des Alterthums bereichern will, recht bald in einem Umschlagen der Mode ihren Untergang finden möge. Erst dann, wenn es wieder für einen Ruhm gilt, selbst über Gegenstände der Wissenschaft so einfach, klar und verständlich zu schreiben, wie Paley, Sir John Herschel und Sir Charles Bell es thaten, wird es dem angelsächsischen Elemente möglich sein, dem Andringen und Ueberhandnehmen der klassischen Worte sich mit Erfolg entgegenzustemmen und der englischen Sprache diejenigen Vorzüge zu bewahren, die zu ihrer Verbreitung in so hohem Grade beigetragen haben.

Göttingen. G. Jäp.

Zur Kenntniß
der
mundartlichen Literatur
Italiens.

(Schluß zu Nr. VII. S. 178.)

Das an werthvollen Erzeugnissen reichste Zeitalter der venezianischen Poesie beginnt mit dem 18. Jahrhundert und hat bis zum Ende des ersten Drittels des gegenwärtigen fortgedauert. Die Mundart, welche nun seit mehr als anderthalb Jahrhunderten in literarischem Gebrauche gewesen war, hatte einen Grad der Festigkeit und der feinen Ausbildung erlangt, welcher immer mehr zu ihrer Anwendung einlud. Der Staat Venedig zehrte nur noch an den letzten Ueberbleibseln seines Ruhmes von ehedem, aber in dem langsamen Todeskampfe der Republik, welcher die veränderte Richtung des Welthandels die Lebensadern abgeschnitten hatte, war der Sinn ihrer Bewohner für die Kunst derjenige, welcher sich am längsten erhielt. Der machthabenden Oligarchie muß es nachgerühmt werden, daß wenigstens ein Theil ihrer Mitglieder Muße und Geld, die der andere am Pharaotische oder in sittenlosen Orgien vergeudete, dem Schutze und der Förderung geistiger Interessen zuwandte. Die Künste füllten die Mußestunden aus, sie bildeten einen Hauptreiz der höheren venezianischen Geselligkeit, und ihre Förderung gehörte gewissermaßen zum guten Tone. Die Staatsinquisition, welche gerade damals eine um so größere Strenge entfaltete, je mehr sie den Boden unter ihren Füßen weichen fühlte, ließ dem Fluge der Phantasie ihrer Unterthanen in der Regel den freiesten Spielraum. Die Dichtkunst gehörte zu den Circenses der Republik. Die Abgeschlossenheit in sich selbst, welcher Venedig nach dem Verluste des Weltverkehrs verfiel, konnte nur dazu beitragen, den Localgeist zu vermehren und Alles das, was dem Umschwunge des Zeitenrades zum Trotz in den venezianischen Sitten Eigenthümliches und Originelles geblieben war, stärker hervortreten zu lassen. Venedig war trotz seines Verfalls oder vielmehr gerade in

seiner Eigenschaft als großartige Ruine, poetisch genug, um sowohl Motive für die Dichtkunst herzugeben, als auch die Anschauungsweise seiner Bewohner poetisch zu erhalten, und dadurch mußte die Sucht, locale Stoffe, oder wenigstens die Stoffe in localer Anschauungsweise zu behandeln, zur rechten Geltung gelangen. Der Gebrauch der Mundart war weniger wie je davon zu trennen.

Aber schon im ersten Viertheil des 18. Jahrhunderts drohete der venezianischen Poesie eine gefährliche Klippe, die Unsittlichkeit, welche damals in der Republik einen so furchtbar hohen Grad erreicht hatte, daß sie sich selbst in die Kunst auf eine bedauerliche Weise eindrängte. Die meisten Producte dieser Verbindung der Poesie mit der raffinirtesten Wollust sind zum Glück für jene wie für die guten Sitten verloren gegangen, weil sie meistens nur handschriftlich circulirten und schwer zur Publication zu bringen waren, vielleicht auch, weil sie sich durch keine Vorzüge auszeichneten, welche den Inhalt und die Tendenz, wenn auch nur für Augenblicke, hätten vergessen machen können. Den Repräsentanten der ganzen Schule aber kennen wir aus seinen nur zu zahlreich nachgelassenen Gedichten. Es ist dies Giorgio Baffo, venezianischer Patrizier, gestorben um 1768, als der letzte Sprößling seines sehr alten Geschlechts. Aus dem nicht sehr inhaltreichen Leben dieses Mannes (die Biographie universelle hat ihm einen Artikel aus Ginguené's Feder gewidmet) steht die merkwürdige Thatsache fest, daß er, welchen man κατ' ἐξοχὴν den Dichter der Wollust und zwar in ihrer gröbsten Form nennen kann, weil er kaum eine keusche Zeile geschrieben hat, in seinem Privatleben sich der strengsten Reinheit der Sitten befleißigte, ja daß er selbst in seiner Conversation sich nie eine indecente Aeußerung erlaubte. Hiernach scheint es, daß Baffo die Poesie als eine Art von Fontanelle für seine unreinen Leidenschaften benutzt habe, und dieses Beispiel würde in der Geschichte der Literatur keineswegs vereinzelt dastehen. Ist es so, dann müssen wir in diesem Falle mehr als in irgend einem andern die unglückliche Mischung der Natur beklagen, die den Dichter zwang, seine Kunst zum Ablagerungsplatz für die bösen Säfte zu machen, welche den Menschen hätten verderben können; wir müssen es beklagen um jener Fülle von Phantasie, Geist, Witz und vollkommener Herrschaft über die Form willen, welche hierbei mit vergeudet wurde, und die auf edle Stoffe verwandt, Baffo zu einem großen Dichter gemacht haben würde.

Die Staatsinquisition, sonst gegen die Kinder der Phantasie ziemlich tolerant, verfolgte Baffo's Poesieen mit ungewöhnlicher Strenge, weniger vielleicht aus Achtung vor den guten Sitten, als um der Satyre willen, deren Geißel der Dichter schonungslos, namentlich gegen die Geistlichkeit, geschwungen hatte. Dennoch konnte die Publication derselben nicht gehindert werden. Nach mehreren unvollständigen Ausgaben erschienen sie außerhalb Venedigs unter dem Druckorte Cosmopoli 1789, 4 Bde. 8. Viele andere sollen sich im Manuscript im Besitze einer venezianischen Familie befinden.

Das böse Beispiel Baffo's und seiner Gesinnungsgenossen blieb glücklicher Weise ohne nachhaltigen Einfluß auf die venezianische Poesie im Allgemeinen. Edlere Kräfte wirkten direct und indirect dagegen. Zwar sind die sehr zahlreichen, großentheils moralischen, Sonette des Giambat. Merita, Abt des Benedictiner-Klosters von St. Giorgio, der um die Mitte des Jahrhunderts unter den anagrammatischen Namen Tati Remita schrieb, jetzt vergessen, weil es ihnen bei aller edlen Absicht doch zu sehr an poetischem Gehalte fehlte. Desto mehr aber wirkten die satyrischen Poesieen des Patriziers Ang. Maria Labia (geb. 1709, gest. 1775), der mit glühender Phantasie, schlagendem Witz und echt republikanischer Gesinnung den Verfall der Sitten und des Vaterlandes beklagte. In einem seiner Sonette sagt er von sich selbst:

Mi son nè chietin[1]), ne son rebelo
Mi son un cittadin apassionà
Per veder che da qualche tempo in qua
La povera mia patria va in sfasselo[2]).

Mi no dirò de questo nè de quelo,
Ma ve prego d'usarme carità,
Se qualche volta andasse tropo in là,
Perche anca el gran dolor tiol[3]) el cervelo.

Per poderme cavar de sugezion
Ho pensà de parlar nel mio dialeto,
Perchè el daga più forza a l'espression,

Che no ghe vol nè crusca ne fioreto[4])
A un cittadin, che in dir la so opinion
No ga che Dio e che San Marco in peto.

---

[1]) Falso divoto. [2]) dissoluzione. [3]) toglie. [4]) fior della farina.

Aber den Machthabern war seine Geißel doch zu scharf, und mehrere seiner Gedichte, unter anderen seine Arringa al senato sul decreto di abolizione de' frati, sind erst in neuerer Zeit gedruckt worden (bei Gamba Poes. Venez. Tom X.).

Ein Satyriker ganz anderer Art als Labia war Ang. Maria Barbaro, geb. 1726, gest. 1779. Während jenem die sittliche Entrüstung die Feder führte, folgte dieser nur dem Drange einer ungezügelten Spottlust. Da er in Portogruara geboren war, wo sein Vater die Stelle des Podestà bekleidete, so konnte er, obgleich aus patrizischem Geschlechte, nicht in den großen Rath treten, und wurde deshalb ohne inneren Beruf Geistlicher, als welcher er verschiedene Staatsämter bekleidete. Mißmuth über seine verfehlte Bestimmung scheint seinen angebornen Hang zur Satyre noch vermehrt zu haben. Von lebhaftem Geiste, mit beißendem Witz und großen Anlagen zur Poesie ausgestattet, widmete er dem satyrischen Genre derselben seine Mußestunden, machte sich aber bald so viele Feinde, daß er nicht anders als von einem bewaffneten Diener begleitet auszugehen wagte. Sorglos und leichtsinnig im Leben, achtete er auch in seinen Gedichten die guten Sitten wenig. Deshalb und wegen seiner boshaften Ausfälle gegen bekannte Persönlichkeiten ist der größte Theil seiner Werke ungedruckt geblieben, darunter sein eben so witziges als indecentes Lustspiel Anna Erizzo in Costantinopoli. Nur wenige, die von den genannten Fehlern ziemlich frei sind, hat Gamba (a. a. O. Tom XI.) bekannt gemacht, darunter eine treffliche Bearbeitung der bekannten Erzählung: die Matrone von Ephesus. Folgendes Epigramm ist von ihm:

El concier[1]) de la dona
Ogni momento el cambia;
Parigi ne da el ton
Per topè, per bandete e per cignon.
Quel concier feminil
Xe vario; ma el viril
Quelo del cavalier e del mario
No va avanti ne indrio;
L'è costante, l'è quelo,
L'è quelo che savè,[2])
L'è quelo alfin, l'è quelo de Moisè.

Marc' Antonio Zorzi, geb. 1703, gest. 1787, einer der vorzüglichsten venezianischen Juristen, war lange Zeit hindurch Mitglied des Gerichts der Vierziger, und bekleidete das ehrenvolle Amt eines Contradictors*). Er war ein Mann von sehr vielseitiger Bil-

[1]) Acconciatura. [2]) sapete.

*) Unserm Generalprocurator entsprechend.

bung, wie seine zahlreichen hinterlassenen Schriften beweisen, die theils wissenschaftlichen, theils poetischen Inhalts sind, von denen aber nur Weniges im Druck erschienen ist. Unter andern hat er Cicero's Briefe in die venezianische Mundart übersetzt, für welche er eine leidenschaftliche Vorliebe hegte. Wir kennen von ihm eine kleine Anzahl reizender Canzonetten, welche den Verlust seiner übrigen Gedichte sehr bedauern lassen. Als Probe die folgende:

El cuor me dise
Che go un rival,
Ma no ghe credo.
Nè ben nè mal
No xe prudenza
Crederghe a lu.

Lu, per esempio
Me dise spesso
Che doveressi
Amarme adesso;
E pur per questo
M'ameu mo vu?

Um die Mitte des Jahrhunderts machte Giov. Pozzoboni, Buchhändler in Treviso (geb. daselbst 1713, gest. 1785), ein Mann von unverkennbarem poetischen Geiste, den Versuch, sich wiederum mehr dem fast ganz aufgegebenen Volkstone in der Poesie zu nähern. Er hatte den glücklichen Gedanken, seine leichten und anmuthigen Gedichte zuerst im J. 1744 in der Form eines Almanachs unter dem Titel lo schieson Trevisan (die Fratze von Treviso), so genannt von dem grotesken Manneskopfe auf dem Titelblatte, herauszugeben. Der Versuch fand einen so unerhörten Beifall, daß schon von dem ersten Jahrgange gegen 40,000 Exemplare abgesetzt wurden. Seitdem erschien Jahr aus Jahr ein ein neuer Jahrgang bis an Pozzobon's Tod, der den Beinamen des Schieson Trevisan mit ins Grab nahm. Sämmtliche in den verschiedenen Jahrgängen enthaltenen Gedichte P.'s erschienen gesammelt zu Padua, 1788 in 5 Bänden. 8. Es ist in dieser reichen Sammlung natürlich nicht Alles von gleichem Werthe. Aber P. hat unstreitige Verdienste um die mundartliche Poesie Venedigs, indem er die Mundart mit großem Glücke zu jener Gattung benutzt hat, welche eine gefällige Mitte zwischen dem höheren Tone der Poesie und dem eigentlichen Volkstone hält. Hier folgendes Sonett von ihm zur Probe:

Cara Catina mia, son insognà
Una cossa, che a dirla me vergogno,
Son insognà (ma al fin l'è stato un sogno)
Che mi con vu me gera maridà.

Ma l'uno e l'altro gera desperà
Per aver fato sto grosso codogno;

Da una banda gavevimo el Bisogno,
E da quel' altra la Necessità.

Scontenti, malinconichi, afamai,
Ogni dì sempre più l'andava mal;
Mocolavimo[1]) come renegai!

E senza bezzi e senza capital,
Pieni de cuche[2]), de miserie e guai,
Alfin semo redoti a l'Ospeal.
Se sto sogno bestial
El se verificasse, che nol so,
Staressimo pur freschi tuti do!

P. darf in so fern gewissermaßen als der Gründer einer neuen Schule in der venezianischen Poesie angesehen werden, als verschiedene Dichter nach ihm, Männer von feiner gebildetem Geist und ächtere poetische Naturen, mehr oder weniger in seine Fußtapfen traten und seine Manier bis zu der Form veredelten, in welcher sie in einigen Dichtern des gegenwärtigen Jahrhunderts erscheint.

Ehe wir diese nennen, müssen wir jedoch noch einiger Männer erwähnen, deren Werke, der höheren Gattung angehörend, von den Venezianern mit Recht zu dem Vorzüglichsten gezählt werden, was die Mundart aufzuweisen hat. Das erste sind die Cavei de Nina des paduanischen Arztes Gian Giacomo Mazzolà (gest. 1804), hundert Sonette zum Lobe des Haares seiner Geliebten, eine Nachahmung der bella mano des Giusto da Conti. Ihre ursprüngliche Zahl betrug nicht weniger als 500, aus denen des Dichters Freund, der Abt Meneghelli, 100 für den Druck auswählte. Sie erschienen zuerst in Padua 1785. 8. und sind nachher mehrmals wieder gedruckt worden. An Fülle der Phantasie, Gedankenreichthum und Schönheit der Sprache werden sie kaum von ähnlichen Producten übertroffen. Es weht wirklich ein Petrarca'scher Geist durch diese „Haare Nina's." Sie müssen aber im Zusammenhange gelesen werden, weil ihr Hauptreiz in der Mannigfaltigkeit der Wendungen besteht.

Gleichfalls angeregt durch ein Meisterstück der italienischen Poesie ist der Dithyrambus el vin Friularo de Bagnoli von Andrea Pasto (geb. 1746, gest. 1806), eine Nachahmung von Redi's Bacco in Toscana. Auch dies Gedicht rechnen die Venezianer mit Recht zu den Meisterstücken ihrer Literatur, namentlich in Beziehung

[1]) Bestemmiavamo. [2]) debiti.

auf die Sprache, welche den ganzen Reiz und Reichthum der Mundart entfaltet. Es gab Anlaß zu mehreren Nachahmungen, die aber alle weit hinter P.'s Arbeit zurückblieben. Auch unter P.'s übrigen Gedichten, welche gesammelt zuerst in Padua 1806. 8. erschienen, findet sich manches Vortreffliche.

Unmittelbar an Pozzobon schließt sich Giambat. Bada, welcher noch im 2. Jahrzehend dieses Jahrhunderts am Leben war. Er setzte den Schieson Trevisan unter dem Titel el novo schieson Venezian im Geiste seines Vorgängers mehrere Jahre hindurch regelmäßig fort. Ein Mann von fruchtbarer Einbildungskraft, blieb er indessen bei diesem Genre nicht stehen, und es sind nicht weniger als vier komische Heldengedichte aus seiner Feder geflossen, unter denen Lo Scaramuzza in 10 Gesängen am berühmtesten geworden ist. Außerdem haben wir von ihm eine Anzahl äsopischer Fabeln. Seine poetischen Werke sind vollständig Venedig 1800. 4 Bde. 8. gedruckt. Die Fabeln erschienen zuerst vollständig ebendaselbst 1816. 8. B.'s Poesieen wurden zu seiner Zeit sehr geschätzt und werden noch immer gern gelesen. Der Dialekt aber, dessen er sich bediente und den er selbst auf den Titeln seiner Werke vernaculo familiar venezian nennt, ist meistens der der unteren Schichten der Gesellschaft und deshalb für sprachliche Zwecke mit der gehörigen Vorsicht zu benutzen.

Der letzte Dichter, dessen Blüthezeit noch ganz dem 18. Jahrhundert angehört, ist Francesco Gritti (geb. 1740, gest. 1811), bis zum Untergange der Republik Mitglied des Richtercollegiums der Vierziger, unstreitig einer der liebenswürdigsten Jünger der venezianischen Musen. Er hatte in früherer Zeit eine Anzahl italienischer Gedichte drucken lassen und war deshalb lange Zeit nicht zu bewegen, die leichten in venezianisches Gewand gekleideten Kinder seiner Laune, auf welche er selbst wenig Werth legte, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie sind deshalb meistens erst nach seinem Tode gedruckt. Aber sie werden seinen Namen erhalten, so lange es eine venezianische Mundart giebt, während seine italienischen Producte schon jetzt vergessen sind. Seine vortrefflichen Fabeln haben ihm den nicht unpassenden Beinamen des „venezianischen Lafontaine" verschafft, und bilden nebst der chinesischen Erzählung il Brigliadoro (in zwei Gesängen) den Haupttheil seiner Werke. G. hatte sich nach französischen Mustern gebildet, und nicht mit Unrecht wird ihm der Vor-

wurf gemacht, die Mundart durch Gallicismen verunreinigt zu haben, ein Fehler, welcher allerdings für den Nichtvenezianer schwer zu bemerken ist. Seine Fabeln behandeln zum Theil die längst bekannten Stoffe, und wir wählen die erste der nachfolgenden Proben absichtlich unter diesen, um Gelegenheit zur Vergleichung mit andern Bearbeitungen zu geben.

I casteli in aria.

Tuti sa, che là in campagna
Verso l'alba, senza falo
Canta el galo: cucuru.
Dona Cate da la late
Giusto alora leva su.

Con un passo la xe in stala
Là la monze[1]) la Lucieta
La vacheta che savè[2]);
La prepara po la zara[3])
Con so late como el xe.

L'altro zorno, andando a ponto[4])
Co la zara su la testa,
Scalza e lesta a la cità,
A bel belo un castelo
La s'ha in aria fabricà.

Oh! tre lire (la diseva)
De sto late ti ti trovi!
Tanti vovi[5]) ti ha da tor;
Ti ha da darli per coarli[6])
A la chioca[7]) del fator.

Mo no passa minga[8]) un mese
Che te becola[9]) el fomento
Più de cento bei pipi,
Che galline grasse e fine
Te deventa in quatro dì.

Che? la volpe? sì, marmeo[10])!
A vardarle no ti spendi,
Ti le vendi, ma co[11]) ben!
Tio[12]) un porcheto; povereto!
Vé co belo ch' el te vien!

L'è st' altr' ano da casoto[13]);
Oh, che lardo! el fa la goba[14]),
I tel roba[15]) da la man;
Voi[16]) cinquanta, voi setanta,
L'è 'l so prezzo come un pan.

Ti pol torte co sti bezzi
Una vaca!.... ih, che panza!
Oe ...... t'avanza un vedelon[17]);
Varda, el salta, el se rebalta
Tra le piegore e'l molton[18]).

A sto passo d'alegrezza
La fa un salto su la giara,
E la zara, tunfe[19]).... zo[20]);
E schiao[21]) late, bon dì Cate,
Vovi, porco, vaca e bò.

Done care, tegnì streto,
Cari amici, tegnì duro
Quel sicuro che gavè[22]).
Mo i xe beli!.... ma casteli
Tuti in aria: lo vedè.

---

[1]) munge. [2]) sapete. [3]) giara. [4]) punto. [5]) uova. [6]) covarli. [7]) chioccia. [8]) mica. [9]) pizzicano. [10]) eine Interjection gleichbedeutend mit no, per mia fe'! [11]) come. [12]) togli. [13]) capanna. [14]) lo scrigno. [15]) te lo rubano. [16]) voglio. [17]) vitello. [18]) montone. [19]) ein Onomatopöetikon von einer mit Geräusch zur Erde fallenden Sache, unserem provinciellen Berdauz! oder ähnlichen entsprechend. [20]) giù. [21]) addio. [22]) avete.

Kakalor e Kinkà.

El principe Kinkà, l'ereditario
No so se del Giapon o de la China
Spassizava [1]) in un parco solitario
Col so Mentore al fianco in bagolina [2]),
E la noja, che ai grandi el tafanario
Xe solita incandir [3]) a la perlina,
Secava, come la faría [4]) coi picoli,
A so altezza imperial ambo i testicoli.

Ministro in parte de ste operazion
Gera el Mentore stesso Kakalor,
El qual con serie indefesse lezion
Ghe insegnava el mestier de Imperator,
Che, com' è noto, ha da esser giusto e bon
E magnanimo e intrepido se ocor;
Che co [5]) i monarchi ha [6]) tute ste virtù,
No serve un bezzo [7]) che le abiemo nu [8]).

Mentre Kinkà con aulica decenza
Va sbadagiando [9]), un rossignol a volo
Se fica là tra i carpani, e scomenza
A gorghegiarse un delizioso a solo.
In estasi .... ma, avezzo a la violenza,
Kinkà ciga [10]): chiapèlo [11]). El rossignolo
A la minacia de la prigionia
Salta a caval d'un zefireto, e via.

In colera so altezza: A ti, vien qua,
(El dise a Kakalor) via, sior maestro,
Spiegame mo sta singolarità!
L'oseleto el più amabile, el più destro
Compositor de sol-do-re-mi-fa,
Scampa, se sconde in bosco: elo un bel estro [12])?
E po vien mile celegati [13]) a gropi
Fin su la regia a rovinarme i copi [14])?

— Signor, risponde a l'imperial Infante
Severo Kakalor, dovè imparar,
Che mentre se va el scioco e l'ignorante
Al so simile franchi a presentar,

---

[1]) Passeggiava. [2]) giannetta. [3]) arsicciare. [4]) farebbe. [5]) come. [6]) hanno. [7]) no serve niente, è inutile. [8]) noi. [9]) sbadigliando. [10]) grida. [11]) pigliatelo. [12]) bizarria. [13]) passerini. [14]) tegoli.

L'omo grando se sconde; ma el regnante
Che felici i so popoli vol far,
Nol minacia, lo cerca, lo carezza....
Se torna el rossignol, creanza, Altezza.

Wir haben jetzt noch zwei Dichter zu nennen, deren Blüthezeit fast ganz dem gegenwärtigen Jahrhundert angehört, Antonio Lamberti und Pietro Buratti. Wie sie die letzten venezianischen Dichter sind, so haben sie auch die mundartliche Dichtkunst Venedigs auf eine Stufe der Anmuth und Eleganz gebracht, die vor ihnen Keiner erreicht hatte.

Antonio Lamberti, der noch im dritten Decennium des gegenwärtigen Jahrhunderts lebte, begann seine poetische Laufbahn mit einer Fortsetzung von Pozzobon's und Bada's beliebtem Almanach u. d. T. el schieson Venezian senza peruca im Jahre 1798, worin die Manier seiner Vorgänger aber bedeutend veredelt erscheint. Hierauf folgten im Jahre 1802 seine Quattro stagioni campestri e cittadine, die seinen Namen schnell berühmt machten. Obgleich die Idee zu denselben vielleicht durch Thomson's und Saint-Lambert's verwandte Werke angeregt worden war, so ist die Behandlung des Stoffes doch so durchaus original, daß von einer Vergleichung mit jenen durchaus nicht die Rede sein kann. Napoleons Besuch in Venedig i. J. 1807 verherrlichte er durch eine Visione fatidica in venezianischer Mundart. Im J. 1817 erschien zuerst eine Sammlung seiner kleinen lyrischen Gedichte und Fabeln, auf welche sein Ruhm sich hauptsächlich gründet und die ihm den Namen des venezianischen Anakreon verschafft haben. „Lamberti, sagt Cesarotti, braucht den Vergleich mit den berühmtesten Dichtern der edelsten Sprachen nicht zu scheuen. Er ist abwechselnd Anakreon, Petrarca und Lafontaine." Wirklich kann man kaum etwas Reizenderes lesen als seine kleinen Canzonetten, von denen wir schon oben (S. Bd. VII. S. 168 d. Z.) eine genannt haben. Zur Probe hier noch die folgenden:

La Marina.

Za se abozzava[1]) el zorno,
Le stele in ciel spariva,
L'aurora compariva
El mondo a ralegrar.

Un bel matin de zugno[2]),
Che a Lio[3]) su la marina
Gera co la Biondina
El fresco a respirar.

[1]) Spuntava. [2]) giugno. [3]) Lido, die weltbekannte reizende Insel unfern der Stadt Venedig, welche die Lagunen vom offenen Meere trennt.

Con un fioreto in testa
La gera, e coi caveli
Che sparsi in biondi aneli
Ghe zogolava [1]) in sen.

No la gaveva busto,
Nè veli, nè cerchieto,
Ma solo un corsiereto [2])
E un bianco bocassin [3]).

Messa cussì, in quel' ora,
Puzada [4]) sul mio brazzo,
Pensève che strapazzo
La fava de sto cuor!

La se ne gera acorta
Sta furba, sta strigheta [5]),
E a darme la stangheta [6])
La s'ha volsù provar:

„Varda quel sol, la dise,
„Co belo ch'el vien fora,
„E come che l'indora
„L'acqua col so splendor!

„Come ch'el venteselo
„Va l'aria rinfrescando,
„Come se va ingrespando
„Placidamente el mar!

Ma mi, che come brase
Tuto de drento ardeva,
Pensève se gaveva
Più vogia de vardar.

„Ti, ti xe el sol, rispondo,
„Per mi nè gh'è altri soli;
„O che ti me consoli,
„O vedime a morir.

Pietosa quei ochieti
Verso de mi la move,
E sento, che me piove
Mile dolcezze in sen.

La man ghe strenzo alora,
La bela me risponde,
Le idee me se confonde,
Più no me trovo in mi.

De st' estasi beata
Chi poderia parlarve?
Coss' oggio da contarve
Se in mi no gera più.

So che svegià [7]) m' ho visto
Sentà co la mia bela;
E Amor sentà con ela,
Ma mezo indormenzà.

Il dubbio.

Mi, co te vedo, sento
Un certo no so che,
E digo che nol sento,
E digo che nol gh'è.

Mi, me se inchiava i denti
Quando te voi parlar,
E digo, i xe acidenti,
Digo che l'è 'l mio far.

Me cocola [8]) una bela,
E invece penso a ti,
E digo che xe quela
Un' incostanza in mi.

No visitarte zuro [9]),
E so' ogni sera qua;
E credo e son sicuro
Che l' uso m'ha portà.

---

[1]) giuocolavano. [2]) bustino. [3]) auch mezzo tonda genannt, ein unter den Mädchen der niederen Klassen in Venedig und namentlich in Chioggia übliches Kleidungsstück, bestehend in einer Art von Schürze in der Regel von feiner Leinwand, welche hinten am Gürtel befestigt und von dort aus über den Kopf gezogen wird, so daß sie auch das Gesicht bedecken kann. [4]) appoggiata. [5]) Dimin. v. strega. [6]) dar la stangheta = burlare, beffare. [7]) svegliato. [8]) accarezza. [9]) giuro.

Voi disgustarte, e sento
Proprio che no son bon;
Ma digo: no lo tento
Perchè no go rason.

Me meto anca in borezzo[1]),
E po' so' imusonà[2]),
Ma digo: l'è un matezzo[3]),
Sempre cussì son sta.

Digo ste cosse, è vero,
E pur no stago ben,
E se ho da dir sincero
Go de l'afano in sen.

Cossa che sia sto impia ton
Voria saver da ti,
Essendo che da tanto
No son capace mi.

Vorave po .... Eco el caso ...
No posso andar più in là,
Tremo, barboto[4]), taso ....
Sarav' io inamorà?

So lieblich Lamberti's Lieder sind, so fein und geistreich sind seine Fabeln (Apologhi). So die folgende:

I sorbeti.

Dimandando a un cortesan,
Che ogni cossa ga per man,
Che nei afari de sto mondo
El procura andar a fondo,
La rason perchè l'Amor
Tante forme el sapia tor,
Ma in un modo, che capir
Nol se pol[5]), nè defenir,
Sento a dirme: „Vegni qua
Al cafè de la Realtà,
Un sorbeto beverè
E l'Amor cognoscerè.“ —
— Vado. El dise: „Cossa gh'è?“ —
— I risponde: „Framboè[6]),
Cedro, Ribes, Maraschin,
Moscatela, Canelin,
De la Vissola, del Persego,
Del Farsido[7]), de la Fragola. —
„Basta; Fragola“, disemo
E bevemo;
E bevendo el dise lu:
„Caro vu,
„Sti sorbeti che xe stai[8])
„Dal ragazzo nominai,
„Xe li ogn' uno diferente? —
— „Che dimanda? No se sente? —
„Si, ma el corpo, o per dir megio,
„Quela cossa che i sostenta,
„Che deventa
„La so essenza, in conclusion,
„Cossa xela? — „L'è el limon.“ —
— „Ben; l'Amor xe vanità,
„Xe interesse, xe pietà,
„L'è amicizia, platonismo,
„Tenerezza, magnetismo;
„Ma l'essenza, in conclusion,
„Xela altro che limon? —“
Son restà come un minchion.

Lamberti's gedruckte poetische Werke füllen ein kleines Bändchen von kaum 300 Seiten, und selbst dies Wenige mußte der Herausgeber dem bescheidenen Dichter fast mit Gewalt entwenden. Aber jede Zeile davon erweckt den Wunsch, daß sich für die nach Gamba's Bericht noch zahlreichen handschriftlich vorhandenen Poesieen L.'s ein Herausgeber finden möchte.

---

[1]) zurro. [2]) ingrugnato. [3]) pazzia. [4]) balbetto [5]) non si può. [6]) lampone [7]) sorbetto variegato. [8]) son stati.

Ein in seiner Art ebenso liebenswürdiger Dichter wie Lamberti war Pietro Buratti (gest. 1832). Aber seine Art war eine ganz andere. Damit auch ihm ein vergleichender Beiname nicht fehle, hat man ihn wohl den „venezianischen Beranger" genannt, und wirklich ist eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihm und dem französischen Chansonnier vorhanden. Buratti schildert sein Genre am besten selbst, indem er von sich sagt: „Ich floh die sogenannte gute Gesellschaft wegen der tödtlichen Langeweile, die ich in derselben empfand, und suchte den Umgang von Leuten, denen die Dichtkunst nur bei der Flasche willkommen war, und deren verwöhnter Gaumen sie zugleich mit dem nöthigen Salze gewürzt haben wollte." Ein seltsames Gemisch von Leichtsinn und tiefem Gefühl, wechselt auch in seinen Werken unnachahmliche Zartheit und Grazie mit rücksichtsloser Derbheit und faunischer Lüsternheit. Der größte Theil seiner Gedichte behandelt Ereignisse und Persönlichkeiten des Tages, und sein unerschöpflicher Humor, verbunden mit feiner Beobachtungsgabe, wußte jedem Dinge die pikanteste Seite abzugewinnen. Seine satyrische Geißel brachte ihn aber oft in Verlegenheit, wie ihm denn eine Klagschrift an den Präfecten während der Blokade Venedigs i. J. 1812 eine längere Gefängnißstrafe zuzog.

Buratti war ein sehr fruchtbarer Dichter; die Zahl seiner Poesieen ist außerordentlich groß, aber nur ein kleiner Theil derselben ist im Druck erschienen. Unter seinen lyrischen Gedichten, von denen Gamba eine kleine Auswahl in seine mehrmals genannte Sammlung aufgenommen hat, gehören die Lieder zu den schönsten ihrer Art, wenngleich manche für keusche Ohren nicht taugen. Noch mehr trifft seine satyrischen Poesieen, welche sich meistens auf bestimmte Ereignisse und Persönlichkeiten beziehen und deshalb für den Nichtvenezianer ohne Commentar kaum verständlich sind, der Vorwurf der Unsittlichkeit ganz in Baffo's Geschmack, den er sich darin zum Vorbilde genommen zu haben mehrmals offen bekennt. Ein Theil derselben erschien außerhalb Venedig ohne sein Wissen gedruckt im J. 1823, wurde aber sogleich eifrig unterdrückt, und nur wenige Exemplare entgingen der Vernichtung, zum großen Nachtheile für den Ruhm des sonst so liebenswürdigen Dichters. B. war ein geborener Bologneser, und genaue Kenner des Venezianischen tadeln seine Mundart als nicht frei von Italianismen.

La Barchetta. *Canzonetta per musica.*

La note xe bela,
Fa presto, Nineta,
Andemo in barcheta
I freschi a chiapar.

Che gusto contarsela
Soleti in laguna,
E al chiaro de Luna
Sentirse a vogar!

A Toni go dito
Che'l felze [1]) el ne cava
Per goder sta bava [2])
Che supia [3]) dal mar.

Ti pol de la ventola
Far senza, mia cara,
Che i zefiri a gara
Te vol sventolar!

Se gh' è tra de lori
Chi tropo indiscreto
Volesse dal peto
El velo strapar,

O chi sul zenochio
Le alete formando
Magior contrabando
Volesse tentar,

No bada a ste frotole,
Soleti nu semo,
E Toni el so remo
L'è atento a menar.

Nol varda, nol sente,
L'è un omo de stuco [4]),
Da gonzo, da cuco [5])
A tempo el sa far.

Che no parla? Mi no parlo;
Co le done son discreto,
El mio forte xe el secreto,
Nina mia, no dubitar.

Ma l'amor, co l'è de quelo,
E co l'anema l' ha ponto,
Assicurete che sconto,
Cara Nina, no pol star.

Basta un moto per tradirme,
Una languida ochiadina,
Una meza tocadina
Che te daga de scampon [6]).

Posso ben per qualche volta
Far el bravo, el disatento,
Ma po capita el momento
Che me squagio [7]) da minchion.

Per esempio, co te vedo
Qualchedun tropo vicin,
Mi me sento un bruseghin [8])
Che me inquieta e me fa mal.

E xe alora che me missio [9]),
Cambio ciera, levo suso,
E te fazzo bruto muso
Per paura de un rival.

Che no parla? Mi no parlo,
Saria proprio un omo indegno,
Ma che tasa, no me impegno
O le man, o i ochi, o el cuor.

Tropo, cara, ti me piasi,
Tropo inquieto son per ti
Per esiger che ogni dì
Staga sconto el nostro amor.

---

[1]) Die Decke über der Gondel (das deutsche Wort Filz). [2]) venticello fresco. [3]) soffia. [4]) uomo insensato, balordo. [5]) far el gonzo, far el cuco = far l'ignorante. [6]) alla sfuggita. [7]) mi manifesto. [8]) gelosia. [9]) mi dimeno.

L'Innocenza.

(Noch ungedruckt.)*)

Siora mare![1]) Sta matina
(La indovina!)
Canarin e canarina
Tuti dò col so zufeto[2]),
Visti go nel cesteleto
Far cuzeto[3]) e smorozar[4]).

Che festini! Che graziete!
A le strete
Gera[5]) i bechi, e co le alete
Certi moti i se faceva,
Che convulsi li vedeva
Qualche tiro minacciar.

— — — — —

Siora mare benedeta!
(So sempieta)
Se gavesse una chebeta[6]),
Poderia col so permesso
Cufolarme[7]) e far l' istesso
Co quel mato de Tonin?

Werfen wir zum Schluß einen Rückblick auf das Gesammtgebiet der venezianischen Poesie, so fällt uns zunächst der große Reichthum derselben in die Augen. Wir haben uns in obiger Darstellung nur auf das Wichtigste beschränkt; eine vollständige Sammlung des wirklich Gedruckten würde eine nicht unbedeutende Zahl von Bänden enthalten müssen. Und doch ist das Gedruckte nur der kleinste Theil. Der größere schlummert handschriftlich in verschiedenen öffentlichen und Privatbibliotheken Venedigs. Selbst von den Werken der neuesten Dichter ist, wie wir gesehen haben, ein Theil ungedruckt geblieben. Von manchen älteren und neueren ist nur ihr Name und die Nummer bekannt, welche die Handschrift ihrer Werke in den Repositorien der Marcusbibliothek führt.

Dieser Reichthum der poetischen Literatur findet außer in den schon oben mehrfach entwickelten Gründen seine Erklärung noch besonders in der Beschaffenheit der Mundart selbst. Keine Mundart Italiens (das geben vorurtheilsfreie Toskaner selbst zu) ist durch ihre musikalische Zartheit, ihre Geschmeidigkeit, ihren Reichthum so geeignet zur Anwendung in der Dichtkunst, wie gerade die venezianische, keine ist so sehr des verschiedensten Ausdrucks fähig, keine schmiegt sich leichter in die verschiedensten Formen.

Im Einklange mit diesen Eigenschaften der Mundart gehört denn

---

*) Aus einer im Besitze des Verfassers dieses Aufsatzes befindlichen handschriftlichen Sammlung mehrerer Poesieen Buratti's.

[1]) madre [2]) ciuffetto. [3]) covaccio. [4]) far all' amore. [5]) erano. [6]) piccola gabbia. [7]) accosciarmi.

auch der größere Theil der venezianischen Poesie dem lyrischen Genre an, anfangs fast ganz in den kunstvollen Formen der Nationalpoesie, dem Sonett und der Canzone, erst seit dem vorigen Jahrhundert vorherrschend in jener leichteren und volksthümlichen Form des Liedes (canzonetta) von sehr mannigfacher metrischer Bildung. Liebe, Galanterie und Eifersucht bilden die vorherrschenden Themata der Lyrik und zwar ganz in dem Geiste, welchen die venezianischen Sitten und Gewohnheiten mit sich brachten. Die Behandlung ist namentlich in den älteren Dichtern bei allem Ernste selten ohne einen burlesken Anstrich, der erst bei einigen neueren der zarten und gemüthlichen Auffassung Platz macht. Auch die satyrische Poesie bewegt sich meistens in den bekannten Formen, namentlich der Terzina und dem Sonett. Letzteres erscheint alsdann gewöhnlich in jener verlängerten Form, colla coda genannt, wo dem letzten ternario noch eine bald längere bald kürzere Reihe von Strophen folgt, deren Metrum und Reim gewissen Regeln unterworfen sind. Der Satyre mangelt es nicht an Kraft des Ausdrucks, wohl aber an höherer und allgemeiner Auffassung. Sie bewegt sich fast immer in dem engen Kreise localer Sitten, Ereignisse und Persönlichkeiten, wodurch sie für entferntere Zeiten und Oertlichkeiten zum Theil unverständlich wird. Die epische Dichtkunst ist sehr schwach vertreten. Venedigs Geschichte hat nur zu einem einzigen größeren Product dieser Art Anlaß gegeben (s. oben Bd. VII. S. 178 d. Z.). Dagegen fehlt es namentlich bei den neueren Dichtern nicht an einzelnen kleineren Erzählungen.

Von dem Gebrauche der Mundarten im Drama ist schon oben gehandelt worden. Hier mag nur bemerkt werden, daß das Venezianische die größere Verbreitung seiner Kenntniß und seines Ansehens im übrigen Italien ganz besonders der vielfachen Anwendung verdankt, welche Goldoni und Gozzi in ihren Werken von demselben machten. Einige Dramen des Ersteren sind ganz in der Mundart geschrieben, jedoch in ihrer niedrigsten Form. Auch aus älterer Zeit sind verschiedene ganz venezianische Lustspiele vorhanden, meistens aber ohne Werth.

Braunschweig. **Lemcke.**

Ueber die
wechselseitige Einwirkung von Böhmisch und Deutsch.

Es ist eine bekannte, bei der vergleichenden Sprachforschung wohl zu berücksichtigende Erscheinung, daß geographisch benachbarte Sprachen, auch wenn sie verschiedenen Familien, ja selbst verschiedenen Stämmen angehören, einen mehr oder minder bedeutenden wechselseitigen Einfluß auf einander üben; minder häufig dürfte der Fall sein, daß eine der beiden Sprachen ausschließlich receptiv, passiv sich verhält. Solcher von fremdher kommender Einfluß inficirt zunächst das Lexikon; es giebt wohl wenig Sprachen, deren Wörterbuch ganz frei von fremden Elementen wäre, unter den hinlänglich bekannten unseres Wissens auch nicht eine einzige. Aber auch die Grammatik und die lautliche Beschaffenheit einer Sprache zeigen dergleichen Spuren fremden Einflusses bisweilen sehr deutlich ausgeprägt. Doch pflegt dieß in der grammatischen Structur wohl nur in der Syntax der Fall zu sein, die Formenlehre widersteht am meisten fremder Beimischung, in ihr beruht recht eigentlich das Wesen, der innerste Kern der Sprache. Daß der lautliche Charakter einer Sprache von außenher Einflüsse erleiden könne, steht durch eine Reihe von Beispielen fest, es genüge hier auf die dekhanischen Cerebralen im arischen Indisch, auf das georgische Lautsystem im iranischen Ossetisch, auf das völlig slawische Lautsystem des Lettischen hinzuweisen. Solche lautliche Verwandtschaften benachbarter Sprachen bei mehr oder minder bedeutender Verschiedenheit des gesammten Sprachorganismus möchte man vielleicht geneigt sein aus geographisch-klimatischen gemeinsamen Einwirkungen zu erklären, wenn wir nur über den Einfluß von Land und Klima auf die Gestaltung der Sprachlaute irgend etwas Stichhaltiges wüßten*).

Eines der bemerkenswerthesten Beispiele solcher Wechselwirkung zweier, wenn auch stammverwandter doch verschiedenen Familien angehöriger Sprachen kommt uns sowohl in der deutschen Sprache hie-

*) Auffallend nähert sich z. B. der Einfluß, den die weichen Vocale (die i-haltigen) auf die vorausgehenden Consonanten besonders im neueren Skandinavisch ausüben, den analogen Erscheinungen im Slawischen; u ist im Niederländischen ebenso zu ü herabgesunken, wie im Französischen u. s. w., u. s. w.

siger Lande als auch in der böhmischen Vulgärsprache alltäglich zu Gehör. Und zwar erstreckt sich der Einfluß des Slawischen nicht nur auf das in Böhmen gesprochene Deutsch, sondern auch auf das österreichische, ja in gedruckten Büchern, in Zeitschriften u. dergl. sind Slawismen nicht selten. Die Wirkung des Deutschen auf das Böhmische ist in den Städten, zumal hier in Prag wohl am stärksten. Nach Osten zu wird namentlich auf dem Lande das Böhmische reiner. Diese Wechselwirkung findet in so hohem Grade statt, daß z. B. die von Deutsch (Vlaemisch) und Französisch in Belgien, wie mir aus eigener Erfahrung an Ort und Stelle bekannt ist, eine unvergleichlich geringere genannt werden muß. Charakterisiren läßt sich dieser gegenseitige Einfluß in der Weise, daß im Deutschen vor Allem die Syntax slawische Einwirkung zeigt, sehr wenig aber das Lexikon *), das Böhmische aber (ich rede hier immer von der Vulgärsprache, der Sprache des gemeinen Mannes, nicht von der reinen Schriftsprache), nicht nur in syntactischer Beziehung, sondern auch in lexikalischer, sehr viel aus dem Deutschen aufgenommen hat. Lautlicher Einfluß zeigt sich auf beiden Seiten in nur untergeordneter Weise.

Fassen wir besonders das Deutsche ins Auge und verfolgen wir die Spuren slawischen Einflusses, die sich auch in der Rede des deutschen Bewohners kund geben, denn daß der, der von Geburt ein Slawe ist, leicht Slawismen seiner Rede einmischt, versteht sich von selbst.

In lautlicher Beziehung ist vielleicht nur das Hervorheben der tonlosen Endsylben, namentlich der stummen e zu bemerken, welches man auch in Oesterreich, z. B. in Wien, hört. Der Slawe hat nämlich kein verhallendes e wie der Deutsche, und er spricht jede Sylbe ganz vollkommen aus (z. B. kámen (Stein), anders als wir unser kamen). Dadurch bekommt die Sprache für unser Ohr etwas Hartes, Gehacktes, das namentlich in der deutschen Rede geborner Slawen oft sehr auffällig ist. Weniger auf die Deutschen übergegangen ist eine andere Eigenthümlichkeit der slawischen Zunge, nämlich die reinen Tenues k, t, p. Der Deutsche spricht jetzt anstatt der Tenuis eine beginnende Aspirata k-h, t-h, p-h (vielleicht der Anfang einer Fortsetzung der Lautverschiebung), eine Aussprache,

*) z. B. Schmetten, smetana (Rahm); Kren, kren (Meerrettig); Pawlatsch pavlac (Altan) und wenige andere.

die dem feinen Ohre des Slawen sehr auffällig ist. Der Böhme spricht nämlich die Tenues ohne allen nachfolgenden Hauch, obgleich scharf von den Mediä geschieden, und dann klingen sie sehr verschieden von unseren deutschen sein sollenden Tenues, die in der That mehr Aspiraten sind. Diese Aussprache ist namentlich beim k sehr ins Ohr fallend, der Böhme überträgt sie gern ins Deutsche, so wie umgekehrt der Deutsche Mühe hat die Aussprache der reinen Tenues sich anzueignen. Ich gestehe, daß mir erst aus slawischem Munde klar geworden ist, wie eine echte Tenuis klinge. Wie gesagt, hat sich diese Aussprache dem Deutschen nicht in weiterer Ausdehnung mitgetheilt.

Dagegen herrscht in hiesigen Landen eine wahre Scheu vor dem Artikel (der Böhme hat noch keinen Artikel), noch mehr aber vor dem Pronomen der angeredeten Person. Es gilt als unfein von diesem Pronomen Gebrauch zu machen, anstatt dessen setzt man den Titel und redet in der dritten Person („der Herr Professor wünschen") oder man läßt es geradezu aus: „Leben wohl, bleiben wohl auf" u. dergl. Diese Redeweise ist weit über die Gränzen Böhmens hinaus verbreitet, über Oesterreich (Wien) und vielleicht selbst über die südlicheren Kronländer. In dieser Gewohnheit das „Sie" wegzulassen, erkennen wir einen Slawismus, da das Böhmische nur ausnahmsweise, und in den angeführten und ähnlichen Wendungen nie, das Pronomen zum Verbum setzt. Was der Artikel beim Nomen, ist das Pronomen personale beim Zeitwort; der Einfluß des beide nicht besitzenden Böhmisch auf das Deutsche ist in beiden Beziehungen vollständig parallel.

Noch entschiedener tragen folgende Ausdrucksweisen den slawischen Typus an sich, die ebenfalls meistentheils auch im Wiener Deutsch, ja auch in gedruckten Büchern hier und da zu finden sind. Für „nicht einmal" wird gemeiniglich „weder" gesetzt: „er hat mir weder einen Kreuzer gegeben," weder — noch ist slaw. ani — ani, ani heißt aber auch „nicht einmal," so setzt man weder = ani; der obige Satz heißt z. B. böhmisch: ani krejcar mne nedal. — Bitten, wünschen u. dergl. Verba werden stets mit „damit" statt mit „daß" construirt, entsprechend dem slaw. aby, welches beide Bedeutungen hat; „ich bitte, damit," prosím, aby u. s. w. — Der Conjunctiv wird mit „möchte" umschrieben, wie im Slawischen mit bych, bys, by, z. B.: Wenn schreiben möchten = kdybyste psal =

wenn Sie schrieben. — Die auf allen österreichischen Speisezetteln figurirenden Adjectiva: „kälbernes, schweinernes" 2c. d. h. Fleisch für Kalbfleisch, Schweinfleisch entsprechen den Adjectiven, welche der Slawe statt der deutschen Zusammensetzung braucht: tilecí, reprovi maso = Kalb-, Schweinfleisch. — „Auf" für „zu, für," z. B. Geld auf Holz, penize na dríví. — „Ich stehe nicht darum" = o to nestojím d. i. frage nichts darnach, achte es gering. — „Es steht nicht dafür" = za to nestojí d. h. es ist es nicht werth, verlohnt sich nicht; státi za neco, etwas werth sein. — „Ich bin gern" = prem rád, für: es ist mir lieb; dieß kommt daher, daß in der häufigen Redensart mán rád letzteres Wort dem deutschen „gern" entspricht. — „Geben" für setzen, legen, stellen, stecken u. s. w., z. B. „gieb es auf den Tisch, in die Tasche" = dej na stul, do kapsy. „Schon nicht" für nicht mehr (das Böhmische stimmt in dieser Ausdrucksweise ganz zum Lateinischen); jiz ne = jam non, nicht mehr. — „Die Zeit, was er dort war" und ähnlicher Gebrauch von „was" = böhmisch co z. B. cas, co tam byl. Da die doppelte Negation im Böhmischen noch jetzt durchaus gesetzt wird, so weiß man nicht, soll man die entsprechende Construction im hiesigen Deutsch wie im übrigen deutschen Sprachgebiete für einen Archaismus oder für einen Bohemismus erklären. Die oben angeführten Ausdrucksweisen, denen gewiß noch viele beigefügt werden könnten, sind also ja nicht als deutsche Eigenthümlichkeiten des österreichischen Dialektes zu fassen, sondern es sind Slawismen, auf welche demnach ein Dialektforscher ein wachsames Auge haben muß. Aehnliches findet sich gewiß an allen Sprachgränzen, so ist mir aus dem rheinländischen Deutsch die Wendung „ich habe kalt, warm." ein entschiedener Gallicismus, noch sehr wohl in Erinnerung.

Noch schlimmer als das Deutsche durch Slawismen wird das gewöhnliche Böhmisch, namentlich hier in Prag, durch Germanismen verunziert. Wie schon erwähnt, ist die Einmischung des Deutschen in das Böhmische lexikalischer und syntactischer Art. Eine Unmasse deutscher Worte werden ohne weitere Umstände ins Böhmische herübergenommen, nicht selten hört man Sätze wie: on mne kränkoval a angreifoval (er kränkte mich und griff mich an), on übersetzoval u reichstagu (er übersetzte beim Reichstage) u. s. w., obwohl die böhmische Sprache für alle diese Begriffe oft mehr als einen Ausdruck bietet. Unser deutsches „gar" (freilich unübersetzbar — ich wüßte

keine Sprache, die dieses Wörtchen völlig wiederzugeben im Stande wäre), ferner das mundartliche „halt“ werden so wie „ja“ in der Form von: gor, holt, jo völlig wie böhmische Wörter gebraucht, z. B.: to je gor hezké, das ist gar hübsch, proc ne gor, warum nicht gar. Auch „zu“ beim Adjectiv, so wie „gut“ als Adverbium sind übergewandert. Aus syntactischen Germanismen wähle ich nur einen der greulichsten aus, nämlich den Gebrauch des Plurals des Pronomens on, er, also oni für alle Geschlechter als wörtliche Uebersetzung des deutschen „Sie“ in der höflichen Anrede. Der gebildete Böhme bedient sich wie der Franzose, Engländer ꝛc. der zweiten Pers. Pluralis in der Anrede, der geringe Mann fühlt sich durch solche Anrede aber leicht zurückgesetzt und hält oni (oder nach hiesiger Aussprache voni) für feiner. Dieser Germanismus verursacht nun Sätze z. B. folgender Art: kdyby voni tak dobrá byli, wörtliche Uebersetzung von: wenn Sie so gut wären, in der Anrede an eine Frau; eine Construction, die sich lateinisch etwa so ausnehmen würde: si ii tam bona essent (denn voni ist plur. masc., dobrá sing. fem.). Dagegen ist es ein Verstoß Gebildete auf diese Art anzureden; im höheren Umgange enthält man sich aller Germanismen *).

Prag. Prof. Dr. Schleicher.

---

*) Einen scherzhaften Bohemismus habe ich oben übergangen. Zu den zahlreichen bekannten Wendungen, die die deutsche Sprache besitzt, um auszudrücken: einen Rausch haben, kommt noch folgende, in Deutschland unerhörte, nämlich: einen Affen haben. Dieß ist die wörtliche Uebersetzung des böhmischen míti opici was im Böhmischen ein Wortspiel ist (opice Affe, opilý betrunken), welches natürlich in deutscher Uebersetzung wegfällt.

Die historische Entwickelung
der
dänischen Schriftsprache
von
C. Molbech.

Deutsch mitgetheilt von Dr. Edmund Zoller.

> Ciascuna cosa studia naturalmente alla sua conservazione; onde se'l volgare per se studiare potesse, studierebbe a quella; e quella sarebbe, acconciare se a più stabilità. Dante, il Convito. I, c, 13.

1. Die dänische Schriftsprache, das Organ für die Literatur, wie sie gegenwärtig gäng und gäbe ist, und wenn man aus der Sprachgeschichte einen Schluß ziehen darf, wie sie für die dänische und norwegische Nazion gemeinsam bleiben wird, muß als die neuste aller europäischen betrachtet werden. Die Schriftsprache selbst kann man jedoch etwas älter nennen, als die Literatur. Diese beginnt ihre Entwickelung vollständiger erst von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an; eine dänische Schriftsprache gab es jedoch, obwol beschränkt und ohne Reichthum bereits im sechszehnten Jahrhundert. Sie blieb in dieser ungünstigen Lage, unterdrückt und arm durch die gelehrte Literatur, die sich der lateinischen Sprache bediente und an der auch Dänemark im 16. und 17. Jahrhundert sich nicht unbedeutend betheiligte; in ihrer Ausbildung schloß sie sich jedoch (bereits vor Luthers Zeit) an die hochdeutsche, wie früher schon an die niederdeutsche Sprachentwickelung; aber sie bewahrte sich in jenen Jahrhunderten großentheils eine mehr dänische Eigenthümlichkeit in der Sprachbildung und dem geringeren Wörtervorrath, als zu der Zeit, da unsre Schriftsprache nach einem bedeutenden Sinken zu barbarischem und pedantischem Sprachverderben, in welchem sie mit Deutschland Schritt hielt, sich zu heben und zu literarischer Entwickelung zu entfalten begann. — Was hier in den allgemeinen Grundzügen, mit wenigen Worten gesagt ist, wird durch das eine oder andre practische Exempel, das im Folgenden zitirt werden soll, Licht und Bestärkung finden. Beweise der Art sind nicht überflüssig. Die Sprachgeschichte wird bisweilen sehr willkürlich oder so behandelt, als ob die Quellen nicht vorhanden wären, weil sie für manche Leser schwer zugänglich sind.

Eine so späte Literaturbildung konnte nicht ohne eigenthümlichen und bedeutenden Einfluß auf die Schriftsprache sein. Es gab gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts bei uns kein Bezügniß zwischen dem Stoff, den wir von der geistigen und wissenschaftlichen Cultur Europas aufnehmen und uns aneignen mußten und zwischen der Sprachbildung, der man dazu bedurfte, um diesen Stoff in der Muttersprache zu bilden und bearbeiten. Hatte diese Bearbeitung und Bereicherung der Sprache im 17. Jahrhunderte auch nicht stagnirt, so hatte sie doch auch nicht Schritt gehalten mit der wissenschaftlichen Cultur, die einzelne Gelehrte durch den Besuch fremder Universitäten erwarben und die sie später durch lateinische Schriften in die Heimath verpflanzten; während es von der Mitte dieses Jahrhunderts an zum guten Ton gehörte, daß der Adel und die Vornehmen von ihren Reisen im Auslande zwar weniger Kenntnisse und hohe Bildung, aber desto mehr Verachtung und

Gleichgültigkeit gegen die vernachlässigte und aus mehr als einer Sphäre verdrängte Sprache mit nach Hause brachten. Gerade wie jezt überhaupt in Europa die französische Sprache die lateinische in allen diplomatischen Verhandlungen ablöst, so wurde sie auch die allgemeine Hofsprache, während beim dänischen Hof von Friedrich III. Zeit an deutsch mehr und mehr zur täglichen Umgangssprache geworden und sich in der adeligen und vornehmen Welt verbreitete. Diese Noth der dänischen Sprache machte sich bald so fühlbar, daß die Klagen über den vernachlässigten Gebrauch und den Verfall schon frühe (1674) laut wurden und zwar, wo man es am wenigsten erwarten sollte, auf dem Katheder der Universität, — in lateinischer Sprache, und von dänischen Gelehrten, welche ernstlich beklagten, was sie zu ändern, vor allen Andern, berufen waren. Es ist dies ein bisher in der Literaturgeschichte kaum berührtes Phänomen, das wohl einer näheren Berührung werth ist.

2. Es mag uns sonderbar erscheinen, einen berühmten Professor der Kopenhagener Universität mit seiner römischen Beredtsamkeit und Dialectik beweisen zu sehen, wie nothwendig und möglich es sei, die Sprache auszubilden, welche die Natur Jedem gegeben hat, während er zugleich das Verderbliche nachwies, was in dem Vorurtheile liegt, die Landessprache sei geringer, als fremde und todte Sprachen, die man erst lernen müsse. Aber es war mehr beklagenswerth, als sonderbar, daß Rasmus Bartholin (einer der sechs gelehrten Brüder, der Söhne Caspar Bartholin's des Aelteren) selbst einen practischen Beweis davon abgeben mußte, daß er nicht im Stande sei, dem nachzuleben, was er Andern auf das Nachdrücklichste einzuschärfen suchte. Dessenungeachtet müssen wir es merkwürdig genug finden, daß er bei dieser Gelegenheit nicht an sich selbst dachte und auch zu vergessen schien, daß er einen jüngeren Bruder — Thomas Bartholin — hatte, der durch zahlreiche lateinische Werke sich und seinem Familiennamen eine europäische Berühmtheit erworben hatte, welche damals nicht leicht übergangen werden konnte und von deren Glanz ein bedeutend Theil auf sein Vaterland fallen mußte. Aber Rasmus Bartholin, der nach der Sitte seiner Zeit seine mathematischen, physischen und medizinischen Schriften und Abhandlungen lateinisch herausgab, hat deshalb nicht minder tief gefühlt, was seine Landsleute überhaupt durch den Mangel an lesbaren Schriften in der Landessprache leiden mußten. Er war ohne Zweifel unter den Gelehrten des 17. Jahrhunderts der Erste, wenn nicht der Einzige, der vom wissenschaftlichen, wie vom populären Standpuncte mit academischer Gelehrsamkeit die Sache der Muttersprache vertrat und zu beweisen suchte, daß Bücher in dänischer Sprache geschrieben werden müßten, um einerseits das Volk an die Lectüre zu gewöhnen und dadurch dem entsittlichenden Müßiggang entgegenzuarbeiten, wie andrerseits um nützliche Kenntnisse, Einsicht und Aufklärung auch bei den arbeitenden Volksclassen zu verbreiten.

Er nennt zum Beispiel Ackerbau und technische Künste als solche Gegenstände, deren Behandlung in dänischen Schriften sowol für diejenigen, welche darin ihre Erwerbsquellen suchen, als für des ganzen Landes Wohlstand von Nutzen wären. Er, der selbst nicht weniger als zehn Jahre auf seine ausländischen Reisen und Studien verwandt hatte, entwickelt vom Standpunct des Patriotismus aus, wie doch Alles, was man auf den langen und mühsamen Reisen im Ausland zu erreichen, kennen zu lernen, zu beschauen und sich anzueignen suche, — keinen andern Zweck haben könne, als die Früchte davon zum Nutzen des Vaterlandes zu verwenden; und daß es nicht genug sei, was man in Wissenschaften oder practischen Künsten zu wissen brauche, durch eine oft dürftige mündliche Unterweisung zu lernen; sondern man müsse weiter gehen durch eigne Grundsätze und Studien. Dazu brauche man Bücher in einer Sprache, die Allen zugänglich sei: und wie man gesehen, daß man über göttliche und religiöse Dinge dänisch schreiben könne, so müsse man alle nützlichen Künste und Wissenschaften in dänischer Sprache behandeln. Um dies zu ermöglichen, dürfe man nur die Kräfte der Muttersprache benutzen, dieses kostbare Eigenthum entwickeln und bereichern und sich nicht durch das falsche Vorurtheil der Mangelhaftigkeit abschrecken lassen. Durch den Gebrauch der Sprache werde ja eben diesem Mangel abgeholfen; und wenn man über ihre Unvollkommen-

heit und ihre Armuth klage, so klage man eigentlich seine eigene Versäumniß und Unthätigkeit an. Man halte nur, was wir besitzen, in Ehren — und wir werden sehen, wie rasch die dänische Sprache aufblüht. Wird es erst eine Ehre für unsre Gelehrten, ihre Muttersprache klar und zierlich zu schreiben, so wird auch Dänemark mehr als einen Demosthenes besitzen. Man lasse der griechischen und lateinischen Sprache all die Ehre, die ihr gebührt, angedeihen; man versage weder den Italienern, noch den Franzosen den wohlerworbenen Ruhm, die Gelehrsamkeit und Wissenschaft der Alten wieder belebt und bis auf die neuere Zeit fortgepflanzt zu haben; man beraube kein Volk, das durch neue Entdeckungen zur Aufklärung der Welt beigetragen, seines verdienten Rufes; erit profecto, inter horum laudes, aliquid loci nostrae gloriae, dummodo praestemus, ut soli non simus, qui linguam vernaculam negligimus. Es ist auch nicht der Gelehrte allein, dem die Früchte dieser Fürsorge zu Theil werden sollten; es gibt ihrer zu Wenige und ihre Zeit ist zu sehr von tiefsinnigen Studien und wissenschaftlichen Untersuchungen in Anspruch genommen; „sondern was bisher allein den Gelehrten vorbehalten war, das werde jezt von Allen vollbracht; was bisher durch seine Seltenheit großen Werth hatte, wird durch den allgemeinen Nutzen noch höheren Werth bekommen; und was eine zu kleine Anzahl von Gelehrten nicht im Stande war, zu Werke zu bringen, wird die Menge begabter Köpfe um so leichter zu thun vermögen."

3. So sehen wir aus der für ihre Zeit merkwürdigen Rede, daß bereits unter Griffenfelds Ministerium, obgleich nicht unmittelbar für dänische Sprache und Literatur gewirkt wurde, doch unter den bedeutendsten Universitätslehrern ein Mann war, welcher fühlte und erkannte, es sei nicht genug, die gelehrte Sprache und die lateinische wissenschaftliche Literatur zu fördern, deren Blüte offenbar auf Kosten der Muttersprache hervorgerufen worden, während die allgemeine Aufklärung und Bildung darüber versäumt wurde. Hier sprach dagegen und zwar vom Hochsitz der Gelehrsamkeit ein Mann, dessen Stellung ihn mitten unter die academische Aristocratie versezte, mit Wärme und Kraft für die Sache der Muttersprache, wie für die nazionale und populäre Literatur. Ja, er versäumte auch nicht, was in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit jedem Jahre sich unabweislicher als Forderung herausstellte, die Sache der Sprachreinheit zu verfechten, indem er mit Berufung auf Ciceros Wort das Ungereimte und Lächerliche der barbarischen Vermischung mit fremden Wörtern nachwies, die jezt die Schriftsprache überschwemmten; und schon vor 170 Jahren sprach Rasmus Bartholin mit starken und gewichtigen Worten für den Werth der Muttersprache und wie sehr man sich bestreben müsse, durch nazionale Sprachwerke die Aufmerksamkeit und Achtung des Auslandes zu erwerben.

Aber seine Rede verhallte damals, wie die Worte eines Predigers in der Wüste; und worüber er 1674 auf Latein klagte, das wurde wenige Jahre später vom Bischoff Kingo (in ziemlich nachdrücklichen Worten an eine deutsch erzogene Königin) auf Dänisch wiederholt und blieb später eine stehende Klage; und zwar nicht allein bis zu der Zeit, da Holberg nach Verlauf von einem halben Jahrhundert den Grund zu der Literatur zu legen begann, welche Th. Bartholin hervorgerufen, sondern noch lange nachher. Noch im Jahre 1763 fand O. Guldberg Veranlassung mit einer bei ihm ungewöhnlichen Bitterkeit den Vornehmen und sogar einigen Gelehrten Vorwürfe darüber zu machen, daß sie des Landes Sprache versäumten und geringschäzten: obwol sie bereits so sehr gebildet war, „daß, wenn man sie nur vollkommen in seiner Macht hatte, man auch die höchsten und feinsten Begriffe darin ausdrücken konnte." Wenn wir somit noch 80 Jahre nach Thomas Bartholin — dem Guldbergschen Worte zufolge: „Kein Wunder, daß eine Sprache ihre Ehre verloren, welche der Kern des Volks nicht gebraucht" — beinahe annehmen müssen, daß die ganze Sprachentwicklung und Sprachbildung von 1720 bis 1760, von Holberg bis Tullin und Snedorff ohne Frucht gewesen: so dürfen wir doch ebensowenig der eifrigen Patrioten Aeußerungen wörtlich nehmen, als wir buchstäblich glauben können, was Grundtvig 1807 mit unendlicher Wärme und Leidenschaftlichkeit über die noch herrschende Geringschäzung der Lan-

dessprache schreibt*). Es ist hier nicht schwer zu unterscheiden zwischen dem, was mit einer gewissen einseitigen Uebertreibung, welche einzelne Fälle mit allgemeinen Phänomenen verwechselt, gesagt ist und dem, was nicht blos 1807 seine historische Wahrheit hatte, sondern auch jezt noch gilt. (Z. B. Es ist nicht selten, daß die, welche das Vermögen haben, sich Bücher zu kaufen, glauben, diese müssen wenigstens die Elbe, wenn nicht den Rhein passirt haben, um auf ihrem Bücherbrete einen Platz zu verdienen)."

4. Eine andere Aeußerung Grundtvigs a. a. O. möge uns als Uebergang zu einer näheren Betrachtung der historischen Verhältnisse der dänischen Sprache im 18. Jahrhundert dienen. „Es ist wahr," sagt er, „daß die Begeisterung, welche mit Holberg für die Muttersprache erwachte, eine Antiquität ist, die, wie alles Derartige von den Verständigen verlacht wird; und daß ihr jene größere Liebe zur Wissenschaft folgte, welche die Ursache ist, weßhalb man beide bisweilen verwechselt." — Es läßt sich nicht läugnen, daß wärmere Theilnahme für des Landes Sprache und Literatur, welche bei Einzelnen wol Begeisterung genannt werden konnte, das mit Holberg erwachte höhere nazionale Bewußtsein begleitete. Nichts ist natürlicher, als daß ein Schriftsteller, der mit dem Character und der Denkweise des Volks so vertraut war und es einerseits in seiner Eigenthümlichkeit zu ergreifen, andererseits die Zeitverhältnisse von den verschiedensten Seiten darzustellen, sowie endlich seine Schwäche und Lächerlichkeit bloszustellen verstand, da, wo es mit dem meisten Nachdrucke geschehen konnte, einen ungemeinen Einfluß gewinnen und eine große Wirkung auf die Masse des Volks ausüben mußte, das sich von den einheimischen, in Scherz und Ernst gleich faßlichen Sprachtönen wohlthuend berührt fühlte. Was Thom. Bartholin schon vor einem halben Jahrhundert als das höchste Bedürfniß der Nazion angedeutet, den Gedanken und seinen Ausdruck von der ausschließlichen Herrschaft der todten Sprache und dem Monopol der academischen Gelehrsamkeit zu befreien: das führte Holberg aus, soweit es für einen einzelnen Mann und in einer Hauptrichtung des Geistes möglich war. Es war weder die abstracte Speculazion, noch die tief forschende, den Erfahrungsstoff durchdringende Kritik, worin Holbergs Geist seine Stärke und Genialität hatte. In der klaren Sphäre der gesunden Vernunft und durch die frische Lebenskraft der Ironie bildete er seine Anschauung der großen Weltverhältnisse und der kleinen individuellen und egoistischen Triebfedern und Wirkungen im Leben; und beide Eigenschaften, die Sicherheit, womit er beinahe immer in seiner Betrachtung und Darstellung jedes Gegenstandes das Wahre und Richtige traf, und die gute und witzige Laune, mit der er im Stande war, über Alles zu schreiben, trug gleichviel dazu bei, die Wirkung seiner Schriften so allgemein und durchgreifend zu machen. Es war ein so natürliches Verhältniß zwischen dem Stoffe und der Form dieser Schriften, zwischen dem faßlichen Inhalt und dem leichten, lebendigen, nach des Volkes Ohren und dem nazionalen Sprachtact gebildeten Styl, daß Holberg zu seiner Zeit nicht allein seine Landsleute hinreißen mußte, sondern daß die Wirkung seiner Schriften sich auf das Ausland selbst, namentlich auf Deutschland erstreckte, weßhalb es nicht unerwartet kommen kann, daß sein schriftstellerischer Character durch die geistige Verwandtschaft großen Beifall fand.

In Dänemark wurde Holberg in des Wortes voller Bedeutung populär; der Ruf, den er sich anfangs durch seine Lustspiele und humoristischen Dichtungen erwarb, war zwar die Grundlage zu dem Glücke, das er später als Schriftsteller machte; aber im Wesentlichen war es doch hauptsächlich die Neuheit, des Landes Sprache in Schriften von so allgemeinem Interesse, wie Holbergs historische Arbeiten, angewandt zu sehen, welche ihm jenes große Publicum schuf. Die Erkenntniß dessen, was die Nazion einem Schriftsteller schuldig sei, der sie, so zu sagen, zwang, ihre Sprache zu achten, bahnte sich den Weg zu allen Kreisen. Schon 1731 fand Holberg in einem jungen Studenten, der ihn zum Muster in seinen gereimten Satyren nahm, den eifrigsten Vertheidiger und Verfechter der Mutter-

*) „Om Videnskabelighed og dem Fremme." Minerva. 1807. I. 262.

sprache und einen begeisterten Bewundrer des „großen dänischen Schreibers, durch den die dänische Sprache wieder auf die Füße kam."

Wenn Frederik Hoze auch nicht mehr von Holberg gesagt hätte, als diese Zeile und ein Anderer, dessen wenige Worte mit körniger Schärfe den Schöpfer der dänischen Komödie charakterisiren, nur dies:

„Dein Rival, wenn nicht dein Meister, Molière!" so würde man ihnen gerne ein ganzes Theil der breiten Reimereien schenken, worin sie die dänische Sprache vertheidigen und diejenigen züchtigen, welche sie verschmähen und verachten; aber ungeachtet sie in höherem Grade an jener Geschwätzigkeit leiden, von der auch Holbergs Satiren nicht frei sind, so haben sie doch in unsrer Literaturgeschichte ihre Bedeutung u. A. schon als einer der deutlichsten Beweise aus dem Ende des Zeitalters Friedrich IV., auf welch' niedrigem Standpunkt die nazionale Sprachcultur und die Achtung und Fürsorge für dieselbe in Dänemark zu der Zeit stand, da Holberg begann, als Schriftsteller aufzutreten.

5. War es deßhalb natürlich, daß Holbergs Schriften eine Art revoluzionärer Wirkung auf einen großen Theil des leicht beweglichen dänischen Volkes hervorbrachten und daß man durch ihn zum Bewußtsein kam, unsre Sprache könne etwas werden, wenn man sie ausbilden und in Schriften sich ihrer bedienen wolle: so war es nicht minder natürlich, daß, wenn wirklich, wie Grundtvig meint, eine Begeisterung für die Muttersprache entstände, diese Begeisterung, wie jede andre ihre Zeit und ihr Ende haben mußte. Es ist mit der Sprache, wie mit andern Grundkräften und Lebenselementen der Nazionalität. Sie müssen sich auf eine natürliche Weise entwickeln, ohne künstliche Treibmittel, ohne überspannte Kunstanstrengungen und ohne affectirte Selbstvergötterung, wenn sie ein gesundes und dauerhaftes Leben gewinnen sollen. Es war schlimm und Beweis genug, wie sehr manche unter dem aufgeklärten Theil des Volkes ihren gesunkenen Zustand und die Armuth der Literatur fühlten, daß man so häufig und so lange die Klagen über die Vernachlässigung und den Mangel an Aufmunterung wiederholen konnte. Als jedoch eine bessere Zeit entstand, ein freierer Geist sich in den Wissenschaften zu regen begann, und eine neue literarische Thätigkeit in der Landessprache, sobald die Bahn gebrochen war, sich nach allen Seiten hin entwickelte, und in wenigen Jahrzehnten eingeholt, was in ein paar Jahrhunderten versäumt worden — oder wenigstens eine Literatur gründete, ihr Gebiet in Besitz nahm und nazionale Pflanzstätten errichtete — wenn man auch nicht auf einen Schlag eine ganze dänische Nazionalliteratur schaffen konnte: in jener Epoche mußte man auch einsehen, daß es nicht genügte, seine Mundart zu preisen oder beständig ihren Werth und ihr Recht, ihre mißkannten Vorzüge und ihre Vortrefflichkeit im Munde zu führen. Der richtige und wahre Weg sie zu heben war der, sie dadurch zu veredeln, daß die Nazion eine edlere Bildung bekam; daß sie ihre Theilnahme an der Cultur und dem Fortschreiten der europäischen Völker durch die Aufnahme der Bildung dieser in die unmittelbare Gegenwart erweiterte. Bisher war die Cultur in Dänemark nur ein fremdes Element, von dem einzelne Dänen sich Bruchstücke im Ausland angeeignet hatten, welche in der Heimath jedoch nur in vornehmen und gelehrten Kreisen sich Geltung verschaffen — und sich auch auf die Länge nicht halten konnten.

Die allgemeine Culturentwicklung in der sozialen sowol, als der wissenschaftlichen Welt hatte bereits, namentlich was die leztere Richtung betrifft, in der Holbergschen Periode (1720 — 1750) begonnen; aber eigentlich müssen wir doch die Mitte des Jahrhunderts als den ersten Ausgangspunkt und Friedrich V. Regierung als erstes Jugendalter annehmen — obwol man keinen Grund hat, dies Alter in der Literatur sehr jugendlich zu nennen. Es trat ein Uebergang von der ausgelassenen Holbergschen Heiterkeit und Laune zu einem besonneneren Ernst früher ein, als es wünschenswerth und fruchtbringend war; wie denn auch derselbe in seinen Aeußerungen und Werken nicht so heimisch war und so nazional und populär werden konnte, als Scherz und Satire unsrer dänischen Komiker. Ungeachtet er, was oft genug wiederholt worden, als der betrachtet werden kann, der den Grund zu einer dänischen Literatur legte (ein Ausdruck, der historisch genauer ist, als ihn

den Schöpfer einer Literatur zu nennen, von der man noch ein ganzes Menschenalter nach seinem Tode nicht sagen konnte, daß sie entwickelt sei), so war seine Sprachform doch, in ihren wesentlichsten Eigenschaften, auf den älteren dänischen Sprachcharacter und Ton gebaut. Diese stylistischen Elemente benutzte Holberg, wie er überhaupt den älteren dänischen Sprachgebrauch — man kann wohl sagen, mit einem im Allgemeinen sprachrichtigen und ächten Danismus handhabte; obwol Holberg hier, wie in allem Andern keine pedantische Aengstlichkeit kannte, unconsequent im Schreibgebrauch war, nachlässig und incorrect die entwickelten und angenommenen grammatischen Formen bald festhielt, bald übertrat und sich nicht darum kümmerte, daß sich in seiner Sprache diese und jene Eigenheit fand, welche er aus dem norwegschen Dialecte oder der Redeweise seiner Vaterstadt Bergen beibehalten. Auch in dem häufigen und ungenirten Gebrauch von Fremdwörtern, seien sie nun unverändert oder mit dänischer Endung und Beugung, ließ er sich nicht verleiden, den bereits lange vor seiner Zeit eingedrungenen und allgemein herrschenden Gebrauch der Schriftsprache plötzlich aufzugeben. Er muß allzu wohl gefühlt haben, daß er dadurch gerade zu seiner Zeit in einen Fehler verfallen wäre, der für ihn als Schriftsteller und Stylisten der unerträglichste von allen gewesen wäre: in Steifheit und Pedanterie. Gerade die entgegengesetzten Eigenschaften, Leichtigkeit im Vortrag und der Satzbildung, eine beinahe naive Ungezwungenheit und Natürlichkeit in dem Styl der Erzählung, wie der Betrachtung, die dadurch eine seltene Unmittelbarkeit und Deutlichkeit gewann: waren eigenthümlich für Holberg. Man kann von einem großen Theil seiner historischen Schriften (z. B. von manchen Partieen der dänischen und jütischen Geschichte, namentlich aber von den Helden- und Heldinnenhistorien) sagen, daß die Darstellung der mündlichen Erzählung — wie sie Holberg nach seiner Individualität gegeben hätte — so nahe kommt, als es nur irgend möglich ist, und wir können bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung nicht unterdrücken: die nehmlich, daß bei diesem Schriftsteller nicht selten solche Aeußerungen und Reflexionen vorkommen, welchen man in Folge seiner komischen Natur, leicht eine verdeckte ironische Absicht unterlegen wird, obwol der Schein davon nur in der naiven Simplicität und dem Danismus der Darstellung und des Ausdrucks liegt. Aber auch in den wirklich auf einem mehr oder minder ironischen Hintergrund angelegten Betrachtungen, Bemerkungen und Erzählungen, wovon es bei Holberg wimmelt, liegt die Anziehungskraft, welche sie, ungeachtet der oft sehr veralteten Beschaffenheit des Stoffes besitzen, zum großen Theil in dem Character des Styls und der vollkommen ungesuchten Natürlichkeit und ursprünglichen Freiheit.

6. Es ist ein Beweis mehr von dem ächten Danismus des Holbergschen Styls und Sprachcharacters (was hier wol berührt werden kann, obgleich es abseit unsres Zieles zu liegen scheint), daß man noch bei einem hundert Jahre jüngeren dänischen Dichter, der auch als prosaischer Stylist einen ausgezeichneten Rang unter den Classikern einnimmt, merkwürdige Aehnlichkeiten mit Holberg im Character des Styles findet; besonders wo nicht blos eine allgemeine Verwandtschaft zwischen beiden ironisch-komischen Naturen sich äußert, sondern da, wo dieser unser neuerer Komiker sich ganz der genialen Leichtigkeit und Natürlichkeit in einem ächt dänischen Styl überläßt, welchen er u. A. als Polemiker und Kritiker mit großer Virtuosität behandelt. Es ist dies ein augenscheinlicher Beweis für die Erfahrung, welche wir aus der Sprachhistorie schöpfen, daß wirklich ununterbrochene Verwandtschaftsglieder unsre gegenwärtige Schriftsprache (wenn auch nicht in allen ihren Erscheinungen und bei der Mehrzahl ihrer Schriftsteller) mit dem dänischen Sprachcharacter der früheren Perioden verbinden; so daß wir an der Hand dieser Erfahrung uns nicht von der Behauptung gewisser Leute irre leiten lassen, die dänische Sprache sei in ihrer neueren Entwickelung und der gegenwärtigen Gestalt in der Literatur gänzlich entartet und verdeutscht. Eine bedeutende Einwirkung der deutschen Sprach- und Schriftwelt, namentlich in der Wortbildung, auf die dänische Sprache und Literatur, wie auf die schwedische läßt sich nicht läugnen; aber diese Einwirkung reicht höher hinauf, als bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts (welchen Zeitpunkt man gewöhnlich im Auge hat), und die Nothwendigkeit, sowie die eigentliche Be-

schaffenheit dieses Verhältnisses mit Rücksicht auf die neuere und neuste Sprachgestaltung werden wir nun näher beleuchten.

7. Wenden wir uns nehmlich zu der mit Holberg gleichzeitigen und der auf ihn folgenden Literaturperiode in Dänemark, so wird uns klar, wie diese fortschreitende Entwicklung und wesentliche Erweiterung der geistigen und wissenschaftlichen Cultur in Dänemark eine ihr entsprechende Sprachbildung, eine reichere Sprachfülle, eine Veredlung der stylistischen Organe und Kräfte in der Sprache forderte, die mit der Cultur der Nazion Schritt halten mußte. Es verlief wohl noch ein Menschenalter nach Holbergs Tod, ehe die Sprachbildung in allen ihren Bestandtheilen sich mit der Nazion in den verschiedenen Volksclassen vereinigte; aber sie gewann durch mehre in einer oder der andern Hinsicht eigenthümliche, geistig begabte, wissenschaftlich gebildete Prosaisten an Kraft, Politur und Ausbreitung. Diese waren nun gewiß weit davon entfernt, den Weg zu gehen, welchen Einige noch in unsern Tagen als den nothwendigen, den einzig richtigen bezeichnen, um unserer Muttersprache die verlorene Ursprünglichkeit und Nazionalität wieder zu geben, nehmlich die Sprachquellen und Sprachmuster im alten Norden, unter den isländischen Skalden und Sagaschreibern zu suchen. Schon die Holberg'sche Literatur- und Sprachperiode äußerte eine Art Antipathie gegen einen solchen Rückschritt, in wie schwachen und unbedeutenden Symptomen er sich auch bei Einzelnen (z. B. bei dem in seinem Dänisch unaussprechlich pedantischen und geschraubten P. Syv) gezeigt haben mochte. Dänische Schriftsteller zu Friedrich V. Zeit und nach der Mitte des 17. Jahrhunderts mußten und konnten natürlicherweise nicht zu einer ärmlicheren und beschränkteren Literatursphäre zurückgehen, welche gerade durch ihre Eigenthümlichkeit und ihre Absonderung immer nur norwegisch und isländisch blieb, — in historischer, linguistischer und nazionaler Hinsicht höchst merkwürdig und interessant war, aber ohne Theilnahme an der classischen oder modernen Cultur Europas verharrte. Die leztere hatte sich im Mittelalter auch Skandinavien mitgetheilt, namentlich durch die kriegerischen und friedlichen Berührungen mit Irland und England. Aber in Dänemark hatten diese Mittheilungen keinen besonderen Einfluß auf die Sprachentwicklung geäußert. Die bedeutenden Aehnlichkeiten, welche sich just zwischen der dänischen Sprache und dem Englischen, in der Uebergangszeit von dem alten Angelsächsischen zu der neueren normannisch-englischen Form finden, deuten unstreitig auf eine merkwürdige Analogie zwischen beiden Sprachen in ihrer früheren Bildung, aber die Quelle muß von Dänemark nach England geströmt sein; ein anderes Verhältniß gestattet die Geschichte nicht anzunehmen.

Wie man sich nun im Uebrigen auch die Umbildung einer älteren skandinavischen Sprachform in der neueren dänischen (und schwedischen) denken und vorstellen mag (denn die historischen Beweise, auf die man sich bisweilen beruft, sind sehr mangelhaft), so ist soviel ziemlich ausgemacht, daß diese Umbildung verschiedene Jahrhunderte älter sein muß, als die frühesten Denkmale einer dänischen Schriftsprache, die wir besitzen; nehmlich Geseze und Verordnungen aus dem 13. Jahrhundert. Diese haben neben den Ueberresten des alten nordischen Sprachorganismus, die sie enthalten, bereits das deutliche Gepräge einer neueren, dänischen Sprachentwicklung und Sprachbildung, in welcher die seeländische Mundart das Grundelement ist. Wir müssen uns überdies im Ganzen die Geseze als überlieferte Gebräuche aus einer älteren Zeit, als die denken, in welcher sie aufgezeichnet sind; und die aufgeschriebenen Geseze in ihrer Sprachform zum Mindesten ebenso abweichend von der damaligen Volkssprache, als unsre gegenwärtige Schriftsprache und verfeinerte Redesprache von den Mundarten des Volkes abweicht. Aber jenes sichtbare, durch Vergleichung der neueren Schriftsprache mit dem seeländischen Dialect*) noch deutlicher in die Augen tretende Uebergewicht zeigt bereits im 13.

*) Wie zu einer Beleuchtung unserer gegenwärtigen Rede- und Schriftsprache, ihrer Bildung und Geschichte noch viel zu thun ist: so auch bedarf es noch einer tiefer gehenden Untersuchung der dänischen Dialecte; namentlich der Volkssprache des Festlands nach ihren verschiedenen Eigenheiten im nördlichen und

Jahrhundert durch eine Thatsache in der Geschichte neuerer Schriftsprache, daß diese Provinz, welche die zentrale Landschaft und den Mittelpunkt des dänischen Reiches bildet, schon früh ihren Dialect geltend gemacht haben muß und Einfluß auf die feinere Redesprache (soweit es eine solche gab) und die dänische Schriftsprache gewann, als wie wir sie aus dem 13. Jahrhundert und aus ebenso alten Handschriften kennen. Weder in der jütischen, noch in der finnischen, sondern in der seeländischen Mundart wurden Jütlands Geseze 1241 niedergeschrieben; und ein deutlicherer Beweis kann wol nicht davon gegeben werden, daß der seeländische Dialect bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Geltung erlangt hatte, welche eine vollkommenere Bildung durch den Gebrauch als Hofsprache und bei dem Adel dieser Mundart allein geben konnte.

Man sucht vergeblich nach dänischen Handschriften, in welchen eine andere dänische Mundart, als die seeländische auf eine überwiegende Weise die Sprachform bestimmt hätte; ja auch in Handschriften des jütischen Gesezes und der späteren südjütischen Staatsrechte, welche das Gepräge tragen, daß sie in Jütland geschrieben worden, sind doch die wenigen Spuren jütischer Spracheigenthümlichkeiten, welche darin vorkommen, geringfügig und unwesentlich und gehören mehr der Aussprache und Schreibweise, als dem grammatischen Organismus an. Noch in späteren Zeiten kann man nichts destoweniger dänische Handschriften und Diplome, welche in Jütland geschrieben sind, von andern unterscheiden, aber auch dies nur durch ähnliche mehr orthographische, als grammatikalische Abweichungen (wohin z. B. der, wenn auch nicht allgemeine, doch sehr häufige Gebrauch von jen und jet als Artikel und Zahlwort für en und et). Diese Abweichungen sind in Handschriften überhaupt geringer und weniger in die Augen fallend, als in einer großen Menge jütischer Briefe oder Privatdocumente und Rechtsachen vom Ende des 14. und vom 15. Jahrhundert. Aber den Grund davon muß man besonders darin suchen, daß die Handschriften von Klöstern und Kapiteln ausgingen, wie die Königsbriefe und andre wichtige Documente, als man sie dänisch abzufassen begann, von Geistlichen oder Schreibern, welche geistliche Bildung erhalten hatten, geschrieben wurden. Eine Menge Kaufbriefe, Tauschbriefe und andere Geschäftsbriefe wurden dagegen von unwissenden Vögten und Schreibern geschrieben, welche denn auch eine schlechtere Schreibart und eine Menge jütischer Dialectwörter und Sprachgebräuche in diese Art von Documenten brachten, die sich von Jütland her datiren.

Dies besagt jedoch nicht mehr, als daß man noch im 16. Jahrhundert und in der Reformazionsliteratur (z. B. bei Taussen) einzelne Volkswörter und Dialectformen in der Schreibart findet; weit mehr aber noch und verunstaltetere in des ungelehrten und ungebildeten Hans Mikkelsen Uebersetzung des neuen Testaments; dagegen ganz wenige Spuren von solchen bei dem durch geistliche und Universitätsstudien in Paris gebildeten Geistlichen und Kanonikus Christiern Petersen, dessen Saxoübersetzung leider verloren gegangen — ein für die ältere Sprachgeschichte unersezlicher Verlust. Man wird dagegen vergebens unter vielen Tausenden von dänischen Diplomen und Briefen, die dem 14., 15. und 16. Jahrhundert angehören, nach einem einzigen Papiere suchen, das wirklich ganz in jütischer Mundart verfaßt wäre, oder wo man z. B. den Gebrauch des Pron. a für jeg, der Conj. te für at, des präpositiven Artikels (ae Man oder e Man für der Mann), die Auslassung des nachklingenden e in allen Substantiven und Verben (z. B. Kuun' für Kone, Paeng' für Penge, reis' für reise, klipp' für klippe) und andere Besonderheiten der jütischen Mundart nachweisen könnte.

---

südlichen Theile der Halbinsel, und des seeländischen Dialectes sowol nach seinem grammatischen Verhältnisse, als dem ursprünglichen Wortvorrath des Volkes. Es ist ja ganz klar, daß die Bauernsprache in Seeland der einzige Dialect in Dänemark ist, welcher bei Beleuchtung der Grammatik der gegenwärtigen Sprache zu Hülfe genommen werden kann. Er kann in mancher Hinsicht mehr Interesse für uns haben, als die gelehrtesten etymologischen Untersuchungen, die uns zum Sanskrit, Mösogothischen oder Isländischen zurückführen, welche uns ungleich ferner liegen, als die Sprache, die das dänische Volk in der Provinz spricht, von welcher die Schriftsprache ausgegangen ist.

8. Es ist ferner eine unbestrittene Thatsache, daß die im 13. Jahrhundert entstandene, im 14. langsam und sparsam fortgeschrittene und im 15. noch schwach entwickelte Form einer dänischen Schriftsprache seit jenen Zeiten ungeachtet eines großen erst aus dem Plattdeutschen, später aus dem Hochdeutschen aufgenommenen Wortstoffes in einer ununterbrochenen und ungestörten organischen Ausbildung begriffen ist, welche durch die einmal in der Sprachformazion geltenden und herrschenden Elemente bedingt wird, deren Grundcharacter und Analogieen wir zunächst in der seeländischen Mundart suchen müssen. Diese liegt so offenbar zu Tage, und ist vordem durch herausgegebene Sprachdenkmale und mitgetheilte Sprachproben so sattsam bekräftigt und bewiesen, daß weitere practisch-historische Beweise überflüssig wären. Nur für Leser, welche nicht die entsprechenden Schriften sogleich zur Hand haben, wollen wir unten ein paar kleine Proben unsrer alten Sprache, ganz wortgerecht in unsre gegenwärtige Schreibweise übertragen, mittheilen. Jeder Leser wird bei der Vergleichung mit dem originalen Text augenblicklich sehen können, daß es überhaupt nicht der Wortstoff, die Construczion und der Styl ist, sondern nur einzelne ältere grammatische Formen und ein älterer Sprachgebrauch, welcher das Dänische des 13. Jahrhunderts von dem des 19. trennt. Die erste Stelle*), aus dem bekannten Arzneibuch Hinrik Harpestrengs aus dem 13. Jahrhunderte und aus einer Handschrift, vermuthlich vom Ende desselben Jahrhunderts, enthält 4 durchaus unverständliche und veraltete Wörter, an welchen diese Handschrift überhaupt sehr reich ist; im Uebrigen aber ist die stylistische und grammatische Sprachform so übereinstimmend mit der gegenwärtigen, daß wir mit Leichtigkeit dieses sechshundert Jahre alte Dänisch lesen und verstehen, wenn wir nur von der Schreibart der Wörter und der Sprachveränderung absehen, welche eine größere Weichheit in der Aussprache des Grundlautes und Selbstlautes der Worte hervorgebracht hat. Wir finden so noch bei H. Harpestreng, wie überhaupt im Dänischen des 13. Jahrhunderts, k wo wir jezt g brauchen, t oder th statt d; ae für das neuere e; u für o (sum, summae für som, somme), o für aa, i oder y für e u. s. w. Einzelne Wörter (z. B. fyrrae, för; mykael, megen) haben zwar eine organische ältere Form; aber es ist im Allgemeinen mehr Aussprache und Schreibweise, als Sprachorganismus, welche den Grund zu der Verschiedenheit bildet, die zwischen der frühesten dänischen Schriftsprache im 13. Jahrhundert und der gegenwärtigen stattfindet**).

Daß die Sprache in Dänemark schon zu Waldemar II. Zeiten ebensowenig isländisch, als deutsch war, davon wird jede Handschrift des jütischen Gesezes den vollständigen Beweis liefern; unter Anderem auch die bekannte Vorrede zu dieser Gesezessammlung, welche bisweilen als Beispiel einer größeren Aehnlichkeit zwischen der Vorrede altdänischer und isländischer Sprachform angeführt wird. Betrachten wir aber das Verhältniß genauer, so finden wir einen so bedeutenden Unterschied zwischen der leztern und einer getreuen Uebersezung der Vorrede des Gesezes in die isländische Schriftsprache, daß es uns klar werden muß, wie viel, was

*) Hvo (Hwa) som vil Lägedom (läkydom) tage (takae), han skal det vide, at noger (nokär) stärk Lägedom maa ei gives Börn, og ei gammelt Folk, og ei andre, der (thaer) svage (krankoe) ere. Og ei skal Lägedom tages eller gives i megen Hede og ei i megen (mykael) kuld. Man skal ei to Lägedomme tage een Daag. Naar (thaegaer) Lägedom er tagen til Afföring (Lösn) og haver man ei faant (fangaet) Afföring, da skal Mad ei tages, för end Lägedom haver fuldkommet sie Virkning (Dygh.) Tager nogen (man) Mad för, da kan han frygen for, at san taaer Feber (Rythae).

**) Eine andre (diätetische) Stelle desselben Arzneibuches, in einer späteren Handschrift, wird auf ähnliche Weise, wie die obige, angeführt: Mennesker, san skulle i vogte (gömmae) eders daglige Lernnet som her er skrevet: J skulle ande een Gang (tymmse Zeit) om Dägen. Lyser eider at ande om Aftenen, da skal det väve lidet Mad, som er unge Höns og segte Svine födder og koldt kalvekiödt, blöde (weghae) Aeg, nyt Smör og fersk Ost, lidet Pärer og Abler u. s. w. (Dansk Magaz. 6. Reihe. II. S. 167).

der neueren dänischen Sprache eigenthümlich ist, sich bereits vor 600 Jahren entwickelt hatte. Im Uebrigen müssen wir uns noch für lange Zeit mit dieser Sprachentwicklung auf einen Kreis von Ideen beschränken, wie ihn die Gesezessprache und andre kürzere Arbeiten (z. B. Arzneibücher) ziehen und wie er später durch Rechtsdocumente, Geschäftsbriefe, Königsbriefe kaum in etwas erweitert wird. Wenn man hier — bemerkte ich jüngst — davon spricht, daß Sprache, Geschichten und Dichtkunst in Dänemark nach Waldemar II. Periode oder vom 13. Jahrhundert an verfiel und entartete und daß dieses Verhältniß eine Folge der Unmacht des Staates, der Veränderung und Verderbniß der Sitten u. s. w. war, so spricht man von einer Verschlimmerung dessen, was nicht besser war, weil es überhaupt nicht existirt hat.

Weder in Dänemark, noch in Schweden hatte man eine eigene alte oder mittelalterliche Literatur, wie in Island, welches der Theil des Nordens war, „wo die Sagenerzählung und Liederdichtung, lange durch die mündliche Tradizion gepflegt, sich zuerst zu einer Literatur entwickelte." Aber dieses war zu entfernt, zu beschränkt nazional in seiner Natur und Beschaffenheit, als daß es das Element für eine geistige und literarische Cultur bilden könnte, die mit der europäischen harmonirt hätte, welche von Italien und andern südlichen Ländern den Weg nach England, Deutschland und dem Norden nahm. Ebenso berühmt und merkwürdig, als Island durch seine Conzentrirung und Bewahrung des skandinavischen Geistes- und Dichterlebens auf dem von der Natur für eine so eigenthümliche Individualität bestimmten Klippenland im Polarmeer geworden: ebensowenig war es nach den Gesezen der Geschichte denkbar, daß ein so individueller Character, wie der der nordisch-isländischen Gesezgebung, Sagenerzählung und Skaldendichtung auf andre, geographisch entfernte, wenn auch durch Geist und Sprache verwandte Völkerschaften übergehen sollte; wenn die Zeitverhältnisse diese einer andern Culturentwicklung entgegen führten. Was man bisweilen von einer Ausdehnung der isländischen Literatur auf das ganze Skandinavien träumte, ist ebenso unhistorisch, als wenn man sagen wollte, die altsächsische Sprachart und die Literaturentwicklung der Angelsachsen habe sich auf alle deutschen Stämme erstreckt. Eine nähere Verwandtschaft verband beide, wie eine Stammes- und Sprachverwandtschaft inniger Natur von Arilds Zeiten an die dreigetheilte skandinavische Nazion verbunden; aber die Zeit, da die Sprache Dänemarks klang wie die Dalekarliens, mag ebenso weit hinter uns liegen, als die, da Mösogothen, Alemannen und Sachsen eine Sprache redeten. Wir wollen hier auch nicht vergessen, daß je weiter man in der Zeit zurückgeht, desto stärker und deutlicher durch die größere Masse von Wortähnlichkeiten die ursprüngliche Verwandtschaft zwischen den ältesten deutschen und skandinavischen Wortformen hervortritt; mit andern Worten zwischen dem Isländischen, Mösogothischen, Altsächsischen und Fränkischen. Es ist ja auch bekannt, daß selbst das älteste Hochdeutsche, wie es noch in alemannischen und fränkischen Sprachdenkmälern aufbewahrt ist, eine große Menge Wörter und Wortformen gemeinschaftlich mit dem Isländischen hat, welche später in dem neueren Deutsch sich aus dem Sprachgebrauch verloren haben*); oder mit andern Worten, daß die Aehnlichkeit zwischen der germanischen und skandinavischen Sprachmasse größer und allgemeiner wird, je weiter wir in der Zeit zurückgehen.

9. Aber, sagt man, dies beweist nichts gegen die ältere Trennung der beiden Sprachzweige, oder gegen die organisch-grammatische Verschiedenheit, welche deutsche Spracharten von skandinavisch-nordischen scheidet**). Aber es wird auch nicht geleugnet, was im Norden nie bezweifelt worden: Dänisch war nie Deutsch und ist es selbst dadurch nicht geworden, daß man sich in verschiedenen Perioden der dänischen Sprachbildung an das Nächste, mit unsrer eignen Sprache nahe verwandte Fremde wandte, wenn man einen größern Sprachreichthum, eine größere Wort-

*) Man findet den Beweis davon in jedem deutschen Wörterbuch (und namentlich in Graffs vortrefflichem „Althochdeutschen Sprachschatz" 6. Bd. 4. Berl. 1834—42).

**) Der Beweis dieser Verschiedenheit ist schon öfter und noch jüngst geführt worden.

fülle zu gewinnen suchte, um den neueren Sprachkreis in demselben Verhältniß zu erweitern, in welchem die geistige Entwicklung und literarische Cultur neuer Ausdrücke und Sprachmittel bedurfte. Eine Untersuchung der historischen Umstände lehrt uns bald die Nothwendigkeit dieses Verhältnisses einsehen. Es würde unzweifelhaft ganz anders geworden sein, wenn die Verbindung von England und Dänemark nach Knud des Großen Zeit fortgedauert hätte. Die Verwandtschaft unserer Sprache mit der englischen würde sich weit vollkommner entwickelt haben; der Sprachschaz der angelsächsischen und späteren englischen Literatur wäre der gewesen, in welchem wir die Bereicherung und Cultur der dänischen Sprache gesucht hätten. Nun mußte statt dessen Deutschland vom 12. und 13. Jahrhundert uns die nächste Sprachquelle werden, da des Nordens alte Literatur und Sprachbildung weder heimisch noch nazional in Dänemark geworden: noch in ihrem langsamen und abgebrochenen Fortgang, in ihrer beschränkten Theilnahme an der neueren Cultur Europas im 14. und 15. Jahrhundert eine lebendige Quelle und ein Muster für Dänemarks und Schwedens Sprache werden konnte, deren Uebergang zu neueren Formen damals schon abgemacht war.

Nun sagt man uns: dies ist gerade unsrer Sprache unglückliches Schicksal, dies die eigentliche Quelle ihrer Entartung und Verschlechterung, des Abfalls von dem edleren, reineren, des nordischen Volkes würdigeren Sprachzustande, zu dem wir uns noch mit unseren lezten Kräften zurück wenden sollen, um wenigstens noch einige Reste von dem zu retten, was wir vor mehr als einem halben Jahrtausend gewonnen haben. Zurück — ein schlimmes übelberüchtigtes Wort in unseren Tagen. Unzweifelhaft kann es mit einer Sprache zurückgehen, wenn ihre lebendigen Kräfte, ihre Cultur und classische Veredlung stehen bleibt und abnimmt oder mit der Nazion entartet, die sie spricht. Dazu bedarf es keines andern Beispiels, als des in der europäischen Sprachgeschichte so sprechenden: die beiden alten, classischen, sogenannten gelehrten Sprachen, das Griechische und Römische.

Ein Anderes ist es, zu beweisen, daß eine Sprache zurückgegangen sei, während die Nazion in der Zivilisazion, Geistesbildung, wissenschaftlichen und nazionalen Cultur gleichmäßige Fortschritte machte. Soll der Beweis genommen werden aus dem Vorandringen in den grammatischen Sprachformen, durch den Uebergang von einem künstlichen, formenreichen Organismus zu einem ärmeren und einfacheren — oder dadurch, daß das lexicalische oder stylistische Element als ein mehr geistiges das Uebergewicht bekam über das schwerere, mehr unmittelbare, minder freie grammatisch formelle: so sagt man uns nichts mehr und nichts weniger, als daß die Natur selbst zurückgegangen ist oder daß die allgemeine Naturentwicklung der Sprache auf der Bahn der Zivilisazion und der geistigen Cultur ein falscher und verwerflicher Krebsgang und nicht ein Fortgang zum Vollkommneren, Reicheren und Veredelten ist.

Ueberhaupt lernen wir ja aus der ganzen Geschichte der neueren europäischen Sprachen, wie sie von ihrer ersten Bildung an dem Geseze huldigten, die grammatischen Formen zu vereinfachen, der gebildeten Kraft der Sprache eine mehr syntactische und stylistische Richtung zu geben oder ihre Symbolik zu einer freieren, geistigeren und idealeren Wirksamkeit zu erheben, indem man sie zum höheren Sprachorganismus des Satzes ausbildet. Dies muß für Jeden klar sein, der zu unterscheiden weiß zwischen der Sprache in des Menschen Naturzustande oder in den verschiedenen Culturperioden, welche das Menschengeschlecht in seinen Stämmen und Völkerschaften durchwandert, um zur Zivilisazion und Verfeinerung zu gelangen — und der Sprache, die sich im selben Verhältniß bildet und abschleift, als die nazionale Cultur sich bei dem Volke entwickelt, dem die Sprache angehört. Die ganze etymologisch-grammatische Betrachtung und Erforschung der rein formellen Beschaffenheit der Sprache, ihrer Beugungsgeseze und des Ursprungs der einzelnen Wörter und Wortstämme ist eine wissenschaftliche Disziplin, die von der Anatomie der Sprachgliederung ausgeht, wogegen wir, um das Gleichniß beizubehalten, den physiologischen und psychologischen Theil der Sprachwissenschaft in allem dem suchen müssen, was zur Lehre von der Wortverbindung und Satzbildung, von dem Gebrauch der Wörter, nicht als Elemente des Gedankens, sondern als Ausdruck eines ganzen Denkens, gehört. „Erst der grammatikalische Satz" — sagt Heiberg —

„drückt einen menschlichen Gedanken aus; er ist die Form, in welcher der Gedanke zum Bewußtsein kommt, und vollendet so zulezt die Idee der Sprache“ *).

10. Von diesem Gesichtspuncte aus wird Niemand mit sehendem Auge läugnen können, daß die dänische Sprache gewonnen hat und nur gewonnen hat in ihrer ganzen neueren Entwicklung; wenn man dabei nicht ins Auge faßt, was sie in einem ganzen Jahrtausend von dem isländischen Sprachorganismus oder dem altnordischen Sprachvorrath verlor. Was das Leztere betrifft, so sind die Menge der Wörter, sowenig als ihre ursprüngliche Art und Beschaffenheit keineswegs die einzigen Bedingungen für die Cultur und Veredlung einer Sprache. Die Hauptsache ist und bleibt der Gebrauch der Wörter; und hierin kann die wortärmere Sprache ebenso hoch über der wortreichen, als die Sprachkunst über der Sprachkunde und Sprachlehre stehen, wo es gilt, die Kräfte und das Eigenthum einer Sprache zu entwickeln. „Ein Haufen Steine ist noch kein Haus; eine Menge Wörter noch keine Sprache“, sagt ein ebenso geistreicher, als bescheidener neuerer deutscher Sprachforscher**); und wir können fragen, was half der staunenswerthe Wortreichthum und die herrliche Bildungskraft, welche die Stammsprache des Nordens besaß, der isländischen Literatur des Mittelalters? Sie blieb beschränkt auf die Gesezessprache, Sagasprache und die Formen einer veralteten Dichtersprache, weil ihr Organ nicht der allgemeinen europäischen Sprachcultur theilhaftig wurde, die von geistiger Veredlung, von der Wiederbelebung des Studiums der griechischen und römischen Classiker, von dem ganzen Aufblühen der Intelligenz, Wissenschaft, Kunst und Poesie ausging, das sich von Italien und Südfrankreich später über das übrige Europa ausbreitete.

Ob es deßhalb für das geistige Leben, die nazionale Kraft, Selbstständigkeit und eigenthümliche Culturentwicklung zum Vortheil gereicht hätte, wenn jener alte Sprachorganismus in seiner Totalität sich über den ganzen Norden hätte verbreiten und fortentwickeln können, statt sich nach Island zurückzuziehen — darüber lassen sich blos Hypothesen aufstellen; denn das wirkliche, das historische Verhältniß gibt uns hier keinen festen Boden zu Schlüssen und Beweisen. Wie der Geist der Geschichte vor tausend Jahren eine dreigetheilte Nazionalität im Norden wollte; so wollte er auch, bis zu einem gewissen Grade, eine Abweichung in der skandinavischen Sprachentwicklung, welche die alte Stammsprache als Schriftsprache in Island (obwol auch hier nicht ohne den Einfluß neuerer Beimischungen) erhielt; man ließ ein zweifaches Idiom mit Bewahrung der ursprünglichen Elemente (wenn auch spät und mit mancher Beschränkung), die sprachbildenden Einflüsse der neueren europäischen Cultur auf sich wirken und bereitete so die Bildung einer dänischen und schwedischen Literatur vor, die sowol dem Geiste als der Grundform nach mit dem Isländischen verwandt war; in der stylistischen, poetischen und der ganzen literären Sprachentwicklung jedoch abwich. Hier ist, troz allem, was man auch von den Vorzügen und dem Reichthum der Wortformen, Wortbeugungen und der Fülle der Ableitungen aus den Wortstämmen, der isländischen Sprache nachrühmen mag, — doch kein Rückgang, nachdem die neuere Entwicklung einmal begonnen. Hier ist im Gegentheil von jener Zeit an ein ununterbrochener lebendiger Fortschritt zu bemerken; während es sich nicht läugnen läßt, daß die nordische Stammsprache, obwol sie noch gesprochen wird, als Schriftsprache einer allgemeinen Stagnazion unterlag, nachdem die alte isländische Schriftsprache aufhörte. Die Redesprache auf Island war zwar nicht, wie das Angelsächsische einer elementaren Mischung mit romantischen Elementen unterworfen, wodurch die englische Stammsprache später in England veraltete, gerade wie das Isländische dem Däni-

*) T. L. Heiberg, „om det materialistiske og idealistiske Prinzip i Sprohet.“ 1827. III., S. 244.

**) Der ungenannte Verfasser des Buches: „Ueber die Sprache.“ Heidelb. 1828. Er warnt seine Landsleute, sie möchten nicht von der Höhe des Sprachberges der 30,000 Wörter in Campe's Wörterbuch oder 500,000, von welchen Radloff träumt, hochmüthig auf die französische mit ihrem kleinen Heer von 10,000 Wörtern (?) herabsehen; „es könnte ihnen gehen, wie den persischen Satrapen mit Xenophon und seinen unüberwundenen Begleitern.“

schen, Norwegischen und Schwedischen gegenüber veraltet ist; aber die isländische Schriftsprache war bereits vom 16. Jahrhundert an, als man sie in Bibelübersezungen und geistlichen Schriften verwendete, nicht mehr dieselbe Sprache, in der die Skalden sangen und die Sagadichter erzählten. Sie mußte sich damals dem Ausdruck und der Redeweise in Luthers Bibel und andern deutschen Erbauungsschriften accomodiren, die in die Landessprache so rein und correct als möglich übersezt warden, und nachdem sich im Anfang unsres Jahrhunderts eine neue isländische Literatur zu bilden begann, erlag sie dem Einfluß sowohl der skandinavischen Tochtersprache, als auch andrer europäischer Sprachen und Literaturen. — Beinahe ebenso ging es in Dänemark während und nach der Reformazion, aber die Spracharbeit war hier an sich weit schwieriger und mühsamer. Die isländischen Uebersezer und Schriftsteller des 16. Jahrhunderts konnten zu der ganzen alt-isländischen und norwegischen Literatur der Sagen, Geseze und übrigen Schriften, als einem wohlbewahrten Sprachschaz, ihre Zuflucht nehmen, die dänischen hatten beinahe nichts Anderes, als die Redesprache, einzelne armselige Uebersezungen, Gebetbücher und eine Reimkronik aus dem 15. Jahrhundert und neben diesen die sowohl im Wortstoff, als in vielen Theilen der Aussprache unsrer Muttersprache sich nährende plattdeutsche Literatur, an was sie sich halten konnten. Wie höchst achtungswürdig und merkwürdig sind unter solchen Umständen als dänische Sprachwerke aus der ersten Hälfte und Mitte des 16. Jahrhunderts die Schriften Christiern Pedersens und unsre dänisch-lutherische Bibel von 1550!

11. Unsrer Sprache weitrer Fortgang in diesem Jahrhundert hielt sich im Allgemeinen auf derselben Bahn. Es war die eingeborene, dem Ohr des Volkes vertraulich und heimisch klingende Sprache, welche ihren dänischen Ton bewahrte, während sie nicht verschmähte, sich Wortbildungen durch deutsche Partikeln und Aufnahme niedersächsischer Ausdrücke anzueignen, wovon die meisten vermuthlich bereits in die Volkssprache aufgenommen waren. Sie kommen ebenso häufig bei dem ächt dänischen Anders Wedel vor, der mit dem edlen Schaz der Volksweisen bekannt war und ohne Zweifel einen guten Theil des Sprachcharacters der Vertrautheit mit diesen verdankte, — als in dem dänischen Reinike, der aus einem plattdeutschen Original übersezt wurde, ohne daß mag sagen kann, die Uebertragung im Ganzen habe eine andre Sprachform, als die dänische, obwol die plattdeutsche Sprachverwandtschaft sich noch häufig zeigt, und rein plattdeutsche Ausdrücke da und dort als bequeme Anleihen des Uebersezers zum Vorschein kommen. — Für die Schriftsprache gereichte somit der deutsche Einfluß im 16. Jahrhundert nicht zu wesentlichem Schaden im linguistischen Character, dessen dänisches Gepräge im Organismus und der Nazionalität herrschend und geltend blieb. Was der Sprache und Literatur schadete, oder das fröhliche Gedeihen und die reichere Ausbildung hinderte und lähmte, war etwas Anderes und mehr, als die unmittelbare Sprachinfluenz von Deutschland. Die Wirkung dieser in verschiedenen Perioden, im unglücklichen 14. Jahrhundert, als dem Staate der Untergang von holsteinischer Seite drohte; unter der Handelsherrschaft der Hansestädte, in der Reformazionszeit, als in Kirchen und Schulen so viel Deutsches entlehnt wurde; später nach 1660 und im 18. Jahrhundert durch den deutschen Hofadel und die deutsche Hofsprache — dieser ganze Einfluß ist längst anerkannte Thatsache. Aber es ist nicht minder gewiß, daß man bei der Schilderung dieses Verhältnisses unsrer Sprachgeschichte bisweilen sich einem einseitigen Vorurtheil hingibt oder bei der Betrachtung derselben einer vorgefaßten Meinung von den Vorzügen des Vergangenen, des unerreichbaren Veralteten huldigt, wornach man mehr oder minder die Geschichte dictirt, statt ihren Zustand zu schildern; oder die Phänomene mit allzu dicken und entlehnten Farben ausmalt, statt sie die natürlichen behalten zu lassen. Wir sollten ebensowenig durch Invectiven gegen dies deutsche Volk unsre Nazionalität zu behaupten suchen, als wir durch das Tadeln des deutschen Styls unsern eignen verbessern oder durch ungeeignete Sarkasmen und Ausfälle die Vorzüglichkeit unsrer Sprache beweisen und die nazionale Würdigkeit derselben bestärken und vertheidigen.

So hat man zu verschiedenen Zeiten den deutschen Spracheinfluß theils übertrieben, theils nicht von der rechten Seite betrachtet. Neulich hat jedoch ein in

Sprachen bewanderter Schriftsteller ein so gesundes, richtiges und klares Urtheil über das wahre Verhältniß der linguistischen Stellung unsrer Muttersprache zur deutschen Sprache neben der vollen Anerkennung des ganzen Einflusses, den leztre auf erstre geübt, gefällt, daß ich mich nicht enthalten kann, die ganze Stelle abzuschreiben, worin ein Andrer meine eigne Ueberzeugung nur ausgesprochen, ja, wo ich so zu sagen jedes Wort brauchen müßte, um meine eigne Meinung zu äußern.

„Unsre Sprache," sagt dieser Schriftsteller, „heißt es, ist verdeutscht, umgewandelt durch die Aufnahme unzähliger deutscher Elemente, durch allzu große Nachgiebigkeit gegen den deutschen Sprachgebrauch, die deutsche Eigenthümlichkeit. Nun ist es zwar wahr, daß mehre Jahrhunderte hindurch und gerade in dem Zeitalter, von welchem hier die Rede, deutsche Lehrer, geistliche und weltliche, deutsche Kaufleute und Handwerker, deutsche Adelige, deutsche Miethtruppen und deutsche Glücksritter — wie in unserer Zeit deutsche Bücher, Pächter und Mergelgräber das Land überströmten. Wie das Dänische vor Knud und das Französische nach Knud in England eindrang, so ist später das Deutsche bei uns eingedrungen. Aber das Deutsche bekam in Dänemark doch nie das Uebergewicht, wie späterhin das Dänische in Norwegen. Unsre Sprache erhielt sich frisch in ihrem Kerne, ungeachtet das Volk klein und seine Macht gering ist; sie erhielt sich im Gebrauch, troz der drohenden Macht, die im Verhältniß weit größer und gefährlicher, als die fremde Macht war, welche das Angelsächsische (die aus dem Angelsächsischen und Dänischen entwickelte Sprache) bezwang. Ja unsre Sprache blieb, troz dem ununterbrochen fortgesezten Eindrängen des Deutschen, troz der Gefahr, die in dem naheverwandten Geist und Character Deutschlands und der daraus hervorgehenden leichten Vereinbarung mit dem Deutschen lag, doch in Wurzel und Stamm sie selbst: nehmlich die südlichste der skandinavischen Sprachen; wie viel auch Germanisches ihr eine Zeit lang eingeimpft wurde — sie ist doch nie bezwungen worden. Ich meine damit, daß aus dem Deutschen und Dänischen (eigentlich aus mehr sächsischen Dialecten und dem Deutschen, Seeländischen, Schoonischen u. s. w.) eine neue Sprache hervorging, wie das Englische aus dem Zusammenstoß des Angelsächsischen (mit Dänischem) und dem Französischen (mit Normannischem); daß jedoch das Dänische dänisch blieb, wie sehr es auch eine Zeit lang niedergebeugt und halb unterdrückt war"*). Was ein Schriftsteller — der durch dreißigjährige literarische Thätigkeit gezeigt hat, daß er dänisch zu schreiben versteht, ohne in eine isländische oder skandinavische Schule gegangen zu sein — hier über unsre Landessprache äußert, ist an sich eine so bekannte Sache und so historisch klar, daß es scheint, jeder Gebildete müsse sich das selbst sagen können. Aber Professor Hjort hat doch das Verdienst, es ausgesprochen zu haben. Es ist leider nur allzugewiß, daß die Geschichte unsrer eignen Sprache, unsrer eignen Literatur minder bekannt bei uns ist, als die classische Literatur es einmal war. Deshalb ist es gut, daß endlich eine vorurtheilsfreie und sachkundige Stimme sich über unsre Sprachverhältnisse hören ließ, — in einem Zeitpunkt, wo man nahe daran ist, den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen.

12. Es ist sicher ganz überflüssig, noch einen förmlichen Beweis zu führen, daß die dänische Sprache keine deutsche Mundart ist, aber es sollte ebenso überflüssig sein, zu beweisen, daß diese unsre Sprache noch die volle Lebenskraft und Selbstständigkeit entwickelt, obgleich sie sich stark aus deutschen Quellen bereichert hat und unter dem so aufgenommenen danisirten Sprachstoff sich mit einzelnen Wörtern belastet hat, welche ursprünglich deutsche verdrängten, z. B. Gartner statt des dänischen Urtegaardsmand und Podemester, oder die neben dänischen Wörtern bisweilen zu bedeutendem Vortheil, nicht zum Schaden der Sprache zu Gebrauch kamen (z. B. skion und smuk, fager; Sang und Quad; Stemme und Rost; beskytte und vaerne; finde und hitte u. s. w.). Hierin hatte unsre Muttersprache ganz andre Wege eingeschlagen, als das Englische, das wirklich seine germanische Kette mit dem romanischen Einschlag durchschoß, was bei uns in einer spätern

*) P. Hjort, om det engelske Conjugazionssystem met en Tillæg om Forholdet immellem Dansk og Engelsk. (Programm der Soröe-Academie. 1843.) S. 17.

Periode nicht angeben wollte; während sie dagegen, was den grammatikalischen Organismus betrifft, in ihrer Umbildung zu einer neueren Sprachform einen bedeutenden Grad von Gleichheit und Uebereinstimmung mit der Sprache der Engländer besizt. Diese bewahrte die Grundzüge ihrer ursprünglichen Form, nehmlich des grammatischen Systemes der angelsächsischen Stammsprache; aber sie hat, wenn es möglich ist, noch mehr als das Dänische die Beugungsformen, den Geschlechtsunterschied und andre organische Wortbildungen abgelegt, während sie sich neben der größeren grammatischen Einfachheit mit einer außerordentlichen Masse von Wortstoff bereicherte, die sie aus der romanischen Sprachquelle schöpfte. Während dieser Entwicklung ging eine bedeutende Menge altsächsischer Wörter verloren, von denen man noch manche bei Shakspeare und seinen Zeitgenossen findet. So entstand die neuere Mischsprache in England — die einzige, welche auf diese Weise die beiden Hauptsprachstämme verschmolz, in welche sich die Nazionen unseres Welttheils (außer dem slavischen (und zeltischen) Sprachkreis theilen. Noch ist das sächsische Element überwiegend — namentlich im mündlichen Ausdruck, oder im Wortstoff der täglichen Sprache. Aber beide haben eine vollkommen gleich Sprachgeltung erreicht und dies ist die Hauptsache bei der Betrachtung und Beurtheilung des gegenwärtigen Verhältnisses und der Stellung der englischen Sprache zu ihrer älteren und früheren Gestalt. Während sie unendlich viel an Stoffreichthum gewonnen, hat sie dadurch nichts verloren, daß „sie die alte, künstliche Spracheinrichtung mit vielen Endungen in Declinazion und Conjugazion" ablegte, in Bezug auf welche es sogar **Rask**, der sein ganzes Leben hindurch den Ursprung und die Verwandtschaft der Sprache durch ihren innern Bau oder den grammatischen Organismus zu erforschen und zu beleuchten suchte, für zweifelhaft hält, ob „die Vortheile, welche sie in Hinsicht auf Kürze des Ausdrucks und Feinheit der Umstellungen und Auslassungen hat", die Vortheile der Einfachheit aufwiegen. „Aber", fügt er hinzu, „welcher Meinung man auch sein mag, so kann das Englische, das ungeachtet seiner Einfachheit einen so hohen Grad von Ausbildung erreichte und eine so große Literatur besizt, als irgend eine andre Sprache der Welt, uns jede Furcht benehmen, wenn wir unsre eigne Sprache einem ähnlichen, natürlichen Gange überlassen"*).

Diese Naturentwicklung unsrer Muttersprache hat, wie wir oben anführten, ebenso zeitig, als in England, unsre Voraltern zu einer eignen neueren dänischen Sprachbildung geführt, worin, wie **Rask** in seiner genannten Abhandlung zum Erstenmal darlegte, keine germanische oder deutsche Bauart Eingang fand, sondern das Skandinavisch-Nordische herrschend blieb. Aber nachdem man bei uns eine Zeitlang vergebens versucht hatte, den Sprachvorrath auf dieselbe Weise wie die Engländer zu vergrößern oder durch Entlehnen aus dem Lateinischen und Französischen zu erweitern, wandte man sich bald wieder zu der nächsten Nachbarsprache, deren alte Verwandtschaft mit der Stammsprache des Nordens bereits vor undenklichen Zeiten aufhörte, organisch unmittelbar zu sein, jedoch niemals aufhörte, durch Niedersachsen den Einfluß auf das Dänische zu bewahren, den ein Uebergangsverhältniß zwischen den Stämmen mit sich führen mußte. Es war somit nichts Neues, nichts Unerhörtes, keine gewaltsame Sprachumwälzung, als man im 18. Jahrhunderte die dänische Wortbildung entwickelte — einerseits durch erweiterten Gebrauch gewisser deutscher unzertrennlicher Partikeln (namentlich be, an und er), andrerseits durch Bereicherung der Sprachmasse mit einer großen Menge zusammengesetzter Wörter, welche wir nun gemeinschaftlich mit den Deutschen haben. Was das Leztre betrifft, so folgte man einfach einer organischen Eigenschaft, welche unsre Sprache mit der isländischen Stammsprache, wie dem Angelsächsischen, Englischen, Holländischen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen theilt. Daß hiedurch eine große und häufige Aehnlichkeit zwischen der dänischen Sprache und den verwandten Sprachen entsteht, macht doch noch nicht die erstre zu einer entarteten; sondern das

---

*) „Den danske Grammatiks Endelse og Former at det islandske Sp:og forklarende." R. K. Rask, samlede Afhandlinger, udg. af H. K. Rask. Kbh. 1834. I. S. 191.

Dänische hat gerade den Vortheil, daß es den Zugang zu mehr Reichthumsquellen dieser Art, als die romanischen, ja selbst als die deutsche Sprache hat. Sie kann bei der Bildung solcher Zusammensetzungen mit Vorsicht nicht allein ihre Stammsprache, sondern auch die englische, deutsche und holländische benutzen.

13. Fremder für die ursprüngliche und dänische Sprachform ist die oben berührte Wortbildung durch deutsche Partikeln. Keine von denen, die wir nannten, kennt die altisländische Sprache; die Partikel for, welche sie gebraucht, ist doch weder so häufig, als sie bei uns geworden, noch wird sie so oft mit derselben Bedeutung angewendet, wie das deutsche ver, das bei uns zu for geworden ist. — Aber der Gebrauch einiger dieser Partikeln ist seinem Ursprung nach beinahe ebenso alt, als unsre Schriftsprache oder reicht doch bis ins funfzehnte Jahrhundert hinauf. Eine Sprachbildung, welche das Alter von vierhundert Jahren hat, und in diesem langen Zeitraum festwurzelte und sich erweiterte, hatte schon lange das Heimathrecht erworben, als man im 18. Jahrhundert sie mit einer Ausdehnung gebrauchte, die dem Bedürfniß der Sprache entsprechend war. Nicht nur in Dänemark und Norwegen fand dieser Einfluß statt. Die schwedische Schriftsprache, deren Entwicklung Hand in Hand mit unsrer Muttersprache geht, hat dieselbe Wortbildung durch deutsche Partikeln, wie diese. Sie nahm gleichfalls bis in die neuste Zeit eine nicht unbedeutende Anzahl deutscher Worte und Wortformen auf, die wir nicht mehr brauchen oder abgelegt haben*); wogegen sie auf der andern Seite einige nordische Wörter behielt, die nicht gebraucht werden und zum Theil nie in der dänischen Schriftsprache gebraucht wurden. Obwol der geographischen Lage nach weit mehr als Dänemark vom eigentlichen Deutschland entfernt, hatte Schweden nach dem dreißigjährigen Kriege, nach der Eroberung von Livland und mehren Ostseeprovinzen Veranlassung genug, seine Sprache mit deutschen Elementen zu vermischen; und es ging unsrer Nachbarsprache nicht besser, sondern vielleicht noch schlimmer, als unsrer eignen, da sie lateinische und französische Elemente in noch größerem Maaßstab aufnahm, als wir. Klagte man bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts (1658), gerade zur selben Zeit, als Carl Gustav Lust bekam, eine skandinavische Monarchie zu stiften, mit einem hohen Grad von Naivetät über all' die Drangsale und Verachtung, welche die schwedische Sprache leiden mußte, daß man sich selbst in der Hauptstadt des Reiches nicht entblöde, die deutsche Sprache statt der schwedischen zu sprechen; und daß die Sprache in Verfall komme, weil weder Vornehme, noch Gelehrte sich ihrer bedienen wollten, sondern es für eine Ehre ansähen, je mehr fremde Sprachen sie sprechen könnten**); so wiederholte man noch 112 Jahre später dieselben Klagen mit weit mehr Nachdruck und in weit größerer Ausdehnung. Wir könnten ganze Stücke und Abschnitte aus einer schwedischen Schrift abschreiben, die 1770 herauskam, und in der man ein Echo dessen zu hören glaubte, was man jetzt von dem gefährlichen Schweben der dänischen Sprache über dem Krater des Deutschthums liest, — wenn man nicht wüßte, daß schon vor mehr als siebzig Jahren ein dänischer Schriftsteller seine Mitbürger vor der herrschenden Gallomanie gewarnt***). Diese ist jedoch nichts weniger als aus Schweden verbannt, im Gegentheil wurde

---

*) So um nur einige Beispiele anzuführen: anbiuda, Anbud, angelägen, almose (Almosen); ämbar (Eimer); ansprak, bedyra, (betheuern), Betäe, Betalhatrare, befindlig, bemantla, benägen, bestälsam, betyga, betyg, Bewäring, ortappa, Bof (Bube), Fönster, frage, fraga, dünga etc.

**) Siehe Rosenhane „thet Swenske Språketz Klagemal, at thet som sig borde, iöla åsrat blifvar." Stockh. 1658. z. B.

„En Swensk Skäms inte Sätttia:
Här sälies Swedisk Biir;
En Skrifwer medh stoor flätja:
Gut Wein verkaufft man hiir."

***) Undersökning om de Jölgder, hvarmed inhemskt Spraks Förakt verkar ha Folkets Seder, med Tillämpning ha Svenska Folket i Synnerhet. Stockh. 1770.

sie nicht blos im Sprachgebrauch von der schwedischen Academie autorisirt, sondern erst in jüngster Zeit den Dänen von einem ausgewanderten schwedischen Schriftsteller zur Nachahmung empfohlen.

Der oben erwähnte Einfluß Deutschlands auf die neuere dänische Sprachbildung war sehr groß und bedeutend; aber man findet bisweilen eine gewisse Neigung und ein Vergnügen, ihn zu übertreiben, was, wo es nicht in Folge eines Vorurtheils geschieht, wenigstens nicht auf eine rein historische oder stylistische Betrachtung der Sprachverhältnisse gegründet ist. Die einfachste Erfahrung kann uns sagen, daß die beiden Nazionen sich nicht so leicht in Sprache und Schrift verstehen lernen, wie es wol der Fall wäre, wenn unsere Sprache ein so wesentlich deutsches Gepräge trüge, als man jezt gewöhnlich behauptet, und ebenso leicht wird man sich davon überzeugen können, daß die Schwierigkeit, aus der einen Sprache in die andre zu übersetzen, ohne einer von beiden zu nahe zu treten, nicht geringer ist, als bei einer romanischen Sprache, die man versteht. Wie Rask seiner Zeit der Erste war, welcher von dem Sprachbau unsrer Muttersprache, von der Sprache, welche das Volk in Dänemark bis zu unsrer Zeit redet, bewies, daß sie noch ihre alte nordische Wurzel habe: so hat neuerdings ein Landsmann und Nachfolger (Prof. N. M. Petersen) in einer gelehrten und interessanten Entwicklung den Unterschied und Gegensatz nachgewiesen, welcher zwischen dem skandinavischen Sprachstamm, namentlich der dänischen Sprache und der hochdeutschen Sprachform in Hinsicht auf Wortbeugung, Wortverbindung und Wortstellung im Saze stattfindet. (Er hat dagegen übergangen, was hier an der Stelle gewesen wäre, die nicht minder bemerkenswerthe Uebereinstimmung nachzuweisen, welche zwischen der englischen und dänischen Syntax und Sazbildung stattfindet; auch läßt er sich bei der Characterisirung des deutschen Styles und Periodenbaus zu Uebertreibungen verleiten, welche außerhalb der richtigen Kenntniß der Wissenschaft und des Geschmackes liegen.) Gerade diese grammatische Eigenheit unsrer Sprache, welche, wenn auch in einfachen, mehr abgeschliffenen Beugungsformen als Grundgepräge vorherrscht, ist der unumstößliche Beweis dafür, daß die Sprache in ihrem substanziellen Wesen nicht verdeutscht ist, wenn sie auch in der zufälligen (accidentellen) Materie sehr viel deutschen Stoff aufgenommen hat; indessen sind selbst davon, wie Hjort sagt, „manche der eingeimpften Zweige bereits abgestorben, da sich die dänische Sprache wieder erhob und neue Schößlinge aus der stets frischen Wurzel vom 17. Jahrhundert an hervorsproßten.“ „Die Elastizität“ dieser Sprache und ihre Zähigkeit waren gerade die Mittel, wodurch sie, troz so vieler Einimpfungen von deutscher Seite und des starken Einströmens lateinischer und französischer Wörter im 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts den angesammelten Boden der Sprachbildung zu behaupten, während mehrer Menschenalter einen überraschenden Grad von Reichthum und Umfang in Bildung gewinnen und später die Errungenschaften läutern und veredeln konnte. So sind wir im Stande, mitten in einer kräftigen und lebendigen Sprachentwicklung begriffen, doch bereits dem folgenden Geschlechte einen festen und classischen Grund für die dänische Literatur zu übergeben, welche die Nachkommen, wenn sie an ihr fortbauen wollen, berufen sind, mit noch frischen, jugendlichen Kräften zu größerer, selbstständiger Bedeutung in Europa zu erheben.

14. Aber gerade diese Aussicht in die Zukunft ist es, die man uns absprechen will. Man klagt über die Entartung und Verringerung der Sprache; mit Schrecken und Furcht sieht man ihre steigende Cultur; die zunehmende Fülle, die in allen Zweigen reichere Literatur. Und — je mehr diese sich entfaltet, desto näher ist sie ihrem Culminazionspunct, jenem Höhepunct, von welchem an das Sinken beginnen soll. — Wenn man von diesem Gesichtspunct ausginge, so gäbe es genug Stoff in der alten und neuen Weltgeschichte, um eine Furcht zu bezwingen, die doch nur eine höchst unnüze und überflüssige Stimmung bei Betrachtung historischer Verhältnisse ist. Besser bleibt es zum Mindesten immer, in der Gegenwart zu handeln und zu wirken, soweit wir sie uns aneignen können, als uns von einer Bangigkeit vor dem Dunkeln und der geheimnißvollen Zukunft befangen zu lassen. Hier liegt überdies eine ganz unnatürliche Auffassung des Sprachverhältnisses zu Grunde, wenn man eine so niederschlagende Schilderung von der Eigenschaft, dem Zustand und den Aussichten unsrer Sprache entwirft. Man macht den abstracten

Sprachbegriff, das an und für sich betrachtete Sprachmittel, den nunmehr herrschenden Sprachorganismus von einem ausschließend linguistischen Standpunct zum Wesentlichen, zur herrschenden Macht, dem Maaßstab für die Nazionalität, Vollkommenheit und Cultur in eines Volkes Rede- und Schriftsprache. Es ist ja nicht die Sprache, welche die Cultur macht; es ist nicht die Idee, welche die Idee schafft; es ist nicht der Styl, welcher den Verfasser macht; es ist nicht die Grammatik, welche die Literatur der Sprachkunst beim Dichter und Redner hervorbringt. Die Literatur ist ein Bild von der Geistigkeit des Volkes in einem gewissen Zeitpunkt; die Sprache ist das Organ, durch welches diese Geistigkeit sich offenbart. Wir müssen deßhalb, wenn von der Schriftsprache bei dem Volke die Rede ist, zuerst fragen: wie verhält es sich mit der Etymologie und Grammatik der Sprache? — Das Lezte ist der Punct, wovon der wissenschaftliche Sprachforscher ausgeht und wozu er wieder zurückkehrt; aber es ist weder der ausschließliche, noch der einzige Gesichtspunct, wenn wir den geistigen Zustand und die Cultur einer Nazion mittelst ihrer Sprache und Sprachwerke betrachten und beurtheilen wollen oder wenn ein Volk sein Selbstbewußtsein und seine Anschauung von den eignen Sprachverhältnissen abklären will. — Es ist genugsam bekannt: Man schreibt die englische Sprache jezt nicht mehr, wie zu König Alfreds oder Chaucers Zeiten; man schreibt auch weder in Dänemark, noch in Schweden die Sprache noch, welche die Isländer im 13. Jahrhundert schrieben; man spricht auch nicht die Sprache, welche das Volk in Island jezt redet. Die alte Sprachverwandtschaft ist nicht aufgehoben; sie wurde nur abgeschwächt, die alte isländisch-norwegische Literatur ist für Jahrhunderte abgeschlossen und veraltet. Hier kann somit blos, was Skandinavien angeht, von einer dänischen, einer schwedischen Literatur die Rede sein: und in dieser müssen wir die Bedingungen aufsuchen, welche historisch bildend auf die neuere Schriftsprache im Norden gewirkt haben.

Wollen wir ihren Ursprung untersuchen und Rechenschaft von ihrer Bildung und Entwicklung geben, soweit die Spuren derselben erkennbar sind: so müssen wir daran erinnern, daß man in der Sprachgeschichte sich so wenig, wie in einer andern Geschichte, mit halben Wahrheiten begnügen darf. So verhält es sich auch mit der Bildung unserer Muttersprache und unserer Schriftsprache, mit der Geschichte der Veränderungen, die sie in den verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung erfahren. — Sagt man uns in dieser Beziehung: jede lebende Sprache ist Veränderungen unterworfen, nicht blos im mündlichen, sondern auch im schriftlichen Ausdruck: sie ist nichts „Fertiges", „Stillstehendes", sondern, wie W. Humboldt sagt, „etwas jeden Augenblick Wechselndes"; so ist dies, in jener Allgemeinheit ausgesprochen, etwas so Bekanntes, daß es keines Beweises bedarf und keinen Widerspruch finden wird. Sagt man dagegen: die Veränderungen der Sprache sind jeder Zeit die nehmlichen, immer gleich durchgreifender, umwälzender, neuschaffender Art — und so wie eine Schriftsprache sich aus Dialecten bildete und fixirte (was ja bei jedem Volke unter besondern Bedingungen stattfand), so kann sie auch, nachdem sie einen hohen Grad von Literaturbildung erreicht hat, wieder zu einem Jugendalter und Dialectzustande zurückkehren, oder durch Aufgeben ihrer in der Literatur consolidirten Eigenthümlichkeit mit einer andern, verwandten Sprache verschmelzen und ihren Organismus umbilden, ihren Sprachgebrauch revoluzioniren, ihre Classiker veralten lassen: — wenn man das Obige behauptet, so gibt man uns eine Meinung zum Besten, für die sich nirgend ein historischer Beweis findet. An dies müssen wir uns halten: Sprachlehre und Sprachkritik haben ihren eigentlichen Stoff in der Sprache, wie sie ist; die Sprachgeschichte muß ihre Quellen in der Sprache suchen, wie sie war; und muß ebenso sorgfältig und mit derselben Kritik und Treue diesen Quellen in der neuern Zeit, wie in den längst verschwundenen Jahrhunderten nachforschen.

(Schluß folgt.)

Studien über englische Dichter.

P. B. Shelley.

> In nobil sangue vita umile e queta
> Ed in alto intelletto un puro core;
> Frutto senile in sul giovenil fiore
> E in aspetto pensoso anima lieta.
>
> Petrarca.

Jede Persönlichkeit*) schließt im innersten Schooße ihres Wesens etwas Räthselhaftes in sich, ja sie ist selbst — je größer und bedeutsamer, desto mehr — ein Räthsel, dessen Lösung und Aufhellung nur annäherungsweise möglich wird, wenn uns die gesammte Kenntniß aller einzelnen Beziehungen, Anlässe und Hemmnisse zu Gebote steht, deren Anknüpfungspunkte allerdings der Aeußerlichkeit des persönlichen Daseins anheim zu fallen scheinen, deren Fäden aber oft genug bis in das innerste Mark des Seelenlebens hinübergreifen. Je versteckter und der Weltbühne entrückter ein Leben verfließt, desto kleinlicher spitzen sich oft die Motive desselben zu; wenn aber Kunstwerke aus der verborgenen Werkstätte hervorgehen, so müssen wir diese aufsuchen, um jene zu verstehen. Shelley ist als Dichter in Deutschland wenig bekannt; erst in der neueren Zeit lernte man seine satirische Bitterkeit und die melancholische Ader seiner lyrischen Muse kennen und wurde besonders deshalb auf ihn aufmerksam, weil Byron mit einer seltenen, treuen Freundschaft an ihm hing und sich so ganz von dem Zauber seiner Persönlichkeit angezogen fühlte. Er fand bei ihm jenen Humor, nach welchem er sich sehnte und jenes Pathos, welches die Herzen bewegt.

Percy Bysshe Shelley, der älteste Sohn des Baronet Timothy Shelley, wurde zu Fieldplace bei Warnham am 4. August 1792 geboren und stammte aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechter Englands. Wie es fast bei allen aufgeweckten Köpfen der Fall war, sagte ihm der unleidliche Pennalismus der Grammar

---

*) Vergl. Medwin's Memoiren im Magazin für d. Lit. des Auslandes 1834. 50.

School, welcher er anfangs anvertraut wurde, wenig zu, und oft sträubte sich der regsame Knabe gegen die versteinerten Satzungen der Anstalt. Neben dieser Hartnäckigkeit zeigte er in frühester Kindheit nicht nur große Lernbegierde, sondern auch die erfreulichsten Anlagen.

Während seines Aufenthaltes in Eton lebte er in großer Einsamkeit. Es war ihm unerträglich, bei seinem Eintritte daselbst den „Fuchs" (fag) zu spielen, und er zog sich durch seinen Stolz die Abneigung der Lehrer und Mitschüler zu. So beschäftigte er sich denn großentheils mit Speculationen und Lesen. Leider geschah Letzteres nicht immer mit bester Auswahl, und das Studium französischer Philosophen entfremdete ihn den Grundsätzen der englischen Kirche. Von früher Jugend an besaß er eine eigenthümliche Leichtigkeit, Verse in der englischen und in fremden Sprachen zu schreiben, und es wurden ihm dafür manche Belobungen zu Theil. Die Dichter Griechenlands las er mit dem größten Eifer und vertiefte sich in die Schriften des alten Testamentes, vorzüglich aber in die Psalmen, den Hiob und Jesaias.

Als er die Universität Oxford bezogen hatte, ergab er sich mit dem angestrengtesten Eifer dem Studium der deutschen Sprache und Literatur, und seine Vorliebe für Poesie und metaphysische Untersuchungen ist in Allem bemerkbar, was er damals dachte und schrieb. Er studirte den Spinoza, begeisterte sich für die Lehren Hume's, machte sich vertraut mit der Metaphysik des Baco, Priestley, Price und Smith und kam dadurch zu einer Philosophie, welche durchaus irrig und verwerflich war und welche — obgleich ihr reine und ehrenhafte Motive zu Grunde lagen — zu einem Fluche ward, der schwer auf seinem ganzen Leben lastete.

Leider argumentirte er bei den wichtigsten Fragen nur ex abusu und verfiel gerade dadurch in eine Sophistik, welche ihn zu dem Irrthume führte, Staat und Kirche als etwas rein Aeußeres und Gemachtes, als bloßes Menschenwerk zu betrachten. Da ihm für seine Liebe nur Haß, Verläumdung und Hochmuth entgegentraten, so verlor er den Glauben und verfiel einer unseligen Skepsis. Nach seiner jugendlichen Ansicht gründeten sich die meisten menschlichen Einrichtungen auf E i g e n n u t z; Staat und Kirche, in ihrer damaligen Beschaffenheit, erschienen ihm von einem Krebse angefressen, welchen man den Muth haben müsse offen darzulegen und ohne Erbarmen auszuscheiden. Er wähnte sich zum Reformator bestimmt und schwärmte

mit der edlen Begeisterung eines Märtyrers, aber mit jugendlicher Unbesonnenheit für eine rasche und vollständige Weltverbesserung. Voll von Entzücken über die wunderbare Schönheit und Harmonie, welche sein sinniges Auge in den Wundern der Natur erblickte, glaubte er an eine goldene Zukunft der Menschheit, in welcher das Böse auf Erden verschwinden müsse, welches nur durch eine Abweichung von den Bahnen der Natur entstanden sei. Hieraus ist es erklärlich, daß sich der phantastische Jüngling in einer Zeit, wo die Orthodoxie in England viele Angriffe erfuhr, dem dogmatischen Christenthume entfrembete und den Sinn und Werth der göttlichen Lehre in der heiligen Schrift nicht zu erfassen vermochte. Die Verirrungen seines Geistes trafen auf heftigen Widerstand, und der Trotz seines Charakters machte ihn nur noch entschiedener, fester und hartnäckiger.

Sein Aufenthalt in Oxford war von nicht sehr langer Dauer; denn wie es schon in Eton der Fall gewesen, vermochte sein aufstrebender Geist es hier noch bei weitem weniger, sich den alterthümlichen Gesetzen zu unterwerfen. Er gab freilich zahlreiche Beweise seines ungewöhnlichen Talentes; aber die große Freimüthigkeit, mit welcher er seine religiösen und politischen Ketzereien aussprach, erregten vielfachen Anstoß.

Mit besonderer Vorliebe hatte er die alten nationalen Balladen studirt und in Folge dieser Lectüre ein lyrisches Epos in 6 Gesängen verfaßt, welches sein Jugendfreund Medvin als eine wilde chaotische Geburt bezeichnete, wüst und titanenhaft. In diese Zeit fällt auch die Abfassung von zwei Novellen: „Zasterozzi" und „die Rosenkreuzer," Nachbildungen deutscher Vorbilder, eines „Panegyricus auf Charlotte Corday" und der „Nachgelassenen Papiere meiner Tante Margaret Nicholson," welche sämmtlich nicht unter seinen Werken mitabgedruckt sind und von ihm und Anderen für unbedeutend gehalten wurden. Ein Tractat über den Atheismus, welchen er die Kühnheit hatte den Häuptern der Universität zuzusenden, verursachte seine Relegation.

Bruderliebe erschien ihm als die höchste Tugend, und durch sie, glaubte er, würden die Menschen am besten vervollkommnet, könnte auf Erden das Himmelreich am erfolgreichsten näher gebracht werden. In einem Alter von siebenzehn Jahren, schwach an Körper, rein in seinem sittlichen Denken, voll von Großmuth und Liebesgluth, eifrig strebend nach Weisheit, fest entschlossen, trotz aller noch so

schwerer Opfer nur das Rechte zu thun, brennend vor Sehnsucht nach Sympathie und Gegenliebe — ward er wie ein Verworfener behandelt und verbannt, und Niemand fand sich, der ihn zum Wege des Lebens und Heils hätte führen mögen. Er hielt seinen Wahn für Wahrheit und er liebte die Wahrheit mit der Begeisterung eines Märtyrers; seine gesellige Stellung und persönliche Neigungen war er fest entschlossen seinem Streben zu opfern. Das Opfer wurde verlangt, und der siebenzehnjährige Jüngling brachte es dar ohne Murren.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung in der Geschichte civilisirter Nationen, daß kein Fehltritt so unvergeßlich ist, als derjenige, welchen man in der Jugend beging. Wenn ältere Leute sich ihren Mitmenschen entgegenstellen und die Gesetze der Gewohnheit überschreiten, so sind sie gewöhnlich durch den Schild einer gewissen Vorsicht beschirmt; die Jugend aber ist rasch und kann nicht glauben, daß man ihre langerkämpften Meinungen für unwahr und wohl gar lasterhaft halten könne. Shelley kannte die Welt nicht, und war er auch unempfindlich gegen viele Beweise von Geringschätzung, so hatte er sich doch unrichtig beurtheilt, wenn er meinte, alle Lieblosigkeit ruhig ertragen zu können; er hatte zu viel Gefühl und Sehnsucht nach Sympathie, um sich nicht in seiner Verlassenheit unendlich unglücklich zu fühlen.

Er war nun ganz auf sich selbst beschränkt, zog sich von der Welt zurück und belebte mit seiner reichen Phantasie die leblose Natur, welche ihn umgab. In dem Alter von 18 Jahren schrieb er das wilde Gedicht: „Die Königin Mab“ in dem Versmaße von Southey's Thalaba, welches viele Stellen von wahrer Kraft und lieblicher Melodie enthält. Wordsworth, Coleridge und Southey waren ihm überhaupt von allen englischen Dichtern die liebsten Vorbilder, weil ihre theils einfache, theils düstere und phantastische Naturschilderung ihm völlig zusagte. Der eigentliche Stachel des Gedichtes: „Königin Mab“ liegt vorzugsweise in den Anmerkungen, welche das Werk begleiteten und nichts weiter enthalten, als die vielfach widerlegten Träumereien der philanthropischen Theoretiker. Als Shelley mit der Abfassung dieses Gedichtes sich beschäftigte, verlebte er seine Zeit großentheils auf Reisen durch die anmuthigsten Gegenden von England, Schottland und Irland. Berge, Seen und Wald waren seine Heimath, und Naturbegebenheiten sein Lieblings-

studium. Mit großer Vorliebe suchte er ihre Ursachen zu begreifen und trieb deshalb Physik und Chemie, so weit man es als Zeitvertreib nur darin bringen kann. Er theilte anfangs nur Bruchstücke aus dem Gedichte mit und sah sich späterhin genöthigt, es von Italien aus zu veröffentlichen, da ohne seine Einwilligung durch einen betrügerischen Buchhändler ein sehr fehlerhafter Druck besorgt worden war. Uebrigens ward das Werk erst zu einer Zeit bekannt, als er schon seine Ansichten bedeutend modificirt und Manches zurückgenommen hatte. Alle Lieblingsspeculationen seiner Jugend entfaltete er in diesem Gedichte; alle nicht zu unterdrückenden Regungen von Sympathie, Tadel und Haß traten hier hervor, vermittelt durch seine vielfältigen Leiden und sein Grübeln über das Schicksal der Menschen.

In dieser Epoche seines Lebens, wo ihn Alles von sich stieß (1810), fühlte er sich von Miß Harriet Westbrook, einer jungen Freundin seiner Schwester, lebhaft angezogen; nach einer äußerst kurzen und oberflächlichen Bekanntschaft entführte er sie und floh mit ihr zum Schmied nach Gretna Green, wo er sich trauen ließ. „Gewaltsamkeiten gründen kein Erdenglück;" dem kurzen Wahne folgte die Reue: die geistige Armuth und die übermäßige Verschwendung seiner Frau brachte den Dichter in die drückendste Lage, und die unbesonnen geschlossene Ehe bereitete dem jungen Paare unsägliches Elend, bis sie endlich nach Verlauf von 3 Jahren nach beiderseitiger Uebereinstimmung wieder gelöst ward. Seine Gattin hatte ihm 2 Kinder geschenkt, welche nach der Scheidung bei der Mutter blieben.

Auch körperlich fühlte sich Shelley in dieser Zeit (1814) sehr elend und gedrückt, und er beschloß deshalb, nach der Schweiz zu gehen, um dort Geist und Körper neu zu stärken. Nach einer angenehmen Reise durch Frankreich weilte er längere Zeit auf einem Schlosse an der Reuß und kehrte dann ganz zu Wasser — auf Reuß und Rhein — wieder nach England zurück, indem er sogar in seinem offenen Boote über den Canal fuhr.

Er war jetzt mündig geworden und dadurch äußerlich in bessere Verhältnisse gekommen. Die Aerzte riethen ihm, viel im Freien zu leben, und so erfreute er sich denn in der Nähe von Windsor Forest einer herrlichen Zeit. Wir verdanken dieser Periode die Entstehung des lieblichen Gedichtes: „Der Abend auf dem Kirchhofe zu Lechdale" und des „Alastor" oder des „Spirit of Solitude." In

letzterem schildert er in romantischer Weise das Schicksal eines Jünglings, dessen freier Geist, aufgerichtet und gereinigt durch eine kühne aber wohlwollende Philosophie, sich nach der Vereinigung mit einem gleichgesinnten Wesen sehnt und endlich vor Verzweiflung stirbt, weil sein Verlangen nirgends Befriedigung findet. Der feierliche Geist, welcher das Ganze durchdringt, die Verehrung der majestätischen Natur, das Klopfen eines Dichterherzens in stiller Einsamkeit — das Gemisch von Freude über den Anblick des sichtbaren All's mit dem Schmerze über die Leiden, welche menschliche Leidenschaften verursachen, — alles dieses verleiht dem Werke ein rührendes Interesse. Jener Geist heiliger Ruhe und Stille herrscht selbst in dem Versbaue vor, welcher ungemein melodisch ist. Das ganze Gedicht ist eigentlich mehr didaktisch als erzählend; es war die Frucht seiner innersten Empfindungen, verkörpert in der zartesten, reinsten Form, voll idealischer Farben und lieblicher Sanftheit, die das Vorgefühl eines nahen Todes erzeugt hatte.

Auf seiner zweiten Schweizerreise (1816), wo er Chamouny besuchte und am Fuße des Montblanc jene berühmte Ode schrieb, welche in den herrlichsten Tönen die Wunder der Natur besingt, machte unser Dichter die Bekanntschaft des Herrn Godwin, eines dissentirenden Geistlichen, welcher durch seine Novellen und vorzüglich durch den „Caleb Williams" auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Mary, die Tochter des Herrn Godwin, gewann Shelley's Herz, und er verheirathete sich mit ihr noch in demselben Jahre. Wir kennen sie durch die höchst seltsame Erzählung, welche „Frankenstein" betitelt ist, und durch die umsichtige Herausgabe, welche sie von den Werken ihres Gatten nach dessen Tode veranstaltete. Sie vermochte es, dem hohen Gedankenfluge des Dichters zu folgen und ihn in treuer, liebevoller Hingebung wahrhaft zu beglücken; sie verstand sein liebeerfülltes und liebebedürftiges Gemüth, welches ihm häufig Betrachtungen, wie die folgende eingab:

„Du fragst*), was Liebe sei? Es ist die mächtige Anziehung zu Allem, was wir außer uns wahrnehmen, fürchten oder hoffen, wenn wir in unseren eignen Gedanken die Qual einer trüben Leere finden und deshalb in Allem, was uns umgiebt, eine Theilnahme

*) Siehe Essays, Letters from abroad etc. by P. B. Shelley edited by Mrs. Shelley. Vol I. p. 164 seq.

an unseren Empfindungen zu erwecken streben. Wenn wir grübeln, so möchten wir verstanden sein; bilden wir uns Vorstellungen, so wünschen wir die lustigen Kinder unseres Gehirns in der Seele Anderer wiedergeboren zu sehen; haben wir Empfindungen, so verlangen wir, daß die Nerven Anderer uns entgegen vibriren, daß der Blick ihrer Augen sanft werde und mit dem der unseren sich vereine; daß Lippen von bewegungslosem Eise erwachen möchten aus ihrer Erstarrung und anderen Lippen Antwort geben, die erglühen von des Herzens bestem Blute. Das ist Liebe! Das ist das heilige Band, welches nicht nur den Menschen mit dem Menschen vereinigt, sondern mit Allem, was da ist. Wir kommen in diese Welt und seit unserer Geburt lebte ein gewisses Etwas in uns, welches immer mehr und mehr dürstet nach seinem Ebenbilde. Dunkel erblicken wir in unserm Geiste ein Miniaturbild gleichsam von unserm Selbst; aber es ist frei von allem Makel und Vorwurfe, ein prototypes Ideal von allem Schönen und Edeln, das wir als Menschen zu erfassen vermögen. Es ist dies nicht ein Abdruck unseres äußern Wesens, sondern ein Zusammen von den kleinsten Partikeln, welche unsere Natur ausmachen, ein Spiegel, dessen Oberfläche nur Reinheit und glänzende Schönheit zeigt, eine Seele inmitten unsrer Seele, die einen Kreis zieht um ihr eignes liebes Paradies, und Kummer und Weh dürfen diese Schranken nicht überschreiten. Darauf beziehen wir mit großem Eifer alle Regungen und wünschen, daß sie ihm gleichen und entsprechen möchten. Die Entdeckung seines Antitypus, — das Zusammentreffen mit einem Geiste, welcher unsern eignen gehörig zu würdigen im Stande wäre, — ein Wesen, welches in das unsere einginge und die zarten und feinen Eigenthümlichkeiten erfaßte, die wir mit so geheimer Freude entfalteten und liebten; — — das Finden einer Natur, deren Nerven, gleich dem Klange zweier wohlgestimmter Harfen als Begleitung einer bezaubernden Stimme, aufgeregt werden bei den Vibrationen unsrer eignen — und eine Combination alles Dessen, was der Typus unseres Innern erheischt — das ist der unsichtbare und schwer zu erreichende Punkt, nach welchem die Liebe ringt, und zu dessen Erreichung sie die höchste Kraft aufbietet, sei es vielleicht auch nur, um einen S c h a t t e n zu erlangen; denn o h n e diesen Besitz ist keine Ruhe und kein Frieden für das Herz, welchem die Liebe gebietet. So in der Einsamkeit oder in dem verlassenen Zustande, mit Menschen zusammen sein zu

müssen, die nicht mit uns sympathisiren, lieben wir Blumen und das Gras, die Fluth und den Himmel; dann finden wir in der Bewegung der Frühlingsblätter und in dem tiefen Blau des Himmels eine Uebereinstimmung mit unserm Herzen. Es liegt dann für uns eine gewisse Beredtsamkeit in dem Winde, der freilich keine Zunge hat, und eine Melodie in dem Plätschern des Wassers und dem Rauschen der Bäume, welche am Ufer stehen, und sie erwecken durch ihr unbegreifliches Verhältniß zu einem Etwas in unserer Seele alle Lebensgeister zu einem Tanze des Entzückens und bringen Thränen einer geheimnißvollen Zärtlichkeit in die Augen gleich der Begeisterung über einen patriotischen Erfolg, gleich der Stimme der Geliebten, welche in süßer Einsamkeit nur deinem lauschenden Ohre singt." —

Shelley's Gattin gab dem Dichter den Glauben an Gott und die Menschen wieder, sie machte ihn milder in seinem Urtheile und übte überhaupt den bedeutendsten Einfluß auf den Gang seiner ganzen Entwicklung. Ihrer gedachte Th. Moore ganz besonders, als er schrieb: Hätte Shelley länger gelebt, so würde die Welt am Ende gelernt haben, seinem Geiste volle Huldigung darzubringen.

Schon in früherer Zeit hatte Shelley mit Byron in lebhaftem Briefwechsel gestanden; jetzt lebten sie an einem und demselben Orte, und die Gleichheit in dem beiderseitigen Schicksale trug viel dazu bei, sie enger an einander zu ketten; vor Allem aber war es der hohe poetische Geist, der sie einander näher führte, und die Biederkeit Shelley's, welche die Bande der warmen Freundschaft unauflöslich machte. An dem Ufer des Genfersees hatte Shelley ein Landhaus angekauft, auf der Seite des Montblanc, in der Nähe der Villa Diodati, welche Byron bewohnte. Die beiden Dichter hatten sich im Hôtel des Sécherons bei Genf zuerst getroffen auf dem Wege nach Coppet, wo damals Frau von Staël und Aug. Wilh. v. Schlegel glänzten und wo Shelley seine Uebersetzungen des Prometheus von Aeschylus und des Faust von Goethe vortrug, von welchen leider nur der „Prolog im Himmel" und die „Walpurgisnacht" gedruckt worden sind.

Unser Dichter war ein tieferer ruhigerer Denker als sein lärmender, leidenschaftlicher Freund, welcher in der Gefühlswelt umherstürmte; die Freundschaft Shelley's wirkte äußerst wohlthätig auf Byron, indem sie ihn gefaßter, ruhiger und tiefer machte, und der dritte Gesang des Childe Harold trägt deutliche Spuren dieses Ein-

flusses. Auf Shelley wirkte dagegen in seiner inneren Abgeschlossenheit die Nähe des Freundes nicht mit gleicher Macht, weil er sich vorzugsweise seinen Träumereien in glücklichem Stillleben ganz überließ und den Becher der Freude über die reizende Natur und das Glück des Familienlebens so recht mit vollen Zügen trank. Byron war mehr der vollendete Künstler, welcher selbst in den begeisterungsvollsten Augenblicken volles Selbstbewußtsein und Herrschaft über sich selbst bewahrte; Shelley dagegen ward von der Kunst überwältigt, beherrscht, erdrückt, und wenn alle seine Schöpfungen den unauslöschlichen Stempel idealer Anmuth und Schönheit an sich tragen, so ist dieses der dem Dichter angeborenen Zartheit und Reinheit zuzuschreiben.

Die Zahl dessen, was er in dieser Zeit las und eifrig studirte, ist sehr groß, und er begeisterte sich besonders für die Dichter der Griechen und Römer. Die neue Heloise zog ihn ebenfalls sehr an, und er war erstaunt und entzückt über die hohe Beredtsamkeit und das ernste Interesse, welches dieses Werk durchdringt. Im Charakter des St. Preur, seiner Selbstverleugnung und heiligen Liebe fand sich Vieles, das mit seinen Gefühlen in wunderbarem Einklange stand, und der ganze Eindruck, den die Novelle auf ihn machte, war bedeutungsvoll. Vor Allem aber beschäftigte ihn die Lectüre der Bibel, und oft las er an einem schönen Abende seiner Gattin aus dem Neuen Testamente vor, welches ihn mit dem heiligsten Enthusiasmus erfüllte.

Gegen das Ende des Jahres 1817 kehrte Shelley nach England zurück, um seine Vermögensumstände zu ordnen. In Bath erhielt er die Nachricht, daß sich seine erste Frau in einem Anfalle von Schwermuth in einen Brunnen gestürzt und ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Er empfand über dieses schreckliche Ereigniß den tiefsten Schmerz und wollte nun die Kinder erster Ehe zu sich nehmen. Aber die Intriguen der Geistlichen und seiner Verwandten hatten es durchgesetzt daß ihm durch einen Gerichtsspruch seine Kinder genommen wurden. Das Kanzleigericht unter dem Vorsitze des Lordkanzler Eldon war unerbittlich, weil er in seinem Gedichte: „Die Königin Mab" Unmoralisches und Unchristliches gepredigt habe. Sein Schmerz war grenzenlos und in einem poetischen Bruchstücke läßt er seine Verwünschung ertönen:

By all the happy see in children's growth
That undeveloped flower of budding years,
Sweetness and sadness interwoven both,
Source of the sweetest hopes and saddest fears.

Er zog sich nach Great Marlow zurück, wo er in der größten Einsamkeit lebte, den Bewohnern in aller Stille sehr viel Gutes that und in poetischen Schöpfungen Balsam für seine Wunden fand. Hier entstanden die lieblichen Dichtungen Rosalind und Helene, die Uebersetzung homerischer Hymnen und die Empörung des Islam.

Am 12. März 1818 verließ Shelley sein Vaterland, um nie wieder dahin zurückzukehren. Vorzüglich beschäftigte ihn bei dieser Reise die Hoffnung, seine Gesundheit in einem milderen Klima wiederzuerlangen, die in der letzten Zeit sehr angegriffen war. Er reiste ungemein rasch, ging durch Frankreich über den Montcenis nach Italien und war entzückt von dem Eindrucke des reizenden Landes; seine Tagebücher aus dieser Zeit enthalten darüber die ausführlichsten Schilderungen und zeigen zugleich, wie er die Wunder der Kunst und Natur zu würdigen wußte. Seit dieser Zeit wurden seine lyrischen Dichtungen, wie G. Kühne*) sehr richtig bemerkt, mehr eine Verduftung der Materie; Medvin vergleicht sie mit den idealen, himmelstrunkenen Gestalten Raphaels, während er Byron's Schöpfungen Titianische Liebesgöttinnen nennt.

Sein poetischer Geist erwachte wieder zu niegefühlter Kraft, und er durchdachte drei Gegenstände als Stoff für eine Tragödie: die Geschichte des Tasso, eine andere auf die biblische Erzählung des Hiob basirt, und drittens die vom Prometheus; endlich entschied er sich für die letztere.

Der Sohn, welcher größer war als sein Vater, den die Thetis geboren, sollte dem Bösen seine Macht nehmen und eine glücklichere Zeit ins Leben rufen, ein Reich des Saturns, der das Princip des Guten war. Prometheus, die personificirte Menschheit, muß viele Qualen erdulden, bis er durch Herkules befreit wird. Asia, eine der Armiden, erlangt ihre frühere Schönheit und vereinigt sich wieder durch heilige, glückliche Bande mit ihrem Gatten.

In dem entfesselten Prometheus haben wir die Siegesfeier des Geistes über die Natur, es ist der Jubel über die Befreiung der Welt, welche durch treue, bewährte Menschenliebe errungen ward.

---

*) Siehe: weibliche und männliche Charaktere. S. 83 ff.

Ueber dem ganzen Gedichte schwebt ein Geist ruhiger, stiller Liebe; er lindert die Qualen des Gepeinigten und erfüllt ihn mit süßer Hoffnung, bis die Prophezeihung erfüllt ward und die Liebe selbst, unbefleckt von allem Uebel, frei und offen als Weltgesetz erscheint. Dieses Werk enthält Stellen voll der erhabensten Größe und einem wunderbaren Reichthume der Phantasie; aber ungeachtet der unvergleichlichen Reinheit in der Diction und der unübertrefflichen Mannigfaltigkeit seiner lyrischen Musik macht es im Ganzen nur wenig Wirkung wegen seiner metaphysischen Träumereien und seines Umherschwärmens in luftigen unerfaßbaren Bildern.

Im Jahre 1819 theilte unserem Dichter einer seiner Freunde die Geschichte der Cenci mit, und bei einem Besuche der Colonna und der Doria Paläste hinterließ Beatrice's Bild bei ihm einen solchen Eindruck, daß er denselben gar nicht wieder vergessen konnte. Der plötzliche Verlust eines innig geliebten Kindes verscheuchte ihn aus Rom, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, und er floh nach Villa Valsovano, welche etwa in der Mitte zwischen der Hauptstadt und dem Monte Nero gelegen ist. Hier schaute Shelley von einer kleinen, schönen Terrasse in die weite herrliche Gegend hinein, und sein Blick erreichte selbst die See. Stürme, welche dann und wann den Tag getrübt, zeigten sich ihm hier auf's Malerischste bei ihrem Hineilen zum Meere, die dunkeln Wolken nippten hinein in das Wasser, und die erhabensten Naturereignisse entwickelten sich vor seinen trunkenen Blicken. Hier schrieb Shelley in einer einsamen Zelle den größten Theil seiner Cenci. Er studirte dabei zugleich mit großer Liebe den Calderon; aber es ist ein Beweis seiner Originalität, daß er, obgleich tief berührt durch seine erste Bekanntschaft mit dem spanischen Dramaturgen, keine von dessen Eigenthümlichkeiten in die Cenci sich mit einschlichen, und nur eine einzige Stelle giebt eine Spur seiner neuen Studien, wo er übrigens selbst El Purgatorio de San Patricio anführt.

Alles ist Leben in dem Werke, und besonders der Charakter der Beatrice ist mit so schönen Farben hinreißend gezeichnet, daß der Dichter alle Geheimnisse innerlich gelesen zu haben scheint aus dem lieblichen Auge des unglücklichen Mädchens. Der fünfte Act ist ein wahres Meisterstück. Die wechselnden Gefühle Beatrice's sind mit leidenschaftlicher, herzzerreißender Beredtsamkeit geschildert; überhaupt jeder Charakter redet in Tönen, die ein Wiederhall der Wahrheit

sind. Kennt man den Stoff genau, so muß man über das Glück erstaunen, mit welchem Shelley die wirklichen Vorfälle in die einzelnen Scenen eingewoben hat und durch die Macht seiner Poesie Alles zu mäßigen wußte, was sich sonst wohl als rauh und hart dürfte gezeigt haben.

Das Tagen der Freiheit in Spanien und Neapel besang er in zwei begeisterungsvollen Oden, weil er sich gedrungen fühlte, den großen Kampf der Nation zu feiern, deren Werke er so sehr bewunderte, und ihr Glück und Erfolg zu prophezeihen. Die freundschaftlichen Beziehungen, in denen er zu Alexander Maurocordato, dem Secretär der auswärtigen Angelegenheiten beim Hospodar der Wallachei stand, vor Allem aber seine Begeisterung für den Freiheitskampf des geknechteten Griechenlands veranlaßten ihn, in einem wilden Gedichte — Hellas — das Unheil zu schildern und zu verwünschen, welches der hochmüthige Ehrgeiz und die Bedrückung der Herrschsüchtigen über die Menschheit gebracht habe. Hellas ist eins seiner letzten Werke und verdient vorzüglich wegen des melodischen Versbaues unter seine besten Schöpfungen gerechnet zu werden.

Den letzten Theil des Jahres 1819 verlebte er in Florenz, wo er jeden Tag mehrere Stunden in der Gallerie zubrachte und vielfache Bemerkungen über die alten Kunstwerke aufzeichnete. Doch sagte ihm das Klima hier nicht recht zu, und auf den Rath seiner Freunde und des Arztes ging er nach Pisa, wo er sich bis zu seinem Ende ziemlich wohl fühlte und den Sommer in den Bädern von San Giuliano zubrachte. Die Umgegend ist sehr fruchtbar und voll von Abwechslung malerischer Ansichten; deshalb gab sie ihm Gelegenheit zu vielen Excursionen, und er fühlte sich leichter und froher denn jemals zuvor. Der Gipfel des Monte Peligrino, auf welchem sich eine Kapelle befindet, war das Ziel seiner häufigen Wanderungen, und hier schrieb er „die Hexe des Atlas" in drei Tagen, ununterbrochen arbeitend. Dies Gedicht ist ganz charakteristisch für seinen Geschmack, voll von wilder Phantasie, glänzender Farbenschilderung und durchwebt mit Bildern wahrer, reiner Liebe.

Die nach seinem Tode herausgekommenen gesammelten Schriften enthalten, außer einer großen Anzahl kleinerer lyrischer Gedichte, noch Rosalind, Helene und Adonais, eine Elegie auf den Tod sei-

nes Freundes Keats*), Julian und Maddalo und den Triumph des Lebens. Unter Shelley's prosaischen Aufsätzen sind mehrere philosophische Abhandlungen bemerkenswerth und die Sammlung von Briefen, die er aus Italien schrieb, wie auch das Tagebuch einer kleineren Reise, welches wahrhaft entzückend ist.

Shelley's Lieblingsvergnügen war Kahnen. An der Themse sowohl als am Genfersee brachte er einen großen Theil des Tages auf dem Wasser zu. Auf dem Arno war das Schiffen mit vielen Gefahren verknüpft, aber er scheute sie nicht, obwohl man ihm oftmals nachrief: "Ma va per la vita!" Eines Tages machte er eine Lustfahrt mit einem Freunde nach Livorno und kehrte an der Küste herum nach Pisa zurück. Sie verfehlten den rechten Weg, verwickelten sich in Weidwerk, das Boot schlug um, doch Shelley kam mit einer leichten Erkältung davon. Im Jahre 1822 ließ er sich in Genua ein großes Boot bauen und erwarb in der Nähe der Bai von Spezia ein schönes Grundstück, die Casa Magni in Sant' Arenzo, welches er ganz nach englischem Geschmacke umgestaltete. Das Wetter ward immer schöner und Shelley machte oft sehr weite Wasserfahrten, besonders mit seinem kühnen Freunde Williams. In der Mitte des Juni wurden die Wasserpartien noch häufiger, da die Hitze unerträglich war und die Seebriese etwas ungemein Erfrischendes hatte. Eines Tages erhielt Shelley die Nachricht von der Ankunft seines Freundes Leigh Hunt zu Pisa; er entschloß sich deshalb mit Williams auf seinem Boote nach Livorno zu fahren. Er ging am ersten Juli fort, der Tag war heiter und ruhig, die Fahrt bald gemacht, und er verlebte in Livorno und Pisa acht sehr vergnügte Tage. Bei der Rückkehr überraschte ein stürmischer Südwestwind das gebrechliche Fahrzeug; es wurde zum Spiel der Wogen, schlug plötzlich um, und Shelley endete durch schnellen Tod sein Leben.

Die Ueberbleibsel der Verlornen wurden an's Ufer geworfen und dem Gesetze gemäß verbrannt; Shelley's Freunde ließen seine Asche zu Rom neben seinem Kinde beisetzen. Dort ruht er jetzt auf dem wilden und öden protestantischen Kirchhofe an dem Fuße der Pyramide des Cajus Cestius neben seinem Freunde Keats, welcher ebenfalls aus seinem Vaterlande verbannt war und in Italien einen frühen Tod fand. Ein einfacher Stein trägt die Inschrift:

---

*) Keats starb den 24. Februar 1821 in einem Alter von 23 Jahren.

Percy Bysshe Shelley
Cor Cordium
Natus IV. Aug. MDCCXCII.
Obiit VIII. Jul. MDCCCXXII.

Nothing of him that doth fade
But doth suffer a seachange
Into something rich and strange.

Man wird in Shelley's Schriften sehr leicht das eigentlich Poetische von dem Philosophischen unterscheiden; Letzteres tritt freilich — besonders in den älteren Dichtungen mit großer Entschiedenheit gegen alles Bestehende auf, aber es ist einestheils so ätherisch und liebeathmend, andrerseits so abstract und unpraktisch, daß man die Gefährlichkeit seiner Lehren nicht eben hoch anschlagen darf, da ein jeder Leser neben dem Großartigen und Lieblichen seiner gemüthvollen Herzensergießungen die langathmigen, dunkeln Sophistereien des befangenen Metaphysikers wenig beachten wird.

Weshalb er allen anderen wissenschaftlichen Bestrebungen in vorgerückterem Alter mehr und mehr entsagte zu Gunsten der Poesie und sich letzterer ausschließlich widmete; welch' hohe Vorstellung er überhaupt von der Dichtkunst hatte, das spricht sich deutlich in einem längeren Aufsatze aus: „On Poetry*)," aus welchem wir folgendes Bruchstück ausheben:

„Poesie ist die Erinnerung an die besten und glücklichsten Augenblicke der besten und glücklichsten Geister. Wir sind uns vorübergehender Heimsuchung des Geistes und der Gefühle bewußt, die zuweilen an einen Ort oder eine Person sich knüpft, zuweilen auch unsern eignen Geist allein betrifft, stets unvorhergesehen kommt und eben so schnell verschwindet, die aber über allen Ausdruck hinaus angenehm und erfreulich ist, so daß selbst in dem Sehnen und Kummer, den sie zurückläßt, nur Freude sich befindet, welche an dem Wesen ihres Gegenstandes Theil hat. Es ist gleichsam das Hineindringen einer göttlicheren Natur in unsere eigne, ihre Fußstapfen sind aber denen des Windes auf der See gleich, der die Ruhe des Morgens unterbricht, dessen Spuren aber nur auf dem gekräuselten Sande des Grundes verbleiben. Diese und entsprechende Lagen sind

---

*) A defence of poetry in den obenerwähnten Essays, letters u. s. w. S. 1 bis 58.

vorzüglich denen bekannt, welche die zarteste Erregbarkeit und die mächtigste Einbildungskraft besitzen; und der Geisteszustand, welcher so zu Wege gebracht wird, ist gleichsam ein Krieg gegen alles niedere Streben. Die Begeisterung für Tugend, Liebe, Freundschaft, das Vaterland ist wesentlich mit solchen Bewegungen verkettet, und so lange jene dauern, erscheint das Selbst in seiner eigentlichen Gestalt als ein Atom zum Universum. Dichter sind aber als Geister vom feinsten Organismus solcher Erfahrungen nicht nur fähig, sondern sie können, auch alle ihre Combinationen mit den entschwindenden Farben dieser ätherischen Welt bekleiden; ein Wort, ein Zug in der Darstellung eines Auftritts oder einer Leidenschaft wird die bezauberte Saite berühren und bei Allen, welche jemals diese Bewegungen empfunden haben, das schlafende, kalte, begrabene Bild der Vergangenheit wiederbeleben. Die Poesie macht auf diese Weise Alles unsterblich, was es des Besten und Schönsten in dieser Welt giebt; sie hält die verschwindenden Erscheinungen auf, die in der Dunkelheit des Lebens auftreten, hüllt sie in Sprache und Form, führt sie dann einem Jeden zu, süße Neuigkeit verwandter Freude denen bringend, mit welchen ihre Schwestern zusammenleben; sie wirkt, daß jene Offenbarungen nicht aufhören, welche dem Menschen innerlich von der Gottheit zu Theil werden." —

Die Macht, welche Shelley über die Sprache besaß, war unvergleichlich, und die originelle, innerliche Verbindung seiner Bilder gränzt an's Wunderbare, — man denke nur an die herrliche Ode to the West Wind! Nur darf man nicht unerwähnt lassen, daß er aus Nachlässigkeit zuweilen solche Dunkelheiten in den Ausdruck gebracht, daß man sie nur schwer zu enträthseln vermag.

Die persönlichen Eigenschaften Shelley's welche Jedem gleich auffallen mußten, waren vorzüglich eine liebliche und herzliche Güte, die seine Unterredungen mit warmer Theilnahme erfüllte. Zugleich leuchtete unmittelbar der Eifer hervor, mit welchem er menschliches Wohl zu fördern bemüht war. Politische Freiheit erschien ihm als nothwendiges Erforderniß zu wahrem Glücke, und die Hoffnung, dereinst die neue, wahre Freiheit grünen zu sehen, ließ sein Herz hochklopfen und ihn persönliches Interesse geringschätzen. Seinem Aeußern nach war er schlank und von fast mädchenhafter Schönheit; seine lebhaften ausdrucksvollen Augen, und die reiche Fülle des braunen Haares, welches das Haupt umringelte, die große Offen-

heit, welche aus dem Antlitze entgegenstrahlte — alles dieses machte auf Jeden von vornherein einen angenehmen Eindruck und gewann ihm die Herzen. In der Unterhaltung zeigte sich sogleich die mannhafte Wahrheitsliebe, die Klarheit und Schärfe des Verstandes und die Gründlichkeit seiner Studien. Während er den Umgang mit Vielen verschmähete, waren ihm die Wenigen, welchen er sein Herz geschenkt hatte, wahrhaft unentbehrlich, und er hätte sie in jedem Augenblicke um sich haben mögen, um mit ihnen zu denken und zu empfinden. Ein Freund der sanften Schwermuth und Schwärmerei und des beschaulichen Stilllebens war er auch einem muntern Austausche der Gedanken keineswegs abgeneigt, und oftmals sahen ihn die Seinen ausgelassen und sprudelnd von Witz und Fröhlichkeit.

Shelley war in seinen Ansichten aufrichtig und redlich, in seiner Gesinnung wohlwollend und liebevoll, aber er betrachtete die Welt mit den Augen eines Träumers und bildete sich Plane und Hoffnungen, die nie verwirklicht werden können. Seine Täuschung stürzte ihn ins Elend und machte ihn dadurch lange ungerecht gegen Andere; sie entfrembete ihn seiner Familie und seinen Freunden und trübte den größten Theil seines Lebens. Hätte ihm die Vorsehung einen längeren Lebenstag beschieden, so würde er ohne Zweifel völlig gereift sein in seinem Urtheile, und seine Poesie, befreit von dem Geiste einer verderblichen Philosophie, hätte ihm Aller Herzen gewinnen müssen. H.

Zur Charakteristik Othello's

von

Dr. C. W. Sievers,
Oberlehrer am Realgymnasium zu Gotha.

Erster Artikel.

Vorbemerkung.

Da die hier vorzutragende Auffassung des in Othello dargestellten psychologischen Prozesses sich von der bisherigen durchaus unterscheidet, so scheint es nöthig, mit der Nachweisung einiger Mängel der letzteren zu beginnen, um die Aufstellung einer neuen Ansicht nur erst zu rechtfertigen. Ich werde mich dabei an Rötscher und Gervinus halten, denn wie es eine Entweihung der edelsten Frauengestalt sein würde, Desdemona gegen die Anschuldigungen Boumann's zu vertheidigen (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Berlin 1846. Nr. 99 und 100): ebenso ist es unnöthig, Ulrici's (Shakspeare's dramatische Kunst) hier zu erwähnen, da dieser die Hauptfrage nach dem Werden der Eifersucht in Othello mit Negation derselben abweist und die Ueberzeugung von der Untreue seiner Gattin bei ihm voraussetzt. Auf den Nachweis der Genesis der Eifersucht kommt aber in der That Alles an, da doch die letztere zunächst im Widerspruche mit der Liebe steht und folglich mit derselben erst vermittelt werden muß. Da ist nun gleich Gervinus' Irrthum, daß er sie äußerlich vermitteln will, indem er sie durch Jago in Othello anfachen läßt. Zwar er sucht mit einem Bilde sich zu helfen: „der Argwohn sei ein Unkraut," sagt er (B. 3, S. 217), „das schon auf dem magersten Boden und in dem kümmerlichsten Raume wuchere." Allein mit einem Bilde wird nun und nimmer Etwas erklärt; wir fragen mit demselben Bilde: „Wie konnte Jago's noch so bedachtsam ausgestreutes Unkraut nicht nur Wurzeln schlagen in einem Boden, der der Liebe ausschließlich gehörte (Gervinus wenigstens geht von dieser Annahme aus) *), sondern so üppig wuchern, daß er

*) A. a. O. „Und diese Liebe kam ihm von einem solchen Wesen, daß sie ihm den Haß und Neid der Welt aufwog. Mit dieser Liebe fiel der Sonnenblick in sein Leben, der jeden Mißklang auflöste in vollkommene Harmonie."

dem tiefgewurzelten Glauben an Desdemona alle Nahrungskraft zu entziehen und ihn mit seinen Wurzeln auszurotten vermochte?" Oder in einfacher Prosa: „Wie kommt es, daß Othello, da er doch Desdemona liebte, also an sie glaubte, den Einflüsterungen Jago's überhaupt Gehör gab? und wenn er es that, daß er den eingesogenen Verdacht vor Desdemona verhehlte? mußte er nicht, selbst wenn die Umstände gegen sie zu zeugen schienen, mit dem Zutrauen der Liebe vor sie hintreten, um von dem Verdacht befreit zu werden?" Gervinus freilich hat auf diese Frage eine Antwort, er appellirt an „die verschiedenartige Natur und Abstammung des Ehepaars," vermöge deren sich „Beider Seelen in dem Augenblicke, wo ihr Verhältniß die erste Prüfung erfahre, innerlich voreinander zuschließen, statt sich zu öffnen." Aber zugegeben, die hier aufgestellte Behauptung wäre begründet: so wäre damit der Grundgedanke unsres Dramas aufgehoben, indem die ganze Katastrophe dann nicht aus der Eifersucht des Liebenden, sondern der des Mohren entspringt, der seiner Naturbestimmtheit nach dem Argwohn nun einmal verfallen mußte und nicht reden konnte, wo es Zweifel zu beseitigen galt. Man sieht, damit ist auch die Liebe Othello's, die Gervinus eben noch erhob, ganz geläugnet — oder die frühere Frage: wie kommt es, daß Othello niemals auch nur versucht, sich mit seiner Gattin zu verständigen? ist noch in Kraft und von Gervinus nicht gelöst. Und so ist es, Gervinus ist durch die etwas seltsame Lieblingsansicht, Shakspeare wolle durch sein Drama vor „der Verlassung des väterlichen Hauses und der unberathnen Hingebung an einen Fremden" warnen, irre geführt worden.

Gehen wir also zu Rötscher über, der, wie er stets die Kritik auf die letzten Prinzipien zurückzuführen sucht, so auch hier die Quelle der Eifersucht bis in die Liebe zurück verfolgt. Er also sucht eine innere Vermittlung; nur leider steht der Nachweis, den zu prüfen hier nicht der Ort ist, daß in jeder sittlichen Verbindung der Keim der Eifersucht verborgen liege, ganz abstract an der Spitze seiner Abhandlung und ist mit dieser selbst in keine andere als jene äußerliche Verbindung gesetzt. Daher kommt auch er schließlich dahin, den Helden unseres Stückes, wie Gervinus, allein Jago's Tücken zum Opfer fallen zu lassen; auch er stellt also Othello's Vertrauen zu Jago's Ehrlichkeit über seinen Glauben an Desdemona, womit seine Liebe überhaupt negirt ist, zumal in dem Sinne, den ihr Rötscher beilegt: „hier liebt

und vertraut der ganze Mensch;" denn damit ist eben das Zutrauen aus der Liebe weggenommen. Später freilich, in der Charakteristik Desdemona's knüpft Rötscher wieder an seine Deduction der Eifersucht an und spricht sich dahin aus: der Keim des spätern Bruches, der von Anfang an in dieser Verbindung gelegen habe, sei „die trotz der allgemeinen sittlichen Durchdringung fehlende allseitige Durchdringung auch der individuellen Persönlichkeiten, durch die allein wir erst die höchste Gewähr einer, jeder fremden Einwirkung undurchdringlichen Einheit haben." Allein abgesehen davon, daß diese als nothwendig hingestellte Durchdringung auch der individuellen Persönlichkeiten praktisch darauf hinausläuft, daß die Forderung an Desdemona gestellt wird, sie hätte lernen müssen, Othello's „Stimmungen," d. h. Launen zu errathen, eine Forderung, die entschieden abzuweisen ist, da sonst Othello selbst sittlich herabgesetzt wird: so fallen diese Stimmungen, in die Desdemona „mit liebender Sorgfalt" hätte eingehen sollen, in eine Zeit, wo die fremde Einwirkung bereits erfolgt, die Eifersucht entfesselt war, die mithin durch jenen angeblichen Mangel in der Liebe Desdemona's nicht hervorgerufen ist — eine Bemerkung, die auch Gervinus' ähnlich lautenden Tadel der Desdemona trifft *). Das Werden der Eifersucht ist also auch durch Rötscher nicht erklärt.

Wir sehen, das Streben nach einer andern Lösung des Widerspruchs, der zwischen Othello's ursprünglicher Liebe und späterer Eifersucht stattfindet, ist gerechtfertigt, insofern er noch ungelöst und doch der eigentliche Angelpunkt des ganzen Dramas ist. Wie für Hamlet **) wird auch für Othello noch eine tiefere Auffassung

*) Während aber Rötscher ausdrücklich ausspricht, mit dem gegen Desdemona Vorgebrachten solle ihr keine Schuld aufgebürdet werden, mithin ihre erhabene Gestalt unangefochten läßt, läßt Gervinus sie doch noch jener Lieblingsansicht zum Opfer fallen. Man lese zum Beweis dafür S. 231: „Ihr auch, wie dem Mohren, obgleich sie selbst seinen Zorn und Trotz noch reizend finden will (!), versagt das Wort, wie dem verletzten Kinde u. s. w." Hiermit vergleiche man das Drama selbst und sehe, ob man Spuren subjectiver kindischer Gereiztheit findet.

**) Meine Auffassung des Hamlet hat bereits einen Widersacher gefunden; da derselbe aber nur meine erste in diesen Blättern mitgetheilte Abhandlung über die äußere Handlung dieses Dramas kannte, als er die seinige schrieb, da er mithin weder die ganze Tragweite meiner dort gegebenen Beweisführung überblicken, noch vermuthen konnte, daß sie in dem psychologischen Theile neue Stützen erhalten würde; so wird er es sich gefallen lassen müssen, daß ich ihn fürs Erste auf meine weiteren Ausführungen verweise, die seine Widerlegung schon enthalten. Indeß muß ich

möglich sein: Jago's Virtuosität im Heucheln allein war unvermögend, die Eifersucht in Othello anzufachen, wenn sie nicht im Keime schon in ihm vorhanden war. Aber das ist auch der Fall, und es gilt nur, ein wenig tiefer in die Natur der Liebe unsers Helden einzugehen. — Wir werden sehen, daß, wie in Desdemona die selbstlose Liebe, so in Othello, als Ausfluß seines ganzen Standpunkts, die bedürftige dargestellt ist, die in ihrem letzten Grunde unsittlich, in ihrer Dialektik sich selbst und jenen Standpunkt aufhebt, der als ihre Quelle auch die Bedingung ihrer Unsittlichkeit ist. Dieser Standpunkt aber ist der bürgerliche, der Individualismus.

Uebersicht des in Othello dargestellten psychologischen Prozesses.

Der Mensch, obschon als Geist an sich Totalität, kann doch nur dadurch zur erfüllten, zur wirklichen Totalität werden, daß er seinen wesentlichen Inhalt aus sich heraussetzt, um in dem

---

ihn doch schon hier in zwei Worten darauf aufmerksam machen, daß er weder meine Auslegung des Befehls des Geistes, noch meine Ansicht von Hamlets Plane widerlegt hat. Was das Erstere betrifft, so hat Herr Job (Programm der Annaberger Realschule) sich in seiner Entgegnung eines solchen Schnitzers schuldig gemacht, daß ich mich schon des Lesens seiner Abhandlung überhoben glaubte. Man höre und staune! Ich führe seine eignen Worte an: „Herr Sievers will diesen Satz (murder most foul, as in the best it is) so aufgefaßt wissen, als wolle der Geist damit sagen: der Mord (im Allgemeinen) bleibe schnöde, auch im besten Falle, unter den am meisten zu entschuldigenden Umständen. Man sieht aber leicht aus dem Zusammenhange (der folgende Vers, den Herr Job nicht anführt, lautet nämlich: But this most foul, strange and unnatural), daß der Geist speciell seinen eignen Mord meint und diesen bezeichnet als einen schnöden, höchst unnatürlichen, wie er im besten d. h. vollsten, mithin schlimmsten Sinne nur sein kann." Unerhörter Unsinn! Doch ich begnüge mich, Herrn Job in Erinnerung zu bringen, daß but hier wie überhaupt den Gegensatz bezeichnet, ein Gegensatz, der hier durch this bestimmt wird, daß also hier von etwas Anderem als in der ersten Zeile die Rede sein muß — hier bliebe also meine Auslegung und damit ihre Folgerungen noch in Kraft. Was aber Hamlets Plan betrifft, an dessen Auseinandersetzung Herr Job Nichts auszuzusetzen findet, von dem er aber nicht begreift, weshalb ihn Hamlet nicht ausführe, „da er ihn so gar leicht ausführen konnte," so verweise ich ihn auf sein eigenes Programm, in dem sich folgende Stelle findet: „Er wollte die That thun, aber er konnte nicht. Wir beklagen seinen Mangel an Thatkraft, seine Unbehülflichkeit im praktischen Leben" u. s. w.

von ihm Gesetzten desto tiefer mit sich selbst zusammenzugehn. Dieser Prozeß der Veräußerung des Innern, der allen Formen des praktischen Gefühls, der Begierde, Neigung, Leidenschaft u. s. w. zu Grunde liegt, ist auch die Lebensmacht der Liebe, in welcher der nur in der Geschlechtsbestimmtheit existirende Mensch durch Hingebung des eignen Wesens an einen Vertreter des andren Geschlechts sich desto inniger mit der Gattung selbst zusammenzuschließen strebt. Die Liebe ist mithin eine Bethätigung des Menschen nur als allgemeinen Wesens.

Hieraus folgt, daß Liebe überhaupt nur auf dem Standpunkt des allgemeinen Selbstbewußtsein möglich ist, auf dem Standpunkt, auf dem das Subject sich selbst als allgemeines Wesen faßt und dieselbe Allgemeinheit als Substanz aller Anderen setzt. Denn nur auf diesem Standpunkt ist die Hingebung des Subjects als allgemeinen Wesens möglich, nur hier also kann es in dem Andern mit der Gattung selbst zusammengehen. Wo der Mensch sich auf der Grundlage seiner individuellen Bestimmtheit zum Wissen dieser Bestimmtheit, mithin zu einer bestimmten Allgemeinheit erhoben hat, wo er sich also als Einzelwesen faßt und im Gegensatz zu allen Anderen steht: da ist die Liebe, als die treibende Kraft des Zusammenschlusses beider Geschlechter zum Behuf der wirklichen Erfüllung jedes derselben mit der Gattung, von vornherein negirt und kann nur noch die Bedeutung der Befriedigung des Subjects als Individuums haben. Denn zwar ist auch hier noch eine Hingebung des Subjects möglich, insofern es seine bestimmte Allgemeinheit in seinen Gegenstand verlegt: aber diese Hingebung hebt einerseits die besondere Existenz des Subjects, sein Selbst, nicht auf, hat vielmehr nur den Zweck, ihm seinen eignen besondern Inhalt durch sie erst ganz sicher zu stellen. Andrerseits aber liegt ihr die Voraussetzung zum Grunde, daß der Gegenstand der Liebe in dem bestimmten Wesen des Subjects ganz aufgehe, weil nur durch sie der frühere Gegensatz des Subjects zu demselben verwischt werden konnte. Die Befriedigung des Subjects als Individuums ist also so sehr Inhalt der Liebe, die auf diesem Standpunkt möglich ist, daß der Gegenstand derselben weder als allgemeines Wesen noch in seiner Individualität erfaßt, vielmehr als identisch mit dem Subject gesetzt, mithin als selbstständiges Wesen, als sittliche Persönlichkeit negirt, ja, insofern sein Inhalt der des Subject ist, den dieses in ihn verlegt hat, zum bloßen Gefäß für

diesen Inhalt, in Wahrheit also für sich zur Sache herabgesetzt wird.

Nun aber ist die Ehe, die der realisirte Zusammenschluß der Geschlechter zu dem oben aufgewiesenen Zwecke, mithin nur die Vollendung der Liebe ist, nicht nur allein dann im Einklang mit dem sittlichen Geiste, wenn sie auf der unbedingten Hingebung beider Gatten ruht: sie bietet auch nur auf dieser Grundlage die absolute Gewähr einer, jeder fremden Einwirkung undurchdringlichen und überhaupt unlösbaren Einheit, weil die Ehegatten nun erst zu Einer sittlichen Persönlichkeit geworden sind. Eine auf jenem Standpunkt des Individualismus eingegangene Ehe bietet diese Bürgschaft nicht, weil hier die Einheit nicht auf einer Durchdringung Beider, sondern auf der Negation Eines derselben ruht, die mit jener oben motivirten Voraussetzung gegeben ist. Es bedarf mithin nur der Aufhebung dieser in sich nichtigen Voraussetzung, um die Einheit wieder aufzulösen und das liebende Subject in seinen ursprünglichen Gegensatz zu seinem Gegenstande zurückzuversetzen. Diese Enttäuschung aber muß nothwendig erfolgen, zumal wenn der Andere seinerseits in ihm den Vermittler mit der Gattung liebt und sich von ihm in eben diesem Sinn geliebt glaubt. Denn nicht nur ist er dadurch, daß er von diesem zur Sache herabgesetzt ist, nun nicht etwa auch wirklich zur Sache geworden, er ist auch jetzt noch Geist, Totalität, die nach allseitiger Entfaltung strebt, sondern er ist auch gerade durch die Vereinigung mit dem Geliebten zu dem freudigen Bewußtsein seiner Erfüllung zu wahrhafter Totalität erhoben, und wird sich noch viel mehr zu allseitiger Bethätigung derselben gedrängt fühlen, wird also auch in Beziehungen treten, die zwar für ihn alle auf den Geliebten zurückgehen, die jedoch zunächst Beziehungen auf Andere sind und Jenem, gemäß der individuellen Form seiner Liebe, als solche auch erscheinen müssen.

Die Einheit also ist gestört, der frühere Gegensatz zurückgekehrt, das nie aufgegebene Selbst des Subjects steht wieder da, doch jetzt, falls jener Schein zur Wahrheit wird, entleert von seinem frühern Inhalt, der noch in seinem Gegenstande ruht. Nun wäre der einzige, des selbstbewußten Menschen würdige Weg, der einzige, der vor der Sittlichkeit besteht, auf seinen Gegenstand Verzicht zu leisten, falls eine tiefere Wahlverwandtschaft zu einem Andern der Grund ihrer vermeinten Entfremdung von ihm wäre. Aber diesen Weg zu gehen,

der eine gegenseitige Verständigung voraussetzt, daran hindert das Subject, auch wenn Offenheit ein Hauptzug seines Charakters wäre, die Natur seiner Liebe, der gemäß es den Andern nicht als ein ihm gleiches Wesen, sondern als Sache und überdies als Sache in ausschließlicher Beziehung auf es selbst, mithin als sein Eigenthum, als ihm unterworfen auffaßt. Vielmehr wird jene Regung seines Gatten, die ihm zuerst als Beziehung auf einen Andern, mithin als Verletzung jener Ausschließlichkeit, als Versuch, sich ihm zu entziehen, ins Bewußtsein trat, es einerseits mit Bitterkeit gegen ihn erfüllen, weil darin eine Negation seines Wesens, seiner Allgemeinheit liegt, in die es ihn früher aufgegangen glaubte — andrerseits wird es, in Gefahr, seines ganzen Inhalts mit einem Schlage beraubt zu werden, der äußersten Bedürftigkeit verfallen, die schon in der früheren bloß individuellen Befriedigung, die ihm die Liebe gab, als Moment gesetzt war. Von nun an wirken jene drei Momente seiner Liebe, die Bedürftigkeit, die Selbstständigkeit und die Anschauung seines Gegenstandes als einer nicht selbstständigen sittlichen Persönlichkeit zusammen, um nicht nur jene Einheit beider Gatten zu zerstören, sondern auch ihren Untergang herbeizuführen. Denn eine gesonderte Existenz Beider eine bloße Trennung, ist nicht möglich, da der Eine seinen Inhalt, der Andere sich selbst mit seinem Inhalt an den Andern hingegeben hat.

Zunächst nun rächt sich die Anschauung des Gegenstandes seiner Liebe an dem jetzt schon aus seiner Befriedigung aufgescheuchten Subject. Da es denselben nicht als sittliche Persönlichkeit anschaut, so muß es ihn, sobald er ihm in seiner objectiven Lebendigkeit entgegentritt, als sinnlich fassen, muß ihn also bloß sinnlicher Hingebung fähig sprechen, womit der erste Zweifel an seiner ausschließlichen Beziehung auf es, an seiner Treue, die mit ihr ein und dasselbe ist, schon eine Stütze gewonnen hat. Nun macht sich die durch den Zweifel schon geweckte Bedürftigkeit des Subjects geltend, die um so tiefer ist, je fester es sich früher mit allem Seinigen an seinen Gatten als an seinen Ankergrund gekettet hatte. Da bedarf es nun nur eines Menschen, der, aus irgend einem Interesse dazu getrieben, seine Zweifel nährt und sich ihm in seinem jetzigen Elend als Stütze hinstellt, um ihn ganz von seiner Gattin zu lösen. Denn nicht nur bedarf er jetzt einer Stütze, da er sich elend fühlt, und wird also um so weniger den falschen vom wahren Freund zu unterscheiden wis-

sen: er sieht sich auch genöthigt, da Verständiguug mit seiner Gattin für ihn unmöglich ist, sie zu prüfen, zu überwachen, wozu sein eigner Blick, seine eigne Beobachtung nicht ausreicht. Damit ist sein Untergang entschieden, da diesem äußern Feinde die innern in die Hände arbeiten. Unter den letztern ist es seine Selbstständigkeit, die, je mehr sich im Verlauf der Prüfung die Ueberzeugung von der Untreue seiner Gattin in ihm feststellt, desto mehr in den Vordergrund tritt. Sie ist es, die, jetzt alles objectiven Inhalts bar und ganz allein sein subjectives Interesse vertretend, die schon vorhandne Bitterkeit zu Haß und Rachsucht steigert. Denn durch sie empfindet er die Täuschung seines Vertrauens, den jetzt erwiesenen Treubruch, als eine Herabsetzung oder vielmehr Negation seiner ganzen Persönlichkeit, die nach Rache schreit. Insofern nun diese Negation von einem Wesen ausgeht, das er als ein ihm unterworfenes, obschon ohne es zu wissen, von Anfang an betrachtet hat: ist in derselben eine Aufforderung enthalten, ihr zu beweisen, daß *sie* vielmehr in Wahrheit Sache, Er ihr Herr sei. Damit ist ihre moralische wie physische Vernichtung als nothwendig gesetzt, die mithin nur eine Consequenz seiner ursprünglichen Anschauung seiner Gattin oder vielmehr die *Realisation* derselben ist. Auf der andern Seite aber bedingt die Größe des Verlustes, den er selbst erleidet, der seine ganze Existenz in Frage stellt, je nach der Naturbestimmtheit des Individuums, einen größern oder geringern Grad von *Leidenschaft*, und diese ist es, die ihn verblenden und seinem äußern Feinde wehrlos in die Arme liefern muß. Er glaubt jetzt, was ihm dieser sagt, da nur sein eignes Herz aus Jenem spricht, und schreitet zur Ermordung seiner Gattin und ihres vermeinten Buhlen.

Damit aber ist nun nicht bloß seine Liebe aufgehoben, sondern auch er selbst vernichtet. Die Verkehrung seiner Liebe in ihr Gegentheil, den Haß, sahen wir bereits bewirkt. Nicht minder haben wir die Klippe aufgewiesen, an der seine männliche Offenheit, einst der Ausdruck seiner selbstbewußten Kraft im Gegensatz zur Welt, zu Grunde gehen mußte. An ihre Stelle tritt Verstellung, selbst bewußte Lüge, zunächst zum Zweck der Prüfung seiner Gattin, dann aber treibt ihn seine Rachsucht bis zu heimlichem Morde fort. Hier tritt noch ein Moment hinzu. Das Subject hat vermöge seines Standpunkts als Individuum früher die abstracte Allgemeinheit des Staates anerkannt, derselbe war die Basis seiner eignen Bethätigung als In-

dividuum im Gegensatz zu allen Anderen — mit seinem Doppelmorde hat es nun auch diesen Pfeiler seiner Existenz zerstört. Jetzt bleibt nur übrig, daß seine Selbstständigkeit, dieselbe, die es in der Liebe hätte hingeben sollen, die aber für das Individuum die Bedingung und der Ausdruck aller sittlichen Entwicklung ist, verloren gehe, damit es zum werthlosen, des Allgemeinen baren Individuum herabsinke — und auch das ist mit der Bedürftigkeit, in die das Subject nach dem vermeintlichen Verlust seiner Gattin verfiel, und der daraus entspringenden Leidenschaft gesetzt. Denn wie diese, in rein individuellem Interesse selbst schon eine Sclaverei ist, so führt sie im Verein mit jener Bedürftigkeit das Subject auch noch dem falschen Freunde in die Arme, der schließlich über es gebieten wird. Damit ist sein ganzer Standpunkt, der Standpunkt des Individuums, der bürgerliche Standpunkt aufgehoben.

---

1. Charakteristik Othello's.

Wir gehen zu unserm Drama über. Gleich in den ersten Worten, die Othello spricht, deckt er den Standpunkt seiner Liebe auf: „Denn wisse, Jago," sagt er, „liebt' ich die holde Desdemona nicht, nie hätt' ich meinen unbehausten, freien Stand in Band' und Schranken eingezwängt, nicht um die Schätze der tiefen See." Schon ein erster Blick auf diese Worte lehrt, daß Othello die Ehe als eine die Freiheit beschränkende Verbindung auffaßt, während er doch sagt, die Liebe habe ihn vermocht, sie einzugehen. Nun aber ist das Wesen der Liebe und somit auch der Ehe, wie wir sahen, daß sie die Schranken, die dem Menschen vermöge seiner Geschlechtsbestimmtheit gesetzt sind, aufhebt, indem sie ihn zum Gattungsmenschen, zur Totalität, erweitert. Diese Schranke, ferner, war empfunden und ihre Aufhebung mit dem ganzen Sein, dem wesentlichen Inhalt des Subjects, erstrebt, den es in einen Vertreter des andern Geschlechts verlegte, um ihn mit dessen Reichthum zurückzuerhalten. Der Zusammenschluß mit dem geliebten Gegenstande wird also nicht nur als befreiend in negativem Sinne, sondern positiv als zur erfüllten Freiheit erhebend empfunden, erfüllt, insofern ihr Inhalt der Zusammenschluß mit der Gattung überhaupt ist. Von einem Zwange also, von einer Schranke, die der freien Entfaltung des Individu-

ums durch die Ehe gesetzt wäre, ist so wenig die Rede, daß dieselbe vielmehr erst jetzt, erst auf dieser Basis, in dieser Atmosphäre des Einsseins mit dem Allgemeinen, gedeihen und Blüthen treiben kann. Daraus folgt, daß, wo ein solcher Zwang in's Bewußtsein tritt, wo das Individuum fürchtet, fortan in der freien Bethätigung seines Wesens gehindert zu sein, die Liebe für dasselbe eine andere Bedeutung als jene der gegenseitigen Durchdringung haben müsse, ja es läßt sich sogleich positiv aussprechen, daß in diesem Falle die Liebe, statt eine Bethätigung des Subjects als allgemeinen Wesens zu sein, nur die Bethätigung einer Seite desselben als Individuums sein kann, einer Seite, die so stark geworden ist, daß sie sich Anerkennung errungen hat, unter deren Begünstigung aber die andere Seite, die bis dahin allein berechtigt dagestanden hatte und auch jetzt noch selbstständig neben der Liebe fortbesteht, zu leiden fürchten muß. Diese andere Seite ist, auch nach seinen eigenen Worten, die Selbstständigkeit, die, zwar an sich berechtigt, in der Liebe hätte untergehen sollen, die aber, weil sie ihre Existenz behauptet hat, beständig gegen die Liebe reagirt und, was sie dieser einräumt, stets nur als Opfer darbringt, daher dem Bewußtsein steten Zwanges unterworfen ist. — So schildert also Othello, der Kunstgattung Shakspeare's gemäß, dessen Helden gleich in ihren ersten Worten ihren Standpunkt abzuprägen lieben, bei seinem ersten Erscheinen durch die ausgesprochene Erinnerung an das, was er aufgegeben hat, an seinen „unbehaus'ten freien Stand" das Wesen seiner Liebe. Diese Liebe aber trägt den Keim der Eifersucht schon in sich, weil sie nicht zur Hingebung des eignen Selbst fortgegangen ist; denn dies nicht hingegebene Selbst ist dadurch, daß es seine Befriedigung an den Gegenstand seiner Liebe geknüpft weiß, daß es mithin dessen ausschließliche Beziehung auf sich fordern muß, das Prinzip des Zweifels und zwar des selbstsüchtigen Zweifels, der somit, wenn auch verhüllt, als bloße Möglichkeit, in der eignen Liebe mit gesetzt ist; dieser Zweifel aber, realisirt und sich bethätigend, ist die Eifersucht.

Aber da Othello's Liebe keine Hingebung seines ganzen Wesens ist, da er vielmehr in ihr noch in seiner früheren Selbstständigkeit verharrt, wie große Concessionen er ihr auch immer machen möge: so müssen wir, eh' wir in der Entwicklung seiner Liebe weiter gehen, zunächst eine allseitige Anschauung seines Wesens überhaupt zu gewinnen suchen, theils um aus dem Ganzen desselben die Bedeutung,

die die Liebe für ihn haben konnte, abzuleiten, theils um die Momente näher zu bestimmen, die der Letztern feindlich gegenüberstehen.

Schon die einleitende Scene gibt uns ein vorläufiges Bild Othello's nach Charakter und äußerer Stellung. Er ist Soldat, und wenn das specifische Wesen eines Solchen die auf sich selbst gestellte Kraft ist, so scheint er als ein ächter Vertreter seines Standes dazustehen. Denn gleich das Erste, was wir von ihm hören, ist, daß er drei Große Venedigs als Fürsprecher eines Mannes abgewiesen hat, der die Beförderung, die sie für ihn erbaten, durch sein Dienstalter mit Recht in Anspruch nehmen konnte. Also nicht bloß hat er eine mögliche Kränkung dreier einflußreicher Männer nicht gescheut, er hat auch seinen Willen an die Stelle der überlieferten Sitte gesetzt, nach welcher das Dienstalter über die Beförderung entschied, und endlich hat er Beides gewagt, obschon er der stolzen Republik durch Geburt und Abkunft fremd ist. Wenn schon hieraus für seine äußere Stellung folgt, daß er zu großem Ansehn in dem ihm fremden Staat gelangt sein muß, so wird uns dieses Letztere auch ausdrücklich bestätigt, selbst seine Feinde geben zu, daß er dem Staate durch seine Feldherrngaben unentbehrlich geworden ist. — Aber diesem seinem politischen Ansehn entspricht seine Stellung in der Gesellschaft nicht. Wir hören gleich zu Anfang, daß er eine junge Venetianerin entführt hat, und gelangen alsbald zu der Ueberzeugung, daß er zu diesem Schritt genöthigt war, da er sie niemals mit Genehmigung des Vaters zur Frau erhalten haben würde. Dieser nämlich, der noch vor Kurzem einem ihrer Freier, einem jungen lockern Nobile, rund heraus erklärt hatte, „seine Tochter sei nicht für ihn," und ihm eben erst mit seinem Zorn drohte, weil er es dennoch wagte, sein Haus zu umschwärmen, hat kaum von der Entführung seiner Tochter durch Othello Kunde erhalten, als er auch schon bereut, sie nicht doch Jenem gegeben zu haben, und der Freude am Leben verzweiflungsvoll für alle Zukunft Lebewohl sagt. Danach muß Othello trotz seines Ansehns, trotz seiner Macht, für die noch die Thatsache dieser Entführung selbst wieder Zeugniß ablegt — denn der Vater der Entführten ist Senator, eines der einflußreichsten Glieder jenes in Venedig allmächtigen Collegiums, und wir erfahren, daß sich diese mit einer Art von Solidarität zu schützen und ihre Privatverhältnisse wie Staatsangelegenheiten zu behandeln pflegten — Othello muß also in gesellschaftlicher Beziehung

wie ein Ausgestoßener dagestanden haben, mit dem in Berührung zu kommen eine Schmach war. Ein Räthsel, dessen Lösung darin liegt, daß Othello nicht bloß ein Venedig Fremder, sondern daß er ein Mohr ist, widerlichen Aussehns, schwarz, mit dicken Lippen, den der staatskluge Venetianer wohl benutzen, der feingebildete aber nur als Barbaren auffassen konnte, als ein Wesen niederer Gattung, an dem ein Makel haftete. So hören wir denn auch Jago gleich zu Anfang durch den Titel: „Seine Mohrschaft" den er ihm beilegt, den Widerspruch der politischen Bedeutung Othello's und seiner ihn der Verachtung preisgebenden Abkunft grell aussprechen, wir hören Roderigo ihn „Dickmaul" schimpfen, und als gemein sinnlich mochte er eben seiner dicken Lippen wegen allgemein gelten, da diese den geistigen Ausdruck seiner Physiognomie beeinträchtigen mußten. Roderigo nennt ihn geradezu den „üppigen" Mohren und Jago's „schwarzer Schafbock," „Berberpferd" deuten ebenfalls auf diese Meinung von ihm hin.

Somit steht Othello, ehe er selbst auftritt, als ächter Soldat, dessen specifisches Wesen die Selbstständigkeit ist, als Feldherr von hoher politischer Bedeutung, zugleich aber auch als ein Geächteter in seiner socialen Stellung vor uns. Durch sein eignes Erscheinen nun, das schon den Charakter seiner Liebe vor uns enthüllt hat, legt uns unser Dichter sogleich seinen ganzen Standpunkt offen dar. Zunächst ergänzt sich das Bild des auf sich selbst ruhenden Soldaten durch das stolze Selbstgefühl, das er aus seinen Thaten schöpft: „Meine Dienste," sagt er, „die ich der Signoria geleistet habe, werden Brabantio's Klagen zum Schweigen bringen." In diesem Selbstgefühle hat er es bisher unter seiner Würde gehalten, seine königliche Abkunft kundzuthun, durch die er jedem Nobile Venedigs mehr als ebenbürtig wäre. Allein sich selbst will er seine äußere Stellung danken und sieht verächtlich auf den angeerbten Rang herab. So fährt er fort: „seine Verdienste allein berechtigten ihn, auch ohne der Senatormütze theilhaftig zu sein, ein so stolzes Glück, wie das, das er jetzt, durch Desdemona's Hand, erreicht habe, anzusprechen." Hiermit ist sein Wesen nach Einer Seite hin gezeichnet. Es ist der Standpunkt des Individuums, auf den er sich stellt, für sich als Einzelnen, als diesen bestimmten Menschen nimmt er in diesem Fall das Recht in Anspruch, die Schranken der Gesellschaft zu durchbrechen, aus seinen Thaten, die er als dieser bestimmte Mensch ver-

richtet hat, schöpft er dies Recht, nicht aus irgend einem allgemeinen Grunde. Ebenso verwirft er nicht den Rang als solchen, sondern begründet vielmehr seine Ansprüche auf das stolze Glück, das er jetzt erreicht hat, durch seine Verdienste als Individuum, läßt also den durch die Kraft des Individuums erworbenen Rang bestehen und fordert ihn für sich. Indem er aber zugleich durch die Worte: „Meine der Signoria geleisteten Dienste werden Brabantio's Klagen zum Schweigen bringen," eine höhere Instanz anerkannt, die über seine That zu entscheiden habe, eine Allgemeinheit, der die Einzelnen unterworfen sind: steht er als Einzelner im Staate da. Wir haben also in Othello einen Menschen vor uns, der zwar sich auf sich selbst stellt, aber doch den Staat als seine Schranke anerkennt und dessen Selbstbewußtsein allein auf seiner individuellen Kraft beruht, nicht auf dem allgemeinen Grunde der Freiheit und Unendlichkeit des Menschen, der mithin, durch das Bewußtsein seiner Besonderheit, wenn auch auf dem Allen gemeinsamen Boden des Staates, im Gegensatze zu allen Andern steht; denn nur das allgemeine Selbstbewußtsein ist mit der Welt in Einklang. Daraus ergibt sich, daß die Selbstständigkeit, die wir schon in der einleitenden Scene als hervorragende Eigenschaft Othello's kennen lernten, in der That die wesentliche Erscheinungsform seines Standpunktes ist; denn sie allein macht es ihm möglich, sich der äußern Welt gegenüber zu behaupten, die ihn ohne sie verschlingen würde, da der Zusammenschluß mit ihr gegen sein Wesen geht.

Aber wenn auch Othello zunächst als Individuum innerhalb des Staates dasteht: so hat er sich doch auf dieser Basis zu einem allgemeinen Wesen, zum Träger einer Idee erhoben, die er mit Bewußtsein darstellt. Gleich seine nächsten Worte legen dafür Zeugniß ab: „Mein Amt, mein Rang und meine feste Seele," sagt er, „sollen deutlich offenbaren, wer ich bin." Mit diesen Worten, denen ein ruhiges: „Nicht ich, man soll mich finden!" vorausgeht, weist er Jago's Zumuthung, sich vor Brabantio zurück zu ziehen, ab. Hier also legt er seinem Range selbstständigen Werth bei, aber er thut es nur, wie die vorausgehende Berufung auf sein Amt*) beweist,

*) Tieck übersetzt ungenau: Mein Stand und Rang u. s. w. Im Englischen steht: **My parts, my title**, beides Bezeichnungen für seine amtliche Stellung.

insofern er sich als **Organ des Staates**, als Vertreter also eines **Allgemeinen** weiß; als solcher will und muß er dem Brabantio Rede stehen, weil seine Flucht zugleich den Staat entehren würde.

Damit ist das Wesen unsers Helden in seinen Hauptzügen gezeichnet, in der That also schon durch seine ersten Worte. Er weiß sich zwar von vornherein als **Individuum** und kennt nur ein **individuelles** Recht, das aus der besondern Kraft des Individuums fließt, aber er hat sich durch die letztere zum Träger einer Idee erhoben und steht dadurch als ein **allgemeines** Wesen vor uns. Nun aber ist Othello **Soldat**; wir greifen etwas vor, um diese erste Besonderung seines Standpunktes gleich hier anzuschließen.

Wo Othello sich von Desdemona verrathen glaubt, bricht er in jenen berühmten Ausruf aus (Act 3, Sc. 3. Tieck S. 70), mit dem er gleichsam von sich selber Abschied nimmt. Ich sehe mich genöthigt, denselben ganz hierher zu setzen:

O nun, auf immer
Fahr' wohl, des Herzens Ruh'! Fahr' wohl, mein Friede!
Fahr' wohl, du stolzes Heer*) und edler Krieg,
Der Ehrgeiz macht zur Tugend! O, fahr' wohl!
Fahr' wohl, mein wiehernd Roß und schmetternd Erz,
Muthschwellende Trommel, munt'rer Pfeifenklang,
Du königlich Panier, und aller Glanz,
Pracht, Pomp und Rüstung des glorreichen Kriegs!
Und du, o Mordgeschoß, des rauher Schlund
Des ew'gen Jovis Donner wiederhallt,
Fahr' wohl! Othello's Tagwerk ist gethan!

Zunächst ist zu bemerken, daß Othello, was seine letzten Worte ausdrücklich hervorheben, mit diesem Ausruf auf seinen **ganzen** Lebensinhalt Verzicht geleistet hat. Was also jener Ausruf aussagt, dürfen wir in der That als den frühern Inhalt seines Lebens ansehen, damit aber als die Offenbarung seines eignen Wesens, denn der Lebensinhalt eines Menschen ist ja nichts Anderes als sein ausgesprochenes Wesen. Für die erste Zeile nun genüge es für jetzt anzudeuten, daß in ihr offenbar nur Othello's Beziehung auf sich als Individuum ausgedrückt ist, nicht irgend eine Beziehung seines Wesens auf das allgemeine Wesen des Menschen überhaupt; **seiner**

---

*) Tieck übersetzt ungenau: Du wallender Helmbusch; im Engl. steht plumed **troop**, das bekanntlich Truppe, Schaar, Kriegsschaar bedeutet.

Seelenruhe, der Seelenruhe, die er als dieser bestimmte Mensch sich errungen hat, seinem Frieden sagt er Lebewohl, nicht etwa wie Hamlet bei der zweiten Heirath seiner Mutter dem Glauben an die Wahrheit, an Sittlichkeit u. s. w., oder wie Hölderlin's Hyperion beim Verlust des Freundes die Welt der Schönheit sich entkleiden, Werther die äußere Natur sich veröden sieht. Othello schildert sich vielmehr als den Menschen, der sich selbst in seiner Isolirung zum Ausgangs- und Zielpunkte seiner Bestrebungen gemacht hat, als den Menschen also, der sich als Individuum, als besondern Menschen weiß. Damit ist eine neue Stütze für den oben aufgestellten allgemeinen Begriff seines Wesens gewonnen. Was nun aber die Besonderung dieses seines Standpunktes betrifft, so schildert er sich selbst als Soldat. Er ist Soldat und nur Soldat, er liebt den Krieg als solchen und kennt außer dem Kriege in der äußern Welt Nichts, was für ihn innere Bedeutung hätte; denn nur von diesem nimmt er Abschied. Der Krieg erst läßt ihm zum Genusse seiner selbst gelangen, im Krieg erst findet er Befriedigung. Aber der Krieg giebt ihm dieselbe, weil er in ihm in mannigfaltigen Formen die Kraft sich offenbaren sieht, die Kraft also ist sein eigentliches Wesen, diese ist für ihn das Göttliche, und er selbst fühlt sich ein Jupiter, dessen „Donner der Schlund seiner Mordgeschosse wiederhallt," wenn er die mannigfaltigen Kräfte in Bewegung setzt und lenkt. Aber indem er zugleich von dem Pomp des Krieges gefesselt wird, indem er sein Banner königlich nennt, stempelt er sich zu einem Krieger, der sich als Fürsten weiß. Othello hätte, wenn auch aus anderm Grunde, wie Cäsar im Staate, so er im Heere nicht der Zweite sein können; es war sein Ehrgeiz, der Erste zu werden; denn er besitzt Ehrgeiz, den Ehrgeiz, von dem er selber sagt, daß ihn der Krieg zur Tugend mache. Dieser Ehrgeiz nämlich ist frei von jeder selbstsüchtigen Regung, weil er der Ehrgeiz eines Menschen ist, der schon im Kriege selbst, den er als solchen liebt, seine volle Befriedigung findet und folglich für sich selbst keine besonderen Zwecke mehr verfolgen kann, die außerhalb des Krieges, über ihn hinaus liegend zu denken wären. Dieser Ehrgeiz ist nichts weiter, als das Bestreben nach den Bedingungen, die nothwendig sind, damit das Subject seine Kraft allseitig und in ihrem ganzen Umfange bethätigen könne, weil die Befriedigung des Subjects eben an diese Bethätigung geknüpft ist. Dies Streben ist es, das Othello Tugend nennt, und in der That

liegt diesem Ehrgeiz die Hingabe der Person an ihren Gegenstand zum Grunde, eine Selbstentäußerung derselben, ein Sich-Entkleiden alles Rein-Individuellen, mithin eine Erhebung des Subjects zu einem Allgemeinen. Aber dieses Allgemeine, zu dem wir hier Othello sich erheben sehen, ruht doch noch ganz auf dem Subject als Individuum, das auch in dieser Erweiterung zu einem Allgemeinen noch die ursprüngliche Isolirung an sich hat. Othello hat sich zur Kraft im Allgemeinen erweitert, aber der Kräfte gibt es viele.

Von hier aus ist es leicht, Othello's ganze Weltanschauung klar hinzustellen. Er faßt sich selbst als Kraft, den Staat als das Gesetz, dessen Wesen ist, das Spiel der mannigfaltigen Kräfte zu regeln, das Leben also als das Product aller Einzelnen als selbstständiger Kräfte, die in ihrem Wirken und Gegenwirken durch den Staat geregelt werden. — Diese Anschauung des Lebens nun, die sich schon aus allem Früheren als Resultat ergibt, bestätigt er auch noch ausdrücklich durch ein der äußern Natur entlehntes Bild, in das er sie kleidet: „Wenn ich Dich ein Mal (engl. when) nicht liebe," sagt er, „dann kehrt das Chaos wieder*)." Das Chaos nämlich

*) Die obige Stelle hat sehr verschiedene Auslegungen erfahren. So erklärt A. Schmidt (Sacherklärende Anmerkungen zu Shakspeare's Dramen S. 403): „Eher könnte die Welt untergehen, als meine Liebe," was durchaus ungenau ist, da Othello vielmehr von dem Ende seiner Liebe ausgeht und an dieses das Chaos knüpft; denn es heißt im Englischen: when I love thee not, Chaos is come again. Für Rötscher ist das Chaos die Naturgewalt der Leidenschaft im Gegensatz zum Gleichgewicht der Seele: aber das Chaos ist nicht selbst eine Kraft, weder eine wohlthätige, noch vernichtende, es ist ein Zustand wie der Kosmos, das Gleichgewicht der Kräfte, und unterscheidet sich von diesem nur dadurch, daß die Kräfte dort verwischt, hier geregelt sind. Die Naturgewalt der Leidenschaft kann daher wohl als Urheberin des Chaos, nicht aber als dieses selbst gefaßt werden, womit Rötscher's Erklärung fällt. Uebrigens ist sie auch nicht ein Mal die Urheberin des Chaos, das Ende seiner Liebe ist es, mit dem unmittelbar das Chaos für ihn eintritt, d. h. mit dem die ganze sittliche Ordnung der Dinge, der Staat, das bürgerliche Leben für ihn zusammenfällt und auch er selbst als selbstständige Kraft verschwindet und zum Atom wird. Seine Morde, die aus diesem Aufhören seiner Liebe sich entwickeln, sind der Ausdruck dafür, daß seine auf den Kopf gestellte Weltanschauung nun verwirklicht ist. — Gervinus endlich faßt das Chaos als den Ausdruck einer „innern Zer-

ist der Zustand der Welt, in welchem alle Kräfte, die später als solche selbstständig auftreten und, durch Gesetze geregelt, das Weltall tragen, noch ungeschieden in der trägen Masse ruhen, die demnach aus blossen durch einander schwimmenden Atomen bestehend zu denken und eben deshalb eine rudis indigestaque moles ist. Wird es aber als ein wiederkehrender Zustand aufgefaßt, dem schon ein geordneter, eine congeries secta in membra, vorausgegangen: so verwandelt sich das Ungeschiedensein der Kräfte in ein Zusammenfließen derselben, das nach heftigen Kämpfen die bisherige Ordnung wieder aufhebt und an die Stelle der lebendigen Kräfte todte Atome setzt. Indem also Othello die Welt zum Chaos werden läßt, wenn er Desdemona ein Mal nicht mehr liebe, wirft er bloß seine auf den Kopf gestellte Anschauung des Lebens „in Zeit und Raum hinaus" und enthüllt dadurch diese selbst. Hiernach aber steht er auf der Stufe des Bewußtseins, das zwar alles Einzelne schon als Erscheinung eines Allgemeinen, als Manifestation einer Kraft faßt, aber noch das Einzelne als solches den Grund des Allgemeinen sein läßt. Damit aber ist der Unterschied noch in das Einzelne gelegt und also die verschiedene Berechtigung der Individuen begründet, so daß Othello ein besonderes Recht für sich in Anspruch nehmen konnte. Und dieser Standpunkt wird auch auf andere Weise noch durch seinen Abschied von sich selbst bestätigt, zu dem wir jetzt zurückkehren. Indem nämlich Othello jenes Streben nach den Bedingungen, die nothwendig sind, damit seine Kraft sich allseitig entfalten kann, Tugend nennt, spricht er es auch theoretisch aus, daß er sich als Individuum faßt, denn damit setzt er die Tugend ausdrücklich in die Berechtigung des Individuums, was nur da möglich ist, wo dieses als der Grund des Allgemeinen gilt. Da er also nicht erkannt hat, daß vielmehr das Allgemeine der Grund des Individuums ist und daß dieselbe Allgemeinheit allen Individuen zu Grunde liegt, so mußte ihm die wahre Tugend, die erst in der Hingebung des Individuums an das Allgemeine als solches, nicht in der an sein bestimmtes Allgemeines, zur Erscheinung kommt, verborgen bleiben.

---

rüttung," deren Beute Othello vor seiner Ehe gewesen sei. Diese Ansicht werden wir später widerlegen.

Wir könnten von dem jetzt gewonnenen Standpunkte aus unmittelbar zur Entwicklung der Bedeutung, die die Liebe für Othello haben mußte, übergehen. Doch würde der spätere Prozeß der Vernichtung unseres Helden aller Anschaulichkeit entbehren, wenn nicht zuvörderst nachgewiesen würde, wie sein eben aufgedecktes Princip sich an ihm selbst concret bethätigt hat. Wir müssen uns also zunächst die weitere Besonderung seines Wesens klar vor Augen stellen. Hier gewinnt nun seine Abstammung Bedeutung: er ist Mohr und schon sahen wir, wie diese bloße Naturbestimmtheit genügte, seine gesellschaftliche Stellung in Venedig nicht nur zu beeinträchtigen, sondern zu einer Paria-Stellung herabzudrücken. Wir sind also berechtigt, eben sie als Einen Factor des Standpunktes anzusehen, auf dem wir ihn soeben fanden, der mithin schon von dieser Seite ein in sich nothwendiger ist. Seine gesellschaftliche Stellung wirkte mit, ihn in jene Isolirung hineinzudrängen, die sein Standpunkt theoretisch ausspricht, und sie mußte um so stärker auf ihn wirken, je mehr er sich bewußt ist, nicht nur dem Staate redlich gedient, sondern auch seine Person und seine Ehre für ihn eingesetzt zu haben, wie jener Vorfall in Aleppo beweist, dessen er noch in seiner Todesstunde Erwähnung thut. Die andere Seite seiner Abstammung ist, daß er durch sie mit einer durch die Cultur noch nicht geschwächten, sprudelnden Naturkraft ausgerüstet ist. Sie ist der wesentliche Factor seines Selbstgefühls, das seinerseits wieder der wahre Ausdruck seines Standpunktes ist. Aber sie ist es nicht als solche; als bloßes Naturell, das überdies als afrikanisches Leidenschaftlichkeit und Herrschaft des unmittelbaren Dranges der Natur verkündigt, würde es vielmehr ein kaum errungenes Selbstgefühl stets wieder aufheben müssen. Nun aber hat Othello sein Grundprinzip, die Kraft, auch im Kampfe mit sich selbst, mit seiner eignen mächtigen Natur bethätigt und sie sich völlig unterworfen, so daß er gleich in seinen ersten Worten sich seiner „festen Seele" rühmen durfte. Und daß er sich dadurch nicht leeren Prahlens schuldig machte, beweist er nicht nur gleich darauf, indem er selbst den ärgsten Schmähungen Brabantio's gegenüber ruhig bleibt: auch die öffentliche Meinung legte ihm diese unerschütterliche Selbstbeherrschung bei, was Ludovico ausspricht, als er denselben Mann in wilder Leidenschaft hat rasen sehen:

> Ist dies der edle Mohr, den der Senat
> Sein Eins und Alles nennt? der edle Geist,

Den Leidenschaft nicht regt? deß feste Tugend
Kein Pfeil des Zufalls, kein Geschoß des Glücks
Streift und durchbohrt?

Othello hat sich mithin als der Mensch bewährt, der sich zum Wissen seiner Allgemeinheit, obschon nur als der seinigen, an ihn gebundenen, aufgeschwungen hat, er hat seine Naturbestimmtheit sich unterworfen, sie zum bloßen Moment seines Wesens herabgesetzt und steht dadurch als unumschränkter Herr der Kraft vor uns, die die Natur ihm mitgegeben hat. — Ein Weiteres ist die Offenheit, die ihm im Verkehr mit Menschen eigen ist. Auch diese fließt zunächst aus seiner kräftigen Natur, die jedem Zwange widerstrebte und den Einflüssen der Cultur entzogen blieb. Statt diesen ausgesetzt zu sein, die die Verstellung leicht zur andern Natur zu machen pflegen und selten nur zwangloses Wesen bestehen lassen, hatte er vielmehr,

Seit siebenjährige Kraft sein Arm gewann,
Nur Kriegesthat geübt im Felde wie im Lager,
Und wenig lernte er vom Lauf der Welt,
Als was zum Streit gehört und Werk der Schlacht.

Aber auch diese wurde später der Ausdruck seiner selbstbewußten Kraft, die keine Furcht bestimmen konnte, zur Verstellung zu greifen.

Dennoch irrt man sehr, wenn man dieser seiner Offenheit ein unmittelbares Vertrauen zu den Menschen zu Grunde legt, das ihm eigen gewesen sein soll. Denn wie er selbst weit entfernt ist, Gemüthsmensch, Idealist, zu sein, wie er vielmehr der Gegenfüßler eines Solchen ist: eben so wenig kann auch seine Offenheit die des Gemüthsmenschen sein, die das Vertrauen zu den Menschen einschließt; denn Othello's Offenheit geht eben nicht aus von der ursprünglichen Einheit mit der Welt, sondern, wie wir gesehen haben, von dem Gegensatz zu ihr und kennt daher nur ein vermitteltes Vertrauen. Daher ist es denn auch ferner ein Irrthum, wenn man ihm alle Menschenkenntniß abspricht und den Einfluß, den Jago später über ihn gewinnt, aus dem Mangel dieser ableiten zu dürfen glaubt*). Denn

*) Vischer faßt Othello's Täuschung durch Jago mehr innerlich. Er sagt (Aesthetik 1, S. 287): „Othello läßt sich von Jago täuschen, er stellt nirgends eine ruhige Untersuchung an; hätte er aber die nöthige Kälte dazu, so wäre er nicht der aus anfangs gefaßter Manneskraft hervorbrechende Vulcan, den die Tragödie fordert." Allein die vulcanische Natur Othello's ist nicht das Spe-

nicht nur täuscht Jago alle Uebrigen, die er zu täuschen ein Interesse hat, man müßte also denselben Mangel auch bei diesen voraussetzen, was aber offenbar gegen des Dichters Intention ist, der vielmehr Jago's Meisterschaft im Heucheln die Quelle ihrer Täuschung sein läßt; — Othello spricht es sogar selbst ausdrücklich aus, daß er Heuchelei von Aufrichtigkeit wohl zu unterscheiden wisse, und schildert uns die Kunstgriffe der „falsch treulosen Buben," ehe er ihnen selbst verfällt: „Und weil ich weiß," sagt er,

> Du bist mein Freund und redlich,
> Und wägst das Wort, eh' Du ihm Athem leih'st,
> So ängstigt mich dies Stocken um so mehr —
> Denn derlei ist bei falsch treulosen Buben
> Alltäglich Spiel; doch bei dem Biedermann
> Heimlicher Wink, der aus dem Herzen dringt,
> Im Zorn des Edelmuths.

Nur in diesem Falle konnte er das Wahre von dem Falschen nicht unterscheiden; denn ein Mal hat er Jago bis jetzt für ehrlich und für seinen Freund gehalten, und Freundschaft hatte für Othello noch eine ganz besondere Bedeutung, auf die wir später zurückkommen werden; dann aber ist Jago in der That nicht bloß mit dem größten Scharfblick für die Schwächen der Menschen ausgestattet, sondern auch ein solcher Meister seiner Kunst, daß er mit Recht von sich sagen konnte: „Ich bin nicht, was ich bin," Worte, die keineswegs so leicht verständlich sind, wie sich Herr Boumann (a. a. O.) eingeredet hat, der Rapp's Uebersetzung: „Ich weise nicht mein Wesen" zwar nicht billigt, aber nur nicht billigt, weil sie „das Geistreiche und dem Charakter Jago's höchst Entsprechende durch eine nur für die gar Einfältigen nöthige Verdeutlichung über Seite bringe." Aber einerseits war diese Verballhornisirung entschieden zu verwerfen, und andererseits hätte Hr. B. uns sagen sollen, worin „das Geistreiche und dem Charakter Jago's höchst Entsprechende" dieser Worte liege. Denn warum sagt nicht Jago mit allen andern Heuchlern:

---

cifische, nicht die treibende Kraft der tragischen Entwicklung, das ist Othello's subjective Bedürftigkeit, die ihn hinderte, frei von sich selbst Jago's Einflüsterungen zu prüfen. Vischer mußte also sagen: hätte er die dazu nöthige Freiheit von sich selbst, so wäre er nicht die trotz aller Selbstständigkeit bedürftige Natur, die die Tragödie fordert.

„ich bin nicht, was ich scheine?" wie noch Desdemona, als sie sich vornimmt, ihre Unruhe um Othello durch erzwungne Heiterkeit zu bannen: „Ich bin nicht heiter, doch ich täusche was ich bin, dadurch daß ich anders scheine?" Aber freilich sind Jago's Worte höchst charakteristisch, sie sind der Ausdruck des vollendeten Heuchlers, das Motto des Chamäleons, das jedes Mal ist, was es ist und es doch auch nicht ist. Jago hat es in der That dahin gebracht, daß es für ihn nichts Objectives gibt, er ist mithin zum Nichts geworden und kann eben deshalb Alles sein, er ist also ein Mensch, dem die Verwandlung in irgend eine anzunehmende Gestalt gar nicht mehr ins Bewußtsein tritt, weil sie für ihn in der That keine Verwandlung ist, der gar nicht mehr empfindet, daß er heuchelt, und folglich das Erheuchelte auch wirklich ist. Deshalb begegnet es ihm sogar, daß er an sich selber irre wird und nicht mehr weiß, ob er wirklich ein Schurke ist, oder nur die Rolle eines solchen spielt. So in jenem Monologe, wo er die Göttlichkeit der Hölle preist *). Da beginnt er: „Und wer ist nun, der sagt, ich spiel' den Schurken?" und verbessert sich erst später: „Wie bin ich denn ein Schurke?" Eben deshalb aber gibt es auch keine Widersprüche in seinem Wesen, er ist in der That Andern gegenüber in jedem Augenblicke, was er scheint, und trifft vermöge seines außerordentlichen Scharfblicks, je nach dem Menschen, dem er gegenübersteht, stets die Gestalt, die sich dem Andern am engsten anschmiegt. So ist er auch ganz in seinem Rechte, wenn er sich rühmt, er täusche Keinen, während er sehr wohl weiß, daß er Alle täuscht. Denn Allen räth er nur was ihnen frommt, Jedem nach seiner Lage, und Rötscher's Wort: „Jago erscheine gleichsam als der gegenständlich gewordene, immer tiefer in Othello eindringende Unglaube des argwöhnischen Verstandes gegen das freie arglose Vertrauen des Gemüths," ist, abgesehen von der falschen Auffassung Othello's als Gemüthsmenschen, allgemeiner gefaßt, auch auf seine Beziehungen zu den Anderen anzuwenden. Nur ist die herzliche Theil-

*) Tieck übersetzt das englische divinity of hell! durch „Theologie der Hölle" und freilich bedeutet divinity auch dieses. Daß aber hier in der That die Göttlichkeit gemeint ist, geht aus dem Zusammenhange deutlich hervor. Die Hölle ist dadurch göttlich, d. h. gottähnlich, daß sie die Sünder durch „himmlischen Schein" an sich zu locken sucht, wie Jago es eben jetzt mit Cassio thut. Die Pointe liegt darin, daß Jago frohlockt, dem Cassio gottselig erschienen zu sein, während er in Wahrheit ein Teufel war. **Les extrêmes se touchent:** das ist der Inhalt seines höllischen Frohlockens.

nahme, die er Jedem zeigt, wenn auch in anderer Form, noch hinzuzufügen; danach aber ist sein Wesen Anderen gegenüber dahin zu bestimmen: Jago weiß sich überall als das nicht weniger tief empfindende und doch klarere Selbst der Anderen hinzustellen, so daß sie einerseits aus seinen Worten die Ueberzeugung seiner Freundschaft schöpfen, und andrerseits ihm glauben oder folgen, weil sie ihr eignes Herz, ihren eignen Verstand zu hören glauben.

Jago's Meisterschaft im Heucheln also und seine Menschenkenntniß ist der zweite Grund, weshalb Othello sich in diesem Falle täuschen ließ. Und dennoch war er nahe daran, ihn zu durchschauen; wir hören ihn ja wüthen gegen Jago und ihm den Tod drohen. Nun aber erschien ihm das Verbrechen, das er denken mußte, wenn er Jago für einen Verleumder seiner Gattin halten sollte, so entsetzlich, daß er es nicht denken konnte und mithin auf's Neue in die Schlingen des Bösewichts zurückfallen mußte; man höre seine eignen Worte (Act 3, 3):

> Wenn Du sie frech verleumd'st und folterst mich,
> Dann bete nie mehr, schließ die Rechnung ab;
> Auf höchsten Gräuel häufe neuen Gräul;
> Mach' daß der Himmel weint, die Erde bebt,
> Denn Nichts zum ew'gen Fluche kannst Du fügen,
> Das größer sei.

So weit also ist Othello's Menschenkenntniß eine beschränkte, als er solche Bosheit nicht zu denken vermochte; aber wahrlich diese Grenzen sind schon soweit gesteckt, daß sich in ihnen noch Menschenkenntniß in weitem Umfang und in großer Tiefe entfalten konnte. Es wäre auch in der That seltsam, anzunehmen, der staatskluge Senat Venedigs habe einem Manne, der der ersten Bedingung alles praktischen Handelns entbehrt hätte, die Verwaltung eines so wichtigen Amts wie das eines Heerführers und Statthalters übertragen; nun aber übertrug er sie ihm sogar ohne Einschränkungen; denn nicht nur wird Othello auf Cypern wie ein Fürst begrüßt und feiert seine Hochzeit wie ein Fürst: wir wissen auch insbesondere noch, daß ihm die Besetzung auch der wichtigsten Stellen unbedingt anheimgestellt war.

Mit dieser Form der Offenheit, wie wir sie hier entwickelt haben, geht ferner seine Besonnenheit Hand in Hand, die wieder aus seinem Standpunkt überhaupt als nothwendiges Product herzuleiten ist. Denn zwar ist er auf die Kraft gestellt und nimmt für sich vermöge seiner besonderen Natur besondere Rechte in Anspruch:

aber dennoch oder vielmehr eben deshalb ist er weit entfernt, seinen Willen als Gesetz hinzustellen und keine Schranke anzuerkennen. Denn der Wille als solcher ist eben nicht sein Wesen; er hat sich nicht zum freien Selbstbewußtsein aufgeschwungen, das sich, das Allgemeine, als den Grund des Einzelnen und deshalb diesem gegenüber als berechtigt weiß; ausgegangen von sich als Individuum, ist er Individuum geblieben, ist niemals über den Gegensatz zwischen sich und der Welt hinausgekommen, hat also diese von vornherein gesetzt, mithin als ein auch Berechtigtes anerkannt und hat sich folglich mit ihr in jedem einzelnen Falle zu vermitteln. Daraus ergibt sich, was wir vorher schon auf anderm Wege fanden, daß er den Staat als solchen als Basis für die Bethätigung seiner selbst als dieses bestimmten Individuums betrachten, mithin ihn anerkennen, seinen Organen und Gesetzen sich willig unterwerfen muß. Die Verhandlung vor dem Senate, die er damit beginnt, sein Amt und Leben seinen Richtern zur Verfügung zu stellen, falls sie ihn schuldig finden sollten, zeigt genugsam, daß er es thut. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß er sich nicht doch in gewissen Fällen wieder auf sich selbst stellen sollte, wie z. B. dem Brabantio gegenüber. Aber gerade die Thatsache der Entführung Desdemona's bestätigt seine Besonnenheit, indem sie sie negirt. Denn da, wo Vermittlung nicht möglich war, war freilich für die Besonnenheit kein Raum, da trat sogleich die sonst ruhende Kraft ein, um das besondere Recht des Subjects durchzuführen. Ebenso tritt auch die Offenheit Othello's hier in den Hintergrund, ja wird verdrängt durch Heimlichkeit, aber keine Aeußerung unsres Helden läßt irgend welche Reue über diese Verletzung der Wahrheit auch nur durchblicken, Beweis genug, daß sie für ihn nicht die Bedeutung eines Abfalls von sich selbst, von seinem innersten Wesen hat, sondern daß sich vielmehr durch dieselbe dieses selbst bethätigte. Hier haben wir also eine praktische Consequenz seiner Theorie von der Tugend, die er, wie wir gesehen, nicht in die Hingebung des Individuums an das Allgemeine überhaupt, sondern an sein bestimmtes Allgemeines setzte.

Andrerseits aber ist Othello gerade in Folge seines Standpunkts dem Gefühl der Sündhaftigkeit unterworfen, wofür seine Religiosität oder vielmehr die Form, in der das Christenthum ihm Gegenstand geworden ist, den Beleg gibt. Wieder ist es für ihn nicht der Verkündiger der Freiheit und Unendlichkeit der Menschen — das wider-

spräche Allem, was die bisherige Entwicklung über sein Wesen dargelegt hat — es ist ihm nur die Bürgschaft der Vergebung seiner Sünden, die Bürgschaft seiner Erlösung. Er selber spricht es aus, indem er sagt, daß er dem Himmel treu und wahr „die sündigen Fehle seines Bluts" zu beichten pflege, und Jago bestätigt es, sowohl indem er selbst in seiner Gegenwart sich heilsbedürftig stellt *), als auch indem er (Act. 2, Schluß) „die Taufe und alle Siegel und Symbole der Erlösung" **) Othello's höchste Güter nennt. Und in der That gibt es auf seinem Standpunkt keine innere Lösung des Widerspruchs zwischen Idee und Ausführung, Sollen und Können, in den das Individuum hineingestellt ist. Das Individuum bleibt immer sündhaft und als Individuum heilsbedürftig.

Auf dieser Basis des besondern Selbstbewußtseins nun, das wir durch seine verschiedenen Manifestationen verfolgt haben, hat sich Othello, wie wir sahen, zum Vertreter eines neuen Allgemeinen, zum Träger und Organ des Staates erhoben. Diese Würde hat sich für ihn zu einem neuen Moment seines Selbstbewußtseins umgesetzt, wie das Gewicht zeigt, das er auf sie legte. Bei dem auf Cypern in der Brautnacht Othello's durch Jago erregten Lärm sehen wir ihn als dieses allgemeine Wesen vor uns, dort erscheint er nur noch durch die leidenschaftliche Bewegung, die er aber dennoch niederkämpft, als Individuum, und auch in diese Bewegung geräth er nur, weil er sich mit dem Staate, dessen Wohl und Würde er beeinträchtigt sieht, identificirt hat ***). Aber darin, daß er sich mit

*) Man vergleiche gleich die erste Scene, in der er Othello gegenüber steht, dann weiterhin die Worte, mit denen er Othello's Beschuldigung, er verleumde sie und martre ihn, abweist (Act 3, 3): „O Gnade! o Himmel! schützt mich." Es sei hier noch bemerkt, daß Tieck im Folgenden falsch übersetzt hat; denn statt: „Seid Ihr ein Mann?" muß es heißen: „Seid Ihr ein Mensch?" An die Mannheit Othello's wagt er erst später zu appelliren, als er ihn schon beherrscht, hier hat er bloß das Unmenschliche solcher Beschuldigung und der ihr folgenden Verwünschung abzuweisen.

**) Wortgetreue Uebersetzung des Textes.

***) Die spätere Entwicklung unsres Helden zwingt mich, die herrliche Stelle, auf die im Text Bezug genommen ist, hieher zu setzen:

Was gibt es hier? Woher entspann sich dies?
Sind wir denn Türken? Thun uns selber das,
Was dem Ungläubigen der Himmel wehrt?
Schämt Euch als Christen! Laßt Eu'r heidnisch Raufen;

dem Staate identificirt hat, liegt zugleich, daß eine Verletzung auch seiner eignen Würde als Vertreter des Staates ihn noch erregbar finden muß; und so ist es. Gleich zu Anfang nämlich, als seine Leute im Begriff sind, mit Brabantio's Truppe handgemein zu werden, ohne daß er das Signal dazu gegeben, regt sich Zorn in ihm und er verweist es ihnen mit den Worten: „Wär' es mein Stichwort zu fechten, ich hätte es gewußt, ohn' einen Mahner" *). Hier also ist es seine Würde als Befehlshaber, deren Rechte er zu wahren eilt, sowie er sie gekränkt glaubt. Aber die Worte: „ohne einen Mahner" geben seiner Erregung doch einen subjectiven Anstrich, er selbst ist auch gekränkt; denn — und das ist ein nothwendiger Zug seines Wesens — seine Würde ist mit ihm verwachsen, sie muß es sein, da sie der Ausdruck seines allgemeinen Wesens ist; aber daraus, daß sie es ist, ergibt sich, daß er auf ihre Wahrung eifersüchtig sein muß und leicht gekränkt, schon durch scheinbare Uebergriffe. Ein Zug, der für die spätere Entwicklung seines Wesens von der größten Wichtigkeit ist.

(Fortsetzung folgt.)

Wer sich noch rührt und zähmt nicht seine Wuth,
Der wagt sein Leben dran; ein Schritt ist Tod.
Still mit dem Sturmgeläut! Es schreckt die Insel
Aus ihrer Fassung.

Und als er kaum sein Blut gemeistert hat und wieder seinen „sicheren Führern" folgt:

Wer immer hier verschuldet dies Vergehn —
Wär' er mir blutsverwandt, mein Zwillingsbruder —
Verliert mich. — Was! In der Festung selbst —
Das Volk noch ungewiß, von Angst betäubt —
Privatgezänk und Händel anzustiften,
Bei Nacht und auf des Schlosses höchster Wache.
'S ist ungeheu'r!

Also allein die grobe Verletzung des Staatsinteresses war es, die ihn seiner sichern Führer zu berauben drohte, keine individuelle Kränkung.

*) Tieck ist hier wieder ungenau. — Ich bemerke beim Durchlesen des Correcturbogens, daß ich in den allgemeinen Bemerkungen über die Liebe den Standpunkt der naiven Liebe, der am schönsten und reinsten in Romeo und Julie ausgeprägt ist, unbeachtet gelassen habe. Das über Othello's Liebe und psychologischen Prozeß Gesagte erleidet aber dadurch keinerlei Modification.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Neuhochdeutsche Grammatik. Die Lehre von den Buchstaben und Endungen als Versuch von K. A. Hahn. Frankfurt am Main, bei H. L. Brönnmer. 1848.

(Schluß zu Bd. VIII, S. 210.)

An die Erörterung der einzelnen Vokale schließt sich S. 22 die gewisser „Erscheinungen beim Vokalismus" an, welche, wie wir schon sagten, besser an die Spitze dieses ganzen Abschnittes gestellt worden wäre. Es ist der Reihe nach die Rede 1) vom Umlaute, 2) von der Brechung, 3) vom Ablaute. Im Allgemeinen scheint es uns, daß über diese Punkte nicht mit der Genauigkeit und Vollständigkeit gehandelt worden, welche zu einem vollen Verständnisse derselben erforderlich ist. Wir haben hier nicht sowohl eine zusammenhängende Untersuchung und Darstellung der erwähnten Gegenstände als eine Mehrheit von vereinzelten Bemerkungen über dieselbe vor uns. — Was zunächst den Umlaut betrifft, so „muß vor Allem bemerkt werden, daß er der deutschen Sprache ursprünglich fremd ist, denn der gothische Dialekt, in welchem das älteste Denkmal, das wir besitzen, abgefaßt ist, hat noch keine Spur davon." Die Behauptung, daß die gothische Sprache noch keinen Umlaut hatte, stützt sich, soviel wir sehen, einzig und allein auf den Umstand, daß die Schriftzeichen, mit denen später die umgelauteten Vokale bezeichnet wurden, im Gothischen noch nicht vorkommen. Es leuchtet aber ein, wie durch diese Thatsache wenig oder nichts bewiesen wird, indem es recht wohl möglich ist, daß dieser Dialekt den Umlaut zwar kannte, ihn aber in der Schrift nicht durch besondere Zeichen andeutete. Weiß man ja doch z. B. aus dem Englischen, wie durch ein und dasselbe Zeichen eine nicht geringe Zahl sehr differenter Laute ausgedrückt werden kann. Warum sollte denn z. B. das goth. a in manchen Wörtern, namentlich in solchen, welche später diesen Laut regelmäßig aufweisen, nicht ä gelautet haben? Ueberhaupt ist es im Grunde reine Willkür, über die Geltung von Lauten da absprechen zu wollen, wo man von der Aussprache gar keine irgend zulässige Kenntniß hat. Von der goth. Aussprache wissen wir so gut wie nichts, denn die Voraussetzung, welche gewöhnlich gemacht wird, daß die verschiedenen Buchstaben in ihr mit den in ihrer schriftlichen Bezeichnung übereinstimmenden Lauten der spätern Dialekte, etwa des althochdeutschen gleichwerthig seien, ist, auch davon abgesehen, daß wir die Aussprache des letztern nicht viel besser kennen, ganz grundlos. Will man sie aber einmal gelten lassen, so muß von ihr auch nicht bloß hier und da, d. h. ein zufälliger und beliebiger, sondern ein allgemeiner und consequenter Gebrauch gemacht werden. Nimmt man z. B. an, daß der Laut a im althochdeutschen sat mit dem a des goth. saths derselbe ist (s. S. 8), so sollte man auch daraus, daß goth. nati im althochd. nezi lautet, folgern, a sei in dem genannten Worte wie e oder ä ausgesprochen worden. — Ließe es sich aber auch beweisen, daß die Gothen den Umlaut nicht kannten, so würde damit noch nicht feststehen, daß er der altdeutschen Sprache überhaupt gefehlt habe. Wir wenigstens halten diesen Schluß für gänzlich ungerechtfertigt, finden es auch an sich wenig wahrscheinlich, daß jene Mittellaute, die wir gegenwärtig Umlaute nennen, der altdeutschen Sprache oder auch nur einem einzelnen Zweige derselben ganz fremd gewesen sein sollen, wenn wir auch gerne einräumen, daß der Umfang und die Bedeutung dieser Laute sich im Fortgange der Zeit beträchtlich erweitert hat. Es bedarf keiner weitern Ausführung, daß die Erscheinungen, welche sich, wie Verf. meint, aus der „Ursprünglichkeit" des Umlautes erklären lassen, das Schwanken nämlich, wel-

ches in manchen (der Zahl nach verhältnißmäßig nur sehr wenigen) Wörtern noch gegenwärtig zwischen dem reinen Vokale und dem umgelauteten stattfindet, sowie die Thatsache, daß zuerst nur der Vokal a diese Aenderung erfahren hat, auch in anderer Weise erklärt werden können und, wenigstens was den letztern Punkt betrifft, auch erklärt werden müssen, falls die Erklärung eine genügende sein soll Eine solche wird sich indeß schwerlich geben lassen, so lange die Bestimmtheit dieser Laute und ihr Verhältniß zu den reinen Vokalen, aus welchen sie hervorgegangen sind, nicht genauer wie bisher ermittelt ist. Auch Verf. beschränkt sich darauf, eine allerdings schon wichtige Bestimmung über den „Anlaß" zum Umlaute mitzutheilen: „der Umlaut des Vokals der Wurzel hängt von der Beschaffenheit des darauf folgenden Vokals außerhalb der Wurzel, sei es nun in einer Flektion, in einer Bildung oder in einer Ableitung ab: ist nämlich dieser folgende Vokal ein i, so pflegt der Umlaut einzutreten, aber auch nur dann" (S. 23). Damit ist aber freilich noch nicht ausgeschlossen, daß der Umlaut auch auf andere Weise entstehen konnte (als durch Einwirkung eines folgenden i), und noch viel weniger die Frage gelöst, warum er nur bei einzelnen Vokalen und beim a vorzugsweise und zuerst eintrat. — Im Folgenden läßt sich aus der Darstellung des Verf. seine eigentliche Meinung nicht deutlich erkennen. Er sagt: „Später als die vollen Vokale in den Flektionen u. s. w. sich verloren, sollte man denken, daß indem auch dies i erlosch, seine Wirkung sich, wenn nicht verändert, wenigstens auch nicht vermehrt hätte. Allein die feine Sprache des 13ten Jahrh. ..... bildete in demselben Maße, wie sie außerhalb der Wurzeln die volltönigen Vokale verbannte, innerhalb derselben den Umlaut zu einem hohen Grade von Vollkommenheit aus." Man muß hier fragen: trat in der spätern Zeit in Wörtern mit geschwächter Endung der Umlaut ohne Rücksicht darauf ein, ob die ursprüngliche vollere Endung das i hatte oder nicht? Wäre dies der Fall, so würde die Entstehungsweise des Umlauts durch Einwirkung eines folgenden i wieder in Zweifel gestellt, könnte wenigstens nicht mehr als die einzige betrachtet werden. Trat aber der Umlaut nur dann ein, wenn die Endung ursprünglich den Vokal i enthielt, so liegt die Annahme nahe, daß wie die geschwächte Endung den Umlaut herbeiführte, dieser andrerseits die Abschwächung der Endung veranlaßte, wobei natürlich die entsprechende Wirkung dem Eintritte der Ursache nicht unmittelbar zu folgen brauchte. Die Bildung des Conjunctivs durch den Umlaut scheint allerdings durch den jenen Modus ursprünglich charakterisirenden i-Laut veranlaßt zu sein. Um indeß in dieser Sache klar zu sehen, ist es nöthig, die Geltung und Anwendung, welche der Umlaut in der Flektion und in der Wortbildung gefunden hat, genauer zu verfolgen und im Einzelnen näher zu bestimmen, weil nur so die Gesetze und Bedingungen, unter welchen er auf diesen verschiedenen Gebieten eintritt, festgestellt werden können. Irgend eine einzelne Anwendung herauszugreifen, um sie zur Basis von Schlüssen allgemeiner Art zu machen, ist unseres Erachtens ebenso ungehörig wie unnütz. Sagt ja doch Verf. selbst, daß zum Verständniß namentlich von sprachlichen Erscheinungen vor Allem Vollständigkeit erforderlich sei. „Die Brechung tritt organischer Weise nur bei 2 kurzen Vokalen, dem i und dem u ein, und besteht darin, daß beide sich zu dem Vokal a zurückneigen und mit demselben zu einem Mittellaut vereinigen. Der goth. Dialekt drückt diesen Mittellaut in Bezug auf Qualität genauer aus durch ai und au, der hochdeutsche dagegen durch e und o genauer in Bezug auf Quantität" (S. 25). Ist die Entstehung der genannten Vokale, wie sie vom Verf. angegeben wird, die richtige, so muß die goth. Bezeichnung derselben als eine sehr unpassende erscheinen; sie hätte durch ia und ua gegeben werden müssen. Die Schreibung ai und au dagegen führt auf die Vermuthung, daß der ursprüngliche einfache Grundlaut a gewesen, der sich vermöge seiner Hinneigung zu i und u mit diesen beiden Vokalen zu zwei neuen eigenthümlichen Lauten verschmolzen habe. Nach dem Verf. sind aber i und u als die Ausgangslaute anzunehmen; „sie gehen im Goth., sobald ihnen einer der Consonanten r und h unmittelbar folgt, in ai und au über." Wir fragen billig, woher Verf. das weiß. Eine directe Antwort hierauf findet sich nicht vor, doch sieht man wohl, daß jener Annahme ein auf der Vergleichung des Gothischen mit dem Althochd. basirender Schluß zu Grunde liegt. In dem letz-

tern Dialekte nämlich haben manche Wörter, die im Goth. die Laute ai und au enthalten, i und u, während in andern goth. ai und au durch e und o wiedergegeben wird. Dieses Schwanken hat in dem Umstande seinen Grund, daß im Althochd. die Brechung durch ein ganz abweichendes Gesetz bedingt wird; „sie tritt ein, wenn der Vokal der nächsten Silbe a oder â oder o oder e oder ê ist, findet aber nicht statt 1) wenn der folgende Vokal der Flektion oder Ableitung ein i (î) oder u ist; 2) wenn, gleichviel welcher Vokal in der folgenden Silbe steht, unmittelbar auf i und u die Cons. m und n, entweder geminiert oder von einem andern Cons. begleitet folgen“ (S. 26). Demnach konnte das Althochd. die gebrochenen Laute, welche sich im Goth. vorfanden, nur dann aufnehmen, wenn der Vokal der folgenden Silbe oder auch deren anlautende Cons. es gestatteten, mußte sie aber zurückweisen, wo diese ihm die Umbildung des reinen Lautes untersagten. Daraus folgt denn allerdings — wenigstens läßt es sich mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen —, daß es in dem letztern Falle die ungebrochenen Laute zurückführte, und da es nun, wenn derselbe eintritt, i und u hat, so scheint mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden zu dürfen, daß eben diese die ungebrochenen Laute wirklich waren. — Diese Argumentation stützt sich nun zwar auf manche Voraussetzungen, deren Unzulässigkeit wir zum Theil schon oben nachgewiesen haben, doch wollen wir darauf hier um so weniger Gewicht legen, da die Gültigkeit des erwähnten Gesetzes, auf welche sich die Beweisführung im Wesentlichen gründet, noch keineswegs feststeht. Zunächst bemerkt der Verf.: „wo auf die Wurzelsilbe keine andere Silbe folgt, kann man entweder, zufolge der Regel, daß im Althochd. die Brechung von dem Vokal einer folgenden Silbe abhängt (was nicht ganz genau ist, s. oben), den Schluß ziehen, daß auch kein Grund zur Brechung vorhanden gewesen sei .... oder man kann weiter schließen, daß ursprünglich weitere Formen solcher einsilbigen Wörter existirt haben, woraus der reine oder gebrochene Vokal erklärt werden müsse.“ Diese Folgerung mag sich in manchen Fällen als richtig erweisen, in ihrer Allgemeinheit ist sie darum noch nicht berechtigt. Bei Wörtern wie sehs, noh ꝛc. ist die Voraussetzung eines abgefallenen Vokals reine Willkür, da sie schon im Goth. saihs, nauh ꝛc. lauten. Doch davon abgesehen, gibt Verf. selbst zu: „Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß nicht wenige Wörter der gegebenen Erklärung widerstreiten .....“ Mithin kennen wir das wahre Gesetz, nach welchem die Brechung im Althd. stattfindet, nicht, womit natürlich auch deren Existenz in Frage gestellt ist. Denn daß e und o aus i und u gebrochen seien, beruht auf der Voraussetzung, daß diese Laute den goth. ai und au entsprechen, daß aber die Grundlaute von diesen i und u seien, auf der andern, daß diese Vokale im Ahd. an ihre Stelle treten, wenn sie selbst wegen des althd. Brechungsgesetzes nicht eintreten können. Genauer stellt sich das hier obwaltende Verhältniß in besonderer Beziehung auf die Laute i und e so dar: ahd. i wird unter gewissen Bedingungen ë, bleibt aber oder wird wieder i, wenn diese nicht eintreten oder wegfallen; goth. ai wird ebenfalls e und zwar genau in denselben Fällen; wird ai nun i in andern, so steht es dem e gleich; dem ist nun aber wirklich so: es wird i, wo die bekannten Umstände nicht zulassen, daß es in e übergehe. Da nun e aus i hervorgeht, so ist auch ai aus i entstanden, und da ai ein Mittellaut ist, so ist es auch e. — Fällt nun aber der Zusammenhang weg, welcher zwischen dem Uebergange des ahd. i in ë und dem des goth. ai in denselben Vokal, deßhalb angenommen werden konnte, weil beide unter denselben Bedingungen einzutreten schienen, so sind eben damit auch die ferneren Schlüsse aufgehoben. Man kann dann nur behaupten: ahd. i wird in bestimmten Fällen zu ë und der goth. Laut ai im Ahd. bald ë bald i. Dasselbe gilt natürlich von den beiden andern hier in Betracht kommenden Lauten o und au. Die Behauptung also, daß e und o aus i und u entstanden seien, welche auf der Voraussetzung ihrer Identität mit ai und au beruht, wird, da diese letztere sich nicht erweisen läßt, vorläufig als unbegründet zurückgewiesen werden müssen. Ebenso ist dann auch die Ansicht, ai und au seien keine Diphthongen (S. 8, Note), nicht ferner festzuhalten; vielmehr wird es wahrscheinlich, daß sie solche waren, wenn man nämlich die sie vertretenden althd. Laute aus ihnen ableiten will. Eine solche Herleitung wird sich auf die Annahme

stützen müssen, daß in dem Mischlaute ai (oder au) bald das eine, bald das andere Element vorgewaltet habe: hatte i das Uebergewicht, so trat a zurück oder fiel ganz aus; lautete a vor, so ging i in einen dem a näher liegenden Laut über, durch dessen Verschmelzung mit a sodann ein Laut hervorgebracht wurde, welcher dem für ä eintretenden e ganz oder doch beinahe entspricht. Wir haben dieses e aus dem sich zu i hinneigenden a entstehen lassen; es leuchtet ein, wie es grade dieses seines Ursprungs wegen geeignet war, das auf ähnliche Weise entstandene goth. ai zu vertreten. — Wäre diese Ansicht vom goth. ai (und au) richtig, so würde auch die Annahme, daß im goth. Dialekt i vor r und h gebrochen worden sei, überflüssig sein — eine Annahme übrigens, die höchst auffallend erscheinen muß, wenn man sich erinnert, daß im Ahd. die Brechung wesentlich durch den Vokal der folgenden Silbe bedingt sein soll. — Noch wollen wir einige Worte über o hinzufügen. Dieser Vokal ist nach dem Verf. aus u entstanden und zwar gibt es, wie er glaubt, kein anderes o als das aus u hervorgegangene. Wir wollen nun nicht untersuchen, mit welchem Rechte o selbst in den Fällen, in welchen Verf. diesen Laut aus dem goth. au und dieses aus u herleiten zu müssen glaubt, sowie da, wo es nachweislich ein älteres u vertritt, als Umbildung dieses letztern Vokals bezeichnet wird, denn es finden sich andere Anwendungen des in Rede stehenden Lautes, bei denen ein ursprüngliches u zwar, wenn man will, vorausgesetzt aber durchaus nicht nachgewiesen werden kann. Wir erwähnen hier lediglich die vielen Präterita der starken Conjugation, für welche der Vokal o charakteristisch ist. Daß man ihn hier Ablaut nennt, ist ganz gleichgültig: wir haben in diesem Falle einen einfachen Vokal o, welcher im Allgemeinen von Anfang an und fortwährend o gelautet hat, wenn sich auch in einzelnen der hierhin gehörigen Wörter ursprünglich ein anderer Laut vorgefunden haben sollte. Man wird vielleicht einwenden, dieses o sei schon deßhalb nicht für ein ursprüngliches zu halten, weil es zur Bezeichnung des Präteritums diene und als solche einen andern Laut voraussetze, aus dem es umgebildet sei. Aber auch abgesehen davon, daß es noch sehr fraglich ist, ob in der Verbalflektion das Präteritum als das Posterius, das Präsens als das Prius zu betrachten, d. h. der charakteristische Vokal des Prät. der der Zeit nach spätere ist, wäre dann o doch jedenfalls aus einer Mehrheit von andern Vokalen und keineswegs blos aus u abzuleiten. Ist aber diese Annahme richtig, so dürfte sie wohl zu dem Schlusse berechtigen, o sei eben so ursprünglich wie die übrigen reinen Laute. — Wir kommen zum Ablaute. Auch hier vermissen wir vorzugsweise ein Doppeltes, einmal eine genauere Erklärung und tiefere Begründung des Wesens dieser lautlichen Eigenthümlichkeit, denn was der Verf. in Bezug hierauf mittheilt, ist, wie sich sogleich zeigen wird, von geringer Bedeutung, sodann aber eine bestimmtere und vollständigere Angabe über die Fälle, in und über die Bedingungen, unter denen dieselbe in ihren verschiedenen Nüancirungen vorkommt. Verf. spricht vom Abl. nur, sofern dieser bei der Verbalflektion eine Rolle spielt und auch, was hierüber bemerkt wird, ist ziemlich dürftig; von seiner sonstigen Anwendung z. B. in der Wortbildung erfahren wir gar nichts. Uebrigens unterscheidet er sich, der Ansicht des Verf. zufolge, von den bisher erwähnten Erscheinungen des Vokalismus wesentlich dadurch, daß er „als eine ganz unabhängige Abstufung der Vokallaute, die uranfänglich in allen deutschen Dialekten vorhanden gewesen ist," betrachtet werden muß. „Er ist ferner geistigerer Natur und hat daher im Verlaufe der Zeit manche Einbuße erfahren ....., dahingegen der Umlaut und die Brechung der handgreiflichen Praxis angehören und bis zum Mißbrauch gesteigert worden sind" (S. 29). Wir wünschten, Verf. möchte sich über die soeben hervorgehobene „geistigere Natur" des Abl. etwas deutlicher ausgesprochen haben, denn aus den gegenwärtig vorliegenden Aeußerungen ist nicht zu ersehen, worin er eigentlich die Wirksamkeit derselben gefunden hat. Hat er aber etwa die Thatsache im Sinne gehabt, daß der Abl. dem „formellen" Zwecke der Bildung des Präteritums dient, demnach nicht eine durch Einwirkung eines blos äußerlichen und materiellen Momentes veranlaßte Lautveränderung ist, sondern sein Entstehen einer innern und nothwendigen Modification des Begriffs verdankt, so möchte diese Eigenthümlichkeit doch nicht ihm allein zukommen; auch der Umlaut wird, indem er, wie Verf. selbst näher ausgeführt

hat, die Bildung des Conjunctivs vermittelt, zur Erreichung ähnlicher formellen oder geistigen Zwecke angewandt und selbst der sogenannten Brechung fehlt ein solcher nicht, da sie z. B. in der Conjugation den Unterschied der Personen andeutet. Entgegnet man uns, daß diesen Lautveränderungen die erwähnten bestimmten Zwecke erst später untergelegt wurden, sie aber ursprünglich lediglich Folge der materiellen Einwirkung anderer Laute gewesen seien, so bemerken wir, daß diese ihre äußerliche Entstehung mit ihrer Bestimmung und wesentlichen Natur nicht verwechselt werden darf, auch für die Feststellung der letztern ziemlich gleichgültig ist, ferner daß, selbst wenn lediglich auf jenen äußern Ursprung reflektirt wird, dieser nicht als die Wirkung einer mechanischen, sondern nur als die einer organischen Kraft, welche außer etwa bei einer Gegenüberstellung des abstract geistigen Vermögens nicht als geistlos bezeichnet werden darf, zu betrachten sein wird, endlich daß, wenn wir erst vom Ablaute etwas mehr wissen als die Thatsache seines Daseins, es sich wahrscheinlich herausstellen dürfte, wie auch seine Bildung durch ähnliche materielle Einflüsse bedingt worden ist. — Die Ansicht, daß der Ablaut seiner geistigeren Natur wegen an Geltung verloren habe, Umlaut und Brechung aber vermöge ihres materiellen Wesens an Ausbreitung gewonnen hätten, beruht auf der unberechtigten Voraussetzung, daß die Sprachbildung der spätern Zeit immer mehr dem gesetzmäßig wirkenden Geiste entzogen wurde und dem zufälligen Belieben anheimgefallen sei. Jene Ab- und Zunahme findet allerdings statt, aber der Grund der einen wie der andern möchte bei näherer Erwägung nicht, wie Verfasser glaubt, in der verschwindenden, sondern umgekehrt in der steigenden Wirksamkeit des geistigen Prinzips zu suchen sein. Dies wird sich am leichtesten dadurch nachweisen lassen, daß wir die erwähnten Erscheinungen, sobald sie bei der Conjugation Platz greifen, etwas näher betrachten. Es läßt sich nicht leugnen, daß im Fortgange der Zeit das Gebiet der schwachen Conjugation, d. h. derjenigen, welche das Präteritum durch Zusammensetzung des Verbalstammes mit der beharrlichen Bildungssilbe et darstellt, auf Kosten der starken, die das Moment der Vergangenheit am Verbum durch den Ablaut ausdrückt, an Umfang beträchtlich gewonnen hat. Diese Veränderung, welche auf den ersten Blick als ein Resultat der zunehmenden Schwäche des Sprachgeistes erscheinen könnte, erweist sich bei näherer Betrachtung als die Wirkung seiner zunehmenden Stärke und Unterscheidungskraft. Offenbar steht das Moment der Zeit zum Begriffe des Verbums in keiner innern wesentlichen, sondern nur in einer äußern Beziehung, kann ihn daher durch seinen Hinzutritt auch nicht innerlich berühren und modifiziren. Nun ist aber die lautliche Beschaffenheit eines Wortes dem durch dasselbe ausgedrückten Begriffe jedesmal entsprechend, wenn auch unsere Etymologie noch nicht dahin gelangt ist, diese Entsprechung überall nachzuweisen, daher auch jede Aenderung derselben eine Modification und zwar eine den Kern und wesentlichen Gehalt treffende Modification des Begriffes involvirt. Muß nun auch zugegeben werden, daß der Ablaut ursprünglich nicht willkürlich gebildet wurde, sondern zwischen ihm und dem Vokal der Wurzel ein wenngleich noch nicht aufgeklärtes, bestimmtes Verwandtschaftsverhältniß stattgefunden haben wird, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß durch ihn die lautliche Bestimmtheit der Wurzel stets eine wesentliche Aenderung erleidet. Eine solche erfährt aber der ihr entsprechende Begriff keineswegs, weil, wie schon bemerkt wurde, das Zeitmoment diesen nicht innerlich ergreift, sondern nur äußerlich berührt, wie schon daraus erkannt wird, daß es zu den an und für sich so verschiedenen Verbalbegriffen in ganz gleicher Weise hinzutritt. Demnach ist die Bildung des Präteritums durch den Ablaut ungeeignet, sofern sie auf etwas hinweist, was in der That nicht stattfindet, dagegen die durch eine gleichartige Bildungssilbe sehr passend, weil diese die bei sämmtlichen Verben ganz gleiche, nur äußerliche Veränderung in adäquater Weise ausdrückt. Das Präteritum läßt sich als eine Zusammensetzung des Verbalbegriffs mit dem Zeitmoment der Vergangenheit ansehen und wird daher durch die der schwachen Conjugation eigne zusammengesetzte Form des Präteritum sehr genau und zweckmäßig angedeutet. Das durch den Ablaut gebildete Präteritum verdankt sein Entstehen dem noch unentwickelten Bewußtsein, welches die wesentlichen Veränderungen des Begriffes selbst mit denjenigen verwechselt, welche durch seine Be-

ziehungen zu außer ihm liegenden Momenten herbeigeführt werden. Es muß deßhalb nothwendig zurücktreten, jemehr im Fortgange der Volks- und Sprachentwicklung der Begriff und seine Beziehungen gesondert werden oder das Bestreben durchdringt, den Begriff in seiner Einheit und Einfachheit überall sicherzustellen. Auch ist es nicht die deutsche Sprache allein, in welcher im Laufe ihrer Entwicklung diese Aenderung eintritt, sie zeigt sich z. B. auch im Griechischen (Aorist auf ση, Perfekt auf κη vergl. mit dem sog. Aor. 2 u. s. w.) und bei den abstracten Denkern par excellence, den Römern, ist die Bildung des Prät. durch Zusammensetzung die ganz entschieden vorherrschende. — Daß auch auf andern Gebieten der Flektion dieselbe Aenderung und aus denselben Gründen eingetreten ist (z. B. in der Deklination, wo die Bezeichnung der Casus durch Flektion der Nomina selbst nur darum unterlassen wurde, weil sie in den Endungen des Artikels gewissermaßen ein selbständiges Dasein erlangte), möchte sich leicht zeigen lassen. Wir gehen darauf indeß hier nicht näher ein, wenden uns vielmehr zu einer andern sprachlichen Erscheinung, bei welcher ein Wechsel von ganz entgegengesetzter Art stattgefunden hat. Wir meinen die Bildung des Conjunctiv. Dieser wurde ursprünglich nicht durch Aenderung des Wurzelvokals, sondern durch Aufnahme eines i in die Endung vermittelt (vgl. den griech. Optativ), während später dieses i wegfiel und nun der Wurzelvokal den Umlaut annahm. Erwägen wir nun, wie im Conjunctiv nicht eine äußere Veränderung des Verbalbegriffs gesetzt ist, sofern dieser hier nicht zu einem fremden, außer ihm liegenden, an und für sich selbständigen Momente in Beziehung gesetzt wird, sondern eine innere, sofern der begriffliche Inhalt des Verbums im Conjunctiv gedacht, sich von dem im Indikativ vorgestellten wesentlich unterscheidet, so muß auch diese Aenderung passend erscheinen und anerkannt werden, daß sie auf einer schärfern Erfassung der Begriffsverhältnisse, also auf einer geistigeren Anschauung beruht. Es erscheint als ein sehr feiner Griff des Sprachgeistes, daß er grade den Umlaut zur Bezeichnung des Conjunctivs verwandte, sofern dieser einerseits die stattfindende Modification des Begriffes selbst an dem Vokal der Wurzel andeutet, andrerseits aber, indem in ihm der ursprüngliche Wurzelvokal erhalten bleibt, die Modification als das was sie ist und nicht etwa als eine Umwandlung, bei der der ursprüngliche Begriff verloren ginge, erkennen läßt. — Weiter hierauf einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur eine Bemerkung allgemeiner Art wollen wir im Anschlusse an so eben Gesagtes noch beifügen, die nämlich, daß das Aufgeben der volleren Endungen oder vielmehr der mannigfachen Vokale, durch welche sie sich unterscheiden, in einem ganz andern als dem gewöhnlichen Lichte erscheint, wenn man es aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Wahrheit betrachtet, daß die lautliche Qualität eines Wortes dem Begriffe desselben entsprechen muß. Sieht man sich die ahd. Wortformen genauer an, so findet man eben in Folge der volleren Endungen oft in einer und derselben eine große Mannigfaltigkeit ganz heterogener Vokale. Es liegt auf der Hand, wie dadurch die Einheit des ihnen zu Grunde liegenden Begriffs wenigstens in der unmittelbaren Darstellung desselben nicht mehr erkannt oder gefühlt wird. Die differenten Laute der verschiedenen Silben lassen vielmehr auf ebenso differente Begriffe schließen oder da sie doch immer zu einem Worte verbunden sind, einen aus ungleichartigen Theilen zusammengesetzten Begriff vermuthen. Wohingegen die Vokale der Endungen abgeschwächt oder wie bei der Brechung die der Wurzel in verwandte umgebildet sind, erscheint die Einheit und Harmonie des Begriffs mit sich selbst in sprachlicher Bezeichnung in weit entsprechenderer Weise ausgedrückt. Gewöhnlich beruft man sich zur Erklärung solcher Lautveränderungen auf den Einfluß des Wohlklangs und mit Recht; nur handelt es sich hier nicht etwa blos um die Befriedigung der Anforderungen eines gebildeten Ohres oder vielmehr, diese Anforderungen haben einen tiefern Grund und zwar in dem Drange des Geistes, seinen unmittelbarsten Produktionen, den Begriffen, die ihnen ursprünglich eigne Einheit und Harmonie auch in ihren konkreten Erscheinungsformen, den Wörtern, zu erhalten.

Wir gehen zum „Consonantismus" über (S. 31 fgg.). — Die Eintheilung der Cons., welche der Verf. zu Grunde legt, ist die gewöhnliche in liquidae und mutae; die letztern zerfallen dann wieder in labiales, gutturales und linguales, und

jede dieser 3 Klassen hat endlich die 4 Unterabtheilungen der spirantes, tenues, mediae und aspiratae, gesondert stehen ph, th, q, r und z. An die Uebersicht der neuhd. Conf. schließt Verf. die der gothischen und althochd., um so anschaulich zu machen, „wie in allen drei Mundarten die liquidae und spirantes gleiche Bedeutung haben, die mutae aber von ihrer ursprünglichen Gleichheit merklich abgewichen sind“ (S. 34 u.). Daß indeß „diese stufenweise Abweichung, die man die Lautverschiebung nennt,“ wirklich stattgefunden habe, d. h. eine ursprüngliche Gleichheit vorauszusetzen sei, scheint uns doch, sofern das Verhältniß des Althd. zum Goth. in Frage kommt, eine sehr zweifelhafte Annahme zu sein. Aus der aufgestellten Tabelle ersieht man, daß der Abweichungen, durch welche sich die alt- und nhd. Sprache in Bezug auf die mutae unterscheiden, äußerst wenige und diese überdem von geringer Bedeutung sind, so daß sich hier allerdings eine Umbildung der ältern Conson. annehmen läßt. Dagegen gibt es im Goth. kaum einen und den andern conson. Laut, der nicht im Althd. durchgreifend eine andere Gestalt angenommen hätte. Demnach müßte, falls unter beiden Dialekten eine ursprüngliche Uebereinstimmung geherrscht hat, in den wenigen Jahrhunderten, welche zwischen der schriftlichen Aufzeichnung der goth. und althd. Sprache liegen, auf dem Gebiete der Conson. eine vollständige Revolution stattgefunden haben, während in dem fast dreifach längern Zeitraum, welcher den althd. Dialekt von der Sprache der Gegenwart trennt, kaum die eine oder andere leichte Aenderung eingetreten ist, wiewohl sich doch sonst in sprachlichen Dingen die erwähnte Periode nicht grade conservativ bewiesen hat. Wir ziehen es deßhalb vor, die Abweichungen zwischen dem alth. und goth. Dialekte auf eine ursprüngliche Verschiedenheit zurückzuführen. Natürlich ist damit eine theilweise Uebereinstimmung nicht ausgeschlossen, daher die Thatsache, welche Verf. zum Beweise für seine Ansicht anführt, daß in manchen Wörtern, „wo die muta mit einem andern Conson. eng verwachsen war, sie der Lautverschiebung widerstand,“ wobei übrigens zu bemerken ist, daß das goth. q, auch ohne in einer derartigen Verbindung zu stehen, sich im Althochd. wiederfindet, kein entscheidendes Moment weder gegen die ursprüngliche Verschiedenheit noch für die Gleichheit enthält.

Die Erörterung der einzelnen Conson. findet in der Weise statt, daß immer zuerst vom einfachen Laute, dann, wo eine solche vorkommt, von seiner Verdoppelung gesprochen und zugleich, wie bei den Vokalen, zwischen organ. und unorgan. Gebrauche geschieden wird. Wir fügen, wie oben, hier und da zum Einzelnen eine berichtigende oder ergänzende Bemerkung hinzu.

1. Liquidae. Für die Thatsache, daß r häufig an die Stelle eines ältern s getreten sei, beruft sich Verf. auch auf die Volkssprache, in der man z. B. „die Heidelbeere schwarze Beesing nenne“ (S. 36). Am Niederrhein ist beese für beere in manchen Landstrichen ganz gewöhnlich; auch sonst hört man s gar nicht selten, wo die Schriftsprache r hat, z. B. in friesen statt frieren. — Das ursprüngliche n in halben (jetzt in der Regel halber gespr.) ist in den Compositis meinet-, deinet- rc. halben auch in der gegenwärtigen Schriftsprache noch zu finden. Dagegen ist die Conjunction ehe (eigentlich eher) äußerst selten geworden, sie wird durch bevor ersetzt. — Daß thurm ursprünglich turn lautete, kann auch das platte torn beweisen. Ebenso sprechen die zusammengezogenen Wörter bohm, fahm, ferner bessem, Besem, dafür, daß das n in faden, boden u. s. w. an die Stelle von m getreten ist. Ob übrigens das Verbum einfädmen (oder gar abfädmen) vom Verf. mit Recht als ein neuhd. aufgeführt wird, wollen wir nicht entscheiden; uns ist diese Form unbekannt, während einfädeln, soviel wir wissen, in allgemeinem Gebrauche ist. — In den Wörtern, in welchen n nach dem Verf. (S. 37) späterer Zusatz ist, fehlt es auch in den uns bekannten Volksdialekten, deren Formen freilich oft auch noch in anderer Beziehung von den gewöhnlichen abweichen; so lautet sonst gewöhnlich sos oder auch sös.

2. Labiales. Das mit Recht vom Verf. als sehr selten bezeichnete bb ist in der Volkssprache noch häufig anzutreffen. Doch fehlt es auch in der Schriftsprache nicht ganz; Verf. hat die Wörter: Ebbe, Robbe, Robber, kribbeln, krabbeln übersehen. — Der Gebrauch des p ist nach dem Verf. „von beschränktem Umfange“;

er verfolgt ihn deßhalb genauer und führt an: 1) p im Anlaute, wo zu den angeführten Wörtern noch andere hinzukommen, wie: packen, putzen, prahlen, plagen, prüfen, predigen, pauken, prügeln, Pocken ꝛc.; 2) im Inlaute nach Consonanten und Vokalen; wir fügen hinzu: Knirps, Knorpel, Stapel, Gimpel, Wimpel, Dümpel, Pumpe, klimpern, wispern, kneipen, stäupen u. s. w. „In entlehnten Wörtern ist das p nicht gar selten." Allerdings nicht; man vergleiche noch: Palast, Patent, Parole, Patron, Pergament, Polster, Post, Posten, Peter, pressen ꝛc. — „f einfach 1) im Anlaut, namentlich vor u ..., dann meist vor ei und en ....., endlich vor r und l ....." (S. 39); aber nicht minder häufig vor e, vgl. fest, fett, Fehler, Ferien, Fels, Ferse, Feder, fegen, Fee, fertig, Fenster, Feld; ferner vor o, z. B. Fohlen, folgen, fordern, Folter, Furt, Form, Forst; vor a: fast, Faß, falbe, fahl, fahren, falten, fallen, fangen, fasten; vor i: Filz, Fibel, finden, finster, Fistel, fiedeln, Firste; auch vor au: faul, faulen u. s. w. Verf. scheint indeß die letzterwähnten Fälle absichtlich übergangen zu haben, weil es ihm nur darauf ankam, diejenigen anzuführen, in denen f ausschließlich und nicht auch v anlautet. Wenigstens fährt er fort: „das f im Anlaut hat sich vor den Vokalen a, e, o mit dem Conson. v in den Sprachgebrauch getheilt." Doch findet sich v auch vor l in vließ (noch jetzt die einzig gebräuchliche Form) (s. den Verf. S. 40), vor u in dem allerdings fremden Worte Vulkan, endlich vor ei in dem Eigennamen Veit. Andrerseits ist da, wo v erhalten wurde, mehrfach auch f eingetreten, namentlich vor ie (s. S. 41), daher nur ganz im Allgemeinen behauptet werden darf, „daß der Gebrauch des v im Vergleich zum Altdeutschen sehr beschränkt worden ist." Uebrigens findet es sich noch in einigen Wörtern, die Verf. wohl übersehen hat oder auch, weil sie meist Fremdwörter sind, nicht angeben w o l l t e; nämlich anlautend in: Vase, Vasall, vegetiren, Veilchen, Vehme ꝛc., im Inlaute in: Curve, Eva. — Was den Ursprung dieses Lautes betrifft, der „im Gothischen noch Spirant ist, aber im ältesten Hochdeutsch schon als Aspirata auftrat", so meint Verf., „er möge ursprünglich bh bezeichnet haben, während f für ph gebraucht wurde" und fügt hinzu: „er ist also ein Doppelconson. und kann mit Recht nicht geminiert werden." Diese Folgerung ist indeß unzulässig, denn die Aspiration von b oder p kann nicht als ein besonderer Conson. aufgefaßt werden. Ist sie aber ein solcher, so würde auch f der Erklärung des Verf. zufolge als Doppelconsf. zu betrachten sein und keine Verdoppelung zulassen dürfen. Daß diese bei v nicht vorkommt, hat wahrscheinlich darin seinen Grund, daß es ähnlich wie j aus einem Vokale entstanden ist und diese seine vokalische Natur noch nicht aufgegeben hat.— „pf steht nur nach kurzen Vokalen oder nach dem Conson. m," was nicht richtig ist; es findet sich auch nach r, z. B. in Karpfen (und dem älteren Harpfen). Die „nahe Berührung des pf mit ff oder f" tritt namentlich auch dann hervor, wenn man Formen der Volkssprache zur Vergleichung heranzieht, so hört man proffer für pfropfen, käffen (zanken, mit dem Subst. kampf zusammenstellen) ꝛc.; aus der Schriftsprache gehören auch wohl stopfen und steifen (vgl. das griech. στέφω) hierhin; ob auch apfel und affe, wie Verf. zu glauben scheint, wagen wir nicht zu entscheiden. pf im Anlaut wird gar nicht belegt; wir nennen die Wörter: Pflock, Pfund, Pfahl, Pferd, Pfau u. s. w.

3. Linguales. „d geminiert wohl höchstens in Troddel" (S. 42). Es kommt allerdings nur sehr selten vor; andere Beispiele sind: Edda, Kladde und das wenig gebrauchte Verbum verleddern. „Als unächter Zusatz hat sich das d eingeschlichen .... b. nach n in mond", dessen ursprüngliche Form noch in den Composs. montag und monat erhalten ist, „dann in fändrich", wofür man gegenwärtig indeß in der Regel fähnrich spricht und schreibt, „und ahnden (voraus fühlen"!), wo zu bemerken war, daß man ahnden in correkter Schreibung nur im Sinne von rügen oder strafen gebraucht, in der vom Verf. angegebenen Bedeutung aber die Form ahnen anwendet. (In Betreff der zwiefachen, scheinbar so sehr unterschiedenen Bedeutung dieses Verbums wird man das latein. animadvertere sehr passend vergleichen können.) „Abgefallen ist d in zahn, altdeutsch zand"; die letztere Form ist in dem tand der Volkssprache (Plur. tand oder tend) leicht wieder zu erkennen. — Die „bessere" Form dunken (für tunken) ist der gegenwär-

tigen Schriftsprache fremd; dagegen hat das verwandte sich ducken ein welches d (hängt nicht auch dunkel mit dem genannten Verbum zusammen?). „In vielen Wörtern ist t unorganischer Zusatz, theils so, daß die ächte Form daneben fortbesteht, theils so, daß die unächte allgemeine und einzige Geltung hat“ (S. 44). Doch finden sich unter den „gesammelten Beispielen“ auch solche, bei welchen die vom Verf. als falsch bezeichnete Schreibung wenigstens in der gangbaren Sprache nicht mehr angewandt wird; die Formen anderst, erzt, teppicht sind heutzutage unerhört, auch käsicht ist selten geworden. Dagegen schwankt die Orthographie noch vielfach in eckig, struppig, holperich, wo das Schluß-t nicht eben selten vorkommt, ferner in lezt, jezt, welche häufig letzt, jetzt geschrieben werden. — Auf die nun folgenden, in mancher Beziehung interessanten, wenn auch nicht durchgehends stichhaltigen Angaben über z, ß, th und s wollen wir nicht näher eingehen, da dies zu weit führen würde.

4. Gutturales. Wir beschränken uns hier auf wenige, kurze Bemerkungen, „g wird geminiert nur ausnahmsweise angetroffen z. B. in flügge und roggen“ (S. 50); außerdem in Dogge, Egge, baggern. — „Das g in glaube, gleich, glück und gnade .... ist die untrennbare Partikel ge in verkürzter Form. Im Altdeutschen haben diese Wörter noch gewöhnlich ihre volle Form.“ Auch in der Volkssprache ist die letztere wenigstens in den drei ersteren Wortformen erhalten: man sagt gelick, geloeck, geloeve (glaube). Ebenso kann das platte schlohn zum Beweise dafür dienen, daß das g in schlagen an die Stelle des ältern h getreten ist (s. S. 51). — Wenn S. 52 behauptet wird, j sei „im Inlaute entweder gradezu weggefallen oder doch in einen andern Conson. übergegangen,“ so ist dies in Betreff der ursprünglich und ächt deutschen Wörter vollkommen richtig; in entlehnten kommt es dagegen noch ziemlich häufig vor, vgl. Majestät, Majuskel, majorenn, Majorität, Major u. s. w. „qu ist .... an die Stelle von zw, eigentlich dw getreten in qurr, ..., sodann in quehle (hand-), ursprünglich dwehele, von einem nicht mehr üblichen Verbum dwahen, später zwahen, zwagen (waschen)“ (S. 53). Zu demselben Verbum gehört denn auch wohl das Wort twehl, mit welchem in der niederrhein. Volkssprache ein zum Scheuern der Zimmer dienendes Tuch bezeichnet wird. Eben dort sagt man quetschen sowohl statt pflaumen wie für zwetschen. — Daß h nicht geminiert wird (S. 54), hat wohl denselben Grund wie die Nichtverdoppelung des w und j, es fehlt diesen Lauten sämmtlich die den eigentlichen Consonanten wesentliche Starrheit und Festigkeit.

Der zweite Hauptabschnitt unserer Schrift: Die Flexionslehre, behandelt unter I. die Deklination (S. 55—104). Diese wird, sofern sie die Substantive betrifft, vom Verf. in die starke, schwache und gemischte geschieden, und in der Weise näher erörtert, daß für jede der 3 Klassen, in welche er die Nomina nach ihrem Geschlechte sondert, die verschiedenen Formen angegeben und durchgegangen werden. Bevor wir uns darauf näher einlassen, schicken wir einige Bemerkungen allgemeiner Art voraus, welche auf einzelne Momente in der Behandlungsweise des Verf. Bezug haben. Was zunächst die freilich allgemein angenommene Unterscheidung der Deklination in eine starke und schwache angeht, so scheint uns diese namentlich da, wo eine wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes gegeben werden soll, keine passende Grundlage darzubieten. Sie stützt sich, wie sich leicht ergibt, wenn man die sie begründenden Merkmale schärfer ins Auge faßt, auf Momente, welche für die Deklin. als solche unwesentlich sind und ist, falls man den ebenerwähnten Umstand wenigstens zum Theil der ungenauen Ausdrucksweise des Verf. zuschreiben will, jedenfalls eine nur relative, d. h. eine solche, die nicht durch die Sache selbst geboten, keine innere Nothwendigkeit hat und daher recht wohl mit irgend einer andern vertauscht werden könnte. Das Wesentliche der Deklin. ist bekanntlich die Bezeichnung der verschiedenen Casusverhältnisse durch Flektion der Nomina. Sollen daher wahrhafte Unterschiede in ihr statuirt werden, so müssen diese nothwendig auf der differenten Beschaffenheit jener Flektion beruhen. Die Dekl. ist um so vollkommener, je genauer die einzelnen Casus durch bestimmte, nur ihnen eigne Endungen unterschieden werden, dagegen um so unvollkommener, je weniger dies der Fall ist. Hieraus folgt von selbst, daß ein durchgreifender Unterschied in

der Deklin. nur in dem Falle stattfinden kann, wenn es Nomina gibt, welche alle und jede Casusbezeichnung verschmähen. Finden sich deren nicht, so werden die verschiedenen Wörter oder Klassen von solchen nur darin von einander abweichen, daß die eine eine größere, die andere eine geringere Zahl von Casus durch charakteristische Zeichen andeutet, d. h. es werden in Beziehung auf die Deklin. nur relative Unterschiede stattfinden können. Auf einen solchen weist aber die Bezeichnung „starke und schwache Dekl." keineswegs hin; sie involvirt vielmehr einen Gegensatz, der sich nur dann rechtfertigen läßt, wenn er auch in den realen, thatsächlichen Erscheinungen nachgewiesen werden kann. Dies ist nun bei der deutschen Sprache allerdings der Fall, und es könnte deßhalb die erwähnte Unterscheidung gebilligt werden, wenn sie nur eben auf jene in der Wirklichkeit vorhandene Verschiedenheit begründet wäre. Dem ist indeß nicht so: als charakteristisches Merkmal der schwachen Dekl. wird lediglich der Umstand angegeben, daß sie sämmtliche Casus des Singulars wie des Plurals vermittelst der Endung en bildet. Offenbar hat sie also doch ein Casuszeichen, wenn auch für sämmtliche Casus ein und dasselbe, und sie unterscheidet sich daher von der sogen. starken Dekl. nur dadurch, daß diese der Casuszeichen mehrere hat, also in relativer, d. h. in nicht genügender Weise. Was man sonst als die schwache Dekl. bezeichnet, ist von der starken gar nicht wesentlich verschieden und genau genommen nur schwächer wie e i n z e l n e Formen der letzteren. Denn diese hat andere, welche ohne Frage weit weniger stark sind wie die der eigentlichen schwachen Dekl., z. B. den Singular der Feminina, der gar kein Casuszeichen kennt. — Ferner ist es unseres Erachtens nicht zu billigen, wenn, wie dies in der vorliegenden Schrift geschieht, das Geschlecht der Nomina zum Eintheilungsgrunde für ihre Dekl. gemacht wird. Es ist dies selbst dann nicht zulässig — außer etwa aus praktischen Rücksichten —, wenn die Deklinationsformen durch das Genus der Substant. durchgreifend bedingt sind, weil der Eintheilungsgrund immer nur aus der behandelten Sache selbst und nicht aus einem außer ihr liegenden Momente entnommen werden darf. Bei der neuhochdeutschen Sprache ist aber jene Scheidung um so weniger angemessen, da hier der Einfluß des Geschlechts sich nur an einzelnen Stellen geltend macht, ja im Grunde nur an einer einzigen, im Singular der Feminina nämlich, dem, wie schon bemerkt wurde, alle und jede Casusbezeichnung fehlt. Der Plural der Fem. stimmt mit dem der starken und schwachen Maskul. und Neutra überein; die Flektion dieser letztern aber ist in den verschiedenen starken und schwachen Formen ganz dieselbe, wovon man sich leicht überzeugt, wenn man die vom Verf. aufgestellten Paradigmen vergleicht. Ein Unterschied ist freilich auch hier anzuerkennen: die beim Maskul. nur in der starken Dekl. stattfindende Uebereinstimmung des Accusativ Singul. mit dem Nominativ, d. h. die Nichtbezeichnung des Accusativ, ist dem Neutrum in a l l e n Formen eigen. Aber diese Abweichung ist so einfach und allgemein, daß durch sie eine getrennte Behandlung der beiden Geschlechter weder gefordert noch gerechtfertigt wird. Wie sehr durch den Wegfall dieser Unterscheidungen, welche natürlich zu fortgesetzten, ermüdenden Wiederholungen führen müssen, die Uebersicht der verschiedenen Deklinationsformen erleichtert und diese selbst in ein klareres Licht gestellt werden würden, erkennt man am leichtesten, wenn man den Versuch einer solchen Vereinfachung wirklich macht. Freilich wird man bei einer etwaigen Durchsicht der Paradigmen, wie sie Verf. aufstellt, noch einer andern Verschiedenheit begegnen, die sich aber, wie wir glauben, als eine solche gar nicht hätte geltend machen dürfen. Manche dieser Paradigmen unterscheiden sich nämlich nur durch die Endung des Nominativ Sing., welche eine Sonderung natürlich nur dann begründen kann, wenn der Nomin. mit in die Reihe der Casus gestellt wird. Dies geschieht denn auch vom Verf. und zwar nicht blos auf diese indirecte Weise, sondern auch so, daß er ihn ausdrücklich in demselben Sinne Casus nennt wie den Genitiv, Dativ u. s. w. Eine solche Bezeichnung ist aber offenbar ungehörig, wenn man den Begriff der Casus nicht völlig verwischen oder aufheben will. Der Nomin. ist kein Casus, sondern im Gegentheil der Ausdruck des b e z i e h u n g s l o s e n Nomens und seine Endung, welche für die Deklin. als solche unwesentlich ist, darf nicht in dieser, sondern nur in der Lehre von der Wortbildung behandelt werden. Freilich kann dieselbe aus rein praktischen Gründen zum Eintheilungsprinzip

der Deklin. genommen werden, aber mit Erfolg auch nur dann, wenn die Bildung der Casus durchgängig durch sie bestimmt wird. So hat es bei der Darstellung der Deklin. in den altklassischen Sprachen manches für sich, wenn man hier die auf einen Conson. auslautenden Nomina von denen sondert, welche auf einen Vokal ausgehen und innerhalb der letztern Abtheilung nach der Qualität der auslautenden Vokale von Neuem geschieden wird, da die verschiedenen Deklinationsformen, unter diesem Gesichtspunkte aufgefaßt, erhebliche Abweichungen zeigen. In unserer Sprache aber steht die Endung des Nominativs mit den Flektionen, welche die Casus bilden, in gar keinem constanten und irgend durchgreifenden Zusammenhange, so daß sich für jede wirklich eigenthümliche Form der Deklin. Wörter mit den verschiedensten Endungen nachweisen lassen. — Sodann durfte, wie Jeder zugeben wird, in der Erörterung der Nominalflektion eine gesonderte Darstellung der Pluralbildung nicht fehlen. Unser Verf. hat eine solche nicht gegeben; er beschränkt sich darauf, bei jeder einzelnen Abtheilung ganz beiläufig anzugeben, welche Eigenthümlichkeiten der Plural darbiete, ohne das, was den einzelnen Casus dieses Numerus angehört, von dem, was ihnen gemeinsam, d. h. dem Plural als solchem in seinem Unterschiede vom Singular eigen ist, zu trennen. Man wird daher aus seiner Schrift nicht einmal eine übersichtliche Kenntniß der verschiedenen Weisen, in denen der Plural gebildet wird, geschweige denn eine gründlichere Einsicht in dieselben gewinnen können. Es leuchtet ein, wie für die eben angedeutete Darstellung die Betrachtung des Nomin. Plural die Grundlage abgeben mußte, ja genau genommen dieser sog. Casus einzig und allein in Betracht kommen konnte. Dabei war es indeß nöthig, daß er von den übrigen eigentlich so zu nennenden Casus bestimmt gesondert, und nicht, wie dies vom Verf. ebenso wie beim Singular geschieht, mit diesen in eine Reihe gestellt wurde. Doch wollten wir hier Alles anführen, was zu einer erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes erforderlich, in unserer Schrift aber nicht zu finden ist, so würden wir noch manches hinzuzusetzen haben. Namentlich war ein Zurückgehen auf die älteren durchgeführteren Formen der Deklin. unumgänglich, um die noch übrigen wenigen Reste verständlich zu machen; es mußten die Endungen, welche den Casus als solchen angehören, nach ihrem vollen Gehalte aufgestellt, ihr Ursprung und Wesen erläutert werden, ferner war auf die Bildungssilbe oder den Bildungslaut, durch welchen sie mit dem in seiner reinen Form im Nominativ ausgeprägte Nominalstamm verbunden werden, besondere Rücksicht zu nehmen, auf die Aenderungen, welche dieser Stamm in der Casusbildung erfährt, genauer einzugehen u. s. w.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen, welche sich auf den Unterschied der starken und schwachen Deklin. so wie auf die Bildung der letzteren beziehen, geht Verf. zur Darstellung der verschiedenen Declinationsformen und zwar zunächst der Substant. über. Er beginnt mit der starken Deklin. des Maskul., deren Paradigma das folgende ist: Sing. Nomin. —, Gen. es, Dat. e, Accus. —, Plur. Nom. e, Gen. e, Dat. en, Accus. e. — Indeß „haben nur die einfachen, d. h. die unabgeleiteten Wörter die angegebenen Endungen. Die abgeleiteten dagegen erfahren, je nachdem der Ableitungsvokal betont oder unbetont ist, eine geringere oder stärkere Beschränkung in den obigen Flektionen. Die mit betonter Ableitung, z. B. Monat... können noch in allen Casus die volle Endung ertragen, legen aber gewöhnlich im Dativ und im Gen. des Sing. die volle Endung ab ...., die mit unbetonter Ableit., z. B. Zügel, gehen aller Flektionsvokale im Sing. wie im Plural verlustig" (S. 59). Es scheint hieraus zu folgen, daß für die letztgenannte Klasse von Wörtern das aufgestellte Paradigma nicht paßt, für die erstere nicht genügt, denn daß, wie in der Note bemerkt wird, der Abfall des e oder genauer des Flektionsvokals einer spätern Zeit angehört, ist hier, wo speziell von der neuhochdeutschen Sprache gehandelt wird, ziemlich gleichgültig. Der stattfindende Unterschied konnte und mußte im Parad. wenigstens angedeutet werden, etwa in dieser Weise: Gen. es oder s, Dat. e oder —, Dat. Plur. en oder n. — Was übrigens das Thatsächliche in Betreff des ausfallenden e angeht, so fehlt dasselbe den Wörtern mit betonten Ableitungssilben im Dativ in der Regel nicht und darf, was der Verf. in einer Anmerkung als „manchen Quellen" eigen bezeichnet, „daß

sie nämlich, zwar dem Genitiv, aber nicht so gern dem Dativ den Flektionsvokal entziehen," mit Recht vom allgemeinen Gebrauch ausgesagt werden. Im Genitiv scheint das e besonders dann ausgefallen zu sein, wenn ein anderes Substantiv im Nominativ folgt, während bei den einfachen Wörtern, welchen, wenn sie für sich stehen, auch im Genit. Sing. (und nicht blos im Dativ) *) der Vokal nicht selten fehlt, derselbe in dem erwähnten Falle meist erhalten bleibt. Viel hängt hier indeß von dem auslautenden Conson. des Nomin. ab, der wenn er mit dem s des Genitiv eine unmittelbare Verbindung nicht leicht eingeht, den Ausfall des e in diesem Casus nicht zuzulassen pflegt. Wir finden daher diesen Vokal in den Wörtern auf d, t, s, st, ß rc. in der Regel beibehalten, bei denen auf m und r — mit s leicht vereinbare Conson. gewöhnlich nicht. Außerdem ist auch wohl die Quantität des Wurzelvokals von Einfluß, sofern die Länge desselben den Ausfall des e in der Endung zu erleichtern scheint. — Die Bezeichnung des Plurals in dem angegebenen Paradigma bietet einen Beleg für unsere obige Behauptung, daß der Verf. den Nomin. mit in die Reihe der Casus stellt. Diese haben, wenn man den Dativ ausnimmt, keine ihnen eigenthümliche Endung, sondern lauten dem Nomin. vollkommen gleich. Es findet in ihnen also keine eigentliche Flektion statt, daher für diese auch kein besonderes Schema aufgestellt werden konnte. Findet sich nun beim Verf. dennoch ein solches vor, so rührt dies nur daher, daß er das den Nomin. charakterisirende e als Flektionszeichen auffaßt. Aber gerade daraus, daß dieses e dem Nomin. eigen ist, ersieht man, daß es zur Bezeichnung des Plurals als solchen, d. h. zu seiner Unterscheidung vom Singular dient. Die nähere Erörterung desselben gehörte demnach in den fehlenden Abschnitt von der Pluralbildung; hier wo es sich von den Casus handelte, konnte einzig und allein der Dativ in Betracht kommen. Uebrigens hebt Verf. mit Recht hervor, daß im Plural der hierher gehörigen Wörter, welche einen des Umlauts fähigen Vokal haben, dieser bald umlautet, bald nicht. Wenn er aber zur Erklärung dieser Erscheinung auf das über den Umlaut im Allgemeinen Gesagte verweist, so wird hier nicht einmal die äußere Entstehung jener Veränderung, sofern sie eben bei der Pluralbildung eintritt, angegeben, geschweige daß der erwähnte Unterschied irgend näher erläutert würde. — Im Folgenden zählt dann Verf. die Wörter auf, welche im Plural umlauten oder den reinen Vokal bewahren, und zwar 1) die einfachen, 2) die abgeleiteten. Wir fügen zur Vervollständigung hinzu: 1. a, Zoll (d. h. der 12te Theil des Fußes), Laut, Aar, Born (der Plural Böre [s. S. 60] ist ungebräuchlich), b) Kobold, Abend, Rachen, Rasen, Schober, Versuch, Kuchen; 2. a, Lohn, Spund, Hang (Ab-), Stoß, Vertrag, Stumpf, Gesang, Genuß, Pflock, Geruch, Kopf, Zoll (die indirecte Abgabe, die Form würme ist veraltet). „Schwankend" sind außer den vom Verf. angeführten Wörtern (S. 61) noch andere, wie: Rumpf, Stumpf, Kragen, Wagen, Flor (steht beim Verf. unter 2. a), gebräuchlicher ist aber der nicht umgel. Plural Flore), Kasten, auch die Form verlüste findet sich, jedoch sehr selten. — Die „Abart vom starken Mask.," welche durch das einzige Wort Käse vertreten wird, bedurfte keines besondern Paradigmas; sie unterscheidet sich von der ursprünglichen Formation nur dadurch, daß der Nomin. auf e und nicht auf einen Consonanten auslautet, denn der Accusativ hat hier wie dort die Endung des Nomin. und dem Dativ fehlt das Casuszeichen e grade wie bei den Wörtern Faß, Dom rc., wenn auch aus einem andern Grunde; der Gen. Sing. aber wie auch der ganze Plural haben durchaus dieselben Endungen.

Die starke Form des Femininum (z. B. Kraft) bildet den Plural übereinstim-

---

*) In den „Zusätzen" (S. 151) führt Verf. das „einfache" Wort Gott als ein solches an, „dem das flexivische e im Dat. Sing. ohne Ausnahme fehle." Diese Angabe ist entschieden irrig, denn in der Regel lautet der genannte Casus Gotte, namentlich dann, wenn ihm ein Adjectiv oder adjectiv. Pronomen vorhergeht oder ein sogen. Genitiv der nähern Bestimmung folgt. Uebrigens gehörte das Wort wegen seines anomalen Plurals eigentlich nicht hierher.

mend mit dem Maskul. Der Singular dagegen behält durchgehends die Endung des Nomin. unverändert bei, daher nicht einzusehen ist, wie dieser Flektion oder vielmehr Nichtflektion das Epipethon „stark“ zukommen kann. — Wenn Verf. die Regel aufstellt, alle hierhin gehörigen Wörter seien „nicht abgeleitete,“ so hebt er diese durch die Hinzufügung vieler und weitgreifender Ausnahmen selbst wieder auf. Auch die andere, daß der Wurzelvokal dieser Wörter im Plural umlaute, hat in dieser Allgemeinheit keine Gültigkeit; die abgeleiteten auf niß behalten jenen Vokal — und nicht blos, wie Verf. angibt, den der Ableitung, auf welchen es hier übrigens gar nicht ankommt — unverändert bei. — Ferner kann das aufgestellte Paradigma, sofern es den Plural betrifft, nicht als genügend angesehen werden, da „Mutter, Tochter ꝛc.“ sich ihm nicht fügen. Die Endung des Nomin. verdiente auch hier keine besondere Hervorhebung, ebensowenig durften die des Gen. und Accus., welche mit jener völlig gleichlauten, also keine eigentlichen Casuszeichen sind, namentlich aufgeführt werden. Nur von dem Dativ war besondere Notiz zu nehmen; dieser hat zum Unterschied von den übrigen Casus ein n, sowohl in den Wörtern, welche den Plural durch den Umlaut und die Endung e, wie in denen, welche ihn nur vermittelst des erstern bilden. — Die Erwähnung der altdeutschen Flektionen (S. 63, Anmerk. 2), wenn sie keine Geltung mehr haben und auch nicht zur Erläuterung noch gangbarer Formen dienen, konnte hier wie auch an andern Stellen unterbleiben.

Die Hauptform des Neutrum (z. B. Brod) stimmt mit der des Mask. durchaus überein, ebenso die erste Abart (Kind) im Singular und die zweite (z. B. Gebirge) in beiden Numeris, wenn man nur nicht auf Grund der gleichgültige Endung des Nomin. eine überflüssige Sonderung vornimmt. — Zu S. 64 a. bemerken wir, daß das Wort Reisig keinen Plural hat, auch der von Dickigt nicht gebräuchlich ist, ferner daß die mit der Silbe lein abgeleiteten Deminutiva in der gangbaren Schriftsprache das e im Genitiv und Dativ nicht blos „gewöhnlich,“ sondern regelmäßig auswerfen. Unter b. (ebendas.) hätten die Deminutiva auf chen nicht vergessen werden sollen. Auch war hier, wie schon in den vorhergehenden Abschnitten, anzugeben, wie es die zusammengesetzten Wörter in den Casus des Singular mit dem Vokal e zu halten pflegen. Warum bei den Neutris im Plural der Umlaut „verwerflich“ ist, sagt uns Verf. nicht (S. 65); allerdings sind Formen wie Bröte u. dgl. nicht grade gebräuchlich, es folgt daraus aber noch nicht, daß und warum sie unzulässig sind. — Zu den Neutris, welche im Plural die Endung er annehmen und zugleich umlauten, gehören außer den (S. 65) angeführten noch: Bad, Haus, Grab, Nest, Loch, Gras, Tuch, Dach, Kraut, Bild, Geld; schwankend sind neben denen, welche Verf. (S. 66 Anm. 2) nennt, noch folgende, meist mit einem stärkeren oder schwächeren Unterschied des Sinnes: Licht, Tuch, Gesicht, Gericht, Land, Holz, Kamisol (Plur. e oder er). Auch zu dem Beispiele der 2ten Abart können noch einige hinzugefügt werden: Gelüste, Getose, Gewirre, Gerede, Gesage, Gerüste, Gehäuse; der Wegfall des Schluß e ist bei diesen Wörtern nicht häufiger wie bei den vom Verf. angeführten Gebirge und Gedränge, von welchen sich indeß auch nicht sagen läßt, daß sie denselben „gerne gestatten“ (S. 67).

Das Paradigma für die schwache Form des Mask. weist im Nomin. des Singul. ein e, in allen übrigen Casus en auf. Daß auch hier das e des Nomin. ganz gleichgültig ist, zeigt schon die Angabe des Verf.: „in manchen Wörtern fehlt das e im Nomin.“ (S. 67; zu den hier angef. Beispielen vgl. noch: Mohr, Held). Hielt er den Vokal dennoch für wesentlich, so mußte er nachweisen, daß derselbe da, wo er gegenwärtig fehlt, ursprünglich sich vorfand, wozu freilich nicht die Anführung dieser oder jener Form mit e, die man in dem einen oder andern ältern Schriftwerke antrifft, genügen kann.

Unter den schwachen Formen der starken Maskul., die in älterer Zeit vorkommen, führt Verf. (S. 68 Anm. 2.) den Dativ Waizen auf: den Genitiv mit derselben Endung liest man auch heute noch. — Von der schwachen Form der Femin. und Neutra „wissen wir in der gegenwärtigen Sprache nichts mehr“ (S. 68—69). Die Aufstellung besonderer Paradigmen war daher überflüssig, denn die wenigen

Beispiele, welche sich bei Dichtern vorfinden, konnten in einer Anmerkung zu dem schwachen Maskul. erwähnt werden. Was nun endlich die „gemischte Deklin.“ betrifft, so stimmen sämmtliche Formen derselben darin überein, daß sie im Plural der schwachen Flektion folgen, im Singular dagegen starke Endungen annehmen, die jedoch unter sich verschieden sind. Wir haben deßhalb hier nur auf den letztern genauere Rücksicht zu nehmen. — Für die Maskul. bieten sich zwei Formen dar, von denen die eine die schon bekannte Flektion des starken Maskul. hat (z. B. Staat). Unter den hierher gehörigen Wörtern führt Verf. auch Bolz an, welches aber, so viel wir wissen, im Nomin. stets Bolzen lautet. Auch ist er im Irrthum, wenn er meint, Bauer und Nachbar werden „jetzt wohl allgemein im Singul. stark flektirt;“ die Genit. Bauern und Nachbarn sind im Gegentheil noch immer die gewöhnlichen, der Dativ lautet dagegen in der Regel dem Nomin. gleich. Die schwachen Plurale Reifen (von Reif) und Vettern können allerdings (s. S. 70) auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen; auch die Form Stiefeln wird nicht selten gebraucht. Ganz übergangen wird das Wort Bau, dessen Plural Bauten wegen des hinzutretenden t besondere Beachtung verdient. — Die zweite der erwähnten Formen gleicht im Dativ und Accus. der des schwachen Maskul.; im Genitiv wird aber der Endung en das der starken Deklin. angehörige s angehängt (vergl. Glaube). Verf. meint, diese Gen.-Form sei dadurch entstanden, daß man die Casusendung en auch auf den Nomin. übertragen und das auf solche Weise um- oder neugebildete Wort nun stark flektirt habe; dieser Ansicht würden wir nur dann beistimmen können, wenn erwiesen wäre, daß alle hierhin gehörigen Wörter ursprünglich schwachförmig waren und später die Nominalendung en angenommen haben. Ein solcher Nachweis möchte indeß schwer zu führen sein, solange er aber nicht gegeben ist, ziehen wir es vor, den Gen. ens auf die ursprüngliche vollere Endung ins (s. arbjins S. 56) zurückzuführen. Am Wenigsten können wir dafür halten, daß der Nomin. auf en nach dem gleichlautenden Genitiv gebildet, jemals allgemeine Anwendung gefunden habe. Trifft man hin und wieder eine solche Form an, so ist sie entweder aus der nachlässigen Vulgärsprache aufgenommen oder als eine ältere, aus der die verkürzte in e erst hervorgegangen ist, anzusehen. Die Genit., welche der Verf. in der Note S. 71 anführt (Menschens, Fürstens, Soldatens ꝛc.) und „für welche kein vermittelnder Nomin. auf en nachgewiesen werden kann,“ beweisen zur Genüge, daß dieser vermittelnde Nominativ nicht nöthig ist. Aufs „Gerathewohl“ sind sie aber auch nicht gebildet und zwar schon deßhalb nicht, weil manche von ihnen auf einen Nomin. in e (z. B. Fürste, Soldate) zurückgeführt werden können.

Die gemischte Form der Femin. hat nach dem Paradigma im Sing. durchgehends die Endung e, d. h. keine einzige Casusbezeichnung und unterscheidet sich daher von der Singularform des starken Femin. wesentlich gar nicht. — Ueber die verschiedenen Klassen von Wörtern, die hierhin gehören, wollen wir nicht weiter sprechen, doch aber das Eine bemerken, daß die S. 72 unter 2. aufgeführten sämmtlich und die unter 3. theilweise sich dem an die Spitze gestellten Schema nicht einordnen lassen, weil sie auf einen Consonant auslauten. Nicht erwähnt sind die abgeleiteten Wörter auf heit, keit, rei, ri ꝛc. und ebensowenig die mit schaft zusammengesetzten, welche sämmtlich, um mit dem Verf. zu reden, im Plural die schwache Form, d. h. keine Casusbezeichnung und im Sing. die starke Form, d. h. ebenfalls keine Casusbezeichnung anerkennen.

Die gemischte Deklin. der Neutra hat 3 Formen, von welchen die beiden ersten mit der ersten des Maskul., die dritte mit der zweiten des Mask. übereinstimmen, nur daß in dieser letztern, wie es dem Neutrum gemäß ist, der Accus. Sing. nicht en hat, sondern mit dem Nomin. gleichlautet. Zu dem, was über die „erste Art“ bemerkt wird, erinnern wir, daß der Nomin. Leid gegenwärtig häufig durch die Form Leiden ersetzt wird und zu den 3 übrigen Beispielen dieser Deklin., welche Verf. als die einzige bezeichnet, noch ein viertes, nämlich das Wort Innel hinzuzufügen ist.

Zum Schlusse dieses Abschnittes ist dann noch von „Anomalie und der Dekl. fremder Substantiva“ die Rede (S. 75). Die erstere stellt sich in der Eigenthüm-

lichkeit mancher Maskul. dar, welche im Plural die Endung er und den Umlaut annehmen. „Diese Bildung kommt organischer Weise nur neutralen Wörtern zu (?), sie ist erst seit dem 14ten Jahrhundert auch auf Mask. übertragen worden.“ — In Betreff der Fremdwörter wird nur bemerkt, daß sie „häufig ohne Flektion gebraucht werden, vgl. des Vesuv, meines Drama, eines Interesse ... Doch den Plural pflegt man anzudeuten ... und zwar heutiges Tags meist ohne Casusflektion“ (S. 76). Hier Zusätze und Berichtigungen zu machen ist schon deßhalb unzulässig, weil die Sache gar zu obenhin behandelt wird *). Nur Eine Bemerkung des Verf. wollen wir herausheben: „aus französ. Pluralen, wie gouverneurs mag es zu erklären sein, daß wir in unserer Sprache die Mehrzahl öfters durch Anfügung eines s bezeichnet haben,“ um daran die andere zu knüpfen, daß dieses s sich in manchen Volksdialekten (z. B. auf der Ostseite des Niederrheins) doch zu häufig findet, um auf Rechnung eines fremden Einflusses geschrieben werden zu können. So sagt man dort regelmäßig nicht nur Jonges, mädkes ꝛc., sondern auch bäckers, schneiders, schusters u. s. w. (vgl. auch die in der Schriftsprache vorkommenden Zusammensetzungen bauers-, bäckers- ꝛc. leute (für bauern, bäcker), in welchen das s nicht etwa dem Genit. Sing. angehört, wie schon die Nebenformen bäckerleute ꝛc. beweisen. (Aber nicht blos bei Personennamen, sondern auch bei denen von Thieren und Sachen kommt dieses s sehr häufig vor z. B. in vögels, fensters, ovens ꝛc.). Es möchte deßhalb hier wohl passend sein, daran zu erinnern, daß dieses s, wie es in den übrigen Sprachen des indogermanischen Stammes bei der Pluralbildung eine bedeutende Rolle spielt, dem genannten Numerus auch in der gothischen Deklin. und zwar im Nominativ eigen ist.

Am Schlusse der Würdigung des vorliegenden Abschnittes mag es uns gestattet sein, unsere Ansicht von der Behandlungsweise der Nominaldeklin., welche wir schon bei der Besprechung der einzelnen Formen in indirecter Weise andeuteten, im Zusammenhange kurz auszusprechen. Dieselbe hat, soll sie ein klares und deutliches Bild der neuhochdeutschen Deklin. geben, wie uns scheint, die Erörterung des Singular von der des Plural zu sondern. Der Sing. hat 4 verschiedene Formen, der Plural nur 2; die des Sing. unterscheiden sich dadurch, daß die erste im Gen. s oder es, im Dativ e (welches in gewissen Wörtern fehlt), die 2te im Gen. ens, im Dativ und Accus. en, die 3te in allen 3 Casus en, die 4te endlich gar kein Casuszeichen hat. Der Plural hat, was die Bezeichnung der Casus betrifft, nur 2 Formen, deren erste den Dativ durch en oder n andeutet, die übrigen Casus vom Nominat. nicht unterscheidet, während die 2te gar kein Casuszeichen, sondern durchgehends die Endung en hat. Verfolgt man nur den Zweck einer übersichtlichen und leicht faßbaren Darstellung, so wird man die Formen des Sing. sich so folgen lassen: 4, 3, 1, 2; will man die Sache dagegen wissenschaftlich behandeln, so muß man natürlich mit den ächteren und volleren Formen beginnen. (Welche übrigens als solche anzusehen sind, kann nur durch eine umfassende Prüfung und Untersuchung der ältern Deklin. festgestellt werden.) Natürlich muß, bevor man zur Darstellung und Erörterung der Flektionen des Plural übergeht, die Bildung dieses Numerus nach ihren verschiedenen Weisen zur Sprache gebracht werden. Gegenwärtig lassen sich, soviel wir sehen, 3 verschiedene Modi der Pluralbildung unterscheiden, je nachdem dem Nominalstamm die Endung e oder en oder er angehängt wird. Die Umlautung des Wurzelvokals, welche mit dem einen von ihnen regelmäßig, mit den beiden andern nur in gewissen näher zu bestimmenden Fällen verbunden ist, muß als ein ferneres charakteristisches Merkmal, wie sich von selbst versteht, besonders betrachtet werden.

An die Deklin. der Substantive schließt sich die der Adjective (S. 76 fgg.), der Zahlwörter (S. 80 fgg.), des Nomen proprium (S. 85 fgg.), welches auffal-

---

*) Richtig ist die mitgetheilte Angabe des Verf. nur, wenn er die ursprüngliche, originale Flektion dieser Wörter im Sinne hatte, die Anführung des Wortes „Interesse“ scheint indeß darauf hinzuweisen, daß dies nicht der Fall gewesen ist.

lender Weise an dieser Stelle, statt gleich hinter den Appellativis, wo dazu der passendste Ort war, behandelt wird, endlich die des Pronomens (S. 92 fgg.). Da wir auf eine eingehendere Betrachtung dieser Abschnitte verzichten müssen, wollen wir uns auf einzelne kurze Bemerkungen zu jedem von ihnen beschränken. — Es ist allerdings richtig, daß jedes Adjectiv „nach Regeln, die in der Syntax anzugeben sind, bald die starke, bald die schwache Flektion annimmt" (S. 78). Doch wird der Genit. Sing. der starken Form (mit den Endungen *es, er, es*) so selten gebraucht, daß seine spezielle Erwähnung und Aufstellung beinahe überflüssig erscheint, jedenfalls hätte das seltene Vorkommen desselben erwähnt werden müssen. — An Adjectiven, welche „im unflektirten Zustande den Bildungsvokal *e* aufweisen", fehlt es doch nicht in dem Maße, wie die Darstellung des Verf. vermuthen läßt (S. 77). Auch sind die hierhin gehörigen Wörter keineswegs „eigentlich nur auf das Gebiet der höhern Sprache beschränkt"; man vgl. die vom Verf. angeführten *spröde, blöde*, ferner *feige, linde (ge-), ferne, dürre, lose, helle, frühe, böse, weise, leise* u. a. — Die Erklärung der Zahlwörter *elf* und *zwölf* (S. 81): „eins mehr, zwei mehr, nämlich als zehn" ist undeutlich, auch wenn man die vorhergehende Ableitung zu Rathe zieht. Nach dieser lauten die Wörter *elf* und *zwölf* ursprünglich *einlif, zwelif* und gehört *lif* (statt *lib*) zur altdeutschen Wurzel (soll heißen: zum altd. Verbum, denn *lib* selbst ist die Wurzel von *liben*) *liban* (vgl. *λείπειν* und unser *bleiben*). Irren wir nicht, so ist der Begriff des obengenannten Verbums genau bezeichnet: übrig sein (nicht blos: übrig bleiben) und heißt demnach *einlif*: „eins über zehn d. h. zu zehn hinzu" *). S. 81 wird der Ursprung und die Bedeutung des Wortes *tausend* „dunkel" genannt. Ist es etwa mit dem, wenn man die ältere Form *dusent* vergleicht, fast gleichlautenden *dutzend* zusammen zu stellen? Dieses bezeichnet bekanntlich eine Summe von 12 Einheiten und es wäre wohl möglich, daß ursprünglich in tausend nicht wie jetzt 10, sondern etwa 12 Hunderte zusammengefaßt wurden. Hierbei drängt sich die Frage auf, ob es für das sogen. Großhundert (120) keinen besondern Ausdruck gab? Manche Verbindungen übrigens, in denen *tausend* nicht selten gebraucht wird, z. B. *potz t., ei der t., tausendkünstler* u. dgl. scheinen indeß darauf hinzuweisen, daß es ursprünglich keine bestimmte Zahl, sondern eine wegen ihrer Größe oder aus andern Gründen unbestimmbare Menge bezeichnete. Wir finden es daher nicht unwahrscheinlich, daß es mit den zum Theil nur in der Volkssprache vorkommenden Wörtern *duseln* (taumeln), *dusen* (sausen), *düster, dumm* (vgl. auch engl. dust und unser Staub), *taub, toll* u. s. w. in einem nahen begrifflichen Zusammenhange steht. Alle diese drücken nämlich Gegenstände oder Zustände aus, deren Größe und Umfang nicht scharf erfaßt werden kann oder in denen man zu einem bestimmten, deutlichen Erfassen unfähig ist. Demnach würde in *tausend* eine Quantität angedeutet sein, die sich nicht genau fixiren läßt, ins Unbestimmte und Nebelhafte verschwimmt. Gewiß ist, daß das Wort, ähnlich wie das quingenti der Römer und das *μύριοι* der Griechen, auch jetzt noch zur Bezeichnung einer unbestimmt großen Zahl verwandt wird, ähnlich aber häufiger wie *dutzend*, womit man keineswegs immer, namentlich nicht in der gewöhnlichen Umgangssprache, grade 12 Einheiten andeutet. — Daß man *dreißig* statt *dreizig* sagt ist allerdings „auffallend" (S. 81), möchte aber durch den auslautenden Diphthong, wenn auch in Folge dialektischer Abweichung veranlaßt sein. Oder wäre das *s* für ursprünglich zu halten? Die klassischen Formen tres und *τρεῖς* lassen es vermuthen; auch das in manchen Gegenden gebräuchliche *dreitzig* spricht dafür. Merkwürdig ist noch, daß man ganz allgemein *dreizehn* (selbst in dem weichen Dialekt des Bergischen Landes, wo man durchgehends *dreisig* oder *dreßig* spricht, kennt man das *s* in *dreiz.* nicht; man sagt, um sich die Laute mundgerechter zu machen, *drützehn*) schreibt und spricht. Auch diese Thatsache wird durch Ver-

*) Beiläufig bemerken wir, wie das engl. eleven an das Verbum to leave erinnert, und dieses an unserm „lassen" in der vulgären Wendung „2 von 5 läßt 3", wo „läßt" ebenso intransitiv gebraucht ist wie das gewöhnliche „bleibt", eine passende Parallele findet.

gleichung des latein. tredecim, in welcher Zusammensetzung das s gleichfalls ausgefallen ist, in etwas verständlicher. — Was von der Flektion der Zahlwörter über drei gesagt wird (S. 81), ist wenig genügend. Der Genitiv (-er) kommt in der gangbaren Sprache nicht mehr vor, außer bei vier und etwa noch bei fünf in sehr seltenen Fällen, ferner in Zusammensetzungen wie „die Fünfer-, Sechser- rc. Commission." In dieser Verbindung findet sich selbst der Gen. „Siebener", während diesem Worte sonst alle Flektion und selbst in dem Falle abgeht, in welchem die übrigen sie gar nicht selten haben, wenn sie nämlich substantivisch gebraucht werden, z. B. Viere, Fünfe waren da, oder im Dativ: mit Fünfen, Dreizehnen.

Aus dem Abschnitt über das Nomen Proprium heben wir nur Einen Irrthum des Verfassers hervor. Er stellt für die „erste Art" der Deklin. weiblicher Eigennamen das Paradigma auf: e, e, e, e, und führt zum Beweise für die unflektirte Genitivendung das Beispiel an: das Fest der Luise zu feiern (S. 89). Es ist aber schon vorher, freilich in etwas unklaren Worten, aber doch mit Recht darauf hingewiesen worden, daß man durch Anwendung des Artikels die Flektion der Eigennamen überflüssig zu machen gesucht habe. Die Sache verhält sich genauer so: sämmtliche weibliche Eigennamen, wenn sie ohne Artikel stehen, werden mehr oder weniger flektirt, geht ihnen aber der Artikel vorher, so werden nur an diesem die Casus bezeichnet; sie selber behalten die Endung des Nominat., wie diese auch immer lauten mag, unverändert bei. Das aufgestellte Paradigma gilt also nicht nur für die Namen auf e, sondern für alle, jedoch nur dann, wenn sie mit dem Artikel construirt sind. Diese letztere Bestimmung hat der Verf. nicht angegeben, die erstere wenigstens auf indirecte Weise in Abrede gestellt. — Bei den persönlichen Pronomen unterscheidet der Verf. ein „ungeschlechtiges" (ich, du mit den bekannten Casus; sein, seiner und die Form sich im Dat. und Accus. des Sing. und Plur. (S. 92) und ein „geschlechtiges" (er, sie, es; Gen. -, ihrer, -, Dat. und Accus. mit den bekannten Formen; Plural: sie u. s. w. (S. 94). Bei dieser Sonderung drängt sich indeß die Frage auf, wie die Form seiner (oder sein) unter die „ungeschlecht." kommt, da sie doch offenbar nur dem Maskulin. und Neutrum der 3ten Person angehört? Unseres Erachtens mußte sie bei dem geschlechtigen Pron. eben so gut angeführt werden, wie die Femininendung ihrer. Sollten aber bei der 3ten Person des ungeschl. Pron. die sonst als reflektive bezeichneten Formen ihre Stelle finden, so durfte neben seiner auch ihrer nicht fehlen. Ferner ist es wunderlich, daß der Plural sie, ihrer u. s. w. dem geschlecht. Pron. zugetheilt wird, während er doch für die 3 verschiedenen Geschlechter völlig gleich lautet, d. h. ungeschlechtig ist. — Die Formen des Genit. Plur. unserer, eurer führt der Verf. an (S. 93), nicht aber die weit häufiger vorkommenden unsrer, eurer. Auch die durchgängige Ersetzung des genitivischen r durch t in den Zusammensetzungen meinet-, unsret-, ihretwegen, deinet-, euret-, seinethalben wird übergangen. — S. 96 c. fragt Verf., ob die mit s anlautenden Formen des persönlichen Pron. einem besondern Stamme zuzuweisen oder ob s hier nur ein Vorschlag sei? Die Antwort wird nur eine umfassende Prüfung der verwandten Sprachen geben können. Sie wird indeß, wie wir glauben, die beiden Vermuthungen des Verf. schwerlich bestätigen, dagegen wahrscheinlich dahin gegeben werden, daß die Grundform dieses Pronomens vokalisch anlautete oder vielmehr nur in einem einfachen Vokal (vielleicht i oder e) bestand, der bald mit dem spiritus lenis, bald mit dem asper ausgesprochen wurde, wo dann dieser letztere, wie dies auch bei andern Wörtern noch vielfach zu bemerken ist, bald in s, bald in m, bald in f (φ, v, w), bald in h überging oder, wenn man lieber will, sich in diesen mehr oder minder verwandten Lauten zur unterscheidenden Bezeichnung der verschiedenen Formen individualisirte.

Wir kommen zur IIten Unterabtheilung des zweiten Hauptabschnittes, zur „Conjugation" (S. 105—50), bei welcher wir uns sehr kurz fassen müssen. — Verf. legt auch hier die Scheidung in eine starke und schwache Conjug. zu Grunde, deren charakteristischer Unterschied in der bekannten abweichenden Bildung des Präteritums gelegen ist. In einer Anmerkung (S. 105) gibt er zwar auch die Möglichkeit einer 3ten Art, der „gemischten" Conjug. zu, spricht sich aber über deren Bestimmtheit in sehr unklarer und schwankender Weise aus. Er sagt, „sie be

stehe darin, daß starkförmige Wörter entweder die ihnen im (Singular des) Präsens zukommende Abwechselung zwischen reinem Laute und Brechung, oder Umlaut (vgl. helfe, hilfst, falle, fällst 2c.) verschmähen ..., oder aber, daß sie im Präteritum den Ablaut veralten lassen und aus dem Präsens eine schwache Form bilden, z. B. verhehlte, nicht mehr verhahl." Nun wird aber jene Vokaländerung vom Verf. nicht als ein charakteristisches Merkmal der starken Conj. bezeichnet, konnte auch füglich als solches nicht angesehen werden, da sie zwar nur bei Wörtern, die nach der starken Conj. flektiren, aber nicht bei allen zu dieser gehörigen Verben vorkommt und auch nicht nachgewiesen werden kann, daß sie da, wo sie jetzt fehlt, ursprünglich vorhanden war. Ist sie aber für die starke Conj kein wesentliches Moment, so kann der Umstand, daß sie nicht eintritt, die betreffenden Verba weder von jener ausschließen noch eine besondere Klasse begründen. Noch weniger ist dazu das zweite vom Verf. angeführte Merkmal geeignet, denn die Verba, welche das Präteritum mit der Bildungssilbe et bilden, die ablautende Form aber aufgeben, sind einfach der schwachen Conj. zuzuweisen, welch ja eben durch jenes et charakterisirt wird. Ein Anderes wäre es, wenn sie den Umlaut im Präsens beibehielten, von diesem aber nachgewiesen wäre, daß er für die starke Conj. wesentlich sei. Davon ist aber hier keine Rede (vgl. das Beispiel verhehlen). In der Darstellung des Verf. tritt lediglich das et des Präteritums als charakteristisches Zeichen der schwachen, der Ablaut als das der starken Conj. hervor, daher eine gemischte Form nur bei solchen Wörtern stattfinden könnte, welche das Präteritum in seinen beiden Formen gleichzeitig mit der Silbe et und dem Ablaut oder die eine nach der starken, die andere nach der schwachen Flektion bildeten. — Die Erörterung der starken Conj. beginnt (S. 106) mit der Eintheilung der hierhin gehörigen Verba in 6 Klassen, welche durch den Vokal der ersten Person Sing. des Präsens, den derselben Person des Präteritums und durch den des Particip Präterit. bestimmt und unterschieden werden. Wir wollen nicht untersuchen, inwiefern diese Eintheilung zweckmäßg ist oder nicht; sie scheint uns des zureichenden innern Grundes zu entbehren; namentlich sehen wir nicht ein, warum die 4te Klasse (ie, au, o, o) sowie die 2te Form der 5ten (e, o, o) nicht unter die 1ste Klasse subsumirt worden sind. — Zur ersten Form der 1sten Klasse (i, a, u) gehören außer den vom Verf. angeführten Verben noch dingen (auch, namentlich im Compos. bed. schwach flektirt) und klingen. Zur 4ten (e, a, o) durfte kommen nicht gezählt werden, wenn es auch früher kömmen lautete, ferner ist das Prät. gestochen (von stecken) unerhört und ebenso hehlen der starken Flektion gegenwärtig ganz entfremdet, denn das Particip verhohlen existirt nicht mehr als solches, sondern nur noch als Adverb (in unverh.) Aehnliches gilt von andern ursprünglichen Participien, wie gehalten (S. 113, 3), verworren (S. 114) u. s. w., welche nur noch als Adjective vorhanden sind und deßhalb bei der Conjugation der neuhochdeutschen Sprache nicht in Betracht kommen konnten. — Unter 5 (e, o, o) wird bellen aufgeführt, welches indeß schwache Flektion hat, auch das Simplex schallen gehörte nicht hierher, wenn es auch ursprünglich schellen lautete, denn es wird wie das Compos. zerschellen schwach flektirt, dagegen war erschallen hier am seiner Stelle. Die 2te Klasse hat die Formel i, a, e, welche jedoch auf die drei S. 107 erwähnten Verba bitten, sitzen, liegen nicht anwendbar ist. — Zu den Verbis der 3ten Klasse (ei, ie, i, ie, i) fügen wir hinzu: leiden, schreien, preisen, weisen; zu denen der 4ten Klasse (ie, o, o) wiegen, schließen, genießen; dagegen ist uns das vom Verf. angeführte schliesen, schloß 2c. völlig unbekannt. — Nach der Formel a, u, a gehen noch tragen und fragen (letzteres Wort hat im Part. Prät. nur die schwache Flektion, im Präterit. selbst und im Präsens die charakterist. Merkmale der starken, nämlich den Ab- und Umlaut, wiewohl diese Formen die minder gebräuchlichen sind. — In der Formel für 5, 2 (e, u, o, o) konnte u wegbleiben, denn Niemand sagt mehr hub oder schwur. — S. 109 folgen „Erläuterungen" und zwar zunächst „Allgemeine Bemerkungen", welche sich u. A. auf den Sing. des Präsens näher einlassen und die allmälige Abnahme der starken Conjug verdeutlichen sollen (S. 112). In Betreff des zuletzt erwähnten Punktes fügen wir Einzelnes hinzu. Schören behält allerdings in der 1sten und 2ten Person das ë bei; doch aber tritt, wenn es soviel wie kümmern

bedeutet, in den genannten Pers. auch jetzt noch das i regelmäßig ein; man sagt: ich schere mich darum nicht, aber du schirst dich, was schirt es ihn." — Bei blasen ist der Umlaut gegenwärtig Regel; blasest u. s. w. kommt nicht mehr vor; bei waschen fehlt er dagegen meist. — S. 113, 1. dingte ist ungebräuchlich; ebenso flektirt verdingen stark, während bedingen je nachdem es die concretere oder allgemeinere Bedeutung hat, bald der starken, bald der schwachen Conjug. folgt. — 2. bratete wird sehr selten und wohl nur als Transitivum zuweilen gebraucht. — 3. pflog, gepflogen findet sich nur noch in der Verbindung Rath pfl., sonst hat dieses Verbum schwache Flektion. Es fehlen: glimmen, Prät. glimmte oder glomm (erstere Form ist die gewöhnlichere), ferner schrecken, welches wenigstens als Transitivum schwach flektirt, als Intransitivum aber der starken Conjug. angehört. Dasselbe gilt von stecken. — S. 114—22 enthalten „Bemerkungen zu den einzelnen Klassen." Wenn hier (S. 115 b) gesagt wird, der Umlaut im Präsens von kommen sei nur scheinbar Umlaut, eigentlich aber Brechung, weil die ursprünglichen Formen keme, kimst zc. gelautet hätten, so scheint die wenig zusagende Voraussetzung zu Grunde zu liegen, daß die umlautende Form kömmst durch Verderbniß der ältern, welche i enthält, entstanden sei. Mag aber auch das o der ersten Person und im Stamme des Verbums an die Stelle eines ë getreten sein, so ist doch jedenfalls das ö der 2ten und 3ten Person der Umlaut von o und nicht aus i gebildet. Anders ist es mit dem in der Volkssprache sich findenden ü (z. B. in kümt), welches auf ein ursprüngliches i zurückgehen mag. — Daß das a in den Präteritis der Verba auf ck und ch in Bezug auf die Quantität schwanke, können wir nur von erschrack zugeben, welches man nicht selten mit kurzem a ausspricht. — „Das Präsens hat den Wechsel zwischen e und i" (S. 116, 5, 1) keineswegs in allen hierhin gehörigen Wörtern; bei bellen, melken kommt das i nie vor, bei schmelzen in der Regel nur dann, wenn es intransitiv gebraucht wird, in welchem Falle auch die erste Person das i anzunehmen pflegt (doch heißt es regelmäßig: ich zerschmelze). Schellen für schallen ist allerdings veraltet, doch in der Bedeutung: die Schelle ziehen und in der andern: durch die Schelle ein Zeichen geben besteht es noch fort, selbst in der Schriftsprache; es hat dann aber weder das i im Präsens noch den Ablaut im Präterit.; zerschellen, ebenfalls schwach flektirt, hat im Präsens nur e. — Bei bersten (ebend. 6) soll der Wechsel zwischen e und i nicht mehr rege sein; die 2te Person hat freilich nur e, die 3te aber nicht selten i (birst). Die Form drasch statt drosch wartet der Belege. — „Statt des aus iu gebrochenen ie bedient sich unsere Poesie noch heute des ungebrochenen, aber in eu umgewandelten Lautes z. B. in gebeut" (S. 119). Wir fügen noch andere Formen mit dem reinen Laute hinzu, welche nicht minder häufig vorkommen: beut, fleugt, fleucht, kreucht, beugt zc. — Unter den Verbis der 5ten Klasse (nach der ersten Form a, u, a) „ist der Umlaut entschieden bei den unter b angeführten" (S. 120, 5, 1 o); doch nicht bei allen, denn laden hat ihn zwar zuweilen, im Ganzen aber doch nur selten. Dagegen ist er bei wachsen nicht „schwankend," sondern Regel. Der Umlaut bei rufen kommt noch ziemlich häufig vor (S. 122 fin.); hauen kennt ihn allerdings nicht; wie erklärt sich aber das i im Präteritum dieses Verbums? — Eine Uebersicht der Endungen der starken Conjug. mit „Bemerkungen" dazu schließt die Erörterung dieser Form. Es werden hier aber weder die ursprünglichen volleren Flektionen zur Vergleichung mitgetheilt noch auch über Bedeutung, Herkunft und Bildung der Endungen die erforderlichen Aufschlüsse gegeben, daher ein wahrhaftes Verständniß derselben aus der Darstellung des Verf. nicht gewonnen werden kann. Die der schwachen Conjug. folgenden Verba sondert der Verf. in 3 Abtheilungen, von welchen die erste „beim Präterit. und Participium Präteriti die vollständige Bildungssilbe et beibehält, die zweite den Vokal dieser Silbe ausstößt, während die dritte aus den wenigen Verben besteht, deren umgelauteter Präsensvokal im Prät. und Part. Prät. Rückumlaut erfährt. Diese halten gewissermaßen die Mitte zwischen den beiden andern Abtheilungen, indem der Bildungsvokal theils beibehalten, theils ausgestoßen wird, z. B. brennen, brannte, aber im Conj. brenn-et-e, Part. gebrann-t" (S. 126 u.). Es leuchtet ein, wie die zu dieser 3. Abtheilung gehörigen Wörter (vergl. noch rennen, senden, wenden, kennen, nen-

nen) recht eigentlich eine gemischte Conjugationsform aufweisen. Doch können wir uns hier beim Einzelnen nicht länger aufhalten und fügen deßhalb nur noch zu den in die erste Abtheilung fallenden Verben, deren Zahl „sehr beschränkt" ist und dem Verf. daher eine namentliche Anführung derselben wünschenswerth erscheinen läßt, eine wenigstens gleich große Menge anderer hinzu: brüten, kneten, rösten, trösten, brüsten (sich), gestalten, erkalten, verwalten, rosten, beichten, sich erdreisten, verschwenden, landen, versanden, spenden, abrunden, gesunden, erkunden, begatten, beschatten, bestatten, pfänden, schänden, erblinden, stranden, branden, verganten, häuten, kleiden, vereiden, funden, gäten, befruchten, klüften, entkräften, schäften, karten, härten, fehden, neiden, bilden, gedulden, schulden, besolden, umnachten, befrachten, pachten, flüchten, lichten, pflichten (bei-), verdichten, knoten, knechten, ordnen u. s. w. — S. 129 folgen „Bemerkungen" zu den 3 Abtheilungen; S. 130 wird „die Flektion der schwachen Conjug." angegeben und mit einigen „Anmerkungen" begleitet. S. 129 bis zum Schluß handeln von den „Anomalien der Conj." Es ist hier die Rede 1. vom Verbum sein, „dessen vollständige Conj. aus 4 Stämmen zusammengesetzt ist," welche sich indeß bei Vergleichung der verwandten Sprachen auf zwei reduciren dürften, 2. von den Verbis können, sollen, mögen, dürfen, wissen, müssen, „welche alte ablautende Verba sind, deren eigentliches Präsens fehlt, und durch das Präterit. ersetzt worden ist," was höchst unwahrscheinlich ist und nicht bewiesen, sondern, wenigstens was das Verbum sollen angeht, durch das darüber Gesagte sogar widerlegt wird (S. 135 e); 3. vom Verbum wollen; 4. vom V. thun; 5. vom V. haben; 6. von den V. bringen, denken, dünken; 7. von den V. gehen und stehen. — Die zwei letzten Seiten (151—52) enthalten „Zusätze und Berichtigungen," welche, wie wir zu bemerken Gelegenheit hatten, nicht immer zutreffen. Andere, namentlich typographische Fehler sind übersehen worden; wir wollen ihrer wenigstens einige, die wir uns bei der Lektüre der Schrift notirt haben, angeben: S. 35 Z. 10: schälen statt schälen; S. 45 Z. 5: ß statt ss; ebend. Z. 4 v. u. „ausnahmsweise" muß der Absatz wegfallen; S. 47 Z. 2 v. u.: besser statt nichtbesser; S. 66 Z. 1 v. o.: bach st. bach; S. 73 Z. 7 v. o. pural st. piural; S. 56 Z. 5 v. u.: mhd. st. nhd.; S. 77 Z. 3 v. u.: unlautbar st. uml.; S. 95 Z. 13 v. u.: sdrache st. sprache; S. 113 Z. 10 v. u.: prät. st. präs.; ebend. Z. 8 v. u.: prät. st. part. prät.; S. 119 Z. 5 v. u.: sein r in s st. s in r; S. 121 Z. 10 v. u. fehlt „2." vor ihr partic.; S. 128 Z. 6 v. o.: nutulich st. untunlich.

F. Brockerhoff.

Theoretisch-praktischer Leitfaden für den Deklamationsunterricht in den obern Klassen der Gymnasien und höhern Schulanstalten. Von Dr. Joh. Fr. Schröder, Rector am Königl. Andreaneum zu Hildesheim. Bremen, Verlag von A. D. Geisler, 1851.

Der verdiente Schulmann, dessen literarische Wirksamkeit seit langen Jahren im Fache der alttestamentlichen Philologie und der dazu gehörigen Propädeutik allgemeine Anerkennung gefunden hat, liefert in vorstehendem Werke einen erfreulichen Beweis seines auch auf andere Zweige der höhern Schulbildung ausgedehnten Berufsstudiums, er hat die allerdings schwierige Aufgabe mit derselben Gediegenheit und Gewandtheit erledigt, die seine frühern Schriften auszeichnen. Es ist eine weitere Ausführung und vielseitige Vervollständigung der seinem 1832 erschienenen Deklamationsbuche vorausgehenden systematischen Darstellung der Deklamationslehre, und hat die der Nutzbarkeit des Ganzen augenscheinlich höchst förderliche Eigenthümlich-

keit, daß die zur Veranschaulichung sowohl als Einübung der aufgestellten Lehren
und Regeln dienenden Beispiele dem Contexte des theoretischen Vortrags eingeschal-
tet und unter die betreffenden Rubriken vertheilt sind. Die reichhaltige Literatur-
übersicht, die der Verfasser der Einleitung unter dem Titel geschichtlicher Notizen
beigefügt hat, zeugt, wie die öfter eingestreuten Citate aus Cicero und Quinctilian,
von der umfassenden Belesenheit, die seiner Orientirung auf dem hier von ihm be-
tretenen wissenschaftlichen und artistischen Gebiete zur Basis dient, zugleich aber er-
giebt sich aus dem wohl begründeten Widerspruche, den er hier und da gegen die
Behauptungen seiner Vorgänger erhebt, daß seine Bemerkungen nicht etwa bloß
das Traditionelle wiedergeben, sondern Resultate eigner Forschung und reiflich er-
wogener Beurtheilung sind. Die Forderung übrigens, die man billiger Weise an
Jeden, der es unternimmt, in Sachen des Geschmacks als Rathgeber aufzutreten,
stellen muß, daß er sich selbst ästhetische Formen anzueignen und sich mit Leichtig-
keit darin zu bewegen wisse, findet sich durch den eben so klaren als anmuthig be-
lebten und durchaus gefälligen Stil des Buches vollkommen befriedigt. Die Be-
handlung des Stoffes ist in beiden Haupttheilen des Lehrgebäudes, dem phoneti-
schen oder der Deklamationslehre, und dem die Mimik oder Geberdensprache begrei-
fenden, nicht allein übersichtlich geordnet, aus sichern Principien gefolgert und streng
zusammenhängend, sondern überall tief in das feinere Detail eingehend und nach
allen Seiten hin erschöpfend. Ueber die Deklamationstonleiter in ihrem Stufen-
gange vom Geistertone durch den Gebet-, Lehr- und Erzählungston bis zum Schrei-
tone, bezeichnet mit U, O, A, E, J, über Silben-, Wort- und Satzbetonung, Mo-
dulation und Grundton, Auftakt und Pause, und das Verhältniß der Betonung
zu der verschiedenen Natur der Sätze, wobei vornehmlich Frage- und Ausrufesatz
nebst dem hypothetischen und Gradationssatze, Protasis und Apodosis, und Zwi-
schen- und Nebensätzen zur Sprache kommen, ist hier mit großer, Alles rationell
aus entscheidenden Momenten entwickelnder, und in zweckmäßig gewählten Belegen
nachweisender Gründlichkeit gesprochen; und was vom Vortrage der Reime und vom
Memoriren des Vorzutragenden gesagt wird, darf auf die Zustimmung jedes psy-
chologisch gebildeten und für reine Naturwahrheit empfänglichen Urtheils rechnen.
Genaue Kenntniß der Musik kommt dem Verfasser bei der Begründung und Ver-
deutlichung seiner Theorie sehr zu Statten, und, wenn, wie immer mehr der Fall
ist, auf Gymnasien und Bürgerschulen der Gesangunterricht mit in den Bereich
des regelmäßigen Lehrplans gezogen wird, so wird Verständniß und Nutzbarkeit der
gerade auf diese Weise von Anfang bis zu Ende durchgeführten Belehrungen un-
gemein erleichtert werden. Auch der zweite Theil, dessen Inhalt der Natur der
Sache nach weit schwieriger auf bestimmte Regeln zu reduciren, und dabei die Klippe
einer zu kleinlichen und das Geistige durch zu viel Mechanismus tödtenden Künstlich-
keit zu vermeiden war, ist im Allgemeinen treffend und wahr gehalten, und wird
selbst Denen, die hier von dem angebornen Gefühle und der unmittelbaren Einge-
bung des Augenblicks die besten und richtigsten Leistungen körperlicher Beredtsamkeit
erwarten, und als Norm für alle Gestikulation den oft passenden, oft aber auch
trüglichen Satz aufstellen: „wolle nicht gestikuliren," manche beachtenswerthe, wenn
auch mehr negative als positive Winke darbieten. Nur in Dem, was von der Hal-
tung der Hände beim Gebete vorgeschrieben wird, ist Referent anderer Meinung,
indem es nicht wohl einzuleuchten scheint, warum die Ineinanderfügung der Finger
bei wirklich gefalteten Händen zu verwerfen und dagegen nur das Aneinanderlegen
der aufrecht gehaltenen, wie man es an den auf die Seelenmessen der Katholiken
bezüglichen Kirchenbildern zu sehen gewohnt ist, zu billigen sein solle. Wie die
Seele im Gebete als in Gott ruhend zu denken ist, so scheint auch eben als Em-
blem einer solchen Gemüthsstimmung die größte Ruhe des Körpers eintreten zu
müssen, und deswegen dürften gerade die fest verschränkten Hände, als die Möglich-
keit alles etwa durch ein Affekt selbst herbeizuführenden Gestikulirens ausschließend,
am angemessensten dabei sein. Daß die alten Heiden mit ausgestreckten und in die
Höhe gehobenen Armen und Händen beteten, entscheidet Nichts, da zwischen den
Andachtsübungen des Gentilismus und Christianismus ein wesentlicher Unterschied,
und der specielle Charakter des letztern eben die tiefere Innerlichkeit ist.

Das auch von Seiten des eben so gefälligen als korrekten Druckes empfehlenswerthe Schulbuch wird sich überall, wo man es einführt, ohne allen Zweifel als vorzüglich brauchbar und als eine bei der unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen ganz unleugbaren Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes sehr erwünschte Bereicherung des Lehrmaterials bewähren.

Braunschweig. **B. F. L. Petri.**

Die neuesten Hilfsbücher beim Unterricht im Französischen und Englischen.

1. Auswahl franz. Lesestücke für die unteren Classen höherer Bildungsanstalten. 2 Bdchen. Nürnberg, bei A. Recknagel 1850.
2. Französische Chrestomathie. I. Thl. von C. von Orelli. 3. Aufl. Zürich bei Schultheß. 1850.
3. Französisches Lesebuch für Gymnasien von Dr. H. A. Manitius. Dresden bei Adler & Dietze. 1850.

Der anonyme Verf. von Nr. 1 liefert eine Sammlung, welche für die untere Lehrstufe Stoff aus den verschiedenen Unterrichtsfächern, namentlich Naturhistorisches enthält und dadurch ein reiches Material zu solchen Uebersetzungen und freien Bearbeitungen bietet, die zugleich als zweckmäßige Uebung im deutschen Style betrachtet werden können. Es ist zwar ein Fortschritt vom Leichten zum Schwerern beobachtet — besonders zu Anfange —; aber vorzugsweise hat der Inhalt die Aufeinanderfolge der einzelnen Stücke bestimmt, welche theils in Prosa, theils in gebundener Rede, bald als Fabel oder Parabel, bald als Erzählung oder Schilderung in bunter Reihe innerlich verknüpft sind und dem Schüler eine zweckmäßige Abwechslung gewähren. Die Pensées détachées empfehlen wir der Revision und wünschten, daß einzelne ziemlich inhaltslose Sätze möchten ausgeschieden werden. In dem Vocabulaire, welches dem Buche beigegeben ist und eine fertige Präparation (nach der Seitenfolge) liefert, erscheint es mangelhaft, daß bei einzelnen Verbformen (z. B. je connaissais, je fis u. s. w.) nicht immer die Infinitive mit angegeben sind; wir möchten dem unbekannten Hrn. Verf., der sich recht wohl hätte nennen können, rathen, bei einer spätern Auflage des Büchleins in die Präparation auch die verschiedenen Constructionen der Verben mit aufzunehmen. Das zweite Bändchen scheint uns zu viele Fabeln zu enthalten und wir möchten rathen, mehreren historischen Aufsätzen den nöthigen Raum statt dessen zu verschaffen.

Nr. 2 ist der I. Thl. zu dem bekannten Werke von Orelli, in Verbindung mit J. Schultheß und L. Hausheer herausgegeben, dessen zweiter Theil bereits im vorigen Bande des Archiv's angezeigt worden ist. Der vorliegende Theil zerfällt in folgende Abschnitte: I. Anecdotes et narrations. II. Fables et paraboles. III. Contes. IV. Biographies. V. Pièces dramatiques. VI. Poésies. Der letztere Abschnitt giebt fast ausschließlich Fabeln, was wir mit Rücksicht auf Abschnitt II. nicht recht billigen können; ebenso wäre es auch wünschenswerth, daß die Herausgeber bei einer neuen Ausgabe die andern Gegenstände des Schulunterrichts und besonders die Geschichte mehr berücksichtigten. Auf das Vocabulaire ist, wie es scheint, große Sorgfalt verwendet; die Citationen der Hirzel'schen Grammatik scheinen uns überflüssig, da die Zeit der letztern — wenigstens in Deutschland — doch hoffentlich bald ganz vorüber sein wird.

Nr. 3 enthält, ähnlich dem früher im Archiv besprochenen englischen Lesebuche des Dr. Manitius, eine Auswahl franz. Literatur in Prosa und Dichtung, die mit grammatischen Anmerkungen und einem Wörterbuche versehen ist. Die Sammlung bietet einen im Allgemeinen guten Lehrstoff, welcher folgendermaßen geordnet ist. Die Prosa zerfällt in 7 Unterabtheilungen: 1. Fables, conversat ons, dialogues. 2. Contes moraux. 3. Biographies abrégées. 4. Lettres familières, lettrts de commerce et billets. 5. Histoire. 6. Voyages. 7. Morale religieuse ou philosophie pratique et éloquence. Die Poesie wird durch Remarpues générales sur la poésie eingeleitet und theilt sich dann in I. Poésie lyrique. P. II. épique. III. P. dramatique und IV. Poésies diverses. Den Herr Verf. hat sein Buch für „Gymnasien und andere Lehranstalten" bestimmt, sagt uns indessen nicht, für welche Unterrichtsstufe. Verschiedene Abschnitte sind offenbar für Anfänger bestimmt und scheinen uns in eine franz. Fibel zu gehören; andere enthalten dagegen Aufsätze (z. B. über Philosophie, l'athéisme, l'immatérialité de l'âme u. s. w.), welche man nur bei ältern Schülern zum vollen Verständnisse bringen kann. Uebrigens scheint uns das Buch — wenn wir von Einzelnem absehen — für die mittlere Stufe recht brauchbar; sollen wir noch Ausstellungen machen, so möchten wir vor Allem die Dialogues, welche nur Gespräche zwischen Alexander und Diogenes, Scipio und Hannibal, Horaz und Virgil und dergl. enthalten, durch Modernes ersetzt sehen. Auch die Wahl der einzelnen Biographien (z. B. Helvétius, Rousseau u. A.) scheint uns keine recht glückliche, und an ihrer Stelle dürften Schilderungen bedeutender Helden aus der französischen Geschichte weit geeigneter sein — wie denn überhaupt die Geschichte nicht recht genügend vertreten ist; die kaufmännischen Briefe endlich scheinen uns für die Sammlung ein ganz unnützer Ballast.

Von der Elite des classiques français, herausgegeben von Dr. R. Schwalb (Essen bei Bädeker), ist das fünfte Heft erschienen unter dem Titel:

Chefs d'oeuvre Poétiques de Boileau Despréaux,

welches nach einer guten Schilderung des Dichters die Art poétique, einige Satiren und Episteln liefert. Hoffentlich werden le Lutrin und Anderes nachfolgen. Die begleitenden Anmerkungen sind wiederum ganz vortrefflich.

Histoire de Charles XII. p. Voltaire. Mit grammat. und sachlichen Anmerkungen von Dr. J. Hoffa. Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner.

Der Herausgeber, welcher bereits früher durch seine gute Bearbeitung von Florian's Fabeln und von „Paul und Virginie" die verdiente Anerkennung gefunden hat, liefert hier eine neue Ausgabe von Voltaire's trefflichem Werke, die sich durch Correctheit und einen Reichthum an höchst zweckmäßigen Bemerkungen auszeichnet. Die Citate aus Hirzel's Grammatik können dem Buche nicht eben zur Empfehlung dienen. Auffallend ist es, daß der im Archiv (II. Bd. p. 250) gerügte eingewurzelte Druckfehler, welcher sich fast in allen deutschen Ausgaben des Charles XII. findet, sich auch hier wieder eingeschlichen hat.

1. L'orateur moderne. 1. Heft. (Guizot. Montalembert.)
2. The modern orator. 1. Heft. (Chatham.) Sammlung der bessern französ. (resp. englischen) Parlamentsreden. Herausgegeben von Dr. L. Schipper. Münster bei Regensberg.

Es ist bekannt, daß die Reden der bedeutendsten englischen und französischen Staatsmänner Schätze enthalten, welche die Beachtung deutscher Leser in hohem Grade verdienen, aber im Allgemeinen nur sehr schwer zugänglich sind. Sie gewähren, wie Hr. S. sagt, für den Politiker eine erprobte Richtschnur, für den

Redner ein werthvolles Muster und für jeden Gebildeten einen überaus reichen Stoff der Unterhaltung; sie bieten endlich aber auch, so wie die Reden der Alten in ihrem Kreise, für höhere Unterrichtsanstalten eine der ergiebigsten Quellen der Belehrung und Bildung. Aus diesem Grunde können wir die mit Geschmack und Umsicht veranstaltete und recht correct gedruckte kleine Sammlung des Hrn. S. bestens empfehlen; sie eignet sich nicht nur ganz vorzüglich für die Privatlectüre, sondern könnte auch in der Schule als zweckmäßige Abwechslung neben den Lesebüchern benutzt werden, welche großentheils einen derartigen Stoff gar nicht enthalten.

The lady of the Lake. A poem. By Sir W. Scott. Mit Wörterbuch und Noten von F. Schlesius. Königsberg bei A. Samter.

Der Herausgeber hat dies Buch für Schulen und zum Privatgebrauche bestimmt und deshalb in dem angehängten Wörterbuche die Aussprache sehr sorgfältig und leicht verständlich bezeichnet. Die angeführten Anmerkungen beziehen sich theils auf die Aussprache, theils auf Sachliches; letztere sind großentheils den W. Scott'schen Notes entlehnt, und wir sähen sie lieber unter dem Texte stehen, als daß sie in dem Wörterbuche zerstreut sind. Ueberhaupt scheint es eine überflüssige Mühe zu sein, für ein Stück wie die Lady of the Lake ein besonderes Wörterbuch anzufertigen. Schüler, welchen man ein solches Werk in die Hand geben kann, müssen auch ein ordentliches Dictionary gebrauchen lernen, welches ihnen denn doch etwas mehr bietet, als bloße Aushilfe. Die Ausgabe ist übrigens recht correct gedruckt, und wir wünschen dem Buche viele Leser.

1. Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Von J. Schultheß. Zürich bei F. Schultheß. 1850.
2. Lectures allemandes ou choix de versions faciles et graduées par E. Favre. Genève bei J. Keßmann.

Das erste dieser Werke erscheint hier bereits in der vierten Auflage, enthält Erzählungen, Parabeln, Anekdoten, kleine Schauspiele und Briefe und ist von dem Verfasser für mittlere Klassen bestimmt. Der Stoff ist theils aus franz. Originalwerken, theils aus guten franz. Uebersetzungen deutscher und englischer Stücke genommen, aber es tritt in denselben großentheils der deutsche Satz rein in seiner Eigenthümlichkeit auf. Die ausgewählten Stücke sind mannigfaltig und unterhaltend, und in den mitgetheilten Bemerkungen scheint ein richtiges Maß beobachtet zu sein. Recht zweckmäßig ist es, daß der Verf. die Wörter und Regeln den einzelnen Aufgaben vorangestellt und dadurch die Schüler genöthigt, sich tüchtig vorzubereiten und die Regeln und Vocabeln vorher einzuüben, ehe er ans Uebersetzen geht.

Nr. 2 ist ein deutsches Lesebuch, welches in den Noten eine französische Uebertragung der deutschen Idiotismen giebt, die dem Schüler große Schwierigkeiten machen könnten. Die mit pädagogischer Umsicht und Geschmack ausgewählten Stücke sind den besten deutschen Schriftstellern entlehnt und gewähren in ihrer Totalität ein ziemlich gutes nationales Bild. Bei der Anordnung berücksichtigte der Verf. vorzugsweise die Schwierigkeit des Verständnisses und der Uebertragung, und Ref. glaubt, daß sich die Sammlung nicht nur als ein brauchbares Lesebuch für Franzosen bewähren werde, sondern kann dasselbe auch für deutsche Schüler in obern Klassen als Uebersetzungsbuch empfehlen.

H.

Programmenschau.

Ueber die Ausgaben der Gesammtwerke des Martin Opitz. Vom Prorector Guttmann. Programm des Gymn. zu Ratibor 1850. 19 S. 4.

Bei der Bedeutung, die Opitz immerfort in Anspruch nehmen wird, schon in sprachlicher Hinsicht, worüber auf die treffliche Abhandlung von Kehrein in Viehoff's Archiv 2. Jahrg., 2. Heft, S. 31—102 zu verweisen, ist der Wunsch gerechtfertigt, daß eine kritische Gesammtausgabe seiner Schriften in der Weise des Lachmann'schen Lessing bald erscheinen möge. Die mit Fleiß vorbereitete Ausgabe, die Bodmer und Breitinger begonnen, ist mit dem 1. Bande durch die von dem Gottschedianer Triller 1746 besorgte unterbrochen worden; die Trillersche aber entspricht nicht den geringsten Anforderungen, denn der Herausgeber hat sich willkürliche Aenderungen erlaubt. Für den künftigen Herausgeber bietet der Verf. vorliegender Abhandlung eine zweckmäßige Vorarbeit. Sämmtliche Ausgaben der gesammelten Werke Opitzens befinden sich auf der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau, wo sie der Verf. kennen lernte. Er beschreibt sie hier nun näher mit Mittheilung von Proben, als: 1) die Straßburger von 1624 in 4. von Zinkgreff besorgt; 2) die von Opitz selbst besorgte, Breslau 1625, die 51 neue Gedichte enthält, 38 aber der ersten Ausgabe, nicht aus ästhetischen, sondern meist aus moralischen oder politischen Gründen ausläßt, vielfache Aenderungen aber auf Grund der Regeln der Opitzischen Metrik nachweist; 3) die vermehrte Ausgabe von 1629; 4) die Ausgabe von 1637 in 8. mit vielen, aber nicht allen neuen Gedichten Opitzens; 5) die sich ergänzenden drei Ausgaben von 1638, 1639 und 1644, vollständiger und reiner als die früheren; 6) ein Nachdruck von 1640; 7) eine Wiederholung der fünften 1645 und 46 in Amsterdam in 12.; 8) eine von Opitz selbst noch vorbereitete in Danzig 1641, 2 Theile, aber sehr fehlerhaft; 9) die letzte im 17. Jahrhundert erschienene Ausgabe, 1690 in 3 Bänden zu Breslau, vollständiger, aber auch fehlerhafter als die früheren; 10) die Bodmer-Breitingersche, 1. Theil 1745; 11) die Trillersche 1746, sich anschließend an die schlechte Ausgabe von 1690, und als neu nur das Epigramm auf das eroberte Magdeburg enthaltend, weit übertroffen von der Schweizerischen, nur daß diese unvollständig ist und überflüssige ästhetische Anmerkungen enthält; nachtheilig der Verbreitung derselben war die Aufnahme des Aristarchus und des Annoliedes. In Bezug auf die dramatischen Werke verweist Ref. auf Prutz Vorles. über die Geschichte des deutschen Theaters S. 148 fg.

Herford. **Hölscher.**

Euripidis Iphigenia in Aulide tragoedia cum Racinii comparata von Dr. Houben. Progr. des Gymnas. in Trier 1850.

Nach dem Vorgange des Aristophanes haben bekanntlich Viele erst dadurch dem Aeschylus und Sophocles die rechte Verehrung darzubringen geglaubt, daß sie den Euripides tadelten und sein Verdienst in jeder Weise heruntersetzten; in der neuern Zeit hat sich gegen dieses Verfahren freilich ein lebhafter Widerspruch er-

hoben, aber über keines der Stücke des großen Tragöden herrscht eine solche Verschiedenheit der Ansichten, als gerade über die Iphigenia in Aulis. Zu den eifrigsten Verehrern dieses Trauerspiels gehört auch Racine, der sie für sein Stück zum Muster hatte, und es erscheint deshalb als ein interessanter Vorwurf, den sich der Verf. unserer Abhandlung genommen hat, die Oekonomie des griechischen Stückes mit der des französischen ausführlich zu vergleichen.

Hr. H. hat sich nun in seinem Aufsatze nicht weiter darauf eingelassen, die doppelte Recension des griechischen Stückes noch auch die verschiedenen Interpolationen zu besprechen, sondern giebt vielmehr von demselben nach Inhalt und Ausführung ein anschauliches Bild und bespricht dann die einzelnen Punkte, welche von Racine hinzugethan oder geändert sind. In der Entwickelung zeigt die Abhandlung zuerst die Mittel resp. willkührlichen Veränderungen (Abweichungen von Homer Il. IX, 438 ff.), deren sich der Dichter bediente, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf die Eriphile zu wenden, ohne welche, wie sich R. selbst in seiner Vorrede darüber ausspricht, er nie das Stück geschrieben haben würde. Vergleicht man die euripideische Unterredung der Clytemnestra und Iphigenia mit der franz. Darstellung, so erscheint jene Anordnung weit dramatischer als die von Racine getroffene, nach welcher die bei ihrem ersten Auftreten äußerst redselige Eriphile keinen angenehmen Eindruck macht und zu dem unglücklichen Schicksale, welches Agamemnons Tochter bevorsteht, einen unangenehmen Contrast bildet. Ebenso unangemessen ist es, daß Eriphile (im II. Acte) nach Racine dem Gespräche zwischen Agamemnon und Iphigenia beiwohnt, und der zwischen den beiden Nebenbuhlerinnen im II. A. Sc. 7 stattfindende Streit dient dem französischen Stück nicht gerade zur besonderen Zierde. Großartig erscheint hierbei freilich die Schilderung von Eriphile's leidenschaftlicher Liebe zu Achilles und Hr. H. weist im Einzelnen nach, daß diese Fiction Racine's in gelungener Weise durchgeführt sei. Iphigenia erscheint in der franz. Tragödie viel consequenter und fester in ihrem ganzen Auftreten, als dies bei Euripides der Fall ist; sie ist weit liebenswerther in ihrer Frömmigkeit und Tugend, und man freut sich ihrer Rettung, welche Calchas herbeiführt; ebenso finden wir auch den Agamemnon von einer größern Innigkeit und Zuneigung zu seinem geliebten theuren Kinde erfüllt, und müssen den Dichter von seinem Standpunkt aus entschuldigen, daß er statt des Menelaus den Ulysses eingeführt hat, obwohl der erstere weit mehr bei der ganzen Sache betheiligt war. Schon Geoffrey bemerkte mit Recht über diese Veränderung bei Racine: „Les Grecs n'attachaient aucune idée comique à l'infidélité d'une femme; mais aux yeux des Français, un époux maltraité est un personage ridicule. Un autre inconvénient pour nous c'est qu'un homme qui, pour recouvrer sa femme, veut forcer son frère à faire périr sa fille, est odieux et méprisable.“ Am mangelhaftesten erscheint bei Racine die Zeichnung des Achilles, der weder ein Grieche noch auch ein Franzose ist, und zumal mit dem homerischen Helden nur sehr wenig gemein hat.

Zuletzt zieht die Abhandlung den Schluß, daß sich Racine in vielen Punkten zu sehr den Sitten und der ganzen Richtung seiner Zeit accommodirt, durch seine herrliche Diction dagegen und den wunderbaren Glanz vieler Scenen sich gerechten Anspruch auf das Lob erworben habe, welches ihm in hohem Maße zu Theil ward; in eo tamen, heißt es zuletzt, quod interpretes eam multo perfectionem quam Graecam habent, errare videntur, quum scenas pulcherrimas ex Euripide sumtas esse auctor ipse fateatur, neque vero omnia ab ipso addita mutatare probanda esse videantur.

H.

Ueber ästhetische Bildung — mit besonderer Rücksicht auf deren Pflege in Gelehrtenschulen. Von F. X. Richter, k. Gym. Prof. Eichstädt*).

Zwei Erscheinungen bestimmten den Verf. bei der Wahl eines Gegenstandes für das Jahresprogramm:

a) Die Ideen des Umsturzes und der Anarchie, welche sich neuerdings kundgeben, sind „großentheils unästhetischen Vorstellungen und einem irrigen Geschmacke für das Gewaltsame entsprungen,"

b) unsere Zeit verkennt den wahren Zweck der höhern Bildungsanstalten, indem sie fast „ausschließlich Verstandesbildung fordert, während ästhetische Bildung die schöne Frucht derselben sein" sollte.

Der Verf. vertheidigt sodann die Quellen wahrer ästhetischer Bildung: die classischen Alten gegen ihre dreifachen Gegner: Realisten, moderne Sprachmeister und theologische Heidenhasser, mit guten, zwar nicht neuen, aber klar und bündig vorgetragenen Gründen. Ganz richtig sieht er die bedeutendste Ursache des Hasses der altclassischen Sprachstudien in der verkehrten, allzu gedächtnißmäßigen Betreibung derselben und hebt namentlich einige, zwar offen daliegende, aber zu wenig beachtete Mißstände unseres Schulwesens hervor, als:

1) „sechs- bis siebenjährige Beschäftigung mit Grammatik (insbesondere der lateinischen) und Einexercirung in den Regeln derselben, wobei auf die vielen, fast auf jede Regel folgenden Ausnahmen ein allzu großes Gewicht gelegt wird;
2) bloßes Auswendiglernen der Realgegenstände, selbst der Religionslehre, und Bestimmung der Fleißnoten nach dem mehr oder weniger gelungenen Hersagen des Gelernten;
3) Pedantismus und Sylbenstecherei, wodurch gerade dem talentvollen Jünglinge die Lust zum Studium geschwächt wird;
4) Talentlosigkeit einer großen Zahl von Studirenden, denen ein unverdientes Verbleiben in den Musensälen durch keineswegs löbliche Rücksichtsnahmen von Seite ihrer Lehrer gestattet, und ein tieferes, geistvolleres Eindringen in den wissenschaftlichen Stoff ganz unmöglich ist."

Der Verf. vindicirt sodann den höhern Schulen das Recht und die Pflicht ästhetischer Bildung. Millionen Menschen, denen man keine einer höhern Bildung entsprechende Lage verschaffen könne, müsse die moralische Erziehung ohne ästhetische genügen. Letztere sei für die gebildeten Klassen. Aesthetische Bildung bestehe aber nicht in einer oberflächlichen Kenntniß neuerer Sprachen, Belesenheit in Modejournalen, Eleganz in Anzug und Sitte, was man gemeiniglich guten Ton nenne, — es gebe eine höhere Art derselben, welche sich in dem lautern Sinne für das Schöne überhaupt ausspreche. Diese zu begründen, muß man bei allen Gelegenheiten, namentlich in der Lectüre, „den Sinn auf das lenken, was durch Harmonie und Schönheit gefällt, soll das, was gelesen und verstanden ist, zugleich als ein Kunstwerk betrachtet und der Lehrling für das Herrliche und Vollendete in Geist und Form, für das Ideale empfänglich gemacht werden." Zu diesem Zwecke will der Verf. nächst den alten auch die neueren Sprachen, namentlich die Muttersprache beachtet wissen. „Jedoch werde die Lectüre der neuern Literatur nach ebenso wissenschaftlicher Methode gepflegt und geleitet, wie die der alten; denn nur auf diese Art kann dem Uebel vorgebeugt werden, daß sich in den jungen Gemüthern eine Neigung für Belletristerei, die sich für Geschmacksbildung ankündigt, ein schädlicher Hang zur Vielleserei erzeuge, welche für die ernstern wissenschaftlichen Bestrebun-

*) Da uns leider die Programme der baierischen Gymnasien und Realschulen bisher nicht zukommen, so berichten wir über dieselben nach den „Gymnasialblättern" von K. Clesca und A. Schöppner.

gen und Geschäfte des Lebens unfähig macht." Schließlich wird der Einwand, daß ästhetische Bildung der moralischen gefährlich sei, durch Hinweisung auf den innern Zusammenhang des Guten, Schönen und Wahren abgewiesen. Liefert nun auch dieses Programm keine erschöpfende wissenschaftliche Entwickelung und Behandlung des Gegenstandes, so haben wir doch den Verf. aus dieser Skizze als einen erfahrenen und denkenden Pädagogen kennen gelernt.

Ueber die Form des deutschen Sprachunterrichts. Von W. Raila, k. Studienlehrer. Burghausen.

„Der Sprachunterricht sei Mittelpunkt aller Unterrichtsfächer. Auf seiner Bildung beruht die Bildung und das Erziehen der Geschlechter." Daher werde die Sprachbildung „frühe angebahnt, gewissenhaft nach Inhalt und rein in den Formen gepflegt; später gedeiht sie meistens nur wie das Wachsthum verspäteter Pflanzen." Im elterlichen Hause lernt das Kind bis zum sechsten Jahre schon viel Sprache, und man klagt mit Recht über Mangel an Methode, wenn die Schule vom sechsten bis zum zwölften Jahre oft verhältnißmäßig viel weniger thut.

In Bezug auf die Lateinschulen leitet der Verf. eine vorzügliche Ursache des Uebels aus dem Grundsatze her, daß man die Muttersprache, ihre Form und Grammatik vornehmlich an fremder Sprache, deren Vergleichung und Betrachtung lerne. Aus Jahreskatalogen baierischer Studienanstalten entnimmt der Verf., daß nicht bloß das Deutsche gegen das Latein in den Hintergrund geschoben, sondern daß auch die längst verrufene einseitig grammatische Methode annoch gehandhabt, und die stylistische entweder gar nicht oder nicht zeitig, oder gesondert von der Grammatik betrieben werde. Welche Form des deutschen Sprachunterrichts die rechte? Der Verf. antwortet: Jede Grammatik muß beseitigt werden. Denn 1) widersprechen sich die Grammatiken vielseitig in ihren verschiedenen Auflagen, so daß dadurch Zeit mit Vor- und Nachschlagen und Berichtigen vergeht; den Schülern aber die neuesten Auflagen aufdringen wäre des Kostenpunktes wegen bedenklich. (Würde die Geltung dieses Grundes nicht auch alle lateinischen und griechischen Grammatiken, überhaupt alle Schulbücher entfernen?) 2) Wie die Muttersprache von Haus aus angeeignet wird, so soll sie auch in der Schule „auf demselben natürlichen Wege der Ansprache, und zwar aus gediegenen Lesebüchern, also ohne Grammatik erreicht werden." 3) Die Masse grammatischer Theorie macht auf die Jugend einen üblen, abspannenden Eindruck, die Muttersprache wird auf diese Art wenigstens keine liebgewonnene. 4) So wenig ein Katechismus Religion lehrt, so wenig Grammatik die Sprache, d. h. das Sprechen. Das Grammatisiren raubt die Zeit für eigentliche Sprachübung, stylistische Beschäftigung u. s. w. 5) Die Anforderungen der Zeit in Bezug auf allseitige Bildung machen möglichste Einfachheit und Uebersicht aller Theorie wünschenswerth. Der Verf. will also nicht allen grammatischen Unterricht, sondern nur die gewöhnlichen grammatischen Lehrbücher beseitigen. Er hat dem Programm auch sogleich einen Versuch beigegeben, welcher zeigen soll, was nach seiner Ansicht an die Stelle der Grammatik zu treten habe. Es ist eine „deutsche Sprachlehre" auf vier Quartseiten, zum Gebrauche der Schüler, worin das Nothwendigste und Wesentlichste der Laut-, Schreib-, Beugungs- und Satzlehre zusammengefaßt ist. Der Verf. gibt auch methodische Erläuterungen und Motive zu dieser Miniatur-Grammatik, welchen eine Fortsetzung folgen soll. Wir bemerken, daß in den Hausaufgaben doch Manches vorkommt, was erläßlich scheint, z. B. „Lernet aus der Sprachlehre das deutsche Alphabet," „Schreibet über alle Vokale und Consonanten der Reihe nach je ein Wort," „Lernet die Ableitungsvorsilben auswendig" u. s. w. Ob Schüler der 1. Lateinklasse fähig sind, den Satz: „Hängt die Einigkeit Deutschlands von der Einheit der Fürsten oder von der Einigung des

Volkes ab?" zu verbessern, muß bezweifelt werden. Die „Lesetheorie" ist zu gelehrt für diese Stufe; die Ausdrücke „dynamische," „rhythmische," „melodische Betonung hätten wegbleiben können. Der Art wäre mancherlei auszustellen. Damit wir jedoch nicht der Krittelei verdächtig scheinen, brechen wir mit der Bemerkung ab, daß dieser Versuch, den Muttersprachunterricht von unten auf zu verbessern, gut begonnen hat. Der Verf. hat praktischen Sinn und pädagogischen Takt. Es wäre wahrlich recht heilsam, wenn solche methodische Ansichten und Erfahrungen öfter mitgetheilt würden.

Ueber das Studium der neueren Sprachen, insbesondere der französischen Sprache an den Studienanstalten. Von Ignaz Anton Luber, k. Studienlehrer. Landshut, Thomann. 12 S. 4.

Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß durch Erhebung des französischen Sprachunterrichts zum obligaten Unterrichtsgegenstande, durch Einrechnung der darin erworbenen Kenntnisse in den allgemeinen Fortgang, durch zweckmäßige Vermehrung der Lehrstunden für denselben, durch frühzeitigern Beginn dieses Unterrichts schon in der lateinischen Schule und durch Anwendung einer zweckmäßigern und praktischern Methode günstigere und erfolgreichere Resultate in diesem Zweig des öffentlichen Unterrichts erzielt werden könnten.

Wir theilen die Ansicht des Hrn. Verfassers vollkommen, eine Ansicht, welche, wie verlautet, bereits auch bei dem königl. Ministerium Eingang gefunden hat, und in der nächsten Zukunft ihre Verwirklichung finden soll (!). Ebenso sind wir mit dem früheren Beginn an der Lateinschule und zwar bereits im zweiten Curs vollkommen einverstanden; denn abgesehen davon, daß in mehreren Jahren mehr geleistet werden kann, so ist das Sprachorgan in einem Alter von 11 Jahren noch um Vieles geschmeidiger und biegsamer, als in einem Alter von 15, was bei lebendigen Sprachen ja als ein Hauptpunkt zu betrachten ist. Was die nothwendige Vermehrung der Stundenzahl für diesen Gegenstand betrifft, so stimmen wir im ersten Jahr für täglich eine, somit wöchentlich 6 Stunden, damit gleich im ersten Jahre etwas Tüchtiges absolvirt und so die Stunden in den höhern Klassen auf 4 und 2 reduzirt werden können. Statt der 12 wöchentlichen Stunden fürs Latein im 2. Curs wäre sich sodann natürlich mit 8 zu begnügen und die 4 übrigen dem Französischen zuzulegen. Wird endlich damit die analytische Methode verbunden und die Formenlehre gleich neben der Lectüre in den ersten 2 oder 3 Monaten tüchtig eingeübt, der Dialog auf praktische Weise damit verbunden, so kann in Zeit von 7 Jahren allerdings etwas Tüchtiges geleistet und der Gymnasiast mit theoretischer und praktischer Kenntniß der Sprache auf die Hochschule und damit ins Leben entlassen werden. Schreiber dieses hält sich seit Jahren im Italienischen und Englischen an die analytische Methode und kann unter der Bedingung, daß mit Absolvirung der Formenlehre nicht über obigen Termin hinaus gezögert wird, dieselbe mit Recht empfehlen.

Miscellen.

Was heißt Mebold.

Seit geraumer Zeit erscheint der Name **Mebold** täglich am Ende eines öffentlichen Blattes; er erregte deßhalb die Aufmerksamkeit einiger Sprachforscher, welche sich über dessen Ableitung zuerst weidlich herumzausten, endlich aber die Sache an den Unterzeichneten brachten. Dieser gab folgenden Bescheid.

Daß der Name **Mebold** altdeütsch sei, zeigt schon die Schlussilbe bold (d. h. bald); aber **Me** heißt Nichts, weil es verstümmelt ist. Diese Verstümmelung geschah auf folgende Weise: **Me** entstand aus **Men***), dieses aus **Mein**, dieses endlich aus **Megin**; die urkundlichen Formen des Namens **Mebold** lauten nämlich: Megenbolt, Megenbalt und Meginbalt**). — Die Zusammenziehung Meinbold zeigt sich auch schon früh in den Urkunden; die älteste Form aber, wie sie z. B. in den Denkmählern des 8. Jh. auftritt, lautet Maginbalt, d. h. kraftkühn (= kräftig und kühn, d. h. kühn in Folge seiner Kraft) ***). — Sobald diese Zeilen gedruckt sind, werd' ich Sorge tragen, daß sie den erwähnten Streitern zu Aug' und Ohre gelangen.

München. **Dr. K. Roth.**

Etwas vom Hildebrandsliede.

Keine Dichtung des deütschen Alterthums hat unsere edelsten Forscher so an-

---

*) Es gibt in Baiern einen jungen Kriegsmann Namens **Mehn**, welcher einst zu den Füßen des Unterzeichneten saß, aber seinen Lehrer nach gewohnter Weise längst nicht mehr kennt. Dessen Vater war aus Mannheim, also „von unne ruff;" der Name **Mehn** muß deßhalb nach dortigen Sprachgesetzen aufgefaßt und erklärt werden. Wenn man nun weiß, daß der baierische Mannsname **Meindel** eine verkleinernde Abkürzung für Meinhart (d. h. Meginhart) ist; so wird **Mehn** nichts Anders sein, als der verkürzte Vordertheil des Namens Meinhart. Es wird also bedeüten: kraftstark (d. h. kräftig und stark, = sehr stark). — Im Vorbeigehen wollen wir hier noch einige halbplattdeütsche Abkürzungen mittheilen und erklären. a) **Menke** ist verkleinernde Abkürzung für Meinhart; b) **Henke** oder **Hanke** desgleichen für Heinrich (d. h. dorfreich); endlich c) **Reinke** oder **Ranke** desgleichen für Reinhart (d. h. rathstark = Starkes rathend).

**) Sieh: Codex laureshamensis, tom. III. (Mannhemii 1770. 4.), Index II.; oder: Traditiones wizenburgenses, ed. Zeüß (Spirae 1842. 4.), 383. S.; oder endlich: Traditiones et antiquitates fuldenses, herausgegeben von Ernst Dronke (Fulda 1844. 4.), 199. S.

***) Vergleich: Althochdeütscher Sprachschatz von Graff, 2. Th. (Berlin 183 . 4.), 621. Sp.

9*

haltend beschäftigt als das Hildebrandslied, dessen Handschrift im 30jährigen Kriege dem Benediktinerstifte zu Fulda geraubt, und nach Kassel verschleppt ward [1]). Denn nach einander versuchten daran ihre Kraft Joh. Georg von Eckhart [2]), die Gebrüder Grimm [3]), Jakob Grimm allein [4]), dann Wilhelm Grimm allein [5]); hierauf vor Allen Lachmann, einige Berichtigungen Schmeller's stillschweigend benutzend [6]); sodann Beilhack [7]) Schmeller [8]), Roth [9]), Vollmer [10]), welcher schon früher eine falsch gelesene Stelle heilte [11]); endlich in neuester Zeit Früßner [12]) und Wilbrandt [13]), welch Letzterer das Gedicht ganz umschmolz, und dadurch die seitherige Forschung abschloss. Die Untersuchung muß also von vorn beginnen. Denn nicht nur nicht ward unser Gedicht in's Reine gebracht, sondern die ärgsten Ungethüme und Lesfehler blieben stehen, weßhalb sich kürzlich 3 Forscher in München verbanden, die herrliche Dichtung von allem Unrathe zu säubern, die Lücken zu ergänzen, die Sprache in's Reinsächsische umzuschreiben; endlich eine hochdeütsche Übersetzung (im Stabreime) und Erläuterungen beizufügen, so daß das Ganze einmal als Kunstwerk aufgefaßt und genossen werden kann.

München. **Dr. K. Roth.**

Randglossen zu Dilthey's Aufsatz über das lateinische Element der deutschen Sprache, von Dr. Fr. Tr. Friedemann.

Hr. Oberstudienrath Dr. Dilthey zu Darmstadt, mein gelehrter Freund und Nachbar, hat in einem Nachtrage (Archiv Nr. VIII. Bd. 4. H. 2, S. 472) zu seinem Aufsatze (Nr. V. B. 3, H. 1.) mich namentlich erwähnt bei der Erläuterung des alten Namens der Stadt Wiesbaden. Der Gegenstand ist für die ganze Sprachforschung, obschon er auf eine Einzelheit hinausläuft, wichtig genug, um näher darauf einzugehen. Denn alles Allgemeine muß an dem Besondern erst erkannt werden, um zum Allgemeinen erhoben werden zu können, und so ist es nothwendig, alles Besondere festzustellen, um Fehlschlüsse für das Allgemeine zu

---

1) Nebst 16 andern Handschriften. Siehe Nikolaus Kindlinger's Katalog und Nachrichten u. s. w. (Leipzig und Frankf. a. M. 1812. 8.), 45. S.

2) Commentarii de rebus Franciae orientalis, auctore J. G. ab Eckhart, tom. I. (Wirceburgi 1729. Fol.), 864. — 902. S.

3) Das Lied von Hildebrand und Hadebrand und das weißenbrunner [so!] Gebet. Kassel 1812. 4.

4) Altdeütsche Wälder, 2. Bd. Frankf. a. M. 1815. 8.

5) De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum. Gottingae 1830. Fol.

6) Hist.-philosophische Abhandlungen der k. Akademie d. Wiss. zu Berlin aus dem J. 1833 (Berlin 1835. 4.), 123.—162. S.

7) Kurze Übersicht der sprachlichen und literarischen Denkmäler des deütschen Volkes (München 1837. 8.), 221.—226. S.

8) Heliand 2. Lief. (Wörterbuch und Grammatik). München rc. 1840. 4.

9) Denkmähler der deutschen Sprache (München 1840. 8.), 14.—22. S.

10) Kurze Übersicht u. s. w., besorgt durch Al. J. Vollmer (München 1843. 8.) 76.—90. S.

11) Deütsche Predigten von K. Roth (Quedlinb. u. Lpz. 1839. 8.), X. S.

12) Die ältesten alliterierenden Dichtungsreste in hochdeütscher Sprache, 1. Abth. Hanau 1845. 4.

13) Hildibraht und Hadhubraht. Das Bruchstück eines altdeutschen Sagenliedes, aus handschriftlicher Verderbniß in die Urform [?] wieder hergestellt und erläutert. Rostock 1846. 8.

verhalten. Gegen den Versuch, Wiesbaden in den Worten einer römischen Inschrift cives VVsinobates finden zu wollen (Nr. V. S. 46) hatte ich in einem nachbarlichen Privatschreiben weiter begründetes Bedenken erhoben, das, wie ich sehe, bei meinem Freunde ohne Wirkung geblieben ist. Die Tendenz dieser Blätter wird es entschuldigen, wenn ich einigen Raum zur näheren Darlegung in Anspruch nehme, ehe die „anderweitige vorbehaltene Mittheilung" erfolgt. Kann mein Bedenken dann beseitigt werden, desto besser: fungor vice cotis, acutum Reddere quae possis ferrum, exsors ipsa secandi. Die Vermuthung Bucinobantes gehört aber nicht mir, sondern dem Finder der Inschrift. Leider existirt die Inschrift gar nicht mehr, sondern wurde im J. 1805 sogleich bei der Auffindung (zu Castel bei Mainz) und raschen Zusammenstellung der zerschlagenen Stücke wieder vermauert. Es fehlt also schon an jeder sicheren Basis für den ursprünglichen Thatbestand der richtigen Lesung von den betreff. Worten, und da auch offenbar Anderes sonst in der Inschrift falsch gelesen wurde, so mehren sich die Zweifel, obschon der Finder, Hr. Müller zu Mainz, Professor der Zeichnenkunst ist. Auch Steiner hat diese Inschrift ohne Bedenken in seine Sammlung aufgenommen, und sie hätte wohl vorher ein kritischeres Verfahren erheischt; am allerwenigsten hätte derselbe in den Erläuterungen willkührlich und grundlos Wisinobades schreiben sollen, um gleichsam durch einen Sprung der neuen Form näher zu kommen. Der Entdecker sagt selbst ungewiß über die Lesung des Wortes, man könne auch Bucinobätes annehmen, nach Ammian Marcell. 29, 4. Bucinobantibus, quae contra Magontiacum gens est Alemanna.

Die ganze Inschrift heißt: MATRI. MELIAE. E(x voto). PRO. FELICITATE. PUBLICA. CWITATIS. MATTII. CWES. VVSINOBATES. Hierbei ist offenbar falsch gelesen Mattii; es muß unbezweifelt MATTI heißen, wie auf vielen ähnlichen dortigen Inschriften, d. h. MATTIACORUM. Aber Mattium war Hauptstadt der Chatten und lag viel mehr landeinwärts. Die civitas Mattiacorum lag neben den aquae Mattiacae. Neben Wiesbaden ist ein bekanntes römisches Castell entdeckt worden. Ueber das letzte Wort, das hier in Frage steht, läßt sich nach den obwaltenden Umständen gar Nichts mit Sicherheit sagen. — Die deutschen Urkunden, worin der Name Wisibad, Wisibadin, Wisibadun, Wisinbade, Wesebaden in wechselnden Formen, reichen nicht weit genug hinauf. Selbst die Originale der Kaiser-Urkunden v. J. 965, welche Böhmer anführt Nr. 288. 289, sind zu Magdeburg nur noch in Abschriften vorhanden. Graff im althochd. Sprachschatze Bd. 3. S. 47. erwähnt einfach den Namen Wisibadun als Dativ Plural., ohne Nachweisung von Quellen und Varianten.

Wie vorsichtig aber solche Gegenstände behandelt sein wollen, soll an dem Namen der Nassauischen Stadt Montabaur beispielsweise dargethan werden. Mone in der Urgeschichte Badens (Bd. 1, S. 93) findet darin die Spuren vom Celtischen bur (bwr, bwra), d. h. Zaun, Wall, Graben. Dilthey in seinem Aufsatze „über die Völkerstämme am Mittelrhein" in den Annalen des histor. Vereines zu Darmst. von 1848 S. 4 meint, daß „Montabaur unbezweifelt mit dem palästinensischen Tabor und dem Zeus Atabyrius zusammenhängt." Darauf läßt sich einfach antworten, daß der Erzbischof Dietrich von Trier um das Jahr 1217, als er den Thurm dieses seines Castelles, welches früher Burg Gumbach hieß, mit Mauern und Wohngebäuden umgab, den hoch gelegenen Ort Mons Tabor benannte, woraus Montabaur entstand.

Vor allen Dingen müssen wir auf die Lösung zweier Aufgaben warten, ehe wir in solchen Fragen weiter gehen dürfen, als unbezweifelte historische und sprachliche Gründe es einstweilen gestatten. 1) Die kön. preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat 1846 eine Preisaufgabe für „eine Sammlung der ältesten deutschen Eigennamen" aufgestellt. 2) Der neue „Verein deutscher Geschichtsforscher," welcher bei der Germanisten-Versammlung zu Frankfurt a. M. 1846 gegründet wurde, hat sich selbst zur nächsten Aufgabe seiner Arbeiten gestellt „ein urkundliches Verzeichniß der sämmtlichen Orte Deutschlands von den ältesten Zeiten bis z. J. 1500."

Da das Archiv, und mit vollem Rechte, bereits weitere Anzeigen gebracht hat

von den Abhandlungen des (jetzt verstorbenen) Professors Schott in Stuttgart und des Prorectors Curtze in Corbach über Etymologieen deutscher Ortsnamen, welche allerdings zu den gründlichsten und gelungensten Arbeiten dieser Art gehören; so darf ich nicht Anstand nehmen, die Leser auf meine „Zeitschrift für die deutschen Archive" (Gotha, bei A. Perthes) zu verweisen, wo jene beiden Aufgaben wörtlich mitgetheilt und erläutert worden, sowie auch dort von mir und Dilthey weitere Etymologieen Nassauischer Orte gegeben sind. Die deutschen historischen Vereine erhalten ihre Materialien vielfach aus den Archiven, den eigentlichen Rüstkammern für deutsche Geschichte, und so gehören dorthin die erwähnten Aufgaben; diese Blätter dagegen sind für deutsche Sprache und Literatur bestimmt, und so gehören hierher die Resultate der Forschungen, wie ihre Aufgaben und Vollziehungsarten.

Idstein. **Friedemann.**

Im ersten Hefte des 2ten Bds. des Archivs p. 251, rügt Hr. Rector Philippi einen Druckfehler, welcher sich in vielen Ausgaben des Charles XII. liv. II. befindet, wo es heißt: „dont ils furent la véritable cause, wofür Hr. Ph. mit Recht surent substituirt. Die Uebersetzung dieses Wortes mit wußten bedarf jedoch einer näheren Erläuterung, wozu ich einen Artikel aus meinem schon im J. 1845 angekündigten Antibarbarus der franz. Sprache mittheilen will: „Etre, v. aux, sein, wird häufig für aller gebraucht, Beisp. Il fut trouver son ami. — Je fus hier chez vous. So sagt Ampère: Ceux à qui ce changement ne convenait point . . . . émigrèrent, et un grand nombre fut chercher un asyle en Islande. Von keinem Grammairien werden solche Sätze gutgeheißen, nichtsdestoweniger kommt diese Form bei guten Schriftstellern so häufig vor, daß es nicht rathsam ist, unbedingt den Stab darüber zu brechen; wenigstens darf, bei aller Achtung vor Ch Nodier u. A., zur Begründung einer so allgemeinen Erscheinung bemerkt werden, daß diese Redensart nur im parf. défini oder narratif vorkommt, welches hier dieselbe Kraft ausübt wie bei savoir, pouvoir und vouloir. Je sus heißt nämlich nie ich wußte, sondern ich erfuhr; je pus nicht ich konnte, sondern ich war oder wurde von nun an in den Stand gesetzt; je voulus involvirt daher die Handlung, wie: La bataille fut livrée parce que l'empereur le voulut (gleich l'ordonna); le général du centre voulait rester inactif, mais il dut partir. Kann man es nun dem Franzosen, der das Bewußtsein oder nur das unentwickelte Gefühl dieser Kraft in sich hat, verübeln, wenn er bei der obigen Redensart das Sein zur Action werden läßt?"

Ein anderer eingewurzelter Druckfehler befindet sich in dem 4ten Buche desselben Werkes bei vielen Ausgaben, selbst französischen. Bei der Geschichte Mazeppa's heißt es: Le czar, dans cette conjecture, fit proposer à Mazeppa de rentrer sous sa domination. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß hier conjoncture stehen muß, eine Verwechselung, welche übrigens im Umgange häufig vorkommt.

Nur selten mag Massillon auf deutschen Schulen gelesen werden, obwohl Niemand in Abrede stellen dürfte, daß er jetzt noch Vielen als Muster gilt. Die Gründe hierzu liegen auf flacher Hand. Für Diejenigen jedoch, welche keinen Anstand nehmen, die Rede: Des Exemples des Grands mit Schülern zu lesen, sei hier ein höchst auffallender Druckfehler gemerkt, welcher in den meisten Ausgaben vorkommt. Bei dem Absatze: „Or, quand l'exemple . . . . heißt es: tous les titres vains et pompeux qui entourent le diamètre des souverains. Man lese diadême.

Hadamar. **Barbieux.**

Altschwedische und finnische Sprachproben.

Bei meiner Beschäftigung mit den deutschen Schriftstellern des 15.—17. Jahrhunderts fand ich in S. Münsters Cosmographia Basel 1544. Fol. S. 519 f. eine Stelle, die es wol verdient, in diesem dem Studium der neueren Sprachen und Literaturen gewidmeten „Archiv" abgedruckt zu werden, da sie in mehrfacher Beziehung der Beachtung würdig ist. Sollten (was ich nicht weiß) diese alten Denkmäler der schwedischen und finnischen Sprache sonst wo schon abgedruckt sein, so möchte doch der Wiederabdruck in diesem „Archiv" für viele Leser nicht überflüssig erscheinen.

„Der sprachen halb des Finlands soltu mercken, das zwo sprachen werden darin gefunden. Von Wiburg biß gen Borga oder Sibbo am gestaden des möres gebrauchen sich die ynwoner des lands der Schweder sprachen, aber hinden außen im landt, haben sie gar ein besundere sprach. In vilen flecken als zu Wiburg vnd Pittis, findt man beyde sprachen, vnnd man muß auch zweierlei predicanten do haben. Die Schwedisch sprach hat kleinen vnderscheidt von der Norbegischen, Gothischen, vnd Denmärkische sprach, gleich wie in Teütschland der Schweytzer vnd Schwaben sprachen ein sprach seind vnd doch etwas verendert werden. Doch wan man die Schwedische sprach im grund ansicht, spürt man das sie auß der Teütschen zungen geflossen ist, das magstu auß dem nach gesetzten Vatter vnser mercken, das jch mit grossem fleyß gefaßt hab von einem gelerten vnd gebornen Schwedier.

Pater noster in Schweden sprach.

Fader war som er i himlum, heiligat warde dit namen, tilkomen tit rike, ske din willige, som i himlum so ovo iordene, waar taglig brodh gif os i tag, verlath os waren schuld som wi verlaten ware skuldiger, och inledh os icke i frestilse, vtan löß os i fro onda, Amen *).

Aber der inneren Finlender sprach ist gantz vnd gar von den Schwedier sprachen gescheiden, hat auch kein gemeinschafft mit der Moscowyter sprache, die mit der Polendischen sprachen zustimpt, sunder ist allein gemein den Finlendern vnd den mitnächtigen völckern, die man Lappen vnd Pilappen nent.

Brot, Hauß, Statt, Mensch, Käß, Hundt, Künig, Schiff, Gott, Erde, Tag, Böß heissen sie vff jre sprach Leipå, Honeh, Caupungi, Ichminen, Juhsto, Coira, Koing, Laiwa, Jumala, Ma, Peinwå, Pasa.

Vatter vnser in Finlendischer vnnd Pilappener sprach, deren sich auch etlich Lyflender gebrauchen.

Vater vnser der bist in himmeln heilig werd dein nam zu kom
Isä meidhen loko oledh taiuahissa, pühettü alkohon siun nimesi, tulkohon
dein reich, gescheh dein will als in himmeln also in erden vnser
siun waltakuntasi, olkohon siun tahtosi kuwin taiuahissa nyn manpällä, meidhen
täglich brot gib vns disen tag vnd gib verzeihung vns der sünd
iokapaiwen leipä anna meilen tänäpaiwäne ia anna anteixe meiden syndiä
als wir vergeben vnsern wider sechern vnd nit ynleite vns in verkuwin möe annamma meden vastahan rickoillen, ia älä sata meitä kiusan-
suchnüs sunder erlöß vns vom bösen.
xen, mutla päästä meiä pahasta, Amen **).

Hadamar. Rehrein.

---

*) Dem etwas ungenauen Druck sind die Abweichungen in denselben Wörtern zuzuschreiben, z. B. war, wären; dit, tit; schuld, skuldiger.

**) Auch hierin finden sich einige abweichende Formen, z. B. neben meiden (uns) das sicher falsche meiten; kuwin, kuwin.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Précis d'archéologie celtique par Corblet. (Dumoulin. Paris.) 2 fr. 50 c.

Lexicographie.

Vergleichendes Wörterbuch der gothischen Sprache von Dr. Lorenz Diefenbach. II Bd. 2. Lfrg. (Bär. Frankfurt.) 5 Thlr.

S. J. Honorat. Dictionnaire provençal français ou dict. de la langue d'Oc, ancienne et moderne, suivi d'un vocabulaire français-provençal. 2 t. 3 vols. (Dumoulin. Paris.) 45 fr.

Corblet. Glossaire etymologique et comparatif du Patois Picard. (Dumoulin. Paris.) 12 fr

Grammatik.

Gantter. Schulgrammatik der englischen Sprache. 2. Abthl. (Ebner & Seubert. Stuttgart).

Literatur.

H. v. Plötz über den Sängerkrieg auf der Wartburg. (Hoffmann. Weimar.) $^{2}/_{3}$ Thlr.

W. Grimm über Freidank. (Dietrich. Göttingen.) 1 Thlr.

— — altdeutsche Gespräche. (Dietrich. Göttingen.) $^{1}/_{2}$ Thlr.

F. A. Pichon, Denkmäler der deutschen Sprache. 6. Thl. 2. Abth. (Duncker & Humblot.) 2 Thlr.

Poëtes de Champagne antérieurs au siècle de François I. Proverbes champenois avant le XVI. siècle. (Reims.) 8 fr.

Corblet. Des dictons historiques et populaires de Picardie. (Dumoulin. Paris. Amiens.) 1 fr.

Shakspeare's Dramen für weitere Kreise bearbeitet von C. W. Sievers. (Leipz. Engelmann.) 27$^{1}/_{2}$ Ngr.

C. A. Struve, Studien zu Shakspeare's Heinrich IV. (Schwers in Kiel.) $^{1}/_{3}$ Thlr.

The life and times of Robert Burns. By R. Chambers. 4 vols. vol. I. 2 s. 6 d.

Hilfsbücher.

Schwalb, Elite des classiques fr. VI. Heft. Horace p. Corneille. (Essen. Bädeker.) $^{1}/_{4}$ Thlr.

F. Rempel, franz. Uebungsbuch, vorzüglich für Gymnasien. (Essen. Bädeker.) 1. Abth. $^{1}/_{4}$ Thlr.

Zur Charakteristik Othello's.

Zweiter Artikel.

Hiermit haben wir nun auch die Natur der Liebe Othello's, die Bedeutung, die sie für ihn haben konnte, bereits bestimmt. Als Geist, als schlechthin allgemeines Wesen bedarf er ihrer nicht, er hat sich von dem Boden seiner Individualität zu einer bestimmten Allgemeinheit erhoben und darin nach der allgemeinen Seite seine Befriedigung schon gefunden. Seine Liebe also kann kein Zusammenschluß mit dem schlechthin Allgemeinen, mit der Gattung sein. Sie kann nur seine bestimmte Allgemeinheit zu ihrem Inhalt haben, dieselbe, die der Inhalt seines besonderen Selbstbewußtseins ist; sie ist somit das gegenständlich gewordene Streben, sich seines eignen besondern Inhalts zu versichern, indem er ihn aus sich heraus verlegt und sich in seinem Gegenstande desto fester mit ihm zusammenschließt, eine bloße Affirmation des eignen und zwar besondern Wesens. Eine solche Affirmation aber gibt jede dem Subject gemäße Thätigkeit, jede Beziehung schon auf ein selbstloses Object, das durch sie subjectiv gesetzt wird: sie fand Othello auch im Kriege, als Feldherr und Soldat. Indem er also in der Liebe dieselbe bloß subjective Befriedigung findet, setzt er den Gegenstand seiner Liebe zu einem Selbstlosen, zu einer Sache herab, in der er aber die stete Anschauung seines Wesens hat. Die Geliebte ist mithin nach dieser Seite hin sein Unterworfener, sein Knecht, nur daß die Anerkennung seines Wesens, die auf der gegebenen Basis die seiner Herrschaft einschließt, nicht durch äußern Kampf errungen, sondern für sie innere Nothwendigkeit ist. Auf der andern Seite aber ist er vielmehr ihr Unterworfener, da er sein Allgemeines, seinen ganzen Inhalt an sie abgegeben hat und dieser seine Macht ist, die sie nach ihrer Willkür an ihm geltend machen kann. Nicht also Freiheit ist die Frucht der Liebe, die auf diesem Standpunkt möglich ist, — die Losung ist,

ob Herr, ob Knecht, und auch Othello ist ihr unterworfen. Nun aber ist er nicht bloß allgemeines Wesen, er ist auch Individuum und das Individuelle in ihm muß, eben weil er sich als Individuum zur Allgemeinheit aufgeschwungen hat, gegen diese reagiren. Damit wird auch die individuelle Bedürftigkeit ein Moment seiner Liebe. Diese aber ist bei ihm noch besonders durch seine gesellschaftliche Stellung einerseits und sein leidenvolles Leben andrerseits bedingt: denn das ist hier hinzuzusetzen, daß sein früheres Leben nur eine lange Reihe von Leiden, Kämpfen und Gefahren war. Indeß ist diese Bedürftigkeit Othello's als Folge seiner „Paria-Lage" niemals zu „Verbitterung und Groll," niemals zu „innerer Zerrüttung" fortgegangen, wie Gervinus will; denn nicht nur ist er selbst über jede seine Abstammung treffende Schmähung hinaus, wie wir bereits gesehen haben, wir haben auch sein eignes Zeugniß, daß er trotz derselben noch freundliches Entgegenkommen, ja Liebe fand. Othello sagt es von Brabantio selbst in dessen Gegenwart, daß er ihn liebte, und ein Blick auf die Verhandlung vor dem Senate zeigt uns sowohl beim Dogen als bei dem ersten Senator Sympathien zu seinen Gunsten, Cassio ferner, der ihn lange kannte, liebte ihn um seiner selbst wegen, was keines Nachweises bedarf, und Montano, Lodovico, Gratiano sprechen Gesinnungen persönlicher Hochachtung gegen ihn aus. Obschon also allerdings jede verwandtschaftliche Beziehung zu ihm in Venedig als beschimpfend gelten mochte: so konnte doch Othello in der Achtung und dem Wohlwollen so hochgestellter, wackerer Männer Trost für den Hohn „der Rodrigo und Jago" finden. — Shakspeare hat der Liebe seines Helden ein andres Ferment gegeben; das ist die lange Unthätigkeit Othello's, der lange Mangel also der Bethätigung seines Wesens, die ihn vor seiner Heirath zum Genusse seiner selbst gelangen ließ. Neun Monde, sagt Othello vor dem Senate, habe er jetzt keine Kriegesthat geübt, das ist es, was ihn einer andern Beziehung seines Wesens zugänglich machen mußte, als der durch eigne That. Das also machte ihn bedürftig. Aber allerdings mußte er es auch vorher auf rein individuelle Weise sein; denn ohne Einfluß freilich konnte weder die Zurücksetzung, die er erfuhr, noch auch sein früheres leidenvolles Leben sein. Vor Allem aber mußte ihn sein eigner Standpunkt dadurch, daß er ihn isolirte und in Gegensatz zu allen Anderen setzte, daß er ihn also zwang, alle Kraft allein aus sich als Individuum zu schöpfen, trost- und

hülfsbedürftig machen. Damit aber ist die Liebe auch in der Form der Sehnsucht nach einem Wesen, das ihn stütze, schon in ihm gesetzt. Die Bedeutung also, die die Liebe für Othello haben konnte, ist ganz subjectiver Art: beruhend auf seiner Bedürftigkeit als allgemeinen Wesens wie als Individuums, soll sie ihm einerseits die Erfüllung mit dem Allgemeinen sichern, die er vorher schon besaß, und andrerseits auch die Ansprüche des Individuums befriedigen. Das eigentliche Wesen der Geliebten bleibt dabei ein gleichgültiges Moment; die Liebe, die sie ihm entgegenbringt, das Geliebtsein ist das Wesentliche.

Es liegt uns jetzt ob das, was wir vom Allgemeinen ausgehend für seine Liebe aufgestellt haben, durch die concrete Erscheinung derselben zu belegen. Wir beginnen mit seiner Erzählung vor dem Senate, in der er selbst sowohl die Entstehung als den geistigen Gehalt seines Verhältnisses zu Desdemona darlegt. Aber schon diese enthält keine Andeutung, daß er seine Gattin als selbstständiges Wesen erfaßt hätte, vielmehr tritt in derselben einzig ihre Beziehung auf ihn hervor. „Das zu hören," sagt er, „war Desdemona ernstlich stets geneigt." „Mit durstigem Ohr verschlang sie meine Rede." „Ich begann und oftmals hatt' ich Thränen ihr entlockt, wenn ich ein leidvoll Abenteuer berichtet aus meiner Jugend" u. s. w. Zum Schluß endlich stellt er diese ausschließliche Beziehung Desdemona's auf ihn außer allen Zweifel, indem er den Inhalt seiner Liebe mit den Worten schildert:

Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen.

Hier also zeigt sich keine Spur, daß er sie um ihrer selbst willen geliebt hätte, ihr Wesen läßt er völlig unberührt: aber sein Wesen hat er von ihr anerkannt gesehen, das spricht er nicht nur in jenen Worten aus, die ihre Liebe schildern, er sagt es auch ausdrücklich: „sie wünschte, der Himmel habe sie als solchen Mann geschaffen." Das also ist die Eine Seite seiner Liebe. Nun aber hat sie auf diesem Boden der Anerkennung seiner Persönlichkeit ihm auch Mitleid bewiesen — darin lag Anerkennung seiner individuellen Seite, das also gab ihm jene subjective Befriedigung, die seiner Bedürftigkeit als Individuum entspricht. Somit sehen wir das Resultat unserer Entwicklung seiner Liebe gleich hier durch Othello's eigne Schilderung bestätigt.

Aber die Erzählung Othello's vor dem Senate führt zu noch anderen Resultaten, die wiederum unsere Entwicklung zu bestätigen dienen. Er erscheint nämlich in derselben als zurückhaltend Desdemona gegenüber, als *passiv*, und nur insofern activ, als er sie zwingt, ihm entgegen zu kommen. So *erbietet* er sich nicht etwa, ihr seine ganze Pilgrimschaft zu erzählen, als er bemerkt, daß sie seine Rede „mit durstigem Ohr verschlingt,“ er ersieht sich „eine günstige Stunde“ und gibt *ihr* Anlaß, ihn darum zu *bitten*. So schweigt er, als er sie Thränen vergießen sieht, wenn er ein leidvoll Abenteuer berichtet aus seiner Jugendzeit, schweigt zu ihrer „Welt von Seufzern,“ als er nun geendet, läßt sie schwören, es war seltsam, wunderseltsam! rührend, unendlich rührend!*) kurz zwingt sie, ihm näher und näher zu kommen, bis er endlich sicher ist, mit seinem Antrag und Geständniß nicht zurückgewiesen zu werden. — Aber wo ist hier die Offenheit Othello's, jene so viel gepriesene Tugend unseres Helden? Keine Spur von ihr! Vielmehr das gerade Gegentheil oder doch ein Halten hinterm Berge, das mit jener in gar schlechtem Einklang steht. Desto inniger aber stimmt es mit seinem wahren Wesen überein, das, wie wir sahen, alles *unmittelbare* Vertrauen ausschließt und für dasselbe die Vermittlung setzt. Damit aber offenbart sich ein wichtiges Moment seiner Liebe: er *prüfte*, eh er an die Liebe Desdemona's glaubte, was sich durch seine ganze Schilderung bestätigt. Leider hat die deutsche Uebersetzung einiges Einzelne verwischt. Im Originale sagt Othello: „dies zu hören, war Desdemona stets *ernstlich* (seriously) geneigt.“ „Mit *durstigem* Ohr verschlang sie meine Rede.“ „Ich fand Mittel, daß sie mich aus *ernstem* (earnest) d. h. es aufrichtig meinendem Herzen bat, ihr zu erzählen.“ Alle diese Ausdrücke beweisen, daß sein Glaube sich auf *einzelne Zeichen* stützte, die ihre Aufrichtigkeit zu verbürgen schienen, Zeichen, denen sich noch ihre Thränen, Seufzer u. s. w. anschließen. Einzelne Merkmale also, nicht der unmittelbare Ausdruck ihres ganzen Wesens,

---

*) Alle Ausleger sind darin einig, diesen Ausruf Othello selbst zuzuschreiben, der mit ihm seine Erzählung unterbreche, aber man streiche nur den in unseren gewöhnlichen Ausgaben und bei Tieck sich findenden Bindestrich und die Sache stellt sich anders. Man hat nicht nöthig, den Krieger in öffentlicher Versammlung Thränen der Rührung vergießen zu lassen, was zwar Manchen als besondere Schönheit erschienen ist, doch aber schwerlich eine Shakspearesche ist. Desdemona ist es, deren Worte er wiederholt.

hatten ihn bestimmt, zu glauben, daß sie ihn liebte — mithin ist erwiesen, daß er sie prüfte, denn das Wesen der Prüfung im Gegensatz zum Glauben ist, daß sie vom Einzelnen zum Allgemeinen gelangt. Nun aber birgt der Glaube, der sich auf die Prüfung stützt, weil diese vom Zweifel ausgeht, auch selbst den Zweifel in sich, wenn auch latent, als bloße Möglichkeit: er kann sich doch entbinden und sein Product, den Glauben, wieder untergraben. Das vermittelte Vertrauen Othello's also, das ein Ausfluß seines Standpunktes ist, trägt den Keim der Eifersucht schon in sich.

Wir gehen jetzt zu Othello's Anschauung seiner Gattin über, um durch diese tiefer in die einzelnen Momente seiner Liebe einzudringen. Denn insofern seine Gattin von ihm rein subjectiv gesetzt ist, sind wir berechtigt, das Bild, das er von ihr in sich trug, als das gegenständlich gewordene Wesen seiner Liebe zu betrachten, und jeder Zug des Bildes muß uns ein Moment derselben erschließen. Selbstständigen geistigen Werth, sahen wir, hat sie für ihn nicht, sie spiegelt ihm nur sein eignes allgemeines Wesen wieder, ist also einerseits sein Knecht und andrerseits sein Herr, natürlich ohne daß Othello selbst Bewußtsein über diese ihre Stellung zu ihm hat. Daraus ergibt sich nun die Form, in der sie ihm Gegenstand werden muß. Als selbstbewußtes freies Wesens kann er sie nicht anschauen, da er sie von vornherein nur subjectiv gesetzt hat; als Sache deshalb nicht, weil sie der Spiegel seiner Allgemeinheit ist, mithin wird sie seine Puppe werden, denn diese ist zwar an und für sich auch Sache, erhält aber für das Subject wesentliche Bedeutung durch die Beziehung, die sie auf dasselbe hat. Und als solche erscheint Desdemona von Anfang an in seinen Reden; schon vor dem Senate unterstützt er ihre Bitte, sie mit ihm ziehen zu lassen, nicht weil er selbst sich nicht von ihr zu trennen wünsche, sondern „nur ihrem Wunsch willfährig hold zu sein." Noch deutlicher aber tritt diese Anschauung hervor, als er sich von ihr auf Cypern begrüßt sieht. Da sehen wir den ernsten Krieger, den Mann voll Würde, spielen:

„Amen, ihr holden Mächte!"

sagt er,

Nicht auszusprechen weiß ich diese Wonne,
Hier stockt es; o es ist zuviel der Freude:
Um dies und dies (sie küssend), der größte Mißklang sei's,
Den unser Herz je tönt.

Das ist nicht Liebe, das ist Verliebt-sein, und was noch folgt, bestätigt das. Zunächst zeigt er sich eitel auf sein Weibchen und freut sich schon im Geiste, wie „seine alten Freunde hier auf Cypern" sie bewundern werden. „Liebchen," sagt er (im Original steht honey, Honigliebchen), „man wird dich hoch in Ehren halten, ich fand hier große Gunst." Ja endlich wird er selbst inne, daß er sich hat gehen lassen: „meine Süße, ich schwatze Alles durch einander, schwärme in meinem eignen Glück." Später aber, als er zuerst mit dem Gedanken der Eifersucht vertraut geworden ist, gibt er uns selbst ein Mal ein Bild von seiner Gattin: „Nicht weckt mir's Eifersucht," sagt er,

Sagt man, mein Weib ist schön, lebt gut, spricht scherzend,
Sie liebt Gesellschaft, singt, spielt, tanzt mit Reiz.

Das also hat er von ihr aufgefaßt, sofern sie von ihm unterschieden ist und objectives Dasein hat. Wir sehen, auch hier guckt wieder jene Eitelkeit hervor, die wir soeben schon an ihm kennen lernten; denn alle diese Eigenschaften sind eben so viel gesellschaftliche Vorzüge, deren Glanz auf ihn zurückfällt. Sehen wir ferner, wie er sich ihr Bild vergegenwärtigt, als er zuerst den unwiderruflichen Entschluß gefaßt hat, sie zu ermorden (Act 4, Sc. 1), und also im Begriff steht, sie zu verlieren: „Ein hübsches Weib," beginnt er da, „ein schönes Weib, ein süßes Weib!" Und weiter: „O die Welt besitzt kein süßeres Geschöpf; sie hätte an eines Kaisers Seite ruhen und ihm Sclavendienste gebieten können." In diesen Worten legt er sein Verhältniß zu ihr am klärsten dar, sie bestätigen allein schon das oben von demselben Ausgesagte. Dann folgen andere Eigenschaften, die er an ihr erkannt hat, alles eben Eigenschaften, die eine mehr, die andere weniger äußerlich, sämmtlich aber einer Puppe angemessen, insofern keine sittlichen Inhalt hat. — Wir erwähnen zuletzt noch der Scene ihrer Ermordung, in der Othello auch wieder nicht als der Liebende, sondern als der Verliebte erscheint; denn Jener kennt allein die sittliche Würde der Geliebten und sieht in dem Körper nur ihren Ausdruck, ihr Organ, Othello aber liebt den letzteren als solchen, getrennt von dem sittlichen Inhalt, der in ihm ausgeprägt ist.

Das also ist das Bild, das er von Desdemona in sich aufgenommen hat. Wie anders diese! Es ist, als ob der Dichter mit Bewußtsein ihre Liebe der seinigen als Gegenbild zur Seite gestellt

hätte, um über das wahre Wesen dieser keinen Zweifel zu lassen. Zuerst, sie liebte ihn, nach seinen eignen Worten, „weil er Gefahr bestand," wegen seiner **Kraft** also, die der Grundzug seines Wesens ist, den sie mithin erfaßt hat, ja sie liebte ihn so ganz um seiner selbst willen, um das, was er war, daß sie wünschte, „der Himmel hätte sie zu einem solchen Manne gemacht." Auch das sind seine eignen Worte, die sie selbst bestätigt: „Ja," sagt sie vor dem Senate, „mein Herz ist so recht dem innersten Wesen meines Herrn unterjocht"*). Dann fährt sie fort:

> Mir war Othello's Angesicht sein Geist,
> Und seinem Ruhm und seinem Heldensinn
> Hab' ich die Seel' und irdisch Glück geweiht.

An diesen fordert sie ihr Theil, den davonzutragen, will sie nicht als „Friedensmotte" daheim im sichern Hafen bleiben. Auch ist es ihr Stolz, Othello's „kriegerisches Mädchen" zu sein**), und sie nennt sich selbst gern so, nachdem er ihr ein Mal diesen Namen beigelegt. Wenn sie aber vor dem Senate ihre Liebe mit der größten Klarheit ausgesprochen hatte, so zeugen die Worte, mit denen sie bei seiner Landung auf Cypern seine Besorgniß, „daß nie ein anderes Glück ihm,

*) Tieck übersetzt: mein Herz ergab sich ganz unbedingt an meines Herrn **Beruf**. Im Englischen steht aber even to the very **quality** of my lord, worauf dann I saw Othello's visage in his **mind** unmittelbar folgt. Quality bedeutet also jedenfalls **Wesen**. — Uebrigens soll im Texte nicht behauptet werden, daß Desdemona den Othello auch wirklich in seiner Wesenheit erfaßt habe — als **Krieger**, als **Helden** erfaßte sie ihn gewiß, wie das dem jugendlichen, so wie dem weiblichen Gemüthe so natürlich ist, als Vertreter des Staates, als **Politiker** nicht, was demselben eben so sehr widerstrebt. Und das ist ihre „unschuldige Schuld," durch die sie selbst zu Grunde geht; denn das allein erklärt es, daß sie trotz seiner Gegengründe, die Emilie uns angibt, nochmals und in so starken Worten auf Cassio's Wiederaufnahme zurückkommt.

**) Das die Erklärung von unhandsome warrior (Act 3, Sc. 4. Tieck hat hier etwas ganz Andres an die Stelle gesetzt). „Ich bin ein wenig heldenmüthiges Weib," sagt sie, „daß ich dadurch schon an Othello irre wurde. Solche Kleinigkeit muß man ertragen, wenn man eines Mannes wie Othello werth sein will." Mit der Erklärung Schmidt's (a. a. O.) zu Act 2, 1, der nach dem Vorgange von Steevens das warrior auf das französische guerrière der Sonnettendichter zurückführt, kann ich mich deshalb nicht befreunden, weil ich nicht glaube, daß ein solches Bild durch englische Nachahmung eine genügende Popularität erlangt haben kann, um den Gebrauch desselben im Drama zu rechtfertigen. Meine Erklärung scheint mir ganz im Wesen der Liebe Othello's und Desdemona's zu liegen.

diesem gleich, im Schooß der Zukunft ruhen möchte," zu beschwichtigen sucht, von der höchsten Innigkeit ihrer Liebe: „Verhüte Gott," sagt sie,

> Daß unsre Lieb' und Glück nicht sollten wachsen,
> Wie unsrer Tage Zahl!

d. h. „Verhüte Gott, daß deine Besorgniß sich erfülle! vielmehr muß unsre Liebe und unser Glück wachsen, wie unsrer Tage Zahl!" Worte, die so recht das Ruhen im Menschengeist ausdrücken, aus dem stets neues Glück quillt*), das sichere Bewußtsein ihres Zusammengeschlossenseins mit ihrem Geliebten und durch ihn mit der Gattung, Worte also, die beweisen, daß sie durch den Geliebten zur erfüllten Totalität geworden ist. Und eben dafür zeugt, nach Rötscher's schöner Bemerkung, ihr Streben, nun auch Alles um sich her glücklich zu machen, das vor Allem sich auf Cassio wendet. Daß sie aber in Wahrheit ihren Gatten in sich aufgenommen hat, welch' schönerer Beleg wäre dafür zu ersinnen, als die Art, wie sie Othello, als er sie behandelt hat, „daß sie ihn nicht mehr kennen würde, wär' er im Antlitz wie im Geist verändert," wie sie ihn da vor sich selbst in Schutz nimmt und sich anklagt, als habe sie falsch Zeugniß gegen ihn abgelegt und den Richter dadurch bestechen wollen. Aber was braucht es der Beweise für die Selbstlosigkeit ihrer Liebe! Nur um die seinige, die nur ihre Beziehung auf ihn anerkennt, durch den Gegensatz in noch helleres Licht zu stellen, will ich noch an die Worte erinnern, die sie über ihre Mißhandlung zu Emilien spricht: „Meine Liebe," sagt sie, „billigt ihn so," d. h. erkennt ihn als den bestimmten Menschen, der er ist, so ganz an, „daß selbst seine Halsstarrigkeit, sein Schelten, sein Zorn Anmuth und Reiz für mich haben," — Worte, die die Tieck'sche Uebersetzung umgestellt hat; aber wenn auch der Hauptsache dadurch kein Eintrag geschieht, insofern auch so noch klar ist, was schon in jenen einleitenden Worten direct

*) Man vergleiche Juliens Worte in Romeo und Julie:

> So gränzenlos ist meine Huld, die Liebe
> So tief ja wie das Meer. Je mehr ich gebe,
> Je mehr auch hab' ich: Beides ist unendlich.

Rötscher bezeichnet diese als „die großen Worte, mit denen sie das Wesen aller Liebe auf das Erschöpfendste ausspricht." Wir meinen, Desdemona's Wort reiht sich als gleiches an das Julien's an.

ausgesprochen ist, daß Desdemona selbst in diesen Formen noch den ursprünglichen Geist ihres Gatten erkennt und anerkennt, so geht doch eine andere Schönheit dadurch verloren. Denn man beachte nur, wie jene drei Worte, durch die sie Othello's jetziges Wesen und Benehmen gegen sie bezeichnet, eine Stufenleiter bilden, auf deren letzter Stufe das Selbstische, das sie ihm auf der ersten Schuld gibt, schon geschwunden ist. Das Schelten setzt einen milderen Grad derselben als die Halsstarrigkeit, und in dem Zorne endlich, englisch frown, der edelsten Bezeichnung für Zorn, die die Engländer besitzen, die sie auch dem göttlichen Zorne beilegen, in dem Zorne hat sie ihm seinen früheren Adel schon wieder geliehen.

Doch wollen wir ihrer selbstlosen Liebe wegen gegen ihn nicht ungerecht sein. Auch seine Liebe zeigt sich selbstlos, auch sie hat also, scheint es, eine würdigere Form: „Und Gott verhüt'," sagt er vor dem Senate,

> Eu'r Edeln möchten wähnen,
> Ich werd' Eu'r ernst und groß Geschäft versäumen,
> Weil sie mir folgt — nein, wenn der leere Tand
> Des flücht'gen Amor mir mit üpp'ger Trägheit
> Des Geistes und der Thatkraft Schärfe stumpft,
> Und mich Genuß entnervt, und schwächt mein Wesen,
> Mach' eine Hausfrau meinen Helm zum Kessel,
> Und jedes nied're und unwürd'ge Zeugniß
> Erstehe wider mich und meinen Ruhm!

Hier also scheint er selbstlos, wie er denn auch bereit gewesen war, seine Gattin ganz zurückzulassen und nur um ihretwillen ihre Bitte, ihm folgen zu dürfen, unterstützte. Gervinus wenigstens stellt diese Liebe der „Liebe im Müßiggange, die die Proteus und Romeo (!) zu weichlichem Verliegen (!) führe," gegenüber und setzt gleich darauf, nachdem er Desdemona's Liebe geschildert hat, hinzu: „Und diese Liebe kam ihm von einem solchen Wesen, daß sie ihm den Haß und den Neid der Welt aufwiegen konnte. Mit dieser Liebe fiel der Sonnenblick in sein Leben, der jeden früheren Mißklang auflöste in vollkommene Harmonie" — legt also seiner Liebe die unbedingte Hingebung an ihr wahres Wesen unter, womit die völlige Selbstentäußerung auch auf seiner Seite gesetzt ist. Aber Shakspeare's Schuld ist wahrlich dieses Mißverständniß nicht, es gibt kaum Eine Stelle, wo er die Liebe seines Helden klarer ausgeprägt hätte. Denn sagt nicht jedes Wort, daß er die Liebe hier im Gegensatz zu seinem

„ernsten und großen Geschäfte" wie zu seinem „Ruhme" faßt? bezeichnet er sie denn nicht selbst als „Tand"? oder wo ist eine Spur, daß er nur die Liebe Anderer im Auge habe, die seinige aber als Ausnahme betrachtet wissen wolle? Vielmehr läugnet er nur, daß ihn der leere Tand des flüchtigen Amor stumpfen, daß ihn Genuß entnerven werde, setzt also Beide auch für sich und setzt in sie die Liebe selbst. Und anders kann er diese auf seinem Standpunkte auch nicht fassen, da ihm das Weib als solches Nichts ist und folglich der Verkehr mit ihr auch nur nichtig, nur ein Tändeln sein kann, sobald sie selbst in Frage kommt. Wir haben somit hier vielmehr einen neuen Beleg, daß Othello seine Gattin nur als Puppe faßt. Jetzt aber offenbart sich, daß mit dieser Auffassung unmittelbar das sinnliche Moment der Liebe selbstständig in's Bewußtsein treten und für sich Werth erlangen muß. Denn insofern das Weib in geistiger Beziehung für sich zum Nichts herabgesetzt ist und nur dazu da ist, dem Manne seinen Inhalt abzuspiegeln: kann von keiner Einheit Beider, die auf ihrer gegenseitigen Durchdringung ruhte, mehr die Rede sein. Dann aber bleibt, sobald das Weib als selbstständiges Wesen ihm entgegentritt, allein die sinnliche Gemeinschaft, die in dem Verhältniß der Herrschaft und Knechtschaft überhaupt gesetzt ist, in dem ehelichen aber die fleischliche Beziehung einschließt. — Dies sinnliche Moment macht sich mithin als solches geltend, zwar nicht mit dem Anspruch absoluter Berechtigung, vielmehr muß es sich als „leerer Tand" dem allgemeinen Wesen des Subjects unterordnen, aber dem Gegenstand der Liebe gegenüber weiß es sich berechtigt, weil dieser als bloß sinnlich gesetzt ist. Das also ist der wahre Inhalt dieser scheinbaren Selbstlosigkeit Othello's, die damit in ihr gerades Gegentheil verkehrt ist. Statt selbstlos zu sein, ist seine Liebe vielmehr sinnlich, was nun auch durch die Attribute, die Othello ihr als seiner Puppe beilegte, bestätigt wird. Dies Moment aber wird in der späteren Entwicklung seiner Liebe zur Eifersucht sich als bedeutungsvoll erweisen.

Othello's Liebe ist ferner ergreifend, sowohl wo sie als die Seele seines Glücks erscheint, als wo sie ihn dem höchsten Jammer preisgegeben hat. Dies ist es vorzugsweise, was die bisherige Kritik über ihr wahres Wesen geblendet hat. So sagt Rötscher von jenem Herzenserguß gegen Desdemona, als ihm diese bei seiner Landung auf Cypern unverhofft entgegentritt, derselbe sei „der energische Ausdruck

einer unendlichen, ganz in die Gegenwart herabgestiegenen Seligkeit." Aber er ist im Gegentheil der Ausdruck eines subjectiven aus der mangelhaften Gegenwart sich plötzlich emporschnellenden Entzückens, dessen Sehnen eben deshalb bald wieder erschlaffen müssen. Man höre selbst: „O mein Entzücken!" sagt er,

> Wenn jedem Sturm so heit're Stille folgt,
> Dann blast Orkane, bis den Tod ihr weckt!
> Dann klimme, Schiff, die Wogenburg hinan,
> Hoch, wie Olymp, und tauch' hinunter tief
> Zum Grund der Hölle!

Blickt denn nicht offenbar durch dies Entzücken die Bedürftigkeit durch, die wir vorher aus der nothwendigen Reaction seines individuellen Wesens gegen seine Allgemeinheit abgeleitet haben? Sagt er nicht selbst, wenn auch indirect, daß er früher nach solchen Stürmen, nach Gefahren jeder Art sich nicht befriedigt fühlte? Und was ihm früher zur Befriedigung fehlte, war, daß seinen Stürmen nicht so heitre Stille folgte wie jetzt, daß er, obwohl stets herumgeworfen, doch keinen Busen fand, an dem er nach bestandenem Kampfe hätte ruhen können. Damit aber ist bewiesen, daß seine jetzige Befriedigung, sein Entzücken, das Moment subjectiver Bedürftigkeit in sich trägt, die also auch als solche sich wieder geltend machen kann. Und sie macht sich schon im nächsten Augenblick wieder geltend. Rötscher fährt fort: „Aus dieser Ueberfülle des Glücks bringt aber schon der Ton, der uns für dasselbe zittern macht." Warum aber? worauf gründet sich diese Erscheinung? das eben galt es nachzuweisen. Wir sehen, es ist dieselbe subjective Bedürftigkeit, die, nachdem sie kaum in dem Entzücken aufgehoben war, sich schon als ängstliche Besorgniß, als bange Ahnung mitten in dasselbe eindrängt. Und wie mit dieser positiven Bethätigung seiner Liebe, ebenso verhält es sich mit der negativen, mit dem Schmerze. Ich erinnere zunächst an jene Stelle, die wir zum Ausgangspunkte für die Bestimmung des Wesens unsres Helden nahmen, an jenen Ausruf, in dem er auf seines Herzens Ruhe, auf seinen Frieden, auf sein Tagewerk Verzicht thut. Ueberall tritt in derselben allein die Beziehung auf ihn selbst hervor, dort die Beziehung auf sein individuelles, hier die auf sein allgemeines Wesen; wie die Befriedigung, die er als bestimmtes allgemeines Wesen fand, so ist auch die rein subjective Befriedigung, dieselbe, die wir eben als Entzücken auftreten sahen, mit dem Glauben an die

Treue seiner Gattin hin. Aber man höre seine tiefsten Klagelaute, die er weinend ausstößt: „Gefiel es Gott," sagt er,

> Durch Trübsal mich zu prüfen, goß er Schmach
> Und jede Kränkung auf mein nacktes Haupt,
> Versenkt' in Armuth mich bis an die Lippen,
> Schlug sammt der letzten Hoffnung mich in Fesseln,
> Doch fänd' ich wohl in einem Herzenswinkel
> Ein Tröpfchen von Geduld. Doch mich zu machen
> Zum festen Bilde für die Zeit des Hohns
> Mit langsam droh'ndem Finger drauf zu weisen,
> O! o! —
> Und dies auch könnt' ich tragen, sehr, sehr wohl:
> Doch da, wo ich mein Herz als Schatz verwahrt,
> Wo ich muß leben oder gar nicht leben;
> Der Quell, aus dem mein Leben strömen muß,
> Sonst ganz versiegen — da vertrieben sein u. s. w.

Freilich spricht hier Schmerz und zwar ein Schmerz, der tief ergreift — wo aber blickt auch nur ein einzig Mal der Schmerz um sie, um ihren Fall, um ihren sittlichen Untergang durch?*) Wie also ließe sich behaupten, daß sie ihm die Concretion einer sittlichen Idee gewesen? Sie war ihm vielmehr nur ein Gut, sein höchstes zwar, weil er bei ihr „sein Herz verwahrt," d. h. weil er seinen ganzen Lebensinhalt an sie abgegeben hatte und eben deshalb ihrer zum Leben nicht entbehren konnte, doch aber nur ein Gut, das allein durch seine Beziehung auf ihn Werth hatte; denn seine Klagen gelten nur ihm selbst. Daß er sie hier nicht mehr als Puppe auffaßt, ist freilich wahr, aber nicht weniger nothwendig, da seine Beziehung zu ihr sich durch ihren Abfall von ihm in die Beziehung zu seinem eignen Inhalt umgesetzt hat, dessen Gefäß sie früher war und den er jetzt mit ihr verliert. Deshalb tritt sie ihm auch später, als er sie schon ermordet hat, in einem Augenblicke, wo er ihr nochmals die ausschließliche Beziehung auf ihn, die Treue leiht, sogleich

*) Die einzige Stelle, die man mir hier entgegenstellen könnte, die fürchterliche Verwünschung Jago's Act 3, 4 (eine andere werd' ich später berühren):

> If thou dost slander her and torture me,
> Never pray more: abandon all remorse etc.

verliert schon durch den Zusatz and torture me so sehr an Gewicht, daß sie in der That nichts denn eine vorübergehende Aufwallung im Interesse ihrer Reinheit documentirt, das Vorwiegende sind auch hier wieder seine Qualen.

wieder unter einem ganz ähnlichen Bilde vor die Seele. Da ruft er aus:

> O wär' sie treu gewesen
> Und schuf mir eine zweite Welt der Himmel
> Aus einem fehllos reinen Chrysolith,
> Ich gab sie nicht dafür.

Wir glauben somit das Wesen der Liebe Othello's dargelegt zu haben. Das aber ist das Wesentliche, daß sie ihn, wie es sein Standpunkt mit sich brachte, nicht zum Gattungsmenschen, zum schlechthin Allgemeinen erweiterte, sondern ihn in seiner individuellen Bestimmtheit beharren ließ. Denn dadurch ist er, statt zur Freiheit zu gelangen, in den Widerspruch hineingestellt, selbstständig zu sein und doch nicht in sich selbst zu wurzeln, sein Prinzip aus sich herausverlegt zu haben und doch nicht in dem andern aufzugehen. Dann aber geht auch die Bedürftigkeit des Individuums mit in die Liebe über, die außerdem den Zweifel auch schon in sich birgt, weil ihr Glaube von der Prüfung ausgegangen ist. Sie ist ferner sinnlich, weil die Geliebte nicht als geistiges Wesen anerkannt ist, und endlich Tändelei, so lange sein eigner Inhalt sicher aufbewahrt scheint. Was dann die Geliebte selbst betrifft, so ist sie für ihn in denselben Widerspruch hineingezogen, in den er selbst gestellt ist: sie ist Person und soll sich doch allein auf ihn beziehen, sie ist ihm Sache, schon von vornherein, und ist doch Trägerin seines geistigen Inhalts. Das sind die beiden Widersprüche, die den Knoten unsres Drama's bilden: nur ihre Dialektik kann die Lösung bringen.

Zunächst bethätigen sie sich in der Liebe, die auf ihnen steht, dadurch, daß diese dem Subject die Befriedigung weigert, die die auf die Einheit mit der Gattung gestellte Liebe gibt, und es höchstens ein schnell verfliegendes Entzücken kosten läßt, dann aber gewährt sie ihm auch nicht ein Mal mit Sicherheit die Erfüllung mit dem eignen Wesen, mit dem Allgemeinen, das es früher schon in sich trug, und gibt ihm, so oft das frühere Selbstgefühl in ihm lebendig ist, die Empfindung des Zwanges, den es sich durch die Verbindung mit dem andern Wesen auferlegt hat. Das Letztere sahen wir an Othello schon bestätigt: wir sahen, wie bei seinem ersten Auftreten seine Selbstständigkeit sich schon regte, und gegen die Ansprüche der Geliebten, gegen die Rücksichten, die er ihr schuldet, reagirte. Wir sahen ferner das Entzücken in ihm auflodern, aber im

Geleit desselben trat sogleich die düstere Ahnung möglicher Störung seines Glücks auf, das nothwendige Product seiner subjectiven Bedürftigkeit, die sich als ein Moment seiner Liebe ergeben hat. Aber auch zu dem schon in sich nichtigen Entzücken steigert sie sich nur in besonderen Augenblicken, im Allgemeinen läßt sie das Subject auf der früheren Stufe der Erhebung und Anschauung stehen. Am klarsten zeigt sich das für Othello in seiner Erzählung vor dem Senate. Schon eh' er noch beginnt, gedenkt er der „sündigen Fehle seines Blutes," fühlt sich also noch ganz als Individuum, denn nur der Mensch, der sich zur Gattung erhoben hat, weiß sich durch diese gut, der aber wird sich seines Wesens auch nur als eines guten bewußt. Und dennoch ist gerade hier sein Selbstgefühl in ihm lebendig: „So wahr," sagt er,

> wie ich dem Himmel
> Bekenne meines Blutes sünd'ge Fehle,
> So treulich meld' ich Eurem ernsten Ohr,
> Wie ich gewann der schönen Jungfrau Herz,
> Und sie das meine.

Denn diese letzten Worte, die zwar einerseits seine Hingebung aussprechen, legen doch andrerseits Zeugniß ab, daß er, selbst der Hingebung seiner Gattin gegenüber, noch auf die eigne Gewicht legt, daß somit eben jetzt sein eigner Werth ihm im Bewußtsein ist. Damit hat aber unser Dichter, insofern jenem Ausspruch die Selbstständigkeit Othello's zu Grunde liegt, zugleich den ganzen Widerspruch, den wir oben entwickelt haben, den Widerspruch der Hingebung und Selbstständigkeit, klar und entschieden an die Spitze gestellt. Wieder eine Bethätigung jener oben hervorgehobenen Eigenthümlichkeit seiner Kunst. — Daß aber Othello durch die Liebe in der That in keine höhere Sphäre emporgetragen wurde, beweist am schlagendsten seine eigne Auffassung derselben, nach der sie, wie wir sahen, bloßes Tändeln ist und seinem Ruhm im Wege steht. Damit sind alle jetzt noch latenten Momente seiner Liebe aufgedeckt; es bleibt mir nun noch ihr Hervorbrechen, ihre Verwirklichung und Wirkung darzustellen, was im dritten Artikel geschehen wird.

Gotha. **Dr. Sievers.**

Der Ewigblinde.

Eine Schillersche Anschauung.

Das „Lied von der Glocke“ wird mit Recht zu dem Populärsten gerechnet, was Schiller seiner Nation geschenkt hat. Es war und ist, wie kein anderes Stück von des Dichters Leben, nach Inhalt und Form geeignet, diesem bei seiner Nation Eingang zu verschaffen. Sein Inhalt ist nicht weit, auch nicht zu hoch oder zu tief hergeholt; er liegt jedem Menschen so nahe, daß er sich so zu sagen mit Händen greifen läßt. Das menschliche Leben mit seinen Hauptmomenten von der Wiege bis zum Grabe — das ist's was Schiller mit seiner Glocke Schlägen jedem, der nicht gedankenlos in den Tag hineinlebt, zu Gemüthe führt. Und wie der Stoff so die Form: allen wie aus dem Munde genommen. Daher die Popularität sogar in denjenigen Kreisen, die sich nicht zu den gebildeten rechnen lassen.

„O daß sie ewig grünend bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!“

„Drum prüfe wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang!“

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.“

„Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.“

Das sind einige von den Schillerschen Glockenschlägen, die man hört, so weit die deutsche Zunge klingt, und die nach oben und nach

unten bringen bis an das verschlossene Ohr des Ewigblinden oder Ewigtauben. Den rührt kein Glockenklang, am allerwenigsten ein Schillerscher; der steht eher dem einen oder andern, der diesen Klängen mit Seelenvergnügen lauscht, im Wege, Klang und Lauscher eine Weile trennend und störend. Mit andern Worten: es gibt in dem Lied von der Glocke doch auch Stellen, die nicht jedem gleich auf den ersten Blick verständlich sind. Zu diesen gehört vor andern die folgende:

„Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein."

Was alles hat der Dichter, während ihm diese Verse aus der Feder flossen, geschaut? und was will er daher, daß der Leser, wenn ihm dieselben zu Gesichte kommen, schauen soll? Wer ist der Ewigblinde? was ist des Lichtes Himmelsfackel? wem gilt das Wehe?

Der Dichter sieht mit seinen leiblichen Augen oder im Geist dem Guß der Glocke zu, sieht so oder so das Erz in seiner Gluth und die glühende Masse in ihrer Wuth, und in demselben Augenblicke tritt ihm — nicht willkürlich oder nur zufällig — der Mensch in seinem Wahn, das Volk im Aufruhr vor die innere Anschauung, und er hört Glockenklang, Glockengeheul! Der Aufruhr zerret an den Strängen, das Volk zerreißt die Kette, durchbricht die Form, zersprengt das geborstene Haus der heiligen Ordnung, befreit sich selbst — blindwüthend wie das glühende Erz. Und was der metallne Mund, von den Fäusten des Aufruhrs verzerrt, auf seine Schrecken herabheult, des Dichters Geist vernimmt's, versteht's und deutet's: Ewigblind der Aufruhr, ewigblind das Volk, ewigblind der Mensch, der Mensch in seinem Wahn!

Der Mensch in seinem Wahn — er ist der Ewigblinde. Das ist klar; aber wie? — Der Wahn ist blind, und der Mensch, vom Wahn geblendet, ist mit Blindheit geschlagen, aber **ewig?** —

Des Dichters Geist sieht weiter; sein Blick geht freilich, wie jedes Menschenauge, von der sinnlichen Wahrnehmung aus, aber von da immer höher und immer tiefer und immer weiter, und im Fluge, wie der Blitz vom Aufgang bis zum Niedergang, bis in die Sonne hinein, und in ihrem Lichte, mit ihrem Auge, selbst eine Sonne,

überschaut er das Ganze und durchschaut es bis ins Einzelne, bis auf das Einzelne, von wo er ausging. Sein Blick ist Durchblick, sein Anschaun Zusammenschau, Totalanschauung, von der Idee getragen.

So hier. Der Schöpfer des Glockenliedes, der Täufer des Ewigblinden sieht zunächst das Erz in seiner Gluth und die glühende Masse in ihrer Wuth, und augenblicklich leuchtet's ihm ein: Das glühende Erz ist was es ist nicht durch sich selbst; es glüht von fremdem Feuer, es kömmt in Fluß, in Bewegung durch Kräfte, die es nicht in sich hat; es ist glühend und in Bewegung, aber es weiß und fühlt nichts davon; es ist glühend, aber nicht sehend, selbst nicht in seinem Silberblick; in Bewegung, doch nicht wissend woher, wohin, wozu; nicht sich selbst bestimmend, in der Gewalt fremder Mächte, unter dem Zwange der Naturgewalten, es muß.

Aber vom Einzelnen sieht er aufs Ganze, dieses in jenem; in dem Erze die ganze Masse, wozu es gehört. Das Einzelne — das Ganze im Kleinen — hat die wesentlichen Eigenschaften des Ganzen.

Und von der Sache fliegt sein Blick auf die Person. So sieht er in dem Erze das geistlose, das sinn- und willenlose Wesen, das Gegentheil von der Persönlichkeit — nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch „die Sinnlichkeit" — die sinnliche Natur des Menschen, die Negation der geistigen, die Folie des Lichtmenschen, und auf der Stelle leuchtet's ihm ein: die Sinnlichkeit ist wie das Erz von Erde, eine schwere Masse, an sich kalt, dunkel, unfrei, finstern Mächten verfallen, von der dunkeln Gewalt des Instinkts getrieben, von der eben so dunkeln Gewalt der Schwerkraft gezogen. Aber sie wird helle, geräth in Gluth und durch die Gluth in Bewegung von dem Feuer der Leidenschaft. Und so sieht er in dem glühenden Erze die leidenschaftlich aufgeregte Sinnlichkeit, den Aufruhr der natürlichen Triebe (des Pöbels) im menschlichen Organismus, und damit so recht eigentlich den Menschen in seinem Wahn, den einzelnen — und zuletzt in dem Einzelnen die Gesammtheit aller Seinesgleichen, das Volk in Aufruhr, die ganze Masse in Wuth, und es leuchtet ihm ein: was die Sinnlichkeit im einzelnen Menschen ist, das ist der Pöbel in der Gesammtheit des Volks und der Völker, der Menschheit. Es ist immer und überall eine und dieselbe Masse, von demselben Stoffe: Staub vom Staube, von

demselben Wesen: schwer, kalt, starr, in ihrer Ruhe Tod, in ihrer Bewegung Aufruhr wider ihren Gegensatz und so oder so, in diesem — abnormen — oder jenem — normalen — Zustande, immer lichtlos oder geistlos (blind) — immer und überall dieselbe Masse, derselbe Stoff, dasselbe Wesen wie im Erz so im Fleisch und im Pöbel, wie in dem kleinen so in dem großen, alle einzelnen umfassenden Weltorganismus.

Eben diese Masse, schon von der Gnosis des Alterthums mit dem Sachnamen „Materie" bezeichnet, wird in unsrer Stelle vor dem Angesicht der Poesie — die in der Sache die Person und in dem Einzelnen das Ganze und so die Identität von beidem schaut — in ihrer Weise personifizirt und in ihrer Sprache „der Ewigblinde" genannt.

Ewigblind ist demnach alles, was zur Materie gehört, also auch der Pöbel; und alles was zum Pöbel gehört, also auch jeder „Materialist." Der Pöbel ist ja nichts anders als die Materie — Hefe — im menschlichen Organismus oder die Korporation der Materialisten. Daher sagen wir: der Materialist ist der Ewigblinde oder, was dasselbe ist, der Mensch in seinem Wahn.

Diese Identität läßt sich nicht lange suchen. Der Materialist ist ja eben das was er ist durch seinen Zusammenhang mit der Materie; er hängt aber mit ihr als Mensch zusammen, zuerst von Natur, dann durch seinen Willen, sofern er diesen, d. h. sich selbst einerseits von dem Drange des Instinkts, der dem natürlichen Wesen des Menschen mitgegeben ist, und andrerseits von dem Zuge der Schwerkraft, welcher alle Materie untergeben ist, bestimmen und so in die Materie herunter ziehen und drängen läßt. Diese Schwerkraft und jener Instinkt haben nicht nur ein und dasselbe Ziel in der Uebung des Naturzwanges, sondern auch einen und denselben Grund im — Materialismus, von dem beide nur verschiedene Ausflüsse oder Organe sind. Der Materialismus — vulgo die materialistische Sinnesweise, womit aber die Wirkung statt der wirkenden Kraft gesetzt ist — ist nun (nach Analogie des Magnetismus) nichts anders als der Zug oder Drang des natürlichen Wesens im menschlichen zu seiner geistlosen Verwandtschaft, zur Materie hin, aber ein Zug oder Drang auf Kosten, zum Verderben des geistigen Wesens im menschlichen, ja, zum Verderben des ganzen menschlichen Organismus, schon nach dem Gemeinplatz: So ein Glied leidet, leiden alle mit.

Die verderbliche Wirkung des Materialismus zeigt sich demnach im Allgemeinen in dem leidenden Zustande, in welchen er den menschlichen Organismus versetzt, und damit zeigt sich zugleich seine Verwandtschaft mit seinem Gegensatze, dem Spiritualismus; beide haben nämlich ihren Indifferenzpunkt in der Leidenschaft. Erst der Humanismus, von welchem jene beiden die Flügel oder Extreme bilden, wird beiden Parteien des menschlichen Organismus gerecht. Und so zeigt sich der Materialismus als Leidenschaft, und zwar nicht als eine, sondern als die Leidenschaft selbst, sofern sie bedingt ist durch die Materie, als die allgemeine Grundform aller einzelnen s. g. niedern Leidenschaften von dem leisen träumerischen Hange bis zu dem gewaltsamen Drange nach irgend einem Punkte der Materie hin.

Aber der Materialismus übt insbesondere einen heillosen Einfluß auf das geistige Wesen im menschlichen, indem er das denkende und wollende Ich am Ende dahin bringt, daß es das Ziel seines Daseins, seine Bestimmung, in der Materie zu finden wähnt und zu erreichen trachtet. Und damit zeigt sich der Materialismus denn auch als Wahn, als der Wahn selbst, sofern er bedingt ist durch die Materie — nicht durch den Lichtstoff, wie der Spiritualismus — als die allen gemeinen Gestalten desselben gemeinsame Grundform, als das fixum der fixen Ideen von dem stillen Irrsinn bis zur blindwüthenden Tobsucht hinauf oder hinab.

So hält oder bringt der Materialismus den Menschen in Zusammenhang mit der Materie und — in Wahn, und so ist er der Wahn selbst, und seine Kreatur, der Materialist, der Mensch im Wahn und als solcher ewigblind — — ewig! ja, wenn die Materie es ist, und sie ist es als der ursprünglich lichtlos, nicht zum Licht geschaffene Grundstoff der Welt — die Materie, in deren ungeheurer Masse er, so wie er aufhört, sich von ihr zu unterscheiden, als Einzelwesen verschwindet, als Persönlichkeit verkömmt, sein ganzes menschliches Wesen auf- und untergeht, indem es mit ihr eins wird und in ihr — nichts, vom Licht für immer geschieden, von der Materie nimmer zu scheiden.

Und das ist keine bloße Phantasie, sondern Thatsache, welche Psychologie und Geschichte bestätigt. Denn jedes menschliche Individuum, und also auch das ganze Geschlecht, beginnt als ψυχικος, und wenn nicht dafür gesorgt wird, daß aus dem ψυχικος ein πνευμα-

τικος wird (durch Bildung), so bleibt er was er von Natur ist. Nun aber bleibt der große Haufen in dem natürlichen Wesen, oder dieses bleibt in jenem stecken und kömmt, aller Bildung zum Trotz, nie heraus. Daher, so lange es Menschen gab, gab es auch Pöbel, oder: seit Menschengedenken machten in jeder Generation die Materialisten die Mehrzahl aus. Und wie bisher, so auch in Zukunft, denn der Pöbel hört nie auf, weil die Materie nie aufhört — eine den Menschen- und Lichtfreund betrübende, aber leider nicht — mit des Lichtes Himmelsfackel gar nicht — zu widerlegende Gewißheit.

Da hätten wir nun unsers Schillers Ansicht vom Ewigblinden. Wer aber noch zweifeln wollte, dem nimmt er selber auch die Möglichkeit dazu, wenn er (in dem Vorwort zu den Räubern) sagt: „Noch so viele Freunde der Wahrheit mögen zusammenstehen, ihren Mitbürgern auf Kanzel und Katheder Schule zu halten, der Pöbel, worunter ich keineswegs die Gassenkehrer allein will verstanden wissen, hört nie auf Pöbel zu sein, und wenn Sonne und Mond sich wandeln und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid.“

Das tertium comparationis dieser Schillerschen Anschauung ist insgesammt die Identität der Materie und des Pöbels, welche sich dann aber in zwei ihrer qualitativen Hauptmomente sondert, in die Lichtlosigkeit und Kontinuität; die erstere nennt der Dichter „Blindheit“, in dem Bewußtsein des Gegensatzes beider Weltstoffe und weil das Auge das Organ des Lichtes ist; er hätte sonst auch Taubheit oder im Allgemeinen Sinnlosigkeit (etwa „Ohnesinn“) setzen können; die letztere — Kontinuität — nimmt er für Ewigkeit.

Noch eins! Diese Anschauung enthält kein bloßes Bild oder Gleichniß, wobei man zwei Dinge, die zufällig oder nur anscheinend diese oder jene Eigenschaft — tertium — gemein haben, zu unterscheiden hat; nein, und das ist eben der große Unterschied der objektiven Anschauung von der bloß subjektiven, es ist hier im Grunde nur ein Ding, Pöbel und Materie ist ein und derselbe Grundstoff, nur daß der Pöbel die Materie im menschlichen Organismus, und dieser wieder eine Abtheilung im ganzen Weltorganismus, also das Besondere im Allgemeinen oder das Allgemeine als Besonderes ist. Selbst die Personifizirung ist nicht bloß poetische Zuthat. Solche

Objektivität gibt der Anschauung den Charakter des Axioms; sowie sie Einem kömmt, kömmt ihre Wahrheit, von selbst einleuchtend, mit; sie ist selbstredend, Aussage und Beweis zugleich, und der schlagendste, weil anschaulichste, denn er springt, wie man sagt, in die Augen. Um dieses von der besprochenen Anschauung auch im Aeußern darzuthun, darf man nur für den Ausdruck „Materie und Pöbel" setzen: Materie und Materialist — ewigblind.

Das Licht ist der andere Grundstoff des Weltorganismus, im Gegensatz zu der schweren und dunkeln Masse die lichte d. h. leichte und helle, das Aktiv gegenüber dem Passiv, das Subjekt gegenüber dem Objekt, der Bildner — und in der höchsten Potenz, der Omnipotenz, auch der Schöpfer — seines Gegensatzes, den es von allen Seiten umgibt, durchbringt und bestimmt, ohne von ihm ebenso umgeben, durchdrungen und bestimmt zu werden, die Ursache aller innern Bewegung, die Erztriebkraft alles organischen Werdens, das Prinzip alles eigentlichen Lebens im Weltorganismus. Von diesem Lichte gibt es in keiner Sprache, weil nicht in der Wirklichkeit, eine Mehrzahl; es ist eine Eins, die Monas aller Lichtmonaden. Die s. g. Elemente „Erde, Wasser, Luft" gehören zur Materie, und Feuer ist ein Produkt aus den beiden Grundstoffen. Zu einer Fackel gehört Feuer und Brennstoff. Aber die „Himmelsfackel" verhält sich zum Licht, wie das Erz zur Materie; sie ist das Licht im Kleinen, ein Theil — Idiom — vom Ganzen. Daher das Wortgebilde „des Lichtes Himmelsfackel." Das Licht der Himmelsfackel ist der Schein, der von ihr ausgeht. Die Himmelsfackel kann kein irdisch Feuer sein, aber auch kein reines Licht (Aetherglanz), wie wir — „denen einzig Tag und Nacht taugt" — es nicht kennen und nicht haben und folglich auch nicht einer dem andern „leihen" können. Denn die einzelnen Funken, die aus dem unbeschreiblichen Sonnenleben der Himmlischen in unser Nachtlichtsleben wie Brosamen von der Herren Tische fallen, sind doch nur Sternschnuppen. Wie die tellurische Materie schichtenweise hinauf bis zu dem äußersten Saum, womit die Atmosphäre an den Aether stößt, sich verfeinert, so verfeinert sich das Licht durch eine Unzahl von Sphären hindurch bis — — zu dem Stoffe, aus welchem die Kleider der Himmlischen

die Himmlischen selber gewoben sind. Reines, Ur- und Nur-Licht — „ich habe keinen Namen dafür“ — das ist das himmlische Wesen, der reine Gegensatz des natürlichen; das menschliche ist aus diesem und jenem gemischt.

Das Licht im menschlichen Wesen nennen wir „Geist.“ Der Geist als solcher kann nicht die Himmelsfackel sein; ein Geist ist es aber jedenfalls, und zwar ein Geist im menschlichen, sonst könnte ein Mensch ihn dem andern nicht „leihen“; und noch dazu ein Geist, wie ihn nicht jeder hat, sonst brauchte er nicht geliehen zu werden. Es ist das was wir „Idee“ nennen — die höchste Potenz des menschlichen Geistes, dieser selber in seiner nur immer möglichen Einheit, Reinheit und Feinheit. Was vom Weltorganismus gilt, so weit wir ihn eben vermöge der Idee erschauen, das gilt auch vom menschlichen, dem Mikrokosmus. Auch hier ist eine Grenzlinie zwischen Atmosphäre und Aether und ein Verfeinerungsklimax nicht zu verkennen. Die Extreme berühren sich nicht mit ihren innern Seiten. Der Mensch, auch der von der Idee getragene Ideenträger, ist kein Gott. Das reinste und feinste Licht im menschlichen Wesen, mögen wir es als ein himmlisches schätzen, es ist doch nicht wie dieses rein und fein, weil immer von dem natürlichen gefärbt und getrübt. Doch zwischen dem Ideenträger und dem Ewigblinden ist ein Unterschied, in der That, wie zwischen Tag und Nacht. Ist nun die Idee des Lichtes Himmelsfackel, so ist der Ideenträger ein Himmelsfackelträger; und er trägt sie, wissend, daß er ein Licht trägt so rein und fein, wie es ein Menschengeist nur immer tragen kann; aber sie trägt dafür auch ihn — immer weiter hinweg von der Materie, immer höher hinauf zu seiner und ihrer himmlischen Verwandtschaft, bis er am Ende eins wird mit — dem ewigen Ur- und Nur-Licht, dem absoluten Geiste.

Doch wehe ihm, wenn er seine Fackel dem Ewigblinden leiht! „Sie strahlt ihm nicht.“ Hat auch der Materialist Sinn für die Idee? Das ist ein Ding, das er nicht kennt und nicht erkennen kann. Licht und Auge, Idee und Sinn dafür sind Himmelsgaben, die der nicht leihen kann, dem sie nicht vom Himmel verliehen sind. Und schon darum ist es von dem, der sie hat, gewagt sie an andere

verleihen zu wollen, vollends aber an den Ewigblinden. Der s. g. Philister mag über Idee und Ideenträger lachen, er macht sich damit nur selber lächerlich und vielleicht zum Stoff eines klassischen Lustspiels. Im Philister zeigt sich der Materialist nur als komische Person; aber der Mensch in seinem Wahn kann auch zum Ungeheuer werden. „Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden!" In der Hand des Ewigblinden wird die Himmelsfackel zu einer wahren Brandfackel, die das Glück ganzer Länder und Völker einäschert. Was das Feuer im Erze, der Vulkan im Schoß der Erde, die Leidenschaft im Fleisch bewirkt, ebendasselbe bewirkt die Himmelsfackel im Ewigblinden: Revolution! — Sonderbar, wunderbar, unbegreiflich, daß die reinste Ursache die unreinste Wirkung hervorbringen sollte! — Daß die Gegensätze sich an einander reiben, daß der Lichtstoff auf seine heterogene Widerlage im Allgemeinen wie im Einzelnen erregend einwirkt — doch mehr an- als aufregend, erweckend, nicht erschreckend, nicht mit Gewalt, nicht mit Geräusch, vielmehr in aller Stille, im linden Weben, mit dem geheimnißvollen Zauber der Liebe seine belebende Himmelskraft der starrsinnigen Masse einsenkt, einflößt, insinuirt — daß das Schönste gerade am meisten und ehesten der schändenden Verzerrung, dem sinnlosen Walten roher Kräfte, den Fäusten des Wahns und der Wuth ausgesetzt ist — daß der Materialismus zum Ungeheuer des Fanatismus ausschlagen kann: das alles nimmt uns nicht Wunder, was es doch in hohem Grade könnte; aber daß der Schrecken schrecklichster gerade von der schönsten aller Schönheiten kommen, daß das himmlische Licht der Idee zu einem Höllenbrande und noch dazu für die Unschuld werden, daß eben durch dieses Licht der Mensch in einen Zustand gerathen soll, wie Schiller ihn schildert in der Gluth und Wuth des Erzes: das ist ein Wunder vor unsern Augen. Wie! sollte denn die Wahrheit die Mutter der Lüge, die Ungerechtigkeit eine Tochter der Gerechtigkeit sein? sollte von der Freiheit die Frechheit, von der Schönheit die Abscheulichkeit, von der Heiligkeit das Laster, von dem Erhabenen das Gemeine kommen? sollten Furien von Grazien, Teufel von Engeln stammen? sollte der Satan Gott selber zum Vater haben? — —

Damit berühren wir ein uraltes Problem, das sich aber hier nicht weiter verfolgen läßt; hier erinnern wir uns nur daran, daß die Gnosis des Alterthums es mit dem Dualismus der Weltschöpferkraft zu lösen vermeinte, und daß die Mythologie des Heidenthums

das uralte Räthsel uns wenigstens sehr anschaulich auszulegen scheint, indem sie uns zeigt, wie die Himmlischen, Götter sowohl als Göttinnen, sich nicht mit Ihresgleichen allein vermählen. Wir denken dabei an die Lichtmonaden oder Ideen, namentlich daran, daß diese durch ihre Verbindung mit der Materie (eine scheinbare mésalliance) augenscheinlich ihr absolutes Wesen, wenn auch nicht aufgeben, doch zum Theil abgeben oder verleugnen, d. h. relativ (Halbgötter) werden, und finden den ersten und letzten Grund jenes Räthsels in dem Dualismus des Weltstoffs, sind aber weit entfernt zu behaupten, damit sei das Mysterium objektiv offenbar geworden, meinen vielmehr, daß es auch der christlichen Wissenschaft — der γνωσις mit Hilfe der πιστις — bis heute noch nicht gelungen ist dasselbe zu enthüllen.

Wie dem aber auch sei, die Thatsache, die uns so Wunder nimmt, weil wir die Ursache davon nicht finden können, läßt sich keineswegs bezweifeln. Dem Ewigblinden strahlt des Lichtes Himmelsfackel nicht, sie wird vielmehr in seiner Hand zu einer Brandfackel, womit er das Glück ganzer Länder und Völker einäschert und seinem Wohlthäter zum Danke dafür daß er sie ihm lieh, den Scheiterhaufen anzündet. Er kann das Licht nun einmal nicht vertragen und Freiheit ist ihm nicht Leidenschaftslosigkeit, Unabhängigkeit von der Materie, sondern das gerade Gegentheil. Wehe darum allen Ideenträgern und Menschenbildnern, die ihre Bestimmung darin finden, ihr Licht leuchten zu lassen! wehe ihnen, wenn sie mit Gewalt die Rohheit bilden, den Unverstand aufklären, die Unmenschlichkeit des Ewigblinden vermenschlichen wollen! Zerrbilder, wie die Mythologie sie aufweiset, Mißgestalten, wie die Geschichte unsrer Tage sie uns in erschreckender Leibhaftigkeit vor die Augen stellt, Geschöpfe, die ihrem eigenen Schöpfer Grauen erregen, sind die Produkte ihres unbesonnenen Eifers. Ja, selbst der besonnene — und das ist eben das Tragische in der menschheitlichen Entwicklung — wird gewöhnlich nicht besser belohnt. Zeugen dafür liefert die ganze Reihe der Märtyrer von jenem Prometheus an bis auf die bedauernswerthen Geister, die eben jetzt ihrer Lichtlust zum Opfer fallen. „Der Pöbel hört nie auf Pöbel zu sein," der Ewigblinde ist eben ewig blind. So laßt ihn denn liegen und wühlen im Bauch der Materie, die Made kann ja nur von Madenspeise leben und sterben! Wir wollen den Leviathan, wenn er doch nicht zu erlösen ist und wenn er gerade durch die Wohlthat der Erlösung zum Schreckensungeheuer wird, nicht aufstören. Wäre aber auch in unserm Sonnensysteme die Revolution das Prinzip der Entwicklung: in unserm Bildungssysteme (wir halten uns nicht für Weltregenten) steht das Prinzip der Evolution oben an.

Neuenhaus. **Engeljohann.**

Ueber Bedeutung und Gebrauch der Wörter

Actuel, Actual,

im Französischen und Englischen.

Ein Beitrag zur Lexikographie dieser Sprachen.

Das erste Heft des siebenten Bandes des Archivs enthält einen Artikel, in dem Herr Dr. Felix Flügel dem englischen Worte actual die Bedeutung von „dermalig, gegenwärtig" zu vindiciren sich bemüht. Da dieser Artikel das wahre Verhältniß der Sache, um die es sich handelt, sehr in den Schatten stellt, derselbe auch zunächst an und gegen mich gerichtet ist, so fühle ich mich veranlaßt, denselben zu beantworten, um das wahre Sachverhältniß möglichst in's Licht zu stellen. Ich will dabei den entgegengesetzten Weg einschlagen, den Hr. Flügel gewählt; ich will mit der theoretischen Entwickelung beginnen und daran die praktische Beweisführung knüpfen; denn die Praxis, ohne die rechte Theorie, ist und bleibt hohl und leer, so sehr sie sich auch den Schein der Berechtigung und Brauchbarkeit geben mag.

Actuel, im Englischen Actual, von lat. agere, treiben, wirken, bereiten, schaffen, errichten, thun, heißt ursprünglich, wirklich, wirksam, kräftig und ist so verwandt mit wahr, denn wirken ist von ahd. weran, machen, leisten, und gleicher Wurzel mit wahr, wie dies auch die Ausdrücke bekräftigen und bewahrheiten bezeugen, die im Begriff sich ursprünglich entsprechen. Die französische Fassung des fraglichen Wortes ist nun diese: Actuel, 1) wirklich, als paiement actuel = réel; in didaktischer Sprache, wirkend, wirksam, als grace actuelle, wirkende Gnade, im Gegensatz zur habituellen, bloß beiwohnenden; 2) in der Gegenwart wirkend, gegenwärtig in Wirkung, Geltung oder Kraft, als mode actuelle, monnaie actuelle, gouvernement actuel; 3) gegenwärtig, jetzig (als reiner Zeitbegriff), als moment actuel, saison actuelle. Hierbei muß bemerkt werden, daß die französische Sprache schon in

der zweiten hier angeführten Bedeutung den Grundbegriff des Wortes zurück-, und den von gegenwärtig, jetzig voranstellt, also z. B. zwischen gouvernement actuel und gouv. présent, zwischen état actuel, und état présent des affaires keinen wesentlichen Unterschied macht, was sie noch weniger bei rein zeitlichen Bestimmungen thut, und z. B. moment actuel und moment présent als völlig gleichbedeutend setzt; so daß also nicht, wie Hr. Flügel (S. 78) sagt, actuel in der französischen Sprache „zuweilen" die Bedeutung „gegenwärtig" hat, sondern daß dieselbe bei ihr die bei weitem vorherrschende, die für's alltägliche Leben allein gäng und gäbe geworden ist; so wie z. B. Hr. Péschier in seinem Wörterbuche diese Bedeutung als die erste setzt, mit welchem Recht oder Unrecht, bleibt hier unerörtert. Ob nun die französische Sprache, indem sie bei dem Worte actuel den Begriff der That, Wirksamkeit, Kraft so gut als aufgegeben und den des ziel- und thatlosen Seins, und zwar des Seins in der Gegenwart, zum Hauptbegriff des Wortes gemacht hat, gewonnen oder verloren hat, bleibe hier ebenfalls dahingestellt; gewiß ist, daß die englische Sprache mit actual den ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen, indem sie damit stets und immer den Begriff der That oder des ins Werk Gesetzten verbindet, so daß actual, actually stofflich und begrifflich völlig unserem wirklich, bereits (von wirken, bereiten) entspricht und die englische und deutsche Sprache in Ableitung und Gebrauch dieser Wörter durchaus Hand in Hand gehen. Dies sehen wir recht klar, wenn wir das Wort als Adverbium betrachten. Auch als solches bleibt im Englischen sein Grundbegriff der des ins Werk Gesetzten, bereits Gewirkten oder Gewordenen, Thatsächlichen, Wirklichen. Die französische Sprache, die diesen Begriff schon beim Adjectiv so gut als aufgegeben hat, kann nun vollends beim Adverbium dem englischen actually im adäquaten Ausdruck nicht mehr nachkommen, indem ihr actuellement nichts mehr als gegenwärtig, jetzt bedeutet; und sie muß daher zur Uebertragung des englischen actually oder des deutschen bereits, ihre Zuflucht zu dem matten déjà, schon, urspr. schön, nehmen, das sie allenfalls mit en effet verstärken kann und wirklich verstärken muß, wenn sie dem deutschen und englischen Ausdruck sinn- und wortgetreu nachkommen will. Wenn darum der Franzose Dauthereau folgenden Satz des Vicar of Wakef. (Chapter XVIII.) — the appearance

of another witness left me no room to doubt of his (Mr. Burchel's) villany, who averred that he and my daughter were actually gone towards the Wells — so übersetzt: mais je n'eus plus lieu de douter de sa bassesse, quand une autre personne m'apprit que lui et ma fille étaient actuellement allés aux bains — so ist nur ein Doppeltes möglich; entweder es schwebte ihm bei actuellement der Grundbegriff des Wortes vor, mit andern Worten, es erinnerte sich der Franzose dabei der ursprünglichen Verwandtschaft mit dem Engländer, oder aber, was wahrscheinlicher ist, er irrte sich, indem er actually mit actuellement für gleichbedeutend hielt. Wie dem nun auch sei, die Uebersetzung des Hrn. D. ist darum völlig unrichtig, weil kein heutiger Franzose aus derselben den wirklichen Sinn des Originals herauslesen wird, der doch kein anderer ist, als il m'apprit (me dit) comme une chose positive, il m'assura positivement, qu'ils étaient (déjà) allés aux bains, oder wie man den wirklichen Sinn des actually sonst im Französischen ausdrücken mag. Genug, wir sehen, daß der Genius der englischen und französischen Sprache hier auseinander geht, und daß die erstere, wenn auch in fremder Tracht, dem Genius der deutschen Sprache die Hände reicht, indem actually hier völlig unserem bereits, bereits wirklich, entspricht: — er betheuerte mir, sie wären bereits, bereits wirklich, in die Bäder gereist. Ein anderes Beispiel mag uns dies, wenn nöthig, noch deutlicher zeigen. In demselben Buche (Cap. 2) heißt es: he was violently attached to the contrary opinion and with good reason, for he was at that time actually courting a fourth wife. Hr. Dauthereau übersetzt hier: „car, dans ce temps même, il faisait sa cour, etc.; also etwa im Deutschen eben jetzt; aber daß damit nicht actually übersetzt sein kann, zeigt ja der Zusatz at that time augenfällig; also, er warb oder freite damals bereits um die vierte Frau, darum war er anderer Meinung. Oder man nehme den allerersten Satz aus den bekannten, sehr gut geschriebenen Bubbles (The Voyage), wo es heißt: By the time I reached the Custom-house stairs, the paddles of the Rotterdam steam-boat were actually in motion, and, etc. — Wer irgend englisch, französisch und deutsch versteht, wird finden, daß sich actually hier weder mit actuellement, noch mit „jetzt," noch selbst mit „wirklich, in der That" gut übersetzen läßt, sondern daß der adäquate deutsche Ausdruck nur bereits

(fr. déjà) ist, also die Schaufeln des Dampfboots waren bereits (déjà) in Bewegung, als rc. Nun mag man es meinetwegen dem Wörterbuche nicht zum Vorwurf machen, daß es grade das rechte Wort ausläßt, denn aus „wirklich" mag man das bereits leicht ergänzen oder errathen; aber darf das Wörterbuch statt dessen ein völlig falsches Wort, und somit einen völlig falschen Begriff unterschieben? Ist etwa „jetzt, gegenwärtig" = bereits, oder ist bereits nicht vielmehr gleich schon, auf etwas in Bereitschaft, ins Werk Gesetztes hindeutend? Will also das Wörterbuch den Begriff des actually erschöpfen, statt einen völlig falschen unterzuschieben, so muß es das Wort so erklären: der That nach, wirklich, bereits, schon. Damit ist Alles gesagt. Beweisen wir dieses aus den von Hrn. Flügel selbst beigebrachten Sätzen. Der Büchertitel auf S. 78 besagt nichts Anderes, als: Ein Deutsch-Katholik sagt Rom Lebewohl und berichtet von der religiösen Bewegung, die in Deutschland bereits Statt findet (Sinn: so daß Andere und Viele dem Einen noch folgen dürften). Wenn nun diese religiöse Bewegung bereits Statt hat, wirklich schon im Gange ist, so ist sie es freilich jetzt, daß aber das jetzt hier nicht im Mindesten zu betonen ist, sondern rein zufällig, sieht man gleich, sobald man nur statt ist ein war setzen will. Dies sehen wir am besten bestätigt an einem andern Beispiel auf Seite 75 bis 76. Hier ist von den, in den Jahren 1770 bis 1803 in Großbritannien wirklich lebenden (nicht schon verstorbenen) Schriftstellern die Rede. Wo liegt da in dem actually living authors für uns irgend der Begriff von jetzt? Noch weniger werden diesen Begriff solche darin finden, die diesen Büchertitel tausend Jahre nach uns lesen sollten, wogegen actually auch dann noch grade dasselbe sagen wird, was der Schreiber selbst damit sagen wollte, dem man freilich, wenn man will, ein „jetzt" unterschieben kann. Man sieht also, das jetzt, der Begriff der Gegenwart, tritt bei actually, nach englischer Fassung des Wortes, nie selbstständig hervor; soll er dieses, so gebraucht der Engländer, der seine Sprache correct schreibt, stets now, at present u. dgl. Eben so verhält es sich mit actual, dem Adjectiv *), was ein anderes von

*) Dem Adverbium actually analog wird das Wörterbuch den Begriff des Adjectivs actual so zu fassen haben: auf die That gegründet, thatsächlich, factisch, wirklich, wirklich geworden, bereits (wirklich) vorhanden, bereits gemacht, bereits geworden rc.

Hrn. Flügel angeführtes Beispiel zeigen mag. Auf Seite 75 oben ist von einem Schneider aus Breslau die Rede, der eine Forderung an Friedrich den Großen hat, die ihm derselbe noch als Kronprinz eigenhändig beglaubigt hatte; dieses Autograph bringt der loyale Schneider zu dem bereits König gewordenen Kronprinz und verlangt als einzige Gunst (reward) ein zweites Autograph, so daß in deutscher Uebersetzung der actual king meinetwegen der jetzige (nunmehrige) König sein mag, der jetzige, gegenwärtige König ist er nimmermehr, denn dann wäre er eben the present king, und somit ein anderer König als der, um den es sich hier handelt. Die actual seas in dem nächsten Satze sind die tertiären und bereits wirklich vorhandenen (für uns sicht- und tastbaren), im Gegensatz zu den vorweltlichen, die für uns nur Gegenstand der Theorie und Speculation sind. Der diesem nächste Satz läugnet die Ewigkeit der wirkenden und schaffenden Naturkraft; mit der Ewigkeit der Gegenwart hat es ohnehin gute Wege. Der Satz auf S. 77 unten handelt von den neuern, in praxi oder wirklich gemachten Fortschritten des Ackerbaues, nicht bloß auf Theorie oder Speculation fußenden; so wie der nächste von dem Zustand der Eisenbahnen, die bereits in den österr. Staaten wirklich bestehen, wirklich geworden sind. Der nächste, wenn er englisch sein soll, giebt den wirklichen Thatbestand, das wirkliche (und wahre) Sachverhältniß der Plata-Angelegenheit an, und im nächstfolgenden Satze will man wissen, was aus einem gewissen Figgins, den man in Malta einem Doctor übergeben, bereits geworden; es handelt sich keineswegs um den gegenwärtigen (present) Zustand des F., sondern um den wirklichen; man will wissen, was inzwischen mit ihm geschehen, was aus ihm geworden, ob er noch in Malta ist oder sonst wo. Man sieht, in allen diesen Sätzen tritt der Begriff der Gegenwart so sehr in den Hintergrund, ist so wenig tast- und faßbar, daß man sich nicht wundern darf, daß er allen englischen Lexikographen eben völlig entgangen ist. Und diesen Punkt hätte Hr. Dr. F. Flügel, bevor er seinen Aufsatz schrieb, billiger Weise ein wenig berücksichtigen sollen. Durfte er voraussetzen, daß einem Johnson, einem Webster, einem Richardson, daß Männern, die ihr halbes Leben mit sprachlichen Untersuchungen hingebracht, welche die Begriffe der Wörter meist bis ins Kleinste secirt und zerlegt haben, bei diesem actual der Alltagsbegriff „dermalig, gegenwärtig" entgangen sein würde,

wenn diese Bedeutung dem Worte wirklich zukäme? Eben aber, weil diese Männer Englisch verstanden, mußte ihnen bei actual der Begriff von present fern bleiben, so wie auch noch kein deutscher Lexikograph bei der Begriffsentwickelung von Wirken, wirklich, auf gegenwärtig, jetzig gekommen ist, da eben das Reale, Wirkliche, Wahre unabhängig ist von, und nichts zu schaffen hat mit, der rein subjectiven Vorstellung der Gegenwart. Daß die Franzosen den letztern Begriff in das Wort gelegt und ihn, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens, zum vorherrschenden, ja alleinigen gemacht haben, unterliegt keinem Zweifel; eben so gewiß aber ist, daß die englische Sprache thatsächlich einen andern Weg gegangen, wie ich schon oben gezeigt habe. Statt aber auf diese Thatsache Rücksicht zu nehmen, findet Hr. Flügel das Sichdecken und Ineinanderaufgehen der Begriffe des Wirklichen und Gegenwärtigen, wie es die französische Sprache vollzogen habe, und, wie er bewiesen zu haben glaube, auch die englische, „sehr scharfsinnig und tief." Aber worauf stützt er seinen Beweis? Einmal, wie wir eben gesehen, auf einige mißverstandene Sätze englischer Schriftsteller; sodann, wie wir sehen werden, auf einige schlecht stilisirte, mehr und minder unenglische Sätze. Wenn z. B. der Vielschreiber James, in französirender Weise, actual gebraucht (S. 74), wo jeder umsichtige Engländer, der seine Sprache kennt und rein erhalten möchte, present setzen würde und setzen müßte; wenn im nächsten Satze, offenbar unrichtig, actual race statt modern oder present race gesagt ist; wenn im dritten Satze gar ein actual existing state sich findet, wo es wenigstens actually heißen, dafür aber now existing oder present gesetzt werden muß, wenn der Satz klar und deutlich und richtig englisch werden soll; wenn namentlich auch auf S. 76 zwei Sätze sich finden, wo es statt actual offenbar present heißen muß, weil es sich auf ein future bezieht, so beweist dies eben nur, daß es Engländer giebt, die ihre Sprache schlecht schreiben und den Ausdruck vernachlässigen, womit zuletzt Niemandem etwas Neues gesagt wird*). Dies hat, in anderen Fällen, schon der alte Bischof Lowth überreichlich bewiesen; dies erfahren wir auch von dem späteren Sheridan, wenn wir auf Seite 4 der Vorrede seines Wörterbuches lesen:

---

*) So findet man auch den Zeitbegriff still und yet bei den angesehensten englischen Schriftstellern häufig verwechselt; so z. B. in Roscoe's Life of Lorenzo de

„so little regard has been paid to it in either respect (nämlich der englischen Muttersprache in Bezug auf Stil und Aussprache, in Vergleich mit den alten Sprachen), that out of our numerous army of authors, very few can be selected who write with accuracy; and among the multitude of our orators even a tolerable speaker is a prodigy;“ — dies sagen uns die jetzt so viel gehörten Klagen der Engländer über das wachsende Verderbniß der Sprache durch Einführung von Gallicismen, Germanismen u. s. w. In Bezug auf unsern speciellen Fall sieht aber Jeder leicht, daß, wenn es bei den Engländern auf einmal Mode werden sollte, actual mit present gleichbedeutend zu gebrauchen, die schauderhafteste Begriffsverwirrung die nächste Folge sein müßte, so lange wenigstens die englische Sprache den Grundbegriff des Wortes actual nicht völlig zurückgedrängt haben würde, wie es die französische gethan; d. i. so lange das klassische und jetzige Englisch nicht untergegangen wäre. Bis diese Umwandlung im Gebrauch dieses Wortes sich vollzogen hätte, würde auch der einfachste und klarste Satz, in dem es sich fände, eine dunkele oder schillernde Färbung erhalten, und Verwechselungen und Mißverständnisse, wie sie bei dem Worte Hrn. Flügel passirt sind, würden fast unvermeidlich und zur Tagesordnung werden. Wenn also Hr. Flügel, gestützt einerseits auf einige mißverstandene, andererseits auf einige an sich falsche und unenglische Sätze, die weit eher den drohenden Verfall der Sprache beweisen könnten, uns zuruft, „daß man die Leistungen des der Reflexion noch nicht unterworfenen, unmittelbaren und naturwüchsigen Geistestriebes mit der größten Vorsicht und mit der hingebendsten Achtung behandeln soll“, — so ist dies sehr richtig, hat aber in Bezug auf unsere Frage hier keinen Sinn, ist bloße Declamation und beweist recht schlagend gegen Hrn. Flügel und einen Theil seiner Gewährsleute, was es gegen mich beweisen soll. Wenn ich übrigens bei diesem Passus richtig zwischen den Zeilen lese, so will Hr. Flügel damit indirect

---

Medici, wenn es heißt (Pref. S. XXIII.) and this institution founded by Cosmo, and promoted by Lorenzo, yet subsists (statt still;) oder (Chapter I.) it (Florence) derives its origin from the ancient and venerable city of Ficsole, whose walls yet remain, etc. Dagegen heißt es wieder richtig von Piero de' Medici: the extensive mansion which his pride has planned, still remains to give celebrity to his name.

zugleich einen Streich gegen meine Theorie der englischen Aussprache führen oder gegen das, was ich in orthoepischer Hinsicht an dem Flügelschen Wörterbuche getadelt habe. Allein dabei irrt sich Hr. Flügel wiederum eben so sehr. Ist die englische Aussprache, wie sie in Walker, und so im Allgemeinen in Flügel gelehrt wird, etwa ein „naturwüchsiges" Product des Landes, hervorgegangen „aus dem praktischen Volksgeist, der, von keiner Reflexion beirrt, den Nagel meist auf den Kopf trifft?" Ist nicht in Walker vielmehr pure leidige Speculation, pure leidige Schulweisheit, die so lange an dem hergebrachten Laute vieler Wörter herumgearbeitet, bis sie denselben, bei den sogenannten Gebildeten wenigstens, glücklich zum Lande hinausphilosophirt hat? Lehrt uns etwa Walker das Englische so sprechen, wie wir es noch bei seinem nächsten Vorgänger, Thomas Sheridan, finden? Mit nichten. Sheridan aber hat nicht, wie Walker, 559 Paragraphe Principles geschrieben, sondern uns die Aussprache, ohne vieles Raisonnement, einfach so überliefert, wie er sie im Umgange mit den Ersten und Besten seines Volkes wirklich hat reden gehört (man sehe die Vorrede zu seinem Wörterbuche). Walker dagegen war, seines Standes und Gewerbes nach, Schulmeister, der, wenn einzelne englische Angaben über ihn richtig sind, von Yorkshire aus nach London kam und an mehreren Schulen in und außerhalb London Unterricht in Sprachen und sog. Rhetorik gab. Er nun, wohl wenig in Verkehr mit den ersten und besten Klassen der Gesellschaft, lehrt uns, im Gegensatz zu Sheridan, das Englische in vielen vielen Fällen gerade so sprechen, wie man in den englischen Schulen das Lateinische spricht. Da hören wir, um nur ein Paar Beispiele zu geben, ser-shi-or (certior); so-shi-us (socius); nun-shi-o (nuncio); ver-shi-o (versio); po-ten-shi-a (potentia); etc. etc. etc. Wie kommt aber, könnte man fragen, die Englische Schule dazu, das Lateinische c, s, t in solchen Fällen wie sch oder sh auszusprechen? Die Antwort darauf ist sehr leicht. Wörter wie na′-ti-on, men′-ti-on, ver′-si-on etc. lauten im Englischen na′-shon, men′-shon, ver′-shon, und so wurde das Lateinische na-ti-o, men-ti-o, nun-ci-o, ver-si-o, etc., in verkümmerter englischer Schulsprache na-shi-o, men-shi-o, nun-shi-o, ver-shi-o, anstatt na-si-o, men-si-o, nun-si-o, ver-si-o, etc. Diese seltsame, verkümmerte Aussprache des Lateinischen trägt nun Walker, gestützt auf den Mißbrauch der Schule, in die Aussprache des Englischen selbst zurück, indem er

z. B. statt ser-sho-ra'-ri (Sheridan), ser-shi-o-ra'-ri (certiorari); statt as-so'-shate (Sheridan), as-so'-shi-ate, as-so'-shi-a'-shon, etc. etc. sprechen lehrt. Man erlaube mir noch das Unenglische dieser Aussprache an einem einzigen Beispiel recht augenfällig zu zeigen. Will der Engländer den Horatius englisch aussprechen, so nennt er ihn Hor'ace, spricht also t wie ce oder scharfes s; die Schule dagegen spricht ihn Ho-ra'-shi-us, und so muß ja wohl Jeder, der die Augen nicht absichtlich verschließt, sehen, daß Walker nur Schul-Englisch, nur römisches Englisch macht, wenn er z. B. to ne-go'-ti-ate, as-so'-ci-ate, in-i'-ti-ate wie ne-go'-shi-ate, as-so'-shi-ate, in-ish'-i-ate, sprechen lehrt, eine Aussprache, die noch zur Zeit Sheridan's von keinem gebildeten Engländer gehört worden ist. Eben so verhält es sich mit dem vielbestrittenen sati'ety; die Schule spricht sa-ti'-e-ty, t hart, und mag so sprechen; die gesammte englische Welt, vor Walker, sprach sa-si'-e-ty, und nur sehr schwer ließ sich der „unbeirrte praktische Volksgeist" austreiben. Man sehe das Wort bei Walker. Wenn aber diese Aussprache in der Zeit vor Walker, bei den Gebildeten wenigstens, sich gar nicht findet, ist sie wohl eine „naturwüchsige, unbeirrt durch Reflexion aus dem Volksgeist herausgewachsene"? Nein, sie ist grade ein sehr spätes Product des englischen Lebens, ins Volk gekommen durch die lateinische Schule, zuerst aufgestellt und durch allerlei barockes Raisonnement in ein sogenanntes System gebracht — durch einen lateinischen Schul- oder Sprachmeister. Und wenn darum die Behauptung nicht zu kühn ist, weil sie wahr, daß nach diesem System die jetzigen Engländer das Englische in Tausenden von Fällen ebenso verkauderwelschen als die lateinische Schule das Lateinische verkauderwelscht, so fragt es sich, was ist denn die echte „naturwüchsige" Aussprache des Englischen? Eine Antwort ist leicht, wenn wir mit Hrn. Flügel sagen, es ist die unbeirrt durch Reflexion aus dem praktischen Volksgeist herausgewachsene. Nun hat aber der englische Volksgeist, tüchtig und trefflich an sich und zu Hause, zugleich eine sehr schwache, unpraktische Seite, die nämlich, daß er fremden Eigenthümlichkeiten gegenüber sich nicht zu helfen weiß, da Niemand bekanntlich zu einer rein objectiven Auffassung weniger befähigt ist als gerade der Engländer. Es besteht aber die Sprache des englischen Volks aus fast lauter fremden Eigenthümlichkeiten, und es wäre darum ein wahres Wunder, wenn grade dieses Volk, mit grade dieser Sprache,

und mit Einem Griff, überall das Rechte gefunden und aus sich herausgebildet hätte, denn dann hätte es ja das objectivste von allen sein müssen. Daß sich dieses Wunder an England nicht vollzogen hat, beweisen eben seine Aussprache-Wörterbücher. Es sind dies Versuche, die Einzelne aus dem Volke gemacht haben, die unbegriffene — fremde Sprache in ihren Lauten zu verstehen, zu sistiren und zu regeln, eben weil sich bereits große Verirrungen sehr fühlbar gemacht hatten; — many pronuntiations, sagt Sheridan, which thirty or forty years ago were confined to the vulgar, are gradually gaining ground; and if something be not done to stop this growing evil, and fix a general standard at present, the English is likely to become a mere jargon, which every one may pronounce as he pleases; — aber keinem dieser Einzelnen ist es noch gelungen, etwas absolut Gültiges über die Aussprache aufzustellen, eben vielleicht weil sie als Theile dieses Ganzen die Sache nicht minder subjectiv auffaßten und vielleicht auffassen konnten als das Ganze selbst, so daß bis jetzt immer ein Orthoepist mehr und minder wieder umgestoßen, was ein anderer aufgebaut hat, und zwar in ganz kurzen Zwischenräumen, so daß man nicht sagen kann, es hatte inzwischen, etwa nach Jahrhunderten, die Sprache den und den bestimmten Charakter angenommen. Nein, zwischen dem Sheridanschen und Walkerschen Wörterbuche z. B. liegen nur einige wenige Jahre und doch welcher Unterschied! Also, es liegen nur vor — Systeme, Meinungen, Ansichten, und nichts weiter. Und daß, in der That, Sheridan's Worte „which every one may pronounce as he pleases" — buchstäblich wahr geworden sind, dies kann das jüngste englische Aussprache-Wörterbuch des James Knowles beweisen. — Ist es denn nun aber, bei dieser Sachlage und bei so bewandten Umständen zu kühn, für den dem Volke verwandten und befreundeten Ausländer, diese Zustände mit der Fackel der Vernunft und der Wissenschaft zu beleuchten und zu prüfen, und sich so selbstständig und mit Gründen seine eigene Meinung zu bilden? Dies wird er wohl dürfen, eben weil etwas Positives nicht vorliegt, dies wird er sogar müssen, wenn er nicht unselbstständig bloß nachsprechen will und mitmachen, was heute Mode ist und es morgen nicht sein kann. Weiter aber, in der That, haben es die Engländer in der lautlichen Entwickelung ihrer Sprache nicht gebracht; zu einer rein objectiven Auffassung derselben, zu einer wissenschaftlichen Begrün-

dung der Lautgesetze ihrer Sprache sind sie bis jetzt nicht gekommen, eben weil sie zu subjectiv, zu einseitig national, zu exclusiv englisch gewesen sind. Wir Andern aber, wenn wir nicht bloß der Mode huldigen, sondern der Sache auf den Grund kommen, kurz, die Wahrheit finden wollen, wir müssen den grade entgegengesetzten Weg einschlagen, wir müssen vorzugsweise den fremden Elementen, die in der Sprache vorliegen, den einzelnen Nationalitäten, die darin zu vertreten sind, gerecht werden; und thun wir dieses, so werden wir, meist weit ab von Walker und Genossen, immer wieder auf Sheridan zurückkommen müssen, weil wir am meisten Ursprünglichkeit und „Naturwüchsigkeit", wenn von solcher in Bezug auf die englische Aussprache überhaupt die Rede sein kann, da finden werden, wo wir am wenigsten Raisonnement und Schule finden. Ich habe diesen Weg betreten — leider nicht ohne vielfache eigene Verirrungen —, habe viel Manuscript ins Feuer geworfen, habe lange Jahre, schwere, oft qualvolle Tage und Nächte darüber hingebracht; aber ich werde, unbeirrt von dem Geschrei der sogenannten praktischen Leute, so Gott will, die Sache glücklich zu Ende führen; wo nicht, so werden Andere, hoffe ich, den Weg weiter gehen, den ich angedeutet habe, denn nur er kann zum endlichen Ziele führen. England aber mag bedenken, daß es mit jedem Mißlaut mehr, den es in seine Sprache bringt, das Unrecht mehrt, somit Sinn und Gefühl für Recht und Wahrheit mindert und schwächt, und zuletzt der Barbarei Thür und Thor öffnet; es mag zusehen, daß es nicht, wie das alte Rom, durch Mißachtung der höchsten Güter des Lebens, Barbaren anheimfalle, die ihm zwar nicht von außen, wohl aber von innen kommen können, zu kommen drohen; es mag zusehen, daß nicht das prophetische Wort „des Alten", obwohl bei anderer Gelegenheit und in Bezug auf Anderes gesprochen, in Erfüllung gehen möge: „the great country may yet live to see distress." —

Um aber schließlich, nach dieser Digression, noch mit zwei Worten auf unsere Hauptfrage zurückzukommen, so glaube ich, Herrn Flügel bewiesen zu haben, daß er im Unrecht ist; daß der gerühmte sog. praktische Standpunkt der bisherigen Sprachmeisterei in Wahrheit ein unbrauchbarer und niedriger ist und die deutsche moderne Philologie einen weit höhern, echt wissenschaftlichen einzunehmen trachten muß, weil ihre Aufgabe eine unendlich große und wichtige werden kann, die zusammenfällt mit der Gesammtaufgabe, welche die Vorsehung unserem Volke gestellt haben mag, voraufzugehen den Völkern der Erde im Kampfe für, und im Ringen nach, Wahrheit und Recht, Gesittung und Bildung.

Jena.

Voigtmann.

Die Vorsilben De oder Dé, Re oder Ré

im Französischen.

Zu den häufigsten Verstößen, welche Deutsche beim Sprechen und Schreiben des Französischen sich zu Schulden kommen lassen, gehört unstreitig die Verwechselung des accentuirten oder lauten mit dem nicht accentuirten oder halblauten e. Der erste und allgemeinste Grund zu dieser Erscheinung liegt aber in der nationalen Verwöhnung der Organe, durch welche die dem Franzosen ganz geläufige Unterscheidung der verschiedenen Abstufungen des E-Lautes, dem süd- und mitteldeutschen Ohre wenigstens, eine schwer zu bewältigende Schwierigkeit darbietet. Eine nicht minder störende Ursache mag darin liegen, daß der gelehrte Deutsche, welcher die im Französischen gebrauchten Lautzeichen in der griechischen Sprache als Tonzeichen verwendet zu sehen gewohnt ist, sich nur mit einem gewissen Widerstreben in jenen ihm abnorm scheinenden Gebrauch zu finden vermag, welcher jedoch mit der Lautlehre der Sprache eng verschmolzen ist. An solchen Lehranstalten nun, wo diese beiden Gründe, bei dem häufig zerrissenen Unterrichte in den neueren Sprachen, vereint wirken, darf es nicht Wunder nehmen, wenn viele Schüler die Anstalt verlassen, ohne mit diesem höchst einfachen Gesetze in's Klare gekommen zu sein. Endlich liegt ein großer Theil der Schuld dieser Unklarheit an der Ungenauigkeit vieler deutschen, wie früher auch französischen Druckwerke in dieser Beziehung. Wenn man nämlich auch mit Vergnügen wahrnimmt, daß die Erzeugnisse deutscher Pressen hierin seit etwa 15 Jahren weit reiner geworden sind, als die der Glanzperiode Meibinger's, wo man noch brébis, dévancer, dénier (denarius), dévise, rélatif, réligion, sécrétaire, dangéreux u. a. m. lesen konnte, so fehlt es doch auch jetzt nicht an französischen Büchern, welchen, gehörten sie der griechischen Literatur an, ihrer ungenauen Accentuirung wegen, der Eingang in Schulen mit Recht untersagt würde.

Es kann hier nicht die Absicht sein, den ganzen betreffenden Theil der Orthoepie auszuführen; folgende Untersuchung soll sich vielmehr darauf beschränken, die Schreibung, und mithin den Laut, der mit de oder dé, re oder ré anfangenden Wörter, sofern diese Partikeln als Vorsilben zu einem Stamme treten, dem jetzt bestehenden Gebrauche gemäß festzustellen, wobei sich, wie bei vielen ähnlichen Untersuchungen, der Beweis ergeben wird, daß weder die Zugrundlegung der römischen Schriftsprache, noch überhaupt eine ausschließlich etymologische Behandlung von wesentlichem Nutzen sein kann. Aber auch selbst bei der historischen Verfolgung der Sprachdenkmale möchte die Sprache der ersten Jahrhunderte, ihrer vielfältigen Wechselfälle wegen, kaum geeignet sein, über die beregte Frage Licht zu verbreiten, wozu noch kommt, daß die Accente, um die es sich hier handelt, durch die Buchdruckerkunst festgehalten, erst am Ende des sechszehnten Jahrhunderts *) allgemeine Geltung erhielten, weil, so lange die beiden Hauptdialekte um den Vorrang stritten, die Laute selbst schwankten **), bis endlich die durch die Grammatiker vorgenommene Sichtung die Sprache in orthoepischer Beziehung zu Dem machte, was sie jetzt noch ist. — In diese Zeit müssen wir uns da-

*) Accente, besonders der accent aigu, kommen, nach den von O. L. B. Wolff, Ideler u. A. mitgetheilten Sprachproben, schon im zwölften Jahrhunderte, und zwar in der Provençalsprache wie in den nördlichen Denkmalen vor. Ob man die Unregelmäßigkeit im Gebrauche dieser Zeichen dem Mangel an festem Princip, dem Schwanken der Laute oder der Willkür der Abschreiber Schuld geben soll, mögen Diejenigen entscheiden, welche Gelegenheit haben, Manuscripte zu sehen. In dem Anhange zu Diez, Poesie der Troubadours, worin der Apostroph häufig ist, fand ich nur zwei Accente in dem Verse Tan soi consîres. Dieses Bedenken wird ferner bestätigt durch die im Hefte II. des Archivs mitgetheilten Stylproben aus den Pariser Bibliotheken, endlich aus folgender Stelle von A. W. Schlegel „.... je pense qu'on pourrait se permettre de régler l'orthographe des Troubadours (?); je pense qu'on pourrait employer avec avantage lès accens, soit pour diriger la prononciation, soit pour distinguer les homonymes." (Damals war Raynouard's Werk noch nicht erschienen.) Aber auch selbst nach der Feststellung des Gesetzes gab es noch hartnäckige Schriftsteller, welche keine Notiz davon nahmen: De Brosses, Traité de la Formation mécanique des Langues, 1765, nimmt den accent grave auf der penultima noch nicht an, und schreibt noch féve, siécle.

**) Péchéour, pécheour, pécheur; Jéhan, Jehan, Jean u. s. w.

her versetzen, um die der Sprache selbst abgewonnenen Normen festzuhalten.

I. Im Allgemeinen steht die Regel fest, daß a) die Vorsilbe de, vom lateinischen de, welche als Präposition oder Casuszeichen schon ein selbstständiges Eigenthum der Sprache war, accent- oder lautlos blieb, so fern sie zu fest eingebürgerten Gebilden trat, wie in debout, deçà, dedans, dehors, delà, demander, demi, depuis, derechef, devant u. Abgel., devenir, devers, (devis und) devise; aus Gründen der Analogie auch in demain und demeure, jetzt auch in degré. b) Laut oder accentuirt ist dagegen dé, meist vom lateinischen dis oder di, ital. di, entsprechend den deutschen Vorsilben zer, ver, ent, als défaire, von dis und facio, décharger, von dis und dem schon bestehenden primitivum charger, andere, welche mehr der Schriftsprache als der Volkssprache angehören, behielten dis oder di unverändert bei, weil die Grammatiker mit Hintansetzung ihrer eigenen Nationalität, nur vom Lateinischen ausgingen, und das Französische als „eine hinkende Tochter einer wohlgebildeten Mutter" ansahen; daher discerner, diffamer, disloquer; disgrâce behielt seine italienische Form. Aber auch vom lateinischen de, wie défendre, déléguer, démontrer, dénoncer, welche vom Lateinischen oder Italienischen unmittelbar entlehnt wurden. Ueberhaupt aber erschien die Ableitung einer nicht geringen Anzahl von Wörtern aus dis, di oder de als höchst mißlich, indem selbst im Lateinischen diese beiden Partikeln ihrer Anwendung nach, einander bisweilen so nah rücken, daß sie sich fast decken, wenn auch einem Lateiner ex professo der Unterschied zwischen depello und dispello, dejicio und disjicio, dependeo und dispando*) ganz klar

---

*) Die Académie führt unter de auf: dejungere und disjungere, despoliare und dispoliare, determinare und disterminare, und meint nur, die französischen Formen ließen sich gleichgültig aus einem oder dem andern lateinischen Worte ableiten. Unter Roman liest man: Langue romane = la langue qui s'est formée de la corruption du latin et qui a été parlée et écrite dans le midi de l'Europe depuis le dixième siècle jusqu'à la fin du treizième. Eine weitere Bedeutung des Wortes roman geht nur vag aus den Zusätzen des Complément hervor.

vorliegt, so konnte doch nach Jahrhunderten die Synonymik der vermeintlichen Mutter für eigends gebildete Idiome nicht mehr bindend sein, welche die ererbten Formen ihren eigenthümlichen Gesetzen unterwerfen mußten, und wiederum, durch ein Gemisch zweier Prinzipien, aus einem Stamme zwei Formen in verschiedener Bedeutung erhielten, wie décréditer und discréditer, district und détroit. Dem lateinischen Begriffe von de entspricht genau dé in découler; dagegen heißt dégeler lat. regelo; für demeurer findet man demoror und remoror, wenn auch bei verschiedenen Schriftstellern; in déparler hat dé einen förmlich negativen Sinn angenommen. Erwägt man ferner, daß in verschiedenen romanischen Zweigen, aus welchen das Französische sich allmählich herausbildete, dis, di, des, de und do häufig wechseln, so kann man sich nur darüber wundern, daß die Verwirrung nicht größer geworden ist: factisch ist nun, daß außer den oben aufgeführten kein Wort dé hat. Endlich ist es nicht dem Volke, welches das e in enorgueiller und enivré so ausspricht, wie in énerver, zuzuschreiben, wenn es dépenser, aber dispendieux, devoir, aber débiteur, delà, aber déjà, degré, aber débris, sprechen muß, weil das Volk nur Gefühl für Analogie hat, Etymologie aber Sache der Grammatiker ist. Irren würde man aber, wenn man annähme, daß alle Provinzen Frankreichs hierin gleiche Neigung haben: in den meisten Fällen, wo der Normand de und re hören läßt, spricht der Provençale *), welcher helle Laute liebt, dé und ré. Ob die an den Grenzen Belgiens herrschende ähnliche Neigung von germanischem oder altspanischem Einfluß herrühre, mag dahingestellt bleiben.

II. Ein fester Gebrauch ist jetzt, daß bei jedem vocalisch angehenden primitivum zwischen dieses und dé das euphonische s eingeschoben wird, mag de von dis oder de herstammen: désarmer, lat. dearmo; désastre, von dis und astrum; daher auch désespérer, weil spero bereits ein e vorgeschoben war; doch nicht vor dem gehauchten h, daher déharnacher; früher scheint dieses Gesetz nicht bestanden zu haben, was aus den alten Kunstausdrücken déauration, déalbation, sowie déambuler, hervorgeht.

---

*) Man sehe: Reynier, Corrections raisonnées des Fautes de Langage et de Prononciation qui se commettent dans la Provence et quelques autres provinces du Midi. Marseille, 1829.

III. Da, wo de oder dé zu einem mit s angehenden primitivum tritt, geminirt das s, ohne daß dadurch der Laut verändert werde, wie dessus, dessous; in dessécher, desserrer, desservir u. a. m. wird der Accent nicht geschrieben, obgleich das e laut ist (siehe VII.); demgemäß hätte man dessoler für désoler, wie esseulé, gebildet, und dessuétude für désuétude geschrieben, wären soler und suétude bestehende primitiva gewesen *).

In Betreff der Vorsilbe re oder ré, wo das Italienische ri, das Provençale bisweilen ro hat, herrschen im Allgemeinen dieselben Grundgesetze **).

IV. a) Ohne Lautzeichen ist re da, wo es als iterative Vorsilbe zu bereits bestehenden Formen dient, wie rebattre, recouvrir, relever; doch auch refuser. Hätte übrigens, bei dem Kampfe, welcher unter und nach Franz I. die Sprachbildner in zwei geschiedene Lager theilte, die italienische oder mediceäische Partei die Oberhand erhalten, so bürgt die noch bestehende Neigung der Südländer dafür, daß diese sämmtlichen Silben mit dem aigu bezeichnet worden wären. b) Accentuirt ist dagegen ré überhaupt in überlieferten Wörtern, oder solchen, welche unmittelbar dem Lateinischen entnommen wurden, wie répéter, référer, réciter, réciproque, réminiscence; in répit und répondre, wo das s mit einwirkte. Da indessen diese beiden Gründe einander häufig in den Weg traten, so entstanden recueillir neben récolliger, réduire neben reconduire, réformer neben reformer, récréer neben recréer; rebelle, aber rébellion, rejouer aber réjouir; bei einem und demselben primitivum: remettre, aber rémission, reprocher, aber irréprochable, retenir, aber rétention, recevoir, aber réception, religion, aber irréligieux; ferner rhabiller, doch réhabiliter; endlich zwang die Noth zu répartir und repartir.

V. a) Accentuirt ist ré vor Vocalen und dem hauchlosen h, als réintégrer, réitérer, réunion, réhabiliter, réhabituer (gegen die Neigung des Volkes); vom lateinischen Gebrauche ist durch die

---

*) Unrichtig stellt Steffenhagen, p. 31, descendre, pressentiment, prescrire und prescription mit dessécher, dessiller, messeoir, messéance auf eine Linie, indem bei den ersteren e gleich ist è.

**) Auch hier kann die Definition der Académie zu nichts nützen; was soll heißen: „La particule re, dans repousser, réagir, indique un sens contraire?“

Juristensprache noch das eingeschobene d in rédhibition übrig; b) nicht vor dem gehauchten h, als reharnacher, rehausser.

VI. Vor einem Vocale oder hauchlosen h contrahirt man re mit dem folgenden Vocale: raccourcir, rattacher, rétablir, réchauffer, rhabiller, ressuyer; jedoch réélir, réédifier (vergl. VII.).

VII. a) Da, wo der Consonant geminirt, desgleichen vor zwei trennbaren Consonanten, fällt der Accent, wie bei de oder dé weg (III.); daher ressentir, ressource, ressouvenir, welche lauten wie dessus, dessous; restituer, restaurer, restreindre haben keine französischen primitiva; nur der Willkür der Grammatiker kann man aber réestimer, réexposer, réexporter zuschreiben.

Aus vorstehender Zusammenstellung geht zur Genüge hervor, daß die Sprache ihre eigenthümlichen Gesetze hat, die Schriftsprache aber aus der römischen Schriftsprache ergänzt wurde, wodurch zwei einander widerstrebende Elemente in Conflict geriethen. Weiteres erfährt man weder aus der Académie noch aus den etymologischen Wörterbüchern der Franzosen, welche zwar bei de noch die griechischen Partikeln δις und δια heranziehen, dadurch aber nichts fördern, weil sie durch einen Teufelssprung über die der römischen Volkssprache entstammten Anfänge des romanischen Elementes hinaus jedes geschichtliche Moment ignoriren, und folglich nichts erklären*). Es bleibt uns noch übrig, mit Hinweisung auf die nachgewiesenen Gründe die noch nicht einzeln aufgeführten und etwa zweifelhaft scheinenden Wörter nach der Académie und Boiste in alphabetischer Ordnung folgen zu lassen.

Accentuirt ist ré:

Vor b in rébarbatif. — Vor c in récalcitrer u. Abg., récapituler u. Abg., récépissé und Verwandtem, récidive u. Abg., récif, récognitif, récoler, récollets, récompense u. Abg., récon-

*) Wie verführerisch die Aehnlichkeit, nicht nur der Form, sondern auch des Begriffs, ist, weiß Jeder, welcher sich um Etymologie bekümmert; so wie die französischen Etymologen loger und logis als unbezweifelte Nachkommen von locus ansehen, so dürften wenige Grammatiker daran zweifeln, daß ne in dem Satze: Il est plus riche que vous ne pensez, die lateinische Partikel ne sei, indem der angenommene Sinn ganz gut dazu paßt. Ch. Nodier erkennt darin das italienische ne, welches bei dem Altfranzösischen eben so hieß (Diez II, 387), jetzt en: più ricco che ne pensate, als ihr davon denkt.

fort u. Abg., récriminer, récopérer, récuser u. Abg. — **Vor d:** rédarguer, rédiger u. Abg., rédimer u. Abg., rédonder u. Abg. (nach Boiste und dem allgemeinern Gebrauche nicht), réduire u. Abg., réduplicatif, réduplication. — Vor f in: réfaction, réfection, réfectoire, réfléchir u. Abg. (doch nicht in reflet und refléter); réfracter und Abgel., réfrangible, réfrangibilité, réfugérant u. Verw., réfringent, réfugier (nicht in refuge), réfusion, réfuter u. Abg. — Vor g in: régénérer u. Abg. — Vor m in: rémora, réméré, rémunérer u. Abg. — Vor n in: rénovation. — Vor p in: répandre u. Abg., réparition für réapparition, répercuter u. Abg., répertoire, réplétion (nicht in replet), réplique u. Abg., répréhensible, répréhension; répudier, répugner u. deren Abg., répulluler, répulsif, répulsion, réputer u. Abg. — Vor q in: réquisition, réquisitoire (doch requérir, requête). — Vor s in: réserve, résider, résigner u. deren Abg., résilier u. Abg., résister, résonner, résoudre u. deren Abg., résorption, résulter, résumer u. deren Abg., résurrection. — Vor t in: réticence, réticulé u. Abg., rétif, rétine, rétorquer u. Abg., rétracter u. Abg., rétribuer u. Abg. — Vor v in: révéler u. Abg., réverbère u. Abg., révérer u. Abg., réversal u. Abg., réviseur, révision (nicht in reviser), révivifier, révolte, révoquer u. deren Abg., révolu u. Abg., révulsif, révulsion.

Hadamar. **Barbieux.**

Eigenthümliche Elemente der frisischen Sprache.

I. Die Endungen ens und lis.

Das innere selbsteigne Wesen der frisischen Sprache ist ungeachtet aller Bücher, Forschungsversuche und Abhandlungen über diese Sprache bisher so gut als unbekannt und unbegriffen geblieben. Daß ich berufen bin über meine Muttersprache zu schreiben, wird doch wol Niemand leugnen. Ich werde also zeigen, wie wenig man noch weiß von ihr, und werde darthun, daß sie kein Plattdeutsch ist.

„Er is in Friesland een zeker zeldzam soort van Zelfstandige Naamwoorden in gebruik uitgaande op Ens, en beantwoordende aan de gewoone Nederduitsche uitgaande op Heid (heit) of Te. Zo zegt men Zwakkens, voor Zwakheid, of Zwakte, Bleekens, v. Bleekheid, Wittens, v. Witheid, Droogens, v. Droogte, Nattens, v. Natte, of Natheid, om Veerens, v. om veer, Djepens, Howeerdigens, Nedrigens, Gyrgens, Grootschens, Buitensporens, Kweeëns, Hietens, Bitterens, voor Diepte, Hovaardigheid, Nedrigheid, Gierigheid, Grootschheid, Buitenspoorigheid, Kwaadheid, Hitte, Bitterheid —“

so schrieb im Jahre 1802 der sehr gesunde Sprachforscher Ev. Wassenbergh von Franeker in seinen „Taalkundige Bydragen.“ Dieses ausschließliche frisische Element ist in dem Frisischen des Professor Wassenbergh, das noch im ganzen holländischen „Vriesland“, außer in Leeuwarden und Harlingen, gesprochen wird und zwar als ein Gemisch mit Holländischem, jetzt schon großentheils erstorben. Ueber die Weser hinaus kannte Wassenbergh kein Frisisch. Das Landvolk der Westfrisen weiß außerhalb seiner Grenzen von keinem Frisland. Wo ich auch fragte, hatte Niemand von einem Nordfrisland gehört.

Die eigenthümlich frisische Substantiv-Form ens kommt am häufigsten auf den äußersten Außeninseln der Nordfrisen, wo ich geboren und aufgewachsen bin, vor, und wo die frisische Sprache am

ursprünglichsten geblieben ist. Die Substantiven dieser Gattung werden meistens durch Anhängen der Endung ens an ein Adjectiv gebildet. Unter unzähligen Beispielen können die folgenden zur Verdeutlichung genügen.

Hughens — von huch (lang u), d. i. hoch, bezeichnet Höhe, Anhöhe.

Liaghens — von liach (i und a schnell mit einander ausgesprochen), d. i. niedrig, heißt Niederung, Thal.

Flakens — von flak (lang a), d. i. flach, seicht, untief, heißt Untiefe, seichte Stelle in der See.

Grátens — von grat (a kurz wie auch in Grátens), d. i. groß, heißt Größe, Statur.

Letjens — von letj (klein) — Kleinheit, kleine Statur.

Drügens (ü kurz) — von drüg, d. i. treug (das spätere häßlich langbeinige trocken) — Trockne, d. i. trockene Stelle.

Djipens (i kurz) — von djip (tief) — Tiefe, besonders Wassertiefe.

Witjens — von witj (weiß) — Weißes, weiße Stelle, weißer Fleck, das Weiße im Ei, Auge.

Suartens — von suart (schwarz) — Schwarzes, schwarze Stelle.

Ruadens — von ruad (roth) — Rothes, rothe Stelle, Röthe.

Grenens — von green (grün) — Grüne, grüner Fleck.

Gülens — von gül (ü lang) (gelb) — Gelbe, gelbe Stelle, gelber Theil.

Thjokens — von thjok (o kurz), d. i. dick — Dickes, Dicke, dicke Stelle.

Thánens — von than (th wie in thjok mit dem ursprünglichen Laut und a kurz), d. i. dünn — Dünne, Dünnheit, dünne Theil.

Steilens — von steil, d. i. schroff, steil — steile Stelle, Steilheit.

Wókens — von wok, d. i. weich — das Weiche, weiche Theil, weiche Stelle, z. B. hat Wókens fan't Bruad (das Weiche vom Brod — welches die Rinde einschließt), gung eg iin un't Wókens (geh nicht in's Weiche hinein — wo man einsinken kann).

Firens — von fir (i lang), d. i. weit, fern — Weite, weite Ferne.

Narens — von nar (a lang), d. i eng (englisch: narrow) — Enge, enge Stelle.

Widjens — von widj (i kurz), d. i. weit, geräumig, breit (englisch

wide) — Weite (nicht Ferne), weite Stelle, geräumiger, breiter Theil.

Rüchens — von rüch (ü kurz), d. i. rauch — Rauche, rauche Stelle.

Kalens — von kal (a lang), d. i. kahl — Kahle, kahler Theil.

Trongens (vielleicht besser Throngens) — d. i. Schnupfen. Das frisische throng heißt bang. Aber throng oder trong heißt auch ranzig. Ich darf kaum behaupten, daß es mit dem deutschen Drang in Verbindung stehe.

Leakens — von leak, d. i. leck (undicht, wo das Wasser durchdringt) — Leck, lecke Stelle (wo Wasser einleckt, entweder von unten auf — im Schiff — oder von oben herunter durch ein Dach oder sonstige Schutzdecke).

Gröwens — von gröw (ö lang), d. i. dick — dicke Stelle, Dicke.

Klianens — von klian (das Gegentheil von gröw), d. i. dünn oder schmächtig — dünne Stelle, Dünnheit.

Eagams — von Eag, d. i. Rand, Kante — was am Rande, z. B. eines Eßgeschirres, sitzt.

Gleabens — von gleab, d. i. glatt — Glatte, glatte Stelle.

Saragens — von sarag (das Gegentheil von glatt).

Röbagens — von röbag, d. i rotzig, angefault — Rotzige, d. i. faule, angefaulte Stelle.

Tipatens (der Ton auf Tip) — von tipat, d. i. spitzig, und dieses von Tip, d. i. Spitze — Spitzige, spitzer Theil.

Stompens — von stomp, d. i. stumpf — das Stumpfe, stumpfe Stelle.

Swarens — von swar (a lang), d. i. schwer — Schwere.

Djonkens — von djonk, d. i. dunkel — dunkle Stelle.

Lachtens — von lacht (a lang), licht, hell — Helle, lichte Stelle.

Blankens, z. B. wat Blankens, d. i. etwas Blankes, blanke Stelle.

Trinjens — von trinj, d. i. rund — das Runde.

Ealrens — von oal (alt) — Alter, z. B. fan min Ealrens, d. i. von meinem Alter.

Swétens — von swét (süß) — Süßigkeit, d. i. süße Sachen.

Fernödens d. i. etwas Rares, Apartes, ganz Besondres.

Die folgende Eigenthümlichkeit der frisischen Sprache ist dem scharfsichtigen Wassenbergh entgangen. So weit ich geforscht habe, ist sie mir im Westfrisischen nicht vorgekommen. Daß diese Sprache

sie nie gekannt, ist kaum möglich. Sie hat bereits so Manches von ihrem selbsteignen Wesen eingebüßt — warum nicht auch dieses?

Im Nordfriesischen endigen eine Menge Hauptwörter auf lis. Sie bezeichnen Mittel und Werkzeug. Die nachstehenden Beispiele werden dieß zeigen.

Heanlis — eine Handhabe (das englische handle).

Lönlis — Stuhllehne, von lönin (ö kurz), d. i. lehnen.

Riadlis — Räthsel.

Wearlis — das aus zwei Theilen, wovon das eine Stück mit einem Knopf am Ende in dem Loch des andern sich herumdreht, bestehende eiserne Gelenk in dem friesischen Tjidder oder Weideseil des Viehs. Das Wort scheint aus Wearel gebildet zu sein. Dieses Wearel ist ein Hölzchen, das sich um einen Nagel dreht und an den Thüren zum Zumachen angebracht ist. Der Begriff des Umdrehens ist der wesentliche. In der nächsten Verbindung damit steht Weareld (wereld, warld, world), woraus unsere corrumpirte Welt geworden.

Siatlis — an einem Stuhl das, worauf man sitzt, der Stuhlsitz.

Trenlis — das Garn, was vom Weber geschoren wird — von tren-an (Imperfect. treand), zetteln, den Zettel machen, ein Geweb scheren oder anscheren (to warp).

Smedlis — beim Backen, der aus Mehl und Wasser zusammengerührte dünne Brei (Smiat), womit die Laiber glatt geschmiert werden, auch wird der Brei so genannt, womit das geschorne Garn beim Weber geschmiert wird.

Riblis (das erste i lang) — Johannisbeere.

Görlis (wol entstanden aus Görtlis — von görten, d. i. gürten) — Pferdegurt.

Steulis (von steulin, d. i. stark hin und her schwanken, schaukeln) — Schaukel.

Reilis — gemachte, genähte Falte in einem Kleidungsstück.

Apskörtlis — womit man sein Kleid gürtet, aufbindet.

Griblis (das erste i lang) — eine Stelle, wo ein Griff hineingethan worden.

Skringlis — ein Kinderspielzeug, eine Klingel für Kinder (von skringlin, d. i. klingeln).

Streilis (von streien, d. i. streuen, nämlich Streu unter's Vieh werfen) — Streu.

Treblis (e lang) ist der Tritt am Spinnrad.

Stuplis — zwei Pfählchen mit ein paar Bretterchen quer über einen Steig, wo der Fußgänger über hinsteigt.

Snaatlis — die nachgebliebene Schnäuze an einem Handlicht, wenn man es eben ausgethan.

Henhidjlis (von hidjlin, to hide) — ein Spielversteck für Kinder.

Skidjlis (beide i kurz) — das Hölzchen beim Netzstricken und das Hölzchen zum Beinsetzen eines Thiers, z. B. eines Schafs.

Skuilis (von skuien, d. h. ein Pferd beschlagen, ihm Hufeisen (Schuhe) untersetzen) — Hufeisen.

Sleubris ist eine Schleuder.

Slidjris (von slidjrin, d. i. glitschen) — eine Stelle, gemachte Bahn zum Glitschen.

Skruilis ist die Haut vom Bein, vom Unterbein, die man abstößt. Fleisch — besonders Luasang (d. h. die losen Theile vom Vieh, als Ingeweid, Kopf, Füße), (Kalbfleisch); skruien heißt dasselbe in heißem Wasser auf dem Feuer haben (aber nicht in kochendem), um es rein zu machen. Das Wasser muß nur schäumen, nicht sieden. Ist das Wasser zu heiß, so braucht man den Ausdruck tupskruien (u lang, weil tup aus tuhup — beide u lang — d. i. zusammen, entstanden ist).

II. Die drei frisischen Infinitiv-Endungen auf in, an und en.

Der verschiedenartige frisische Infinitiv, den, wenigstens jetzt noch, keine andere germanische Sprache oder Mundart kennt, läßt sich am besten aus den angefügten Beispielen erkennen. Nur die Zeitwörter auf an sind die unregelmäßigen.

in	an	en
iukin (u kurz) — sehen.	bregan (Imp. breag) — brechen.	neamen — nennen.
stapin (a lang und dumpf) — stopfen.	könan (ö kurz — Imp. küd) — können.	liawen — glauben.
stopin (o kurz) — hemmen.	dregan (Imp. druch) — tragen.	tewen — warten.
silin (beide i kurz) — sehr stark tröpfeln (von Sil, d. i. Wasserrinne). Es ist im Deutschen kein Wort dafür.	thenkan (e lang — Imp. thagt — a lang und dumpf) — denken.	branen — brennen.
		reanen — rennen.
		silen (i lang — Imp. siljd) — segeln.
		spiljen — verschütten, spillen, engl. to spil.

in

spelin (e kurz) — spielen.
injagin (alle drei Vocale kurz) — Abend werden.
marnin (a lang) — Morgen werden.
spütjin — spützen, d. i. spucken, engl. to spit.
höbin — hoffen.
werkin — arbeiten.
stigin — eine Landstraße verbessern.
nölin — zaudern, saumselig verweilen.
riwin — rechen, harken.
hingin — hangen (Intransitiv).
biakin — ein starkes Feuer machen oder unterhalten.
riakin — räuchern.
stiakin — rösten (auf dem steak haben).
beakin — schwer tragen.
trakin — leiten, führen (a lang).
strüpin (ü kurz) — einem Thiere die Kehle abschneiden.
tiarwin — wenden, kehren.

an

drankan (Imp. drank — a lang und dumpf) — trinken.
spelan (e lang — Imp. speld — e kurz) — spülen.
lesan (Imp. lus — u kurz) — lesen.
skeran (Imp. skear) — schneiden.
se'n (für séan — Imp. sig — i lang) — sehen.
stegan (Imp. steat) — stechen.
stigan (Imp. steag) — steigen.
riwan (Imp. reaw) — reißen.
sjükan (Imp. sagt — a lang und dumpf) — suchen.
lupan (Imp. lep) — laufen.
wewan (Imp. wuf) — weben.
sjongan (Imp. sang — a lang und dumpf) — singen.
fle'n (für fléan — Imp. flag — a lang und dumpf) — fliegen.
fu'n (für fuan — Imp. füng) — krigen, d. i. bekommen.
süpan (ü kurz — Imp. sab — a lang und dumpf) — saufen.

en

klapen (a kurz) — mit einer Scheere schneiden, überhaupt schneiden.
hauen — mähen.
rauen — ruhen.
riken (i kurz) — rauchen.
rinen (i lang) — regnen.
hingen (transitiv) — hängen, henken (nicht zu verwechseln mit dem eben angeführten Intransitiv hingin).
lingen — langen, reichen.
leaken — leck sein, to leak.
warken — schmerzen.
seien — nähen, to sew.
reien — Falten machen.
leien (Imp. leid) — legen, zu unterscheiden von leian (Imp. lai) — liegen.

* * *

Die weibliche Endung ster — am vollständigsten im Frisischen vorhanden, überdieß in Ueberresten nur noch im Breitschottischen und Englischen. Nach Großbrittanien ist sie mit den Gründern Englands gekommen, ist daher uralt. Geschichtlich ist sie ein Zeugniß der großen Thätigkeit der Frisinnen und ihrer Gewohnheit von jeher zu den härtesten und verschiedenartigsten Arbeiten. Die nachstehenden Beispiele reichen zur Verdeutlichung hin.

Rukster (u lang) — ein Frauenzimmer, welches Heu in Schober (Ruker) bringt.

Wewster (das erste e lang) — Weberin. Nur das weibliche Geschlecht webt.

Spanster — die Spinnerin. Jedes frisische Frauenzimmer spinnt, sehr oft ausgezeichnet.

Seister — Näherin.

Kuardster — Wollkratzerin, die Wolle mit Karden (Kuarden) karbet. Keine gibts, die das nicht kann.

Haakster — Garbenbinderin — die nach dem Mäher die Garben (Haker) bindet.

Briadster — Miststreuerin — die den Ackermist ausstreut mit der Mistgabel. Die Arbeit heißt briaden (breiten), d. i. Mist streuen.

Apsatster — (wörtlich) Aufsitzerin. Apsatstern heißen die im Hause eines Freundes oder einer Freundin Abends versammelten Leute, von welchen die Frauenzimmer arbeiten z. B. stricken, Wolle kratzen ꝛc.

Bagster (a lang) — Bäckerin. Jede backt ihr eignes Brod im eignen Ofen.

Grewster (e lang) — Gräberin, die einen Garten oder ein Stück Feld umgräbt.

Grobster — Gräberin (die tiefer gräbt, z. B. Lehm am Strande ausgräbt).

Thauster (th wie im Englischen) — Wäscherin — von thauan (Imp. thwuch), waschen.

Plantster. (a lang) — Pflanzerin, d. i. die Dünenhalm pflanzt, mit kleinen Büscheln davon kahle Strecken in den Sanddünen besetzt, um den Sandstaub zu hemmen.

Riwster — Recherin, die mit der Harke hinter dem Mäher und den Garbenbindern die übrigen Aehren zusammenrecht. Das Wort kommt von Riw (i lang), Rechen.

Trester — die aus Dünenhalm Seile dreht. Dieß geschieht zwischen der innern Platte beider Hände.

* * *

Die Partikeln at und eat urfrisische — mit den Gründern Englands nach Brittanien gekommen und danach in der englischen Sprache (doch bloß in der Form at) eine große Rolle spielend. Wer noch zweifelt an einem frisischen Element im englischen Volk, weil die alten Chroniken nichts davon erzählen, dem werden solche Sprachtheile, die ausschließlich frisisch sind, schon ein Anderes lehren.

Die Form eat ist eine ganz merkwürdige Form. Alleinstehend ist sie schwer zu übersetzen. Wat hest dü eat heißt was hast du

vor, was thust du, wobei bist du beschäftigt? Wan ik niks eat ha (hewe), san ik eg gud tu Mud — wenn ich nichts vorhabe (thue), ist mir nicht wohl zu Muthe. eatdregan heißt sich anstellen, sich geberden oder, wie man jetzt so gern sagt und schreibt, sich gebahren. Nebenbei bemerkt ist dieses gebahren eine häßlich bärenmäßige, ja barbarische Form und gehört unter die Kategorie der vielen beliebten Ausdrücke, womit man in den letzten Jahren die deutsche Sprache zu entstellen sucht, z. B. Rechnung tragen, in Angriff nehmen und dergleichen ekelhafte Taugenichtse, vor deren weiterer Vermehrung uns Gott behüte. Ein anderer Ausdruck derselben Klasse frisischer Zeitwörter ist eathewen, sich benehmen (von dem äußeren Betragen gebraucht), das englische to behave und das deutsche sich beheben (noch nicht ganz obsolet geworden, sondern noch im südwestlichen Deutschland gesagt und zwar für sich anstellen, was im Frisischen durch eatdregan ausgedrückt wird). Das frisische eathewen und das englische to behave sind völlig synonym. Das Substantiv von eathewen ist Eathew (e lang), d. i. das äußere Betragen, Benehmen, behavior. Huar lachest dü eat? Worüber lachst du da.

Die Partikel at dient zur Bezeichnung einer Localität und ihren Gebrauch lernt man aus den folgenden wenigen Beispielen vollständig. At Hûs [û lang und s sehr hart und gedehnt ausgesprochen — im Gegensatz zu Hûs (û kurz und s kurz und weich), d. i. Haus] heißt zu Hause; at höw (ö lang), in der Kirche; at ûsen, in unserm Hause, bei uns, chez nous; at jauren, in eurem Hause, bei euch; at hören (ö kurz), in ihrem Hause (Mehrzahl), bei ihnen; at Preasters, im Predigerhause; at Inj, z. B. hat as al at Inj, es ist schon Abend; at Anj (a lang), d. h. am Ende, und zwar von einer schwangern Frau gesagt, deren Zeit um ist, z. B. hjü as at Anj, sie steht vor ihrer Entbindung; at ean Anj, an einem Ende; at di öther (ö lang) Anj, am andern Ende; at (eat) a rochter hun, an der rechten Hand; at (eat) a lachter hun, an der linken Hand; at ean Eag, an einer Seite; at ian Sidj, an einer Seite; at biath Eager (th hat den Urlaut), an beiden Seiten.

* * *

Die frisischen Vorsilben tu (ohne den Ton) — das deutsche zer — und tu (mit dem Ton) — das deutsche zu —. Das erste tu (deutsch zer) findet sich auch in manchen plattdeutschen Wörtern in der Form to, ist aber kein ursprüngliches Platt, sondern ist aus

dem Frisischen, dieser Sprache der germanischen Fluth- und Ebbe-Küste oder Nordseeküste, wie so viele andere Sprachtheile, ins Plattdeutsche eingedrungen, und zwar erst in den späteren Jahrhunderten, denn als sich die holländische Sprache auf unfrisischem und später auch frisischem Boden bildete, welche großentheils Plattdeutsch ist, war dieses Element im Plattdeutschen nicht vorhanden. Es ist weder dem Holländischen noch dem Hochdeutschen bekannt. Die folgenden Beispiele dieser beiden Partikeln machen fernere Worte überflüssig. Zur Bezeichnung der Betonung diene das Accentzeichen ′.

tuslaúan (Ton auf der zweiten Silbe) — zerschlagen.	túslauan (Ton auf der ersten Silbe) — zuschlagen.
tulúpan — zerlaufen	túlupan — zulaufen.
tuskéran — zerschneiden	túskeran — zuschneiden.
tustü′wan — zerstäuben	tústüwan zustäuben.
tuthráken (a kurz) — zerdrücken . .	túthraken — zudrücken.
tufálan (das erste a lang) — zerfallen .	túfalan — zufallen.
tubítjan — zerbeißen	túbitjan — zubeißen.
tugúngan — zergehen	túgungan — zugehen.
tuspríngan — zerspringen	túspringan — zuspringen.
tuschítan (i kurz) — zerschießen . . .	túschitan — zuschießen.
tudíalen — zertheilen	túdialen — zutheilen.

* * *

Die frisische Endung lith (i lang).

Dieß ist eine für den Sprachforscher sehr merkwürdige Endung. Sie drückt den Begriff der Zeit aus. Saat heißt Siad und Siadlith ist die Zeit des Säens. Pluchlith ist die Zeit des Pflügens. Meberleth (beide e lang — nicht Meberlith) die Zeit des Mähens. Miad ist das deutsche Matte und das englische mead (meadow), und Meader heißt Mäher, eigentlich Heumäher. Dagegen sagt man Hiathtidj (Haidezeit), d. i. die Zeit des Haideschlagens, und Kaaststörd (ö lang), d. i. Erndtezeit, eigentlich das Kostschneiden (von skeran — schneiden). Um diese Zeit heißt taklith. Hüklith? Wann? Hük hängt innig zusammen mit hokker? wer? und hokker — jemand, so wie mit hög (ö kurz), welche, einige. Hüklith wird gebraucht von einer bestimmten Zeit sowol als von der Zeit überhaupt. Man sagt auch: Hüklith as't? Hüklith ha' wi't? und beides heißt: Wie spät ist's? Wie viel ist die Uhr? Soklith heißt wörtlich solche Zeit, zu solcher Zeit. As't nü soklith Dais? (wörtlich: ist es nun solcher Zeit Tages?), d. h. ist es so weit gekommen? Sieht es so aus?

Dr. K. J. Clement.

Der Relativsatz bei Shakespeare.

Shakespeare theilt mit Dante und Homer die Eigenschaft, ein Centrum in der Sprachentwickelung zu sein. Aus diesem Grunde wäre zu wünschen, daß der Art und Weise, wie gerade er die Sprache handhabt, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet würde, und daß wenigstens die Verfasser wissenschaftlicher Grammatiken der englischen Sprache dem Sprachgebrauche des Sh. eine sorgfältige Berücksichtigung zu Theil werden ließen. Die folgenden Bemerkungen über die Relativsätze bei Sh. sind vielleicht nicht allein für die Ebengenannten, sondern auch für die Interpreten des so schwierigen Dichters, welche auf einem festen, durch grammatische Forschung gewonnenen Boden sicherere Schritte zu machen im Stande sind, von einigem Interesse.

Was zunächst den Gebrauch der Formen des Relativs betrifft, so findet die Bemerkung Wagner's (engl. Gramm. §. 720) in Sh. ihre volle Bestätigung. Which tritt an unzähligen Stellen da ein, wo nach dem jetzigen Sprachgebrauch who erwartet wird. Daran hindert nicht die Würde der Person,

3. Rich. V, 1. That high All-seer, which I dallied with,

noch das die eigentliche Persönlichkeit scharf herausstellende he,

K. L. II, 1. That he, which finds him shall deserve my thanks,

oder das persönliche Fragewort who,

M. f. M. II, 5. Who's that which calls.

Ja wenn in einem vergangenen Relativsatze dieselbe Person durch who bezeichnet ist, tritt in gleicher Beziehung im zweiten Gliede which ein:

3. Rich. V, 1. He has no friends but who are friends of fear,
Which, in his dearest need, will fly from him.

Die §. 554 von Wagner aus unserm Dichter angezogene Stelle, in welcher der Artikel dem Pronomen which vortritt, ließe sich durch

viele vermehren. Daß aber auch whom auf gleiche Weise vorkommt, ist dem Grammatiker entgangen. S. W. T. IV, 3. — your mistress, from the whom, I see, there 's no disjunction to be made.

Der Eintritt des who, wo man etwa which erwartete, läßt sich an den meisten Stellen durch Personification rechtfertigen, welche Annahme freilich ein wenig kühn ist in Stellen wie:

M. f. M. I, 3. — for the enjoying of thy life, who I should be sorry, should be thus foolishly lost at a game of tick-tack.

Die von Wagner §. 732. A. auch in neuern Schriftstellern nachgewiesene für whosoever abgekürzte Form whoso ist bei Sh. nicht selten.

6. H. a. VI, 1. Villain, thou know'st the law of arms is such,
That, whoso draws a sword, 't is present death.

Whose scheint, abweichend von der Regel, partitiv für of which gebraucht zu sein:

4. H. a. I, 1. — — — there came
A post from Wales, loaden with heavy news,
Whose worst was.

wenn man nicht etwa die Beziehung auf news überspringen und whose an post anschließen will.

So tritt whose in ein objectives Verhältniß in Tr. Cr. I, 1 her hand, in whose comparison all whites are ink, so wie auch vielleicht Cor. V, 3, wo Cor. in Beziehung auf Menenius sagt: for whose old love, I have once more offer'd the first conditions. Freilich braucht hier nicht interpretirt zu werden, Coriolans alte Liebe zu Menenius, sondern man könnte mit der Schl.-T. Uebersetzung in whose old love die Liebe, die der alte Mann zu Cor. hegt, finden wollen, eine Erklärung, welche durch das Vorangehende begünstigt wird.

Im Gebrauch gegen die von Wagner §. 723, A. 4 aufgestellte Regel, daß das Relativ that nach einem determinativen that nicht eintreten dürfe, wird bei Sh. vielfach gefehlt. So heißt es T. N. IV, 2. That, that is, is; u. ebendas. V, 1. You broke my head for nothing; and that that I did, I was set on to do 't by sir Toby und so oft. Dem nach Crombie (W. §. 725, Anm. 6) veralteten Gebrauche des that für what begegnen wir bei Sh. oft, besonders in Begleitung von Präpositionen: T. A. Meanwhile I am possess'd of that is mine; 3. Rich. So it should seem by

that I have to say, und selbst in der Inversion Cor. IV, 6. That we did we did for the best. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß sich mehrere Stellen dieser Art durch die Auffassung des that als Determinativ und durch Annahme einer Ellipse des Relativs erklären lassen. Die folgende Stelle erlaubt wegen der Stellung des that gar keine andere Interpretation: 8. H. II, 2.

> I know, your majesty has always lov'd her
> So dear in heart, not to deny her that
> A woman of less place might ask by law.

In Betreff des what bemerken wir, daß Sh. dasselbe gegen die von W. §. 725, A. 4 aufgestellte Regel nach all und nothing an der Stelle von which und that gebraucht. T. Ath. IV, 2. To have his pomp and all what state compounds; 8. H. V, 1. I fear nothing what can be said against me. Für what in der Bedeutung theils, theils, W. §. 736, möge hier folgende Stelle als Beweis dienen: M. M. I, 2. Thus what with the war, what with the sweat, what with the gallows, and what with poverty we are custom — shrunk.

Gehen wir nun vom Deutschen aus, so finden für das von uns gebrauchte und erwartete Relativ folgende Vertretungen Statt:

1) As nach such, W. §. 666, A. 3. Wir finden aber bei Sh. nach such nicht allein that: Cymb. II, 4. such that mend; ebendaselbst I, 7. such a heart that; Cor. V, 3. such friends that thought them sure of you; J. C. I, 3. You speak to such a man, that is no fleering tell — tale; sondern auch which: 8. H. I, 2. even he escapes not language unmannerly, year such which breaks the sides of loyalty; u. who: A. W. III, 6. such I will have, whom, I am sure, he knows not from the enemy. Cymb. III, 3. with such whose roof's as low as ours, wo das Relativ nicht umgangen werden konnte.

Andererseits überschreitet unser Dichter den erwähnten Gebrauch des as, indem er auch hinter those dasselbe für das Relativ anwendet: Lear I, 1. I return those duties back as are right fit.

2) But tritt nach negativen Sätzen und solchen Fragen, die eine Verneinung in sich enthalten, wie das lateinische quin, in der Bedeutung von that not ein, ohne daß dieses ausgeschlossen wäre. Beide Formen finden wir bei gleichen Beziehungen.

3. Rich. III, 6. — — — Who is so gross
That cannot see this palpable device?
Yet who so bold, but says — he saw it not?

In dieser Verbindung wird mit Unterdrückung des to be die vorhergehende Negation und but als der affirmative Begriff jeder aufgefaßt, mit welchem Gebrauche man das griech. οὐδεὶς ὅστις οὐ — lat. nemo non — vergleichen möchte. So 3. Rich. I, 3. no man but prophesied revenge; 6. H. b. I, 3. and not the least of them but can do more; 4. H. a. III, 2. not an eye but is a weary of thy common sight; Cor. I, 6. None of you but is four Voices; und in der Frage: What towns of any moment but we have?

Dieses but ist auch, wie W. §. 934, A. 3. bemerkt, von dem persönlichen Fürwort begleitet: A. Cl. V, 5. I found no man but he was true to me, welche Begleitung nothwendig wird, sobald eine präpositionale Auffassung eintritt; 5. H. IV, 3. And Crispin Crispian shall ne'er go by but we in it shall be remember'd.

So muß auch die Auffassung des but als Genitivus durch das possessive Pronomen verdeutlicht werden: Macb. III, 4. There 's not a one, but in his house I keep a servant fee'd. Desgleichen in der rhetorischen Frage: 6. H. c. V, 2. for who liv'd king, but I could dig his grave, und mit der Ellipse von to be in Rich. III. and no man in the presence but his red colour has forsook. Ich erinnere nur noch, daß sich bei dem Gebrauche des quin in der lat. Sprache ähnliche Erscheinungen darbieten. Vergl. Ramshorn §. 180.

Der von Murray und Wagner §. 933, A. 2. vergl. mit §. 934, A. 3. getadelten Verbindung des what mit but begegnen wir bei Sh. 4. H. b. IV, 4. We will draw no swords but what are sanctified.

3) Uebereinstimmend mit den alten Sprachen tritt an der Stelle des Relativs im zweiten Gliede eines coordinirten Satzgefüges für das Pronomen relativum das Pronomen personale oder nach Umständen das Pronomen possessivum ein. So K. J. II, 2. Fortune shall call forth her happy minion, to whom in favour she shall give the day, and kiss him with a glorious victory; Temp. I, 2. he whom next thyself of all the world I lov'd and to him put the manage of my state; Haml. I, 3. The friends

(whom) thou hast and their adoption tried, grapple them to thy heart with hoops of steel.

4) Wenn die Relativsätze etwas Subjectives, Ideales in sich tragen, so treten sie oft im Engl. in der Form von Infinitiven auf. So: Scotland has provisions to fill up your will. — From her derogate body never spring a babe to honour her. He has a place to fly to. — The sight of any of the house of York is as a fury to torment my soul.

5) Die ungenaue Vertretung eines von einer Präposition begleiteten Relativs durch eine Adverbialconjunction, eine Bequemlichkeit, von welcher die meisten Sprachen Gebrauch machen, finden wir in Verbindungen wie: the reason why; the cause why; God punish me with hate in them where I expect most love.

Casusverwechselungen, mit denen wir zunächst zu thun haben, kommen bei Sh., wie bei dem Pr. personale, so auch bei dem Pr. rel. häufig vor. Die Nominativform erscheint da, wo die Accusativform erwartet wird, und zwar sehr oft bei Fragen. I saw him yester night. — Saw! who? — My lord, the king your father. — The bloody knife came even from the heart of — Who, man? speak — — Run, run! O run! To who my lord? — — Who join'st thou with? und nicht weniger in der Construction des Acc. c. Inf.: Tr. Cr. II, 1. whosoever you take him to be; 6. H. b. V, 1. fight — against Cade who since I heard to be discomfited — aber auch sonst 8. H, II, 1. whoever the king favours.

Dagegen finden wir die Accusativform für die des Nominativs M. f. M. II, 1. Ex. How! thy wife. Elb. Ay, sir; whom, I thank heaven, is an honest woman; und Temp. III, 3. whilst I visit young Ferdinand (whom they suppose is drowned), wo die Antiptose durch die Attractionskraft von suppose entstanden sein mag, wenn sie nicht in einer Anakoluthie ihren Grund hat. Man erwartete für is drowned nach der Anlage des Satzes to be drowned. Von der Casusverwechselung wird weiter unten noch einmal da die Rede sein, wo von der attractionsartigen Verschränkung der Relativsätze gehandelt wird.

Der Fehler der Casusverwechselung tritt auch in der falschen Zusammenziehung auf, wie: W. T. I, 2. the prince, my son, who, I do think, is mine, and love as mine. Man vergleiche Wagner §. 730.

Ich komme nun zu der Auslassung des Relativs, welche der engl. Sprache mit der hebräischen gemeinschaftlich ist. Der Grammatiker weiset derselben bestimmte Grenzen an, die wir von unserm Dichter vielfach überschritten sehen. Er erlaubt sich die Ellipse des Accusatives auch hinter Determinativen gegen die von W. §. 734. 2. aufgestellte Regel. M. M. II, 2. I pity those I do not know; Tr. Cr. I, 1. Sorrow that is couch'd in seeming gladness, is like that mirth fate turns to sudden sadness; M. M. II, 1. The jury—may in the sworn twelve have a thief or two guiltier than him they try; und Cor. V, 5. Him I accuse, the city ports by this has entered, welche letzte Stelle dadurch noch auffallender wird, daß das Determinativ (him) in den Casus des ausgelassenen Relativs getreten ist, gegen die ihm in der Periode zugewiesene Bestimmung. Die von den Grammatikern überhaupt als unerlaubt dargestellte Auslassung des Nominativs tritt uns bei Sh. besonders oft nach dem einleitenden there is, it is etc. und in der lebhaften Frage entgegen: There 's nobody cares. There 's one did laugh in his sleep. There 's nothing differs but the outward fame. 'T was not your valour, Clifford, drove me hence. 'T is not his new made bride shall succour him. So auch bei here is. Here is the sister of the man condemn'd, desires access to you. Es fehlt jedoch nicht an Stellen, in welchen nach solchen Einleitungen das Relativ ausgestellt ist. M. M. II, 2. There is a voice that most I do abhor; K. J. II, 1. There 's a good mother, boy, that blots thy father; 6. H. a. I, 3. Here 's Beaufort that regards not God, nor king, has here distrained the Tower to his use, und ebendaselbst I, 2. is 't thou wilt do? Aber bald nachher: Is 't thou that thinkest to beguile me? — Auffallend ist die Auslassung des Relativs in zwei auf einander folgenden Sätzen, in deren einem es im Nominativ, in dem andern im Accusativ stehen sollte. 6. H. c. II, 1. 'T is love I bear thy glories, makes me speak; 8. H. III, 1. There 's nothing I have done yet, o' my conscience, deserves a corner. Noch auffallender aber ist das Wegfallen des Relativs sammt seiner Präposition, W. §. 734, A. 2.: 6. H. a. II, 5. declare the cause my father, earl of Cambridge, lost his head. Analog dem lat. und griech. Sprachgebrauch (Zumpt §. 778; Krügers gr. Gr. §. 51. 11. A. 1.) unterläßt Sh. die Wiederholung der Präposition vor dem Relativ, wo sie mit der in dem Demonstrativ-

satze identisch ist: M. M. II, 1. Whether you had not, sometime in your life, err'd in this point, which now you censure him; und K. J. II, 1. Ther, tell us, shall your city call us lord, in that behalf, which we have challeng'd it.

Was die Topik betrifft, so schließt sich der Relativsatz ganz natürlich gern unmittelbar an den Satz und Redetheil an, zu dessen Bestimmung er hinzugefügt wird; die engl. Sprache ist zur Beobachtung dieser Regel um so mehr gezwungen, weil ihr Relativ der Concretionsordnungen entbehrt. Denn nicht immer stellt sich bei Entfernung des Relativsatzes die Beziehung so unverkennbar heraus, wie in M. M. II, 2. That in the captain's but a cholerick word which in the soldier is flat blasphemy, und man könnte leicht in eine, wenn auch momentane Ungewißheit gerathen bei Stellen wie 3. Rich. III, 4: They smile at me, who shortly shall be dead, und noch mehr 2. Rich. II, 3: all my treasury is yet but unfelt thanks, which more enrich'd shall be your love and labour's recompence, zumal man bei unfelt thanks nicht sogleich an einen Dank denken dürfte, der, wie bloße Worte, dem Empfänger nichts Reelles einbringt. Leichter faßt sich die Beziehung auf in 5. H. II, 2: And I repent my fault, more than my death, which I beseech your highness to forgive, although my body pay the price of it, wie in 2. Rich. I, 1: my fair name, despite of death, that lives upon my grave to dark dishonour's use thou shalt not have, wo zu construiren ist my fair name that, despite of death, lives upon my grave u. s. w. So wird man ohne Schwierigkeit die Beziehung finden W. T. V, 3: come, Camillo, and take her by the hand: whose worth and honesty is richly noted, and here justified by us, a pair of kings. Whose geht auf Camillo zurück und nicht auf die in her liegende Pauline. Aber Macb. I, 4: The rest is labour which is not us'd for you haben sich einige Erklärer wirklich verleiten lassen, das Relativ auf das nähere labour zu beziehen. Tieck übersetzt richtig: Arbeit ist jede Ruhe, die Euch nicht dient. — Eine besondere Schwierigkeit bietet eine Stelle in Richard dem Zweiten, wo es I, 3 in der Rede des Königs heißt:

> And for we think the eagle-winged pride
> Of sky-aspiring and ambitious thoughts,
> With rival-hating envy, set you on

To wake our peace, which in our country's cradle
Draws the sweet infant breath of sleep;
Which so rous'd up with boisterous untun'd drums,
With harsh resounding trumpets' dreadful bray
And grating shock of wrathful iron arms
Might from our quiet confines fright fair peace,
And make us wade even in our kindred's blood.

Man wird sogleich erkennen, daß das durch den Druck ausgezeichnete which auf keine Weise mit sleep in Verbindung zu setzen sei, und es bleibt nur das entferntere peace übrig, auf welches es bezogen werden kann. So fände denn in Betreff der beiden Adjectivsätze das Verhältniß der Einordnung Statt, d. h. der letztere bestimmte das Substantiv zugleich mit seinem nächsten Relativsatze als ein Ganzes gedacht. Dieser Annahme scheint aber das folgende might — fright fair peace zu widersprechen, weshalb auch Warburton die Aufnahme der fünf ersten Zeilen, welche die Folio nicht anerkennt, aus der ersten Ausgabe von 1598 tadelte, nach deren Ausstoßung which eine ganz andere, wenn auch nicht eben sehr klare Beziehung erhält. Der scharfsinnige Steevens aber erkannte, daß das Epitheton schlafend hier nicht etwa ein artbestimmendes sei und einen unthätigen Frieden, in welchem es an Betriebsamkeit fehlt, bezeichnen solle, sondern daß damit überhaupt die Natur und das Wesen des Friedens angedeutet werde. Somit bildet sich ganz unvermerkt aus dem erweckten Frieden der Begriff der Zwietracht, mit welchem das Prädicat natürlich vereinbar ist. Eine solche Auffassung des über einem Begriffe schwebenden Gegentheils, sobald derselbe durch gewisse Prädicate vernichtet ist, erwartet der Dichter auch an andern Stellen. Wir fügen zum Beweise dafür hier eine Stelle aus 3. Rich. II, 2 bei, welche so lautet:

The broken rancour of your high-swoln hearts
But lately splinted, knit and join'd together
Must gently be preserv'd, cherish'd, and kept.

M. Mason bemerkt ganz naiv: As this passage stands, it is the rancour of their hearts that is to be preserved and cherished. Man erkennt wohl leicht, daß durch splinted, knit, and join'd together der rancour, dessen Wesen Trennung und Zwietracht ist, und der sich auffassen läßt unter dem Bilde eines gebrochenen Gliedes (the broken rancour), vernichtet wird, und daß eben das neue Verhältniß der Versöhnung und Freundschaft soll gently be preserv'd

and cherish'd, wobei die Vorstellung des eben erst geschienten, wiedereingesetzten und darum so leicht wieder zu verletzenden (gently) Gliedes noch immer erhalten wird. Diese Eigenthümlichkeit des Dichters erkennend, weis't ein scharfsinniger Erklärer des Sh. in einem frühern Bande des Archivs in den Worten Lear II, 1:

> Our father he hath writ, so hath our sister
> Of differences, which I best thought it fit
> To answer from our home.

die Tieck'sche Uebersetzung, welche which auf differences bezieht und answer durch schlichten wiedergiebt, zurück. Answer ist beantworten und which faßt den aus he hath writ — so hath o. s. hervorspringenden Begriff von letters auf.

Die Inversion des Relativsatzes wie Per. I, 1. Who has a book of all that monarchs do he 's more secure, ist verwirrend, wenn der übergeordnete Satz ein Adverbialsatz ist — Oth. I, 3. What cannot be preserv'd, when fortune takes patience her injury a mockery makes —, weil man leicht verführt wird, den Adverbialsatz als den untergeordneten aufzufassen. Man construire: When fortune takes what cannot be preserved, patience makes her injury a mockery. Sobald das Schicksal etwas nimmt, was man einmal nicht bewahren kann, so bleibt uns nichts übrig, als durch geduldiges Ertragen dem Schicksal zu zeigen, es sei ihm nicht gelungen uns zu kränken.

Die Inversion findet nicht allein dann Statt, wenn das Determinativ im Nominativ stehen sollte, sondern auch wenn es im übergeordneten Satze den Objectivus darstellt: L. I, 1. Who cover faults, at last shame them derides.

Die Nothwendigkeit des engen Anschlusses des Relativs an das zu bestimmende Substantiv schließt die Unzulässigkeit einer Beziehung auf einen angelsächsischen Genitiv in sich (W. §. 589. 2.), welche Beziehung der Umstand um so tadelnswerther macht, daß die beiden so verbundenen Substantive zu Einem Begriffe verschmolzen und demnach eigentlich in ihrer Einheit von dem Relativ umfaßt werden sollen. Zu dem von Wagner citirten Beispiele aus Macb. IV, 1. füge ich ein anderes aus Pericles I, 1. hinzu: I am no viper, yet I feed, on mother's flesh, which did me breed.

Soll nun aber ein solcher Anschluß regelwidrig sein, so trifft, wie es uns scheint, die Beziehung des Relativs auf die in einem

Possessivpronomen liegende Person ein gleicher Tadel. M. V. If you had known — half her worthiness that gave the ring; 4. H. b. all their lives — that — have since miscarried; und oft so, während Macb. II, 4. der Regel gemäß — that business — grapples you to the heart and love of us, who wear our health but sickly in his life — das zu bestimmende Personalpronomen herausgestellt ist.

Bei dieser Beziehung des Relativs auf ein mit einem Possessivpronomen verbundenes Substantiv ist eine andere der vorigen entgegengesetzte Freiheit unsers Dichters zu erwähnen, welche darin besteht, daß er vermittelst des Relativs allein das Substantiv ohne Berücksichtigung des individualisirenden Pronomens in seiner Unbeschränktheit auffaßt. So K. J. IV, 2. Why then your fears (which, as they say, attend the steps of wrong) should move you to mew up your tender kinsman; und ebendaselbst V, 7. and his pure brain (which some suppose the soul's fair dwelling-house) doth, by the idle comments, that it makes, foretell the end of mortality. Es ergiebt sich von selbst, daß die Adjectivsätze von fears und brain in ihrer Allgemeinheit etwas aussagen.

Zu bemerken ist auch bei dieser Gelegenheit der oft so lockere Anschluß des Relativs an das vorangehende Substantiv, da doch der englischen Sprache das Mittel zu Gebote steht, durch Präpositionen das besondere Verhältniß des Relativsatzes zu seinem übergeordneten Satze genau zu bezeichnen, diesen Satz zu substantiviren und selbst das Determinativum als vollkommen überflüssig zu unterdrücken. H. I, 1. let us once again assail your ears, that are so fortified against our story what we two nights have seen; L. I, 3. I am thinking of a prediction I read this other day, what should follow; 6. H. a. III, 1. Lords, vouchsafe to give me hearing what I shall reply. T. Cr. I 'll — by the way, possess thee what she is. Beispiele des genauern durch Präpositionen vermittelten Anschlusses werden weiter unten gegeben werden, wo von der attractionsartigen Verschränkung der Relativsätze die Rede ist.

Die Häufung der Relative kann bei dem oben erwähnten Mangel an Concretionsendungen leicht eine Ungewißheit der Beziehung herbeiführen. So Lear I, 4:

which if you should the fault
Would not 's cape censure, nor the redresses sleep;
Which in the tender of a wholesome weal
Might in their working do you that offence,
Which else were shame, that then necessity
Will call discreet proceeding.

Das erste which schließt sich natürlich an redresses, das zweite an offence, wohin aber auch that zu beziehen ist. Die beiden letzten Glieder sind grammatisch, wenn auch genau genommen nicht logisch, coordinirt, und die Verschiedenheit der Form deutet auf die Verschiedenheit der Casus. Bisweilen sind, wie schon früher ein derartiges Beispiel dargeboten wurde, zwei auf einander folgende Relativsätze in dem Verhältniß der Einordnung aufzufassen, indem der letztere den erstern mit seinem übergeordneten Substantiv als Einheit umfaßt. K. J. II, 2:

If he see aught in you that makes him like
That any thing he sees, which moves his liking,
I can with ease translate it to my will.

Der erste der Relativsätze (he sees) ist ohne Bezeichnung, der zweite, eingeleitet durch das gesperrt gedruckte which, umfaßt ihn mit seinem übergeordneten Substantiv, welches durch it im letzten Gliede wiedererweckt, dem Gefüge eine anakoluthische Färbung giebt. Eben diese Färbung wird noch greller, wenn nach dem Relativsatze ein imperativisches let hinzugefügt wird: 5. H. IV, 3. Rather proclaim it Westmoreland through my host, that he who has no stomach to this fight, let him depart; und ebendas. IV, 5. And he that will not follow Bourbon now, let him go hence; A. L. IV, 1. O, that woman that cannot make her fault her husband's occasion, let her never nurse her child.

Welche Person das Verbum anzunehmen habe, im Relativsatze, hängt von der Persönlichkeit desjenigen Wortes ab, auf welches sich das Relativ bezieht. Diese Regel wird von Sh. oft verletzt: Lear I, 1. My lord of Burgundy, We first address towards you who with this king hath rivall'd for our daughter; und in widersprechender Bezeichnung der Person des Verbs und des Possessivpronomens 6. H. c. IV, 6. You are the first that rears your hand; 5. H. III, 1. there 's none of you, that has no noble lustre in your eyes; 6. H. c. IV, 6. Warwick to whom the heavens in thy nativity adjudg'd an olive branch, welche letzte

Stelle das Relativ nicht einmal als einen Subjectivus besitzt. Die volle doppelte Congruenz finden wir J. C. III, 2. I am no orator, as Brutus is, but, as you know me all, a plain blunt man, that love my friend.

Die Relativsätze können substantivirt werden auf ähnliche Weise wie in den alten, besonders der griechischen Sprache. Wir ergänzen in solchen Fällen meistens ein Demonstrativ oder einen allgemeinen Begriff. So Temp. II, 1. There be that can rule Naples as well as he that sleeps, und erst hernach wird mit dem bestimmten lords eingesetzt. 8. H. V, 1. There are, that dare, und 6. H. IV, 7. as who should say ist ähnlich aufzufassen. Vgl. W. §. 719, A. Der Casus des Relativs hängt natürlich von seinem grammatischen Verhältnisse in dem Satze ab, den es einleitet, so daß Per. II, 2. If she remain, whom they have ravish'd, must by me slain, ungeachtet der Form whom ein substantivischer Nominativsatz ist, wogegen 3. Rich. V, 2. He has no friends but who are friends for fear, troß der Nominativform der Relativsatz einen Accusativ vertritt. Beispiele der Anfügung eines Relativsatzes an eine Person ganz nach griechischer Weise (vgl. A. W. Krügers Sprachlehre §. 51. 13. 6.) sind folgende: I am now full resolv'd to take a wife, and turn her out to who will turn her in — to talk and prattle before who please to come and hear — she would make proselytes of whom she but bid follow.

Da in what schon das determinative Pronomen liegt, so leitet ein durch dasselbe eingeführter Relativsatz am häufigsten und leichtesten einen Substantivsatz ein: With what his valour did enrich his wit, his wit set down — being ignorant of what greatness is promis'd thee. — Cool and congeal to what it was. — Since all and every part of what we would doth make a stand at what your highness will. — Swoon for what 's to come upon thee. In Cymb. I, 2. (he) left the notes of what commands I should be subject to wird man leicht erkennen, daß of das Verhältniß zum übergeordneten Satze bestimmt, to sich auf das Relativ bezieht. Wir müssen uns denken: He left the notes of those commands to which I should be subject. M. M. II, 2. most ignorant of what he 's most assur'd, wo man am Ende ein zweites of erwartete. So mag man in H. IV, 5. Make choice of whom your wisest friends you will vor your wisest friends ein of ergänzen.

Da das Pronomen relativum den Gegenstand, auf den es zurückweis't, reproducirt, so ist die Wiedererweckung desselben durch ein Personale unzulässig, so lange die Kraft des Relativs fortwirkt, und giebt dem Satzgefüge das Ansehn einer Anakoluthie: T. Cr. III, 2. I will show you a chamber and a bed, which bed, because it shall not speak of your pretty encounters, press it to death. Auf gleiche Weise trat in den obigen Beispielen das imperativische let ein, so wie zugleich in unserer Stelle die auch von Wagn. §. 726. nicht übergangene Wiederholung des Substantivs zu beachten ist. Damit man nicht etwa meine, die Lebendigkeit des Imperativsatzes veranlasse ihn, sich von dem Gefüge loszureißen und selbstständig hinzustellen, vergleiche man folgende Sätze: J. C. I, 2. But let not therefore my good friends be grieved (among which number be you one); T. V, 1. I 'll resolve you — of every these happen'd accidents: till when be cheerful, and think of each thing well. Eine solche Einsetzung des Personale oder Possessivum stellt sich auch heraus, wenn unmittelbar nach dem Relativ ein Concessivsatz eingeleitet wird, hinter welchem die Adversation yet folgt. Per. I, 1. And both these serpents are, who though they feed on sweetest flowers, yet they poison breed, und T. III, 3. I saw such islanders who, though they are of monstrous shape, yet, note, their manners are more gentle kind, than etc. Man vgl. W. §. 688, A. 4. Wir finden nun dieselbe Anomalie bei der conjunctiven Participialconstruction, hinter welcher nicht selten das schon in dem vorhergegangenen Relativ liegende Personale besonders herausgestellt wird. Cor. V, 5. I raised him, and I pawn'd mine honour for his truth: who being so heighten'd he watered his new plants with dew of flattery (W. §. 842, A. 2.). Eine andere Bewandtniß hat es mit solchen Satzgefügen, wenn sich der Casus, in welchem das Substantiv bei dem Hauptverbum stehen müßte, mit der Participialconstruction nicht wohl vereinen läßt: 8. H. I, 1. Anger is like a full hot horse, who being allow'd his way, self-mettle tires him.

Vielleicht ist diese in den meisten Fällen fehlerhafte Verbindung aus der Gewohnheit entsprungen, auf ähnliche Weise wie im Lateinischen und Griechischen (S. G. L. A. Krüger von der Attraction rc. S. 242.) einen Adverbialsatz mit einer Conjunction an das Relativum so enge anzuschließen, daß dieses, statt den Nachsatz mit dem

Hauptsatze zu verbinden, nun als dem Vordersatze angehörig sich darstellt: M. V. But lend it (money) rather to thine enemy; who if he break, thou may'st with better face exact the penalty. In den alten Sprachen hat eine solche Fügung weniger Auffallendes, indem jene das Subject nicht noch einmal durch das Personale herausstellen, wozu die englische Sprache, auch wenn das Relativ mit dem Subject des Vordersatzes identisch ist, sich gezwungen sieht. Noch einige Beispiele sind: 8. H. IV, 1. Believe me, sir, she is the goodliest woman, that ever lay by man: which when the people had the full view of, such a noise arose etc.; K. J. I, 1. That is my brother's plea, not mine; the which if he can prove, a pops me out; 3. Rich. III, 5 (They) star'd on each other, and look'd deadly pale, which when I saw, I reprehended then; Per. I, 1. Forty days longer we do respite you, if by which time our secret be undone, their mercy shows, we 'll joy in such a son. In T. III, 2. He has brave utensils (for so he calls them), which, when he has a house, he 'll deck withal, wird man die regelmäßige Fügung erkennen utensils with which he 'll deck when he has a house, d. h. sein künftiges Haus. Der Adverbialsatz der Zeit tritt in die Stelle des Accusativs. Bei dieser Auffassung sind wir der Ergänzung von it als Object von deck überhoben. Es kann nicht auffallen, daß das obige Verhältniß auch in Sätzen stattfindet, welche mit Adverbialconjunctionen eingeleitet werden. K. J. I, 1. The king in the mean time sojourn'd at my father 's where how he did prevail, I shame to speak. — Where sollte den Nachsatz mit dem Hauptsatze verbinden; es ist aber so enge mit how verknüpft, daß der Nachsatz nur mittelbar an seiner conjunctionalen Kraft Theil nimmt. Bei jener Adverbialconjunction treten überhaupt die frühern von uns betrachteten Erscheinungen hervor. Mit Unterdrückung des Demonstrativs hither, welches Cor. I, 1. wirklich ausgestellt ist: You are transported by calamity thither where more attends you — ist es erlaubt, die in jenem Worte liegende Bewegung nach einem Orte kurz durch die Präposition to vor where zu bezeichnen (W. §. 883), wie Cymb. II, 4. The vow of women of no more bondage be, to where they are made, than they are to their virtues. Und selbst dieses to fehlt (W. §. 883. 1.) H. II, 2. Bring these gentlemen where Hamlet is; 6. H. a. V, 5. And

so conduct me, where from company I may revolve and ruminate my grief — eine Freiheit, welche auch die griechische Sprache beansprucht hat. (Krügers Gr. §. 51. 13. 9.) In der Frage geht der Gebrauch des where noch einen Schritt weiter Ant. Cl. II, 1. P. Where have you this? 't is false. M. From Silvius.

Das Relativ übt bisweilen auf das unmittelbar vorhergehende Determinativ einen solchen Einfluß, daß dieses gegen sein grammatisches Verhältniß, in welchem es zu den übrigen Theilen seines Satzes steht, mit dem Relativ congruent gemacht wird. Auf dieser sogenannten umgekehrten Attraction (Krüger Attr. S. 215) mag ein Theil der obenerwähnten Antiptosen beruhen. So 6. H. a. IV, 7. Him that thou magnifiest with all these titles stinking and fly-blown, lies here at our feet. Desgleichen tritt das Determinativ in den Casus des ausgelassenen Relativs: H. II, 1. Your party in converse, him (d. i. he that) you would sound having ever seen in the prenominate crimes the youth you breathe of, guilty, be assur'd he closes with you in this consequence; Ant. Cl. III, 1. Better leave undone, than by our deed acquire too high a fame, when him we serve 's away; T. V, 1. All three abide distracted, and the remainder over them, but chiefly him you term'd, sir, the good old Gonzalo.

Oft werden die Sätze auf eine auch den alten Sprachen bekannte Weise (Krüger Attr. S. 245) verschränkt, indem hinter dem Relativ der Hauptsatz seinem Nebensatz selbst eingeschoben wird. K. J. IV, 2. the grave of Arthur who, they say, is killed on your suggestion. Das von Wagner §. 728, A. 2. zur Erklärung ergänzte as finden wir freilich nicht weit von jener Stelle in den Worten: your fears (which, as they say, attend the steps of wrong) should move you.

In das Gebiet der Attraction geht aber wirklich die Construction über, wenn das zwischengeschobene Verbum, statt parenthetisch sich von der Gemeinschaft der Glieder des umgebenden Satzes zu lösen, das Relativ so afficirt, daß dasselbe ihm als einem Regens folgt. So in der früher schon einmal angezogenen Stelle aus Temp. III, 3. Whilst I visit young Ferdinand (whom they suppose is drowned). Solche Stellen erlauben uns auch Verbindungen, in denen die Form nicht unterscheidet, als Attractionen aufzufassen. 6 H. a. V, 3. you shall first receive the sum of money, which I

promis'd should be delivered to his holiness; K. J. IV, 2. Under whose conduct came those powers of France that thou for truth giv'st out; Tim. V, 1. I am thinking what I shall say I have provided for him.

Bisweilen widerstrebt das Relativ, obgleich es offenbar den Anschluß bewirkt, einer Auffassung mit dem Verb des eingeschobenen Zwischensatzes. Man betrachte Temp. III, 1. (I that dare) much less take what I shall die to want. Der Infinitiv to want ist hypothetisch, so daß man ihn auflösen könnte: what if I want I shall die. Im Deutschen wäre etwas Aehnliches: Die Güte, welche ich streben könnte zu entbehren, wie man ja gewöhnlich sagt: Die Bücher, welche ich die Ehre habe Ihnen zu übersenden.

Es ist im Fortgang dieser Darstellung schon oft von anakoluthischer Fügung die Rede gewesen. Am auffallendsten ist eine solche, wenn in demselben Satze Zeichen der coordinirenden und subordinirenden Verbindung in widersprechender Bezeichnung auftreten wie Pericl. I, 2. Tyre I now look from thee then, and to Tharsus intend my travel, when I 'll hear from thee, and by whose letters I 'll dispose myself. Derselbe Widerspruch erscheint in Participialconstructionen, wo man who geradezu als Determinativ oder das Particip als einen Modus finitus aufzufassen hat: Temp. I, 2. Some food we had, and some fresh water that a noble Neapolitan, Gonzalo, out of his charity (who being then appointed master of this design), did give us. — This your son-in-law and son to the king (whom heavens directing) is troth-plight to your daughter.

Als ein Beispiel einer Prolepsis (Krüg. Attr. S. 133) mag man betrachten Tw. N. I, 5: I see you what you are, vielleicht auch ebendaselbst I, 2: Conceal me what I am.

Bernburg. **Francke.**

Ben Jonson.

(Uebersetzt aus Chamber's Edinb. Journ. 1846. Nr. 107.)

Die Shakespearegesellschaft gab vor mehreren Jahren einige interessante Aufschlüsse über das Leben Ben Jonsons, dieses Begründers der englischen Komödie. Der Unterzeichnete theilt dieselben auszugsweise mit, in der Hoffnung, daß der große Zeitgenosse Shakespeares auch dem deutschen Leser nicht ganz gleichgültig sein werde.

Es war ein wundersames Leben, dies Leben des „einzigen" Ben, gemischt aus den scheinbar entgegengesetztesten Elementen und voll der eigenthümlichsten Contraste. Es war eine wirkliche Komödie. — Als Milton sein 23stes Jahr antrat, klagte er sich in einem Sonnette an, daß er seine Tage in thatlosem Träumen einer gelehrten Muße verloren habe. B. Jonsons Träumen und Trachten war anderer Art. Er hatte als Knabe seine grammatischen Lectionen bei Meister Camden begonnen, ging dann seinem Stiefvater als Maurergesell zur Hand und machte hierauf den Krieg in den Niederlanden mit, wo er einst unter Anderem (wenn man seiner Erzählung glauben darf) Angesichts beider Heerlager einen feindlichen Soldaten im Zweikampfe erschlug und ihm die spolia opima abnahm. Nach dem Friedensschlusse kehrte er zurück, um sich den Wissenschaften zu widmen; aber bald finden wir ihn auf der Bühne — als Schauspieler und Dramenschreiber in einer Person. Er heirathete, zeugte zwei Kinder und dichtete eines der besten englischen Lustspiele („Männiglich in seiner Laune") und alles dies, bevor

„Der Jugend Dieb, die Zeit, auf leisen Sohlen
Sein drei und zwanzigst' Jahr ihm noch gestohlen."

Zwei Jahre später ist Jonson völlig in dramatische Dichtungen und Entwürfe vertieft, — aber auch zum zweiten Male des Todtschlags schuldig geworden. Es war eine unglückliche Geschichte. Jonson hatte sich mit einem Schauspieler veruneinigt, wurde von diesem gefordert und tödtete seinen Gegner, ungeachtet derselbe mit einem 10 Zoll längeren Degen auf ihn eindrang und ihn bereits am Arme verwundet hatte. Dieser verhängnißvolle Waffengang brachte Jonson in den Kerker und beinahe an den Galgen. Man hatte dem Gefangenen zwei Spione zugesellt, um ihn auszuhorchen; aber von dem Schließer gewarnt, vereitelte Jonson den tückischen Plan und ging frei aus, ohne auch nur ein peinliches Verhör bestanden zu haben. Er rächte sich an den argen Laurern durch folgendes Epigramm:

Ein Licht bist Du im Staat, Spion! Ganz recht!
Allein Dein Talg ist schmutzig nur und schlecht.
Drum, bist zur ekeln Schnuppe Du verglimmt,
So giebt's Gestank, und Dich zertritt ergrimmt
Derselbe Fuß, dem Du den Weg erhellt:
Gerechtes Loos, das dem Verräther fällt!

Aber es umschlich den Dichter noch ein Lauscher anderer Art! ein freundlich lächelnder Lauscher, den Jonson nicht so leicht abschüttelte. Es war ein römisch-katholischer Priester, der den Weg zu der Zelle des ketzerischen Schauspielers gefunden hatte und ihn wirklich bekehrte. Doch nicht für immer. Nachdem Jonson 12 Jahre Papist gewesen, trat er wieder zu seiner Mutterkirche über, und um die Aufrichtigkeit seiner Umkehr zu bekräftigen, leerte er bei dem ersten Abendmahl den geweihten Kelch bis auf die Neige. Ben war nicht der Mann, etwas halb zu thun. Bald darauf scheint er zu wiederholten Malen in Haft gelegen zu haben. Einmal zog er sich diese Strafe zu durch eine Schrift gegen die schottische Nation, welche er gemeinschaftlich mit Chapman und Marston verfaßt hatte. König Jakob und die schottischen Hofleute waren empört über diese Kühnheit, und die unglücklichen Schriftsteller erwarteten nichts Geringeres, als daß man ihnen Nase und Ohren abschneiden werde; aber der Zorn des Königs besänftigte sich, ohne eine so grausame Rache zu nehmen. Nach der Freilassung gab Jonson seinen Freunden ein großes Gastmahl, bei dem auch der alte Camden nicht vergessen war. Während des Gelages trank ihm seine Mutter zu, indem sie ihm zugleich ein Papierchen voll „guten Giftes“ zeigte, welches sie sich und dem Sohne, für den Fall der Verurtheilung, in einen Trank hatte mischen wollen; denn „sie war keine feige Seele.“ Jonson muß ihr nachgeartet sein. — Daß er gegen Schottland schrieb, kam fast einem Vatermorde gleich, denn Jonson war von Geburt ein halber Schotte. Sein Großvater stammte aus Annandale und diente unter Heinrich VIII. Sein Vater verlor unter Mariens Regierung Besitzthum und Freiheit; erst nach langer Haft erhielt er die Letztere zurück und bekleidete von nun an eine Stelle als Geistlicher. Aber er starb einen Monat vor der Geburt seines berühmten Sohnes, die nach neueren Ermittelungen in das Jahr 1573 fällt.

B. Jonson liebte das Wandern. 1613 war er in Frankreich, wie wir aus einem der freien und seltsamen Bekenntnisse ersehen, welche er gegen Drummond machte.

Walter Raleigh, erzählt dieser, gab ihn seinem Sohne als Hofmeister und Begleiter auf einer Reise nach Frankreich bei. Der junge Bursch war voller Schelmstreiche und machte unter anderen den Jonson einstmals so schwertrunken, daß dieser alle Besinnung verlor. Drauf lud er denselben auf einen Wagen, den zwei Schanzgräber durch die Straßen zogen, und zeigte an jeder Ecke dem Volke seinen langhingestreckten Hofmeister, indem er die losesten Bemerkungen hinzufügte.

Im Jahre 1618 machte Ben seine merkwürdige Fußreise nach Schottland. König Jakob hatte ein Jahr zuvor sein Geburtsland besucht, und der zum Hofmann gewordene Dichter hatte sehr wohl berechnet, daß er seinem Herrscher nicht minder als sich selbst einen Dienst leiste, wenn auch er seinen Stab nach dem Norden setze und Landschaft und Volk beschreibe. — Die Reise, welche der 64jährige Johnson nach den Hebriden unternahm, ward als eine halbe Heldenthat bestaunt; aber der große Lexikograph reiste zu Roß, zu Wagen, hatte Führer und obendrein den unermüdlichen Boswell zum Begleiter und Fourier. Unser Dramatiker ging, und ging den ganzen Weg von der Themse bis zur Tweed und Forth allein. Er war von außerordentlichem Körperumfang, „sein Bauch ein Berg, ein Fels sein Angesicht“ und

„Hundert grau und weißer Haare
Zählten fünf und vierzig Jahre.“

Er blieb fünf Monate in Schottland, verließ es am 19. Januar 1619 und kam vielleicht drei Monate später in London an. Heitere Feste und Gelage des englischen Landadels verzögerten seinen Weg. — Bei Drummond in Hawthornden blieb er mehrere Wochen. Dies war der letzte und zugleich der interessanteste seiner Ausflüge; denn Drummond zeichnete Einzelnes aus den vertraulichen Mittheilungen seines Gastes auf und bewahrte auf diese Weise manchen für die Charakteristik desselben bedeutsamen Beitrag. Man hat Drummond der Verrätherei beschuldigt: er habe Jonson nur in der Absicht bei sich festgehalten, um seine Schwächen und schiefen Urtheile zu erlauschen und zu verewigen. Aber diese Anklage entbehrt

allen Grundes. Drummond hat seine Memorabilien nie veröffentlicht, obgleich er Jonson um zwölf Jahre überlebte, und Nichts berechtigt zu dem Verdachte, seine Aufzeichnungen seien ungenau gewesen. Daß ihr Eindruck für Jonson im Ganzen ungünstig ist, kann man zugestehen, ohne den wirklichen Verdiensten beider Männer zu nahe zu treten. Die stolzen und oft seichten Bemerkungen Jonsons über Geister wie Shakespeare, Spencer und Andere sind dem Kritiker offenbar mehr in unbewachten Augenblicken entschlüpft, als daß Drummond darauf ausgegangen wäre, sie seinem Gaste abzulocken. Ueber Sidney, Raleigh, Bacon und andere Größen an Elisabeths Hofe hätte Jonson ohne Zweifel die anziehendsten Mittheilungen machen können; aber es sind deren sehr wenige. Von der jungfräulichen Königin selbst erzählt er unter Anderem: Elisabeth hat ihr Gesicht im Alter nie mehr gesehen, wie oft sie auch den Spiegel befragte. Er war ein trügerischer Schmeichler: denn er zeigte ihr nur den Zinnober, mit dem man täglich ihre Wangen und zuweilen sogar ihre erlauchte Nase schminkte. — Um die Weihnachtszeit pflegte sie Würfel zu spielen, und es wurden ihr dann Würfel untergeschoben, die auf jeder Seite fünf oder sechs Augen zeigten. Natürlich, daß sie dann gewann und sich einbildete, sie sei ein Liebling des Glückes. Man sieht, der sonst so männliche Charakter dieser Regentin konnte sich von weiblicher Schwäche nie befreien. Von Bacon erfahren wir, daß er alle seine Reden aus den Fäden seiner Manteltroddeln gleichsam herauszwirnte: ein Zug, der, so unbedeutend er ist, immerhin auf den großen Mann ein eigenthümliches Schlaglicht wirft. — Die ästhetischen Urtheile Jonsons waren paradox und sagten Drummond keineswegs zu. Sie trugen dabei meist jenen Ton des Hochmuths und der Prahlerei, welcher den Kritiker so oft dem Zorne und dem Spotte seiner Zeitgenossen preisgab. Jonson war weit entfernt, dem Bilde zu gleichen, welches er in einer seiner Schriften von dem Kritiker entwirft, wo es heißt: „Er muß gründlich gelehrt sein, damit er es nicht zu scheinen braucht; Freisinnigkeit ziere sein Denken und Freimuth seine Rede; er hüte sich fremdes Verdienst zu schmälern und eigenes zu preisen, doch warte er eifersüchtig seines Rufs und wie er keinen beleidigt, so dürfe ihn Keiner je beleidigen."

Indeß beurtheilte der schottische Dichter seinen englischen Bruder etwas zu hart und trug der Stellung und dem Charakter desselben zu wenig Rechnung. Er hätte sich eines Endurtheiles enthalten sollen. Allerdings vergaß sich Ben wohl öfter über dem Glase, und berauscht von der Erinnerung an so manches überwundene Hinderniß mochte er sich seiner Erfolge, seiner Talente, seiner Gönner bisweilen allzulaut berühmen. Seine geringschätzigen Bemerkungen über große Zeitgenossen waren meist nur Einfälle beim Nachtisch und dürfen nicht in Anschlag gebracht werden gegen die ehrenvollen und freundschaftlichen Auszeichnungen, welche er diesen Männern in seinen veröffentlichen Werken zu Theil werden läßt. Hier wird dem jugendlichen, vielbegabten Francis Beaumont und dem „milden Shakespeare" ein vollgerechtes Maß begeisterten Preises*).

*) Gervinus (Shakespeare I. 9.): „Niemand hat der Bewunderung der Zeitgenossen schönere Worte geliehen als B. Jonson, der so oft als Neider und Gegner Shakespeares genannt worden ist. In seinen Gedenkversen auf den gestorbenen Dichter hebt er ihn über die englischen Dramatiker hinweg, die zu überbieten allerdings nicht schwer war; er will aber auch den donnernden Aeschylus, Euripides und Sophokles heraufbeschwören und die römischen Tragöden, um seinen Kothurn die Bühne erschüttern zu sehen, und wenn er im Soccus auftrete, will er ihm Niemand unter den Alten vergleichen, noch was seitdem aus ihrer Asche entsprang. „„Triumphire, mein England! ruft er dann; Du hast Einen aufzuweisen, dem alle Bühnen Europas huldigen müssen. Er war nicht Eines Zeitalters, sondern für alle Zeit. Noch waren alle Musen in ihrer Jugend, als er gleich Apoll oder Mercur hervortrat, unser Ohr zu entzücken. Die Natur selbst war stolz auf seine Schöpfungen und freute sich, das Gewand seiner Dichtung zu tragen, das so reich und fein gesponnen war, daß sie seitdem keinen andern Geist mehr anerkennen will.

Jonson hatte in Absicht, seine „Fußwanderung" novellenartig zu verarbeiten. Er ging deshalb Drummond um Mittheilungen an und hatte seine Aufgabe bereits bis zu einem gewissen Punkte vollendet, als ein Feuer in seinem Hause ausbrach und so Bens Manuscripte verloren gingen. Geschichte, Dichtkunst, Sprachwissenschaft, Theologie,

Des Fleißes Ernt' und der Gelahrtheit Schätze,
Die Carew, Cotton, Selden mir gelieh'n,
Das Alles, Alles war nun Ein Ruin!

und wie es in der herzhaften „Verfluchung Vulkans" heißt

zu guter Letzt
Auch jenes Lied, was ich gesungen
Von meinen Schottlandswanderungen.

Es war ein bedeutender Verlust. Jonson verzweifelte ihn zu ersetzen. —

Dryden sagt in einer wohlbekannten Strophe, Genie und Wahnwitz seien Geschwister*). Man hat diesen Satz von jeher mit dem vollsten Rechte bestritten; vielmehr ist wahres Genie immer verbunden gewesen und muß immer verbunden sein mit gesundem Herzen und gesundem Geiste. Selbst unter Englands rauhem Wolkenhimmel zeigt sich kein Zug jener unheilvollen Verwandtschaft bei wahrhaft großen und schöpferischen Geistern. Chaucer, Shakespeare, Fielding, Milton, Scott waren that- und lebenskräftige Männer. Sie ließen sich durch Kothurn und Lorbeerkranz nicht behindern mit freiem, sichrem Schritt den Weg durch diese niedere Welt zu wandeln. Dennoch findet sich allerdings zuweilen auch bei begabten, aber anomalen Naturen, eine finstere Schwermuth und Gespensterseherei, die ihren ersten Ursprung in körperlicher Krankhaftigkeit hatte und durch Ausschweifungen gesteigert ward. So bei Johnson, Byron, Coleridge, so auch bei Ben Jonson. Nur nahm seine Melancholie öfter einen seltsamen und phantastischen Charakter an. Einst erzählte Drummond, daß er eine ganze Nacht im Anschaun seiner großen Zehe durchwacht habe, auf deren Nagelscheibe Tartaren und Türken, Römer und Karthager in geisterhaften Geschwadern wider einander gestürmt seien. Ergreifender und ahnungsvoller ist folgender Zug:

Im Jahre 1603, als die Pest in London herrschte, verweilte Jonson mit seinem alten Freunde Camden auf dem Landgute Robert Cottons. Da erschien dem sorgenvollen Dichter in einer Vision sein ältester Knabe, der in London zurückge-

Der beißende Aristophanes, der zierliche Terenz, der witzige Plautus gefallen nicht mehr; sie liegen veraltet und verlassen, als wären sie nicht von der Familie der Natur. Und doch darf ich der Natur nicht Alles zuschreiben; auch seine Kunst muß ihr Theil behalten, denn obwohl Natur der Stoff des Poeten ist, so giebt seine Kunst doch die Form hinzu — der wahre Dichter ist eben so sehr gebildet als geboren: und ein solcher war Er! Sieh, wie des Vaters Antlitz in seinen Nachkommen fortlebt, so erscheint das Geschlecht von Shakespeares Geist und Sitten glänzend in seinen wohlgefeilten Versen, in deren jedem er einen Speer zu schütteln scheint (Shakespeare = Speerverschütterer), wie geschleudert in das Auge der Unwissenheit. Süßer Schwan vom Avon! welch ein Anblick wäre es, Dich in unseren Wassern noch in jenem Flug zu sehen, der unsere Elisa und unseren Jakob so dahinriß! Doch nein! ich sehe Dich als ein Sternbild an den Himmel versetzt: dort leuchte, Stern der Dichter, und übe Deinen Einfluß von da, in Liebe und Strenge, auf die sinkende Bühne, die seit Deinem Tode getrauert hätte wie die Nacht oder der Tag der Verzweiflung, wenn nicht das Licht Deiner Werke hinterblieben wäre.""

*) Auch Jean Paul macht Genie und Krankheit zu Milchbrüdern, und Herder hoffte, von den Vorstehern der Toll- und Siechhäuser die frappantesten Beiträge zur Geschichte des Genies aller Zeiten und Länder zu erhalten!

blieben war. Ein blutiges Kreuz stand, wie mit dem Schwerte eingeschnitten, auf der Stirn des Kindes. Jonson erbebte und betete laut. Am andern Morgen erzählte er sein Begegniß dem alten Camden, der ihm dasselbe als ein bloßes Schreckbild seiner aufgeregten Phantasie darzustellen suchte. Aber um dieselbe Zeit traf ein Brief von Jonsons Gattin ein und mit ihm die Nachricht von dem Tode des Knaben. Er war der Pest erlegen. Jonson erzählte, das Kind sei ihm in jener Nacht mit einem männlichen Angesicht erschienen und „in eben der Größe, welche die Auferstandenen nach unserm Glauben haben“. Jonson feierte sein Andenken in einigen rührenden Versen.

Sieben Jahre warst Du mir geliehn,
Und ich zahle Dich zu rechter Stunde,
Da der Tod gebeut mit strengem Munde.
Seid vergessen denn ihr Wonnetage,
Da ich Dich gewiegt auf meinem Schooß!
Seid vergessen denn! ach ich beklage
Nicht, ich neide nur Dein selig Loos,
Ungetrübt von Haß und Leid der Erde,
Von des Alters schleichender Beschwerde.
Ruhe sanft, Du lieber Knab', und sage,
Tritt an Deinen Stein des Wandrers Frage:
„Hier liegt Jonsons edelstes Gedicht.
Was er liebt, so Lieb' ihm noch beschieden,
Glaube mir, er liebt zu viel es nicht.“

Diese Zärtlichkeit des rauhen, harten Mannes hat etwas Ergreifendes. Sein Herz saß auf der rechten Stelle. Den Titel „ehrenwerther Mann“, den er besonders liebte, verdiente er im vollsten Maße. Freilich bereitete ihm sein Hang zu Gelagen und seine Unvorsichtigkeit vielfache Mißhelligkeiten und Gefahren, vor denen Shakespeare sein besserer Stern und seine Klugheit bewahrte. Aber er verließ sich auf seine Gönner, und er durfte es. Der Graf von Pembroke wies ihm jährlich 20 Pfund an, angeblich um ihm Bücher zu kaufen, in der That aber zu des Dichters eigenstem Gebrauch. Jonson war nicht unempfindlich für diese Feinheit, und es war ein Akt aufrichtiger Dankbarkeit, als er der Mutter des Grafen jenes bekannte Epitaph setzte:

Da schlummert sie! so vielbesungen!
Auch sie vom Schicksal nun bezwungen,
Des edlen Sohnes edle Mutter.
Fürwahr! der Tod muß selbst vergehn,
Eh' er wie sie so gut und schön
Auf Erden eine zweite findet!

Auch der Graf Dorset gehörte zu den Schützern Jonsons, und ebenso erfreute er sich des Vertrauens und der Unterstützung Bacons und Raleighs. Man sieht: finanzielle Unabhängigkeit schien den Dichtern jener Zeit etwas Unerhörtes, sie lag jenseits ihrer Wünsche. Eine Schande war es nur, wenn man zu wenig, niemals, wenn man etwa zu viel erhielt. Zwar rühmte sich Jonson gern der Kühnheit, mit welcher er über die Laster der Zeit und über die elende Sippe der Sykophanten und Dichterlinge seine Geißel geschwungen; aber nichts desto weniger schmeichelte er selbst dem gesammten Adel in der Runde auf das Keckste und zehrte zur Hälfte von dem Reichthum seiner Patrone.

Dabei ist es wohlthuend zu sehen, daß die vornehmen Gönner auch da des Dichters nicht vergaßen, als seine Scherze und seine schimmernden „Masken“ bereits verblaßt waren und Krankheit und Mißmuth den Flug des Genius gelähmt hatten. Karl I. machte ihm einst ein Geschenk von 100 Pfund und erhöhte das Gehalt seines gekrönten Hofdichters von 100 Mark auf die genannte Summe; zugleich überschickte er ihm einen Anker Kanariensekt, den Jonson außerordentlich gern trank. Einer seiner freigebigsten und edelsten Freunde war der Graf von

Newcastle. An ihn richtete Jonson einst folgendes charakteristische Bittschreiben, welches sich jetzt unter den Handschriften des Britischen Museums befindet:

Edler, Ehrenwerthester Lord!

Da ich selbst kaum noch ein leibhaftes Wesen bin, so verzeiht mir, wenn ich Eure Ruhe mit Schatten oder gar mit eines Schattens Schatten störe. — Als mich im Jahre 1628 der Schlagfluß getroffen hatte, machte mir Thomas Badger einen Fuchs zum Geschenk, den ich zahm zu machen suchte. Ich hoffte mich durch diese Beschäftigung zu zerstreuen und zugleich über die Natur des Thieres zu belehren. Da träumt mir nun heut Morgen — und Ihr wißt, Morgenträume sind immer wahr — heut also, im Jahre 1631, just am Dienstag vor Weihnacht träumt mir, daß mein Bedienter vor mein Bett tritt und mir ein Mal über das andere zuruft: Meister! Meister! der Fuchs ist redend worden! Ueberrascht springe ich auf und gehe in den Garten, um das Wunder mit eigenen Augen zu sehen. Da finde ich denn meinen Reinecke im Käfig und höre mit Erstaunen, wie er in den schnödesten Ausdrücken sein Schicksal verwünscht, das ihn in das Haus eines Dichters gebannt. Da gebe es nichts als leere Wände und die einzige Musik mache die Holzsäge, die Tag für Tag arbeite, um — unbekümmert um Anderer Frost — des gichtischen Meisters Kamin mit Feuerwerk zu versorgen. In dieser Weise ergoß sich das böse Thier weiter, und ich sah leider, daß es seinem Herrn im Fabuliren um ein Beträchtliches überlegen sei. Ich gab gute Worte, schmeichelte und streichelte; aber Reinecke erwiderte knurrend, damit sei es nicht abgethan, er verlange sein Lohn. Ergrimmt gebot ich ihm zu schweigen und schalt ihn ein stinkend Ungeziefer. Er aber antwortete mir mit höhnischem Grinsen: Schaut in Euren Keller oder, wie Ihr poetischer Weise zu sagen beliebt, in Euer Vorrathshaus, da werdet Ihr noch ein übleres Geziefer finden. Sogleich rief ich nach einem Licht, stieg hinunter und fand den ganzen Fußboden dermaßen aufgewühlt, als ob ein Heer von Maulwürfen oder Minirern darin gehaust hätte. Ich schickte auf der Stelle in die Tuttlestraße zu Sr. Maj. Oberhof-Maulwurfsjäger, mich von den Unthieren zu erlösen. Dieser erschien, betrachtete die Verwüstung, nahm eine Handvoll Erde auf, beroch sie und sagte endlich: „Meister, es steht nicht in meiner Macht den bösen Wurm zu tilgen; Euch vermag nur der König oder ein anderer hoher Herr zu helfen. Dieser Wurm ist Hunger geheißen *), er führt gar scharfen Zahn und wird Euch sammt Weib und Kind verzehren, dafern Ihr nicht bei Zeiten darzuthut. Gott befohlen!" sagte er und ging von dannen. Da wachte ich auf — aber schaut! gnädiger Herr, der Traum war eine Wahrheit. Denn in meinem Hause wohnt und nagt der Hunger, und derhalben muß ich Euch, edler Lord und nächst Sr. Maj. mein treuster Schützer, das Stücklein erzählen. Ich vermesse mich nicht, von Eurer Herrlichkeit Etwas borgen zu wollen, was ich nicht wieder bezahlen kann; aber meine Noth ist so groß, daß ich freundlich gebeten haben möchte, mir zu geben, was Eure Güte beliebt. Des bleibenden Dankes haltet Euch versichert von

Ew. Herrlichkeit

Westminster, am 20. Dec. 1631. Knecht.

*) Das Original hat hier ein Wortspiel, welches ich um so mehr bedaure nicht wiedergeben zu können, als grade darin die Spitze der komischen Wirkung liegt. Das Wort want ist nämlich einmal der englische Name des „Maulwurfs", sodann aber bedeutet es „Armuth, Mangel, Noth". Im Deutschen ist mir ein entsprechender doppelsinniger Ausdruck nicht bekannt; eine Art Parallele möchte etwa unsere „Kirchmaus" bieten, die im Sprüchwort als Bild der Armuth gilt. — Die Uebersetzung hinkt daher nur mühsam nach, trotzdem sie sich erlaubt hat, statt Noth, Hunger zu setzen, dem wir allerdings ein Nagen und Zehren zuschreiben. M.

Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß der Graf einer so launigen und dringenden Mahnung nicht widerstand.

Gegen das Ende seines Lebens waren dem Dichter noch fröhliche, lustige Tage bescheert. Howell beschreibt aus dem Jahre 1636 ein Gastmahl, welches Jonson gab, und bei dem jener elegante Stilist zugegen war. Der Wirth war wie immer höchst ruhmredig, empfing aber die Geladenen auf das Glänzendste, die vier Tage hintereinander zechten. Im folgenden Jahre, 1637, am 6. August starb Jonson.

Er war ohne Zweifel der gelehrteste unter allen Dichtern jenes klassischen Zeitalters. Sein Leben und seine Gewohnheiten schienen allerdings ernste und anhaltende Studien unmöglich zu machen, und er hat sicherlich auch keine eigentliche Universitätsbildung genossen, wie oft schon das Gegentheil behauptet sein möge. Aber die Energie seines Willens und sein Ehrgeiz, der nach dem Rufe der Gelehrsamkeit brannte, überwanden alle Hindernisse. Sein Wissen stellte Shakespeare und alle seine Mitdichter und Mitspieler in Schatten; er war gleichsam der Schulmeister der ganzen poetischen Zunft und in seinen letzten Tagen herrschte er wahrhaft despotisch. Seine klassische Bildung zeigt sich am glänzendsten in seinen „Masken" und in den vortrefflichen lyrischen Dichtungen, die er in seine Dramen verwebte. Jonsons letztes Werk „der trostlose Schäfer" (ein dramatisches Idyll) ist höchst poetisch in Anlage und Ausführung. Seine Lustspiele sind unschätzbar durch ihre Darstellungen Londons und des englischen Lebens, durch ihre Satire, ihre bewunderungswürdige Charakteristik und die kunstvolle Disposition der Fabel. Wenn ein Jüngling von 22 Jahren Gestalten wie Kitely und Hauptmann Bobadil zu schaffen vermag, so ist dies eine That und ein vollgültiger Beweis für Jonsons Beruf zur Komödie. Zwar sind auch seine gelungensten Stücke nicht frei von Pedanterei und Plattheit; aber diese Mängel werden durch schlagfertigen Witz und launigen Humor, durch scharfe Beobachtung und tüchtigen Sinn reichlich aufgewogen. Sein Wortreichthum scheint unerschöpflich gewesen zu sein. Sein Stil eigenthümlich in Ausdruck und Struktur, gleicht einem Strome, den Schlamm und fremde Massen trüben, der aber mit unwiderstehlicher Gewalt rauschend, zischend und brausend dahinstürmt. Seine Satire hat dieselbe Gradheit und Kraft. Mit welchem juvenalischen Feuereifer stellt er die Laster und Thorheiten seiner Zeit an den Pranger der Verachtung oder des Spottes! Wie drastisch malt er den Geizhals, den Feinschmecker, den Gecken, den Prahler, den Raufbold! — Seine Tragödien sind dagegen kalt, steif und förmlich. Der gelehrte Pedantismus erdrückt hier alle Phantasie. Jonson beschuldigte einst den Shakespeare: „daß er die Kunst vermissen lasse." In seinen eigenen römischen Stücken sieht man freilich oft eben nichts als Kunst, eine Kunst, die mühsam in den Schachten alter Geschichte wühlt und gräbt. In Shakespeare war die Kunst Fleisch geworden und gleichsam aufgegangen in einer Schöpferkraft ohne Gleichen. Shakespeare hatte das Wesen und den Geist, Jonson die Sprache und die Thatsachen des Alterthums;

Ihm war die todte Asche nur geblieben,
Derweil in Jenem hoch die Flammen trieben.

Salzwedel. Masius.

Ueber den Bildungsgang französischer Begriffswörter aus ihren lateinischen Wurzeln.

Ein nicht unwesentlicher Gegenstand in der Geschichte einer Sprache ist die Untersuchung über die Entstehungsweise der einzelnen Wortformen. Bei Ur- oder Muttersprachen freilich ist dieselbe schwierig, ja fast unmöglich, und dort gilt das Wort Bopps: „Das Geheimniß der Wurzeln lassen wir unangetastet." Anders verhält es sich aber mit den abgeleiteten oder Töchtersprachen. Bei diesen hat sich die Neugestaltung der Sprache nicht bloß auf die Veränderung des Satzbaues und die Bedeutung der Wörter beschränkt, sondern vor allem auf die Umgestaltung der Wörter selber ausgedehnt, und wenn die Muttersprache, aus welcher die Umänderung erfolgt ist, noch vorhanden ist, so kann es nicht schwer sein, die Wurzeln der umgebildeten Wörter zu erforschen. Bei der französischen Sprache ist dies auch bereits mehrfach geschehen, indem schon mehrere etymologische Wörterbücher der französischen Sprache vorhanden sind.

Es fragt sich nun, ob die verschiedenartigen Umbildungen der französischen Wortformen aus ihren lateinischen Wurzeln — denn diese bilden doch den Hauptbestandtheil — willkürlich, oder ob sie vielmehr nach gewissen leitenden Grundsätzen und Normen erfolgt sind. Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß das Letztere der Fall sein muß, weil bei aller Verschiedenheit viele etwas Gemeinsames mit einander haben; und sobald dieses erkannt ist, darf derjenige Theil der Sprachwissenschaft, welcher sich mit der Abstammung und Ableitung beschäftigt, die Etymologie, sich nicht damit begnügen, die einzelnen Wörter auf ihre Stämme und Wurzeln zurückzuführen, sondern sie muß auch jenen leitenden Grundsätzen und Normen nachgehen, nach welchen die Ableitungsveränderungen vor sich gegangen sind. Es versteht sich dabei, daß nicht Alles nach festen Regeln erfolgt ist, daß vielmehr manche Veränderungen auch zufällig oder willkürlich entstanden sind, wie dies bei lebenden Sprachen immer der Fall ist; das hindert aber nicht, die Hauptprincipien der Verwandlung aufzustellen. Das Nachfolgende soll ein Beitrag zu dieser Aufgabe sein.

Wenn wir die Bildung oder Gestaltung der französischen Sprachtheile aus lateinischen Elementen genauer betrachten, so treten insbesondere zwei leitende Normen hervor, nämlich

1) das Princip des Wohllauts und
2) das Princip der Kürze.

Jede Sprache trägt mehr oder weniger den Charakter des Volkes, dem sie angehört. Sagt ja doch schon Buffon vom einzelnen Menschen „le style c'est l'homme"; um wieviel mehr muß der Satz Geltung haben, daß sich in der Sprache einer Nation ihr Leben, ihr Charakter, gleichsam ihre Seele ausprägt. Ist nun die Sprache des Volkes ureigene oder Muttersprache, so ist sie ja mit ihm entstanden und folglich der natürliche Ausdruck seines Lebens. Ist sie dagegen eine angenommene, so ist sie nicht geblieben, wie und was sie war; sondern sie hat sich nothwendig nach den vorherrschenden nationalen Elementen verändert, fort- und umgebildet.

Ist vollends die Nation, die in die Lage kommt, eine andere Sprache annehmen zu müssen, einigermaßen gebildet, wie es die gallische Nation war, so ist die erfolgende Umbildung derselben eine um so durchgreifendere. Der eigentliche Charakter des Volkes wird mehr eine Aenderung im innern Bau, der Grad seiner Bildung in Verbindung mit dem erstern wird mehr Einfluß äußern auf die äußere Gestaltung der Wortformen. Alle allgemeine Bildung beginnt mit

Verfeinerung der Sinne. Ein gebildeter Gehörsinn, als ein Träger der Sprache, wird also nothwendig bei der Umbildung von Wortformen gebieterisch dastehen und das Gesetz des Wohllauts bedingen, d. h. des Zusammenklingens einer Reihe von Buchstaben oder auch Silben, in einer Weise, daß das gebildete Ohr nicht auf unangenehme Weise berührt wird. Bei der französischen Sprache ist auch in der That dieses Princip so vorherrschend, daß sie oft alle Rücksicht der Abstammung aus den Augen setzt, und mehrere Buchstaben zugleich, selbst Consonanten, die doch zum Erkennen des Ursprungs so wesentlich sind, mit der größten Willkür verändert, versetzt oder wegläßt.

Wir sehen sie hierbei insbesondere auf folgende Arten verfahren:

1. Durch weicheres Aussprechen ursprünglich härterer Consonanten und zwar: des *j* durchgängig, z. B. in jurer aus *jurare*; majeur und major aus *major*; des g vor e, i und y; z. B. gémir aus *gemere*, géant aus *gigas* (*antis*); des doppelten ll in den meisten Fällen, wie ail aus *allium*, fille aus *filia*, feuille aus *folium*; des s zwischen zwei Vocalen wie in musique aus *musica*, désert aus *desertus* etc.

2. Durch Nichtaussprechen mancher Consonanten, z. B. des l oder r am Ende mancher Wörter, wie fusil, pouls, parler, berger etc.; des n und m in den Nasenlauten an, en, in, am, em, im, on und un, wie an aus *annus*, entre aus *intra*, intérieur aus *interior*, onde aus *unda*, un aus *unus* u. s. w.

3. Durch Verwandlung harter Buchstaben in weichere, z. B. in aigle aus *aquila*, avril aus *aprilis*, joie aus *gaudium*, église von *ecclesia*, fièvre von *febris*, larron von *latro*, crible von *cribrum*, bouche von *bucca*, mouche von *musca*, chair von *caro*, double aus *duplus* etc.

4. Durch Verwandlung von Consonanten in Vocale, z. B. faux (adj.) aus *falsus*; faux (subst.) aus *falx*, autel von *altare*, joie von *gaudium*, mou von *mollis*, cuiller von *cochlear*, pays von *pagus*, peau von *pellis* u. s. w.

5. Durch Ausstoßung des Zischlautes s vor einem harten Consonanten: apôtre von *apostolus*, fenêtre aus *fenestra*, côte aus *costa*, épine aus *spina* goût von *gustus* u. s. w.

6. Durch Transposition einzelner Buchstaben, z. B. étang aus *stagnum*, toison aus *tonsio*, raison von *ratio*, étincelle von *scintilla*, chaloupe von *scaphula* etc.

7. Durch Einschaltung ganz neuer Buchstaben, wie in enclume von *incus*, chambre von *camera*, nombre von *numerus*, comble von *cumulus*, sentier von *semita*, serrure von *sera*, humble von *humilis*, vendredi von *veneris dies*, poitrine von *pectus* (*oris*), soif von *sitis* etc. Oefters geschieht dies durch Vorsetzung eines mildernden e oder é, wie in espace von *spatium*, esprit von *spiritus*, estomac von *stomachus*, éprouver und épreuve von *probare* u. s. w.

8. Durch Häufung von Vocalen, z. B. coeur von *cor*, neuf von *novus*, voeu von *votum*, cuir von *corium*, cueillir von *colligere*, aïeul von *avunculus*, caillou von *calculus*, aile von *ala*, Août von *Augustus*, boyau von *botulus*, voyelle von *vocalis*, deuil vom Zeitwort *doleo*, fiel von *fel*, lieu von *locus*, fléau von *flagellum* u. s. w.

Neben diesem soeben auseinandergesetzten Princip des Wohllauts begegnen wir im Verfahren der Wortbildung aus lateinischen Elementen noch einem zweiten vorherrschenden Princip, dem der Verkürzung, das dem vorigen allerdings theilweise untergeordnet ist, meistentheils aber mit ihm Hand in Hand geht, und selbstständig als bedingendes Princip dasteht. So ist zwar allerdings z. B. die unter Nr. 5 aufgeführte Ausstoßung des Zischlautes s, vor harten Consonanten auch eine Verkürzung; sie ist aber weniger vom eigentlichen Princip der Verkürzung, als von dem des Wohllautes geboten. Denn wenn ersteres der Grund wäre, so hätte man eben sowohl aus *fastus*, fâte statt faste, machen müssen, als aus *festus*, fête; hôtie statt *hostie*, so gut als côte aus *costa*; éplendeur statt *splendeur*, aus *splendor* und éprit statt esprit aus *spiritus*; épectre statt *spectre*, wie éponge aus *spongia*. Man würde sich also sehr irren, wenn man alle Verkürzungen

und Contractionen nur aus dem Gesetze des Wohllauts erklären wollte. Es liegt vielmehr unverkennbar ein eigenes Princip der Verkürzung im französischen Sprachbau bei seiner Umgestaltung aus dem Lateinischen. Dieses Princip giebt sich kund:

1. Entweder durch gänzliche Hinwegwerfung fast aller eigentlichen Endungen, wie mur aus *murus*, lac aus *lacus*, bon aus *bonus* u. s. w., oder auch mit einfachem Ersatz derselben durch ein stummes e, wie faste aus *fastus*, bile aus *bilis* etc.

2. Durch Ausstoßung beliebiger Consonanten aus der Mitte der Wörter ohne wesentliche Veränderung des Lauts, wie an aus *annus*, bras aus *brachium*, coucou aus *cuculus*, envie aus *invidia*, page aus *pagina*, lame aus *lamina*, larcin aus *latrocinium*, larme aus *lacrima*, cruel aus *crudelis* u. s. w.

3. Durch Ausstoßung ganzer Silben in der Mitte der Wörter und Verschmelzung zweier selbstständiger Silbenlaute in einen Umlaut, wie faîte von *fastigium*, beurre aus *butyrum*, fée von *fatua*, serment aus *sacramentum*, amitié aus *amicitia*, dimanche aus *Dies dominica*, aîné von *antenatus*, rond von *rotundus*, frêle von *fragilis*, sûr von *securus*, doigt von *digitus*, froid von *frigidus*. So verkürzt sich ferner *fides* in foi, *mensis* in mois, *saucius* in soû, *sitis* in soif, *situla* in seau, *sigillum* in sceau: *pater* in père, *sexaginta* in soixante etc. Dieses Streben nach der Möglichkeit des Verschmelzens mehrerer Laute in einen neuen, besonders weichen und vocalreichen, erklärt auch die bemerkenswerthe Erscheinung, daß viele französische Hauptwörter nicht aus dem bestehenden lateinischen Stammwort gebildet sind, sondern aus dessen Diminutiv; z. B. soleil aus *soliculus*, oiseau aus *avicella*, ongle aus *ungula*, taureau aus *taurulus*, abeille aus *apicula*, oreille aus *auricula*.

Es braucht nicht erst angeführt zu werden, daß solche, im Geist einer Sprache liegende allgemeine Gesetze, wenn dieselbe eine lebende ist, in keiner Weise folgerecht und durchgängig beobachtet werden, und daß in die Umgestaltung der Wörter, durch andere, außer ihr liegende, Verhältnisse oft eine große Willkür gebracht wird. Sodann muß man auch nicht übersehen, daß viele der, nun im Französischen als lateinisch erkennbaren Elemente nicht unmittelbar aus der ursprünglichen, lateinischen Form gebildet, sondern oft durch eine mittellateinische oder italienische Form vermittelt sind. Eine solche Nachweisung ist allerdings für die richtige Etymologie unentbehrlich; sie ist aber Sache eines vollständigern etymologischen Wörterbuchs.

Wir halten uns also nur an Wurzelwörter, die auf leicht erkennbare Weise aus gutlateinischen Primitivis gebildet sind, oder auch an deren, von ihnen herkommenden, Stämme, wenn diese durch einen Umlaut, oder sonstige Veränderung eine eigene Gestalt angenommen haben, oder auch, im Falle diese verloren gegangen sind, an wichtige Sproßformen und Composita.

Aus dem oben Ausgeführten ergeben sich nun folgende specielle Normen:

I. Von der Umlautung der Vocale.

Eine der Hauptänderungen bei der Umgestaltung der lateinischen Stämme ist die Umlautung des Vocales in der Stammsilbe, oder in einer derselben, wenn das Wort mehrsilbig ist. Sie läßt sich etwa unter folgende Regel fassen:

Sehr viele Stammwörter lauten ihren Vocal um, wenn die betonte Silbe in der Art lang ist, daß auf ihren Vocal nur ein einfacher Consonant folgt, nach welchem unmittelbar wieder ein Vocal steht und zwar bei Substantiven, wo nicht im Nominativ, doch wenigstens im Genitiv, z. B. *panis* in pain, *color* in couleur, *sinus* in sein. Jeder einzelne Laut hat aber seine eigenthümlichen, ihm entsprechenden Umlaute, wie sie aus folgender Darstellung sich ergeben:

A lautet sich um:

1) in *ai*, wie *panis* in pain, *manus* in main, *fames* in faim, *lana* in laine, *sanus* in sain, *amare* in aimer, *plangere* in plaindre, *facere* in faire etc.
2) in *e*, gewöhnlich gleichlautend mit ai oder è, wie *mare* in mer, *faba* in fève, *sal* in sel, *carus* in cher, *labrum* *) in lèvre, *fragilis* in frêle, *qualis* in quel, *talis* in tel, *balare* in bêler, *factare* in jeter.

E lautet sich um:

1) durch *ei*, wie *ren* in rein, *frenum* in frein, *secale* in seigle, *plenus* in plein.
2) durch *ie*, wie *fel*, *-lis*, in fiel; *mel*, *-lis*, in miel; *pes*, *pedis*, in pied; *ferus* in fier, *bene* in bien, *febris* *) in fièvre.
3) durch *i*, wie *cera* in cire, *lectus* in lit, *temo* in timon, *ebrius* in ivre, *legere* in lire, *negare* in nier, *sex* in six etc.
4) durch *oi*, wie *avena* in avoine, *tela* in toile, *velum* in voile, *stella* in étoile, *tres* in trois, *lex* in loi, *sexaginta* in soixante.

I lautet sich um:

1) durch *e*, *littera* macht lettre, *illa*=elle, *siccus*=sec, *viridis*=vert, *crista*=crête; *arista*=arête, *findere*=fendre.
2) durch *ei*, *sinus* macht sein, *pingere*=peindre, *tingere*=teindre, *cingere*=ceindre.
3) durch *oi*, *via* macht voie, *piper*=poivre, *vicinus*=voisin, *fides*=foi, *digitus*=doigt, *bibere*=boire.

O lautet sich um:

1) durch *eu*, wie *hora* in heure, *mola* in meule, *flos* in fleur, *autor* in auteur, *novem* in neuf, besonders auch mit darauf folgendem c, *jocus*=jeu, *focus*=feu, *locus*=lieu.
2) durch *oeu*, wie *cor* in coeur, *mores* in moeurs, *nodus* in noeud, *ovum* in oeuf: *bos* (*bovis*) in boeuf.
3) durch *ou*, wie *color* in couleur, *rota* in roue, *corona* in couronne, *totus* in tout, *mori* in mourir.
4) durch *ui*, wie *coxa* in cuisse, *oleum* in huile, *modius* in muid, *ostrea* in huître, *octo* in huit.

U lautet sich um:

1) in *eu*, wie *colubra* in couleuvre.
2) in *oi*, wie *tu* in toi, *nux* in noix, *pugnus* in poing, *jungere* in joindre, *ungere* in oindre, etc.
3) in *ou*, gewöhnlich vor zwei Consonanten, wie *cursus* in cours, *bucca* in bouche, *tussis* in toux, *sub* und *subter* in sous.
4) in *o*, wenn der erste der beiden Consonanten eine liquida ist; *mundus* in monde, *unda* in onde, *ulmus* in orme, *umbra* in ombre, *juncus* in jonc.

II. Von der Veränderung der Consonanten.

Auch die Consonanten der lateinischen Wurzel verwandeln sich oft bei der Umgestaltung des ganzen Wortes, und zwar geschieht dies meistens nach den Regeln der Verwandtschaft.

B geht über in *v*, *faba* in fève, *libra* in livre, *febris* in fièvre, *hiberna* in hiver, *ebrius* in ivre, *habere* in avoir, *debere* in devoir etc.

C geht über

1) in *ch*, bei vielen Stämmen die mit *ca* beginnen; *cantus* macht chant, *caro*=chair, *calor*=chaleur, *caput*=chef, *castellum*=château, *canis*=chien, *capillus*=cheveu, *caulis*=chou etc.

---

*) r nach einem Lippenbuchstaben hat nicht die Wirkung eines Consonanten.

2) in *g*, in der Mitte eines Wortes, wenn ein *e* oder *i* vorangeht; *ficus* macht figue, *cicada* = cigale, *ecclesia* = église, *secale* = seigle, *macer* = maigre, *cicuta* = ciguë. Zuweilen fällt es zwischen zwei Vocalen auch ganz spurlos aus, wie in mie aus *mica*, plier aus *plicare*, dire aus *dicere*, faire aus *facere*, luire aus *lucere*, nuire aus *nocere*.

3) in *qu*, besonders wenn ein *e* nach *c* zu stehen käme, es folglich weich gesprochen werden müßte; *cloaca* wird cloaque statt cloace, *caduca* = caduque, *publica* = publique, *opacus* = opaque, *pudicus* = pudique, *rusticus* = rustique, *bellicosus* = belliqueux etc.

4) in den Vocal *i* und zwar immer vor *t*, *fructus* in fruit, *factum* in fait, *conductus* in conduit, *pecten* in peigne, *lac*, *lactis*, in lait, *nox*, *noctis*, in nuit, *octo* in huit, *strictus* in étroit, *directus* in droit, *tectum* in toit; abweichend ist jeter aus *jactare*, wo es ausgestoßen wird.

5) *cc* verwandelt sich meistens in ch; *bucca* giebt bouche, *vacca* = vache, *peccare* = pécher, *siccare* = sécher; nur wenn der Endlaut ganz wegfällt, so geht auch zugleich das zweite *c* mit ihm verloren, *siccus* macht sec, *saccus* = sac.

D verwandelt sich höchst selten; nur *gladius* wird glaive, *hordeum* = orge, *obsides* = ôtage; *amaritudo* wird amertume, *consuetudo* = coûtume, *incus* (*udis*) = enclume. Dagegen wird es häufig ausgestoßen, wie in cruel aus *crudelis*, queue aus *cauda*, fier aus *fidere*, suer aus *sudare*, cru aus *crudus* etc.

G verwandelt sich in *d* in den Verbalausgängen -angere, -engere und -ungere; *plangere* wird plaindre, *cingere* = ceindré, *fingere* = feindre, *jungere* = joindre, *ungere* = oindre. Oft wird es auch ganz ausgestoßen, wie in reine, aus *regina*, fau aus *fagus*, maître aus *magister*, nier aus *negare* etc.

L 1) geht zuweilen über in *r*, wie *ulmus* in orme, *titulus* in titre, *epistola* in epître, *esculus* in hêtre.

2) es wird verdoppelt in den Endsilben *ela* und *ula*, *candela* wird chandelle, *corbula* = corbeille, *cornicula* = corneille, *acicula* = aiguille; auch *melior* giebt meilleur.

3) verwandelt sich in *u*, zunächst in der Silbe al; *malva* wird mauve, *salvia* wird sauge, *talpa* = taupe, *alter* = autre, *altus* = haut, *salus* = sauf, *salmo* = saumon etc., sodann auch in den Diminutiv-Endungen *elum*, *ella*, *ellus* etc., die = eau, werden, wie in *mantelum* = manteau, *aucella* = oiseau, *malleolus* = marteau, *rastellus* = râteau etc.

M wird zuweilen verdoppelt, wenn es sich zwischen zwei Vocalen befindet; *homo* wird homme, *pomum* = pomme, *femina* = femme, *nominare* = nommer. In den beiden Wörtern matta und mappa verändert es sich in *n*, natte und nappe.

N zwischen zwei Vocalen wir häufig verdoppelt; *honor* = honneur, *corona* = couronne, *bona* = bonne, *donare* = donner, *strena* = étrenne, *sonare* = sonner etc.

P geht häufig über in *v*, so *ripa* in rive, *rapa* in rave, *capra* in chèvre, *pauper* in pauvre, *rapere* in ravir, *recipere* in recevoir. Selten in *f*, wie *caput* in chef.

R wird selten verändert; *cribrum* wird crible.

S dagegen leidet mannigfachere Veränderungen:

1) Alle *s* vor c, ch, p und t, im Anfang der Wörter werden in der Regel durch den Vocal é ersetzt, *scribere* wird écrire, *scala* = échelle, *schola* = école, *scutum* = écu, *spina* = épien, *spica* = épi, *sponsa* = épouse, *strena* = étrenne, *strictus* = étroit. Nur wenige Wörter behalten ihr *s*, empfangen aber dennoch des Wohllauts wegen vor demselben ein e. Dahin gehören esprit von *spiritus*, espace von *spatium*, espèce von *species*. Alle übrigen von specio abgeleiteten Formen behalten *sp*, wie spectacle etc.

2) In der Mitte der Wörter, gleichfalls vor ch, p und t, fällt *s* gewöhnlich ganz aus; der vorhergehende Vocal aber erhält dafür den Circumflex.

Pascha wird Pâques, *vespa*=guêpe, *hospitale*=hôpital, *arista*=arête, *bestia*=bête, *costa*=côte etc.

3) ss nach einem u geht in x über; *tussis*=toux, *russus*=roux.

T verwandelt sich

1) zwischen zwei i in c, in Stämmen und in der Endsilbe *itia*, so *vitium*=vice, *justitia*=justice, *malitia*=malice; dagegen in der Endsilbe *itio*, *-onis*, bleibt es unverändert, weil das i nach dem *t* nicht durch ein stummes e ersetzt wird, wie *petitio*=pétition, *superstitio*=superstition.
2) vor r, verwandelt sich in r; so: *latro* wird larron, *petra*=pierre, *vitrum*=verre, *nutrire*=nourrir, *putrire*=pourrir.

V geht zuweilen in *b* über, wie in *corvus*=corbeau, *curvus*=courbe; selten in *g*, wie *vespa* in guêpe, *cavea* in cage; öfter aber in *f*, und zwar wenn der Endlaut ganz wegfällt; wie in cerf von *cervus*, nerf von *nervus*, serf von *servus*, oeuf von *ovum*, clef von *clavis*, vif von *vivus* etc.

X Gleichwie ss; wenn es seinen Endlaut verliert, sich in den Doppelbuchstaben x abschließt, wie *tussis* in toux, so wird zuweilen umgekehrt verfahren, wenn das x in der Mitte eines Wortes sich befindet; es löst sich dann in ss auf; *axilla* wird aisselle, *lixivia*=lessive, *coxa*=cuisse. Die Adjectiv-Endung *ax* wird -ace, so: *vorax*=vorace, *tenax*=tenace, *rapax*=rapace.

III. Von den besonderen Veränderungen nach Declination und Conjugation.

Erste Declination.

1) Wenn die, vor dem Endlaut a befindliche Stammsilbe mit einem Consonanten schließt, der nicht l, n und r ist, so geht der Endlaut a ohne weitere Veränderung des Worts in ein stummes e über; z. B. *ans-a* wird anse, *barba*=barbe, *porta*=porte, *rosa*=rose, *unda*=onde, *forma*=forme, *pluma*=plume, *lima*=lime.
2) Geht dem Endlaut a noch ein Vocal voran, wie e und i, so fallen beide Vocale zumal weg, und werden gleichfalls nur durch das stumme e ersetzt; z. B. *lancea* wird lance, *uncia*=once, *bestia*=bête, *solea*=sole, *spongia*=éponge.
3) Ist aber der, die Stammsilbe schließende, einzige Consonant ein l, n oder r, so verlängert sich deren Vocal, mit Ausnahme des u durch einen verwandten Umlaut. So wird *ala*=aile, *lana*=laine, *rana*=raine, *tela*=toile, *mola*=meule, *hora*=heure, *fera*=fière, *plena*=pleine, *area*=aire.
4) Geht der Endung ea oder ia die *Liquida* n voran, so verschmelzen sie sich in den geschleiften Ton -gne. *Linea* wird ligne, *vinea*=vigne, *tinea*=teigne, *ciconia*=cicogne. Eine ähnliche Schleifung findet Statt, wenn der, vor der Endung ea oder ia befindliche Buchstabe die *Liquida* l ist, doch nur wenn dieser letztere selbst wieder ein a oder i vor sich hat, so *palea* wird paille, *filia*=fille, *tilia*=tilleul, *familia*=famille.
4) Die abgeleiteten Hauptwörter auf *-antia* und *-entia*, endigen in ance und ence, so constance, élégance etc. von *constantia*, *elegantia*, clemence, innocence, prudence, sentence etc. von *clementia*, *innocentia*, *prudentia*, *sententia etc.*

Jene auf -itia verwandeln diese Endung in *ice*, wenn sie von Adjectiven der 2ten Declination; in *esse*, wenn sie von Adjectiven der 3ten Declination abstammen. So wird *justitia*=justice, *malitia*=malice. Dagegen *tristitia*=tristesse, *mollitia*=mollesse etc.

Zweite Declination.

1) Schließt die, der Endung us oder um vorangehende Stammsilbe mit einem Consonanten, oder wenn es zwei sind, wenigstens so, daß der letzte nicht *Liquida* ist, so fallen diese Endungen geradezu weg, ohne allen Ersatz; z. B. *mur-us* wird mur, *son-us* = son, *porcus* = porc, *campus* = camp und champ, *lupus* = loup, *ventus* = vent, *ursus* = ours, *nidus* = nid; *don-um* = don, *solum* = sol, *filum* = fil, *jugum* = joug etc.
2) Gehen zwei gleiche Consonanten der Endung us oder um vorher, so fällt der letzte derselben zugleich mit der Endung weg. So wird *ferrum* = fer, *metallum* = métal, *saccus* = sac, *annus* = an, *succus* = suc, *duellum* = duel.
3) Ist aber von zwei oder mehreren ungleichen Consonanten der letztere eine *Liquida*, im Gegensatz zu 1, so wird der weggefallene Endlaut durch ein stummes e ersetzt, wie in antre von *antrum*, centre von *centrum*, temple von *templum*, signe von *signum*, astre von *astrum*, membre von *membrum* etc.
4) Geht der Endung us oder um der Vocal e oder i voran, wie z. B. in *glad-i-us*, so entstehen zwei Fälle:
   a) Ist der vor diesem Vocal befindliche Consonant eine *Liquida*, so tritt der Vocal als i vor denselben. So wird *cuneus* = coin, *malleus* = mail, *allium* = ail, *corium* = cuir, *balneum* = bain etc.
   b) Ist aber der vor den Endungen *eus* oder *ius*, *eum* oder *ium* stehende Consonant keine *Liquida*, sondern ein beliebiger anderer, so fällt jene ganze Endung weg, indem nur ein stummes e an ihre Stelle tritt. So in *stadium* = stade, *spatium* = espace, *fluvius* = fleuve, *vitium* = vice, *horologium* = horloge, *hordeum* = orge.
5) Von den Wörtern der zweiten Declination auf *er* hat die französische Sprache nur wenige aufgenommen und diese haben sich analog den Neutris der dritten Declination auf er gebildet, nämlich in *re*. So *gener* in gendre, *magister* in maître, *alter* in autre; vergl. *Adjectiva*.

Dritte Declination.

Die meisten Formen aus dieser Declination sind von den Genitivformen gebildet; wenigstens herrscht bei der größern Zahl der Genitiv-Charakter vor: daher ist sehr oft die neue Form nichts Anderes als der Genitiv mit weggeworfener Endsilbe *is*, wie z. B. légion von *legion-is* (gen. von legio); dent von *dent-is* (dens), ulcère von *ulcer-is* (gen. von ulcus), origine vom gen. originis (origo).

Im Einzelnen läßt sich die Bildung auf folgende Weise darstellen:

1) die Stammwörter auf er verändern diese Endung in *re*; so *venter* = ventre, *vesper* = vêpre, *cadaver* = cadavre, *piper* = poivre, *december* = décembre etc.
2) die auf -or, genit. *oris*, -ur, *uris*, und -us, genit. *oris* oder *eris*, endlich die auf is, genit. *eris*, bilden mittelst des Genitivs ihre Endung in *re*. So *arbor* = arbre, *marmor* = marbre, *fulgur* = foudre, *sulphur* = soufre, *lepus* = lièvre, *genus* (*eris*) = genre, *opus* (*eris*) = oeuvre, *ulcus* (*eris*) = ulcère, *pulvis* (*eris*) = poudre, *cinis* (*eris*) = cendre, *cucumis* (*eris*) = cocombre. Nur *tempus* macht temps und *pondus* = poids.
3) die auf -or, gen. *oris* und -os, *oris*, gehen über in eur; *odor* = odeur, *pastor* = pasteur *), *color* = couleur, *favor* = faveur etc.; *flos*, *oris* = fleur,

*) Davon auch pâtre der Hirt, der verschiedenen Bedeutung wegen eine verschiedene Form.

honos=honneur, *mos, moris*=moeurs. *Bos*, genit. *bovis* macht *boeuf*, und *amor*=amour.

4) Die Wörter endend in o mit langem Genitiv, onis, behalten das n des Genitivs bei, z. B. *Leo* (*onis*)=lion, *regio*=région, *carbo*=charbon, *pavo*=paon, *occasio*=occasion etc.

5) Die Wörter auf o mit kurzem Vocal im Genit. (inis) verlieren dieses o und erhalten dafür nur ein stummes e; *imago* wird image, *virgo*=vierge, *homo*=homme; nur *origo* macht origine und *ordo* macht ordre.

6) Die Einsilber in ex, ix, ox und ux, wandeln sich um in oi und oix; so *rex*=roi, *lex*=loi, *pix*=poix, *vox*=voix, *crux*=croix, *nux*=noix. *Nix* (*nivis*) wird neige und *pax, pacis*=paix; *dux, cis*, macht duc und *nox* geht wegen seines genit. *noctis* in nuit über (vergl. oben II. C. 4.). Die Zwei- und Mehrsilber auf ix, genit. icis, bilden sich in ice, so *nutrix*=nourrice, *calix*=calice, *cicatrix*=cicatrice, *imperatrix*=impératrice.

7) Die Wörter auf es und is, mit unverlängertem genit. in is, werfen die Endsilbe is weg und geben dem Vocal ihrer Stammsilbe, wenn dieser nicht i ist, einen Umlaut, sobald auf denselben nur ein Consonant folgt, oder auch zwei *Liquida*; *fames* bildet faim, *panis*=pain, *canis*=chien, *mensis*=mois, *turris*=tour.

   Folgen aber dem Vocal zwei Consonanten oder wenigstens ein doppelter, so erhält die Stammsilbe nur noch ein stummes *e*; wie *postis*=poste, *vestis*=veste, *axis*=axe etc.

8) Alle Hauptwörter, die im Genitiv die Silbe *tis* oder *dis* bekommen, folglich alle auf -ans, -ens, -ons, auf -ars, -ors und -aus bilden sich im Französischen aus dem Genitiv mit Wegwerfung der Silbe *is*, und haben also *t* oder *d* zu ihrem Endbuchstaben; so *glans* (*-dis*)=gland, *infans* wird enfant, *elephas* (*-antis*)=éléphant, *dens*=dent, *serpens*=serpent, *torrens*=torrent, *mons*=mont, *pons*=pont; *pars*=part, *ars*=art, *sors*=sort, *mors*=mort; *fraus* (*-dis*) macht fraude.

9) Die abgeleiteten Feminina auf *tas* verwandeln diese Endung in *té*. So *veritas* giebt vérité, *sanitas*=santé etc.

10) Die Neutra auf *al* und *el* bleiben unverändert; wie animal, tribunal. Die Einsilber sal, mel und fel erhalten den Umlaut und bilden sel, miel und fiel.

Vierte Declination.

Die Wörter auf us, der vierten Declination, verfahren in ihrer Bildung vollkommen, wie die der zweiten; die meisten werfen bloß ihren Endlaut *us* weg. So *arcus* wird arc, *portus*=port, *versus*=vers, *habitus*=habit. Einige wenige nehmen dabei den Umlaut an, wie *manus*=main, *saltus*=saut, *sinus*=sein, *fructus*=fruit. Einige andere nehmen am Ende ein stummes e an, wie *gestus*=geste, *fastus*=faste, *gradus*=grade, *sexus*=sexe etc.

Fünfte Declination.

Von dieser Declination stammen nur ganz wenige französische Hauptwörter her. Einige werfen nur das End-s weg, wie *effigies*=effigie, *series*=série, *superficies*=superficie. *Glacies* und *facies* machen glace und face; *fides* verwandelt sich in foi.

Adjectiva.

Die Adjectiva folgen in ihrer Bildung meistens denjenigen Hauptwörtern, denen sie der Endung nach ähnlich sind. So:

1) Die Adjectiva auf *er* ändern sich in *re*: *liber* = libre, *asper* = âpre, *celeber* = celèbre, *terrester* = terrestre.
2) Die auf *us* werfen die Endung *us* ganz weg und zwar meistens mit Umlaut, wie *plenus* = plein, *novus* = neuf, *altus* = haut, *amarus* = amer, *calidus* = chaud, *sanus* = sain, *salvus* = sauf, *vanus* = vain, *vicinus* = voisin, *solus* = seul, etc.; nur wenige empfangen dafür ein stummes e, wie *rarus* = rare, *antiquus* = antique.
3) Die Endung is nach der Stammsilbe fällt meistens ganz weg, wie *fortis* = fort, *grandis* = grand, *brevis* = bref; einige nehmen ein stummes e an, wie *gravis* = grave, *tristis* = triste etc.
4) *-anus* wird = ain, und *-enus* = ein; so *romanus* = romain, *humanus* = humain etc.; *serenus* = serein.
5) *-osus* wird = eux; *gloriosus* = glorieux, *vinosus* = vineux, *pluviosus* = pluvieux, *otiosus* = oiseux etc. Wenige = u, wie *carnosus* = charnu, *pilosus* = poilu.
6) *-alis* wird = al, *-elis* wird èle, *-ilis* = ile, und *-ulus* = ule, *glacialis* = glacial, *frugalis* = frugal, *fidelis* = fidèle; *fertilis* = fertile, *utilis* = utile, *credulus* = crédule etc.
7) *-bilis* wird = ble, *amabilis* = aimable, *probabilis* = probable, *sensibilis* = sensible.
8) *-iaris* in -ier, *familiaris* = familier.
9) *-ax* in -ace, *vorax* = vorace, *tenax* = tenace, *rapax* = rapace.
10) In der Endung -ex fällt das ex ganz weg, z. B. *simplex* = simple, *duplex* = double, *quadruplex* = quadruple.
11) *-ens* und *-ans*, bilden aus dem Genitiv ihre Form, ent und ant; *prudens* = prudent, *recens* = récent, *vehemens* = véhément, *elegans* = élégant, *constans* = constant, *repugnans* = répugnant.
12) *-ivus* wird = if, *vivus* = vif.

Verba.

Bei der Bildung der Zeitwörter tritt die, oben schon gemachte, Bemerkung noch klarer hervor, daß viele französische Stammwörter nicht unmittelbar aus der lateinischen Wurzelform, sondern erst mittelbar durch eine mittellateinische oder italienische Form gebildet sind. In letzterer Sprache verlor sich zuerst der Unterschied der 2. und 3. Conjugation und giebt es also deren nur drei. Derselbe Bildungsgang ging ins Französische über, wo auch nur drei regelmäßige Conjugationsformen sich finden, obschon man bisher ungereimterweise aus Unkenntniß des Bildungsgangs der Sprache deren vier aufgestellt hat.

Hiernach muß vorzüglich berücksichtigt werden, daß die meisten lateinischen Zeitwörter der 2. und 3. Conjugation in eine Form zusammenfallen. Die 2. lat. Conjugation hat sich nur in wenigen Zeitwörtern in der Form oir erhalten, welche aber unter die unregelmäßig gebildeten zu rechnen sind*).

---

*) Wie auch von den meisten Grammatikern geschieht, mouvoir von *movere*, seoir von *sedere*, valoir von *valere* u. a. sind unter den unregelmäßigen Zeitwörtern zu lesen, während recevoir, herstammend von *recipere*, einem Verbum der 3. Conj., als eine eigene Conj. aufgestellt wird, nach welcher nur ein anderes Pri-

Doch ist nirgends eine so große Willkür sichtbar, als in der Bildung der Endung französischer Zeitwörter aus lateinischen Formen, da sie aus allen Conjugationen in einander übergehen. Auch ist noch zu bemerken, daß in keinem andern Redetheil so viele nicht-lateinische Wörter sich finden, als unter den Zeitwörtern. Das Hauptsächlichste ist Folgendes:

1) die Endung der ersten Conjugation *-are*, verwandelt sich in -er: so *amare*=aimer, *donare*=donner, *cassare*=casser, *saltare*=sauter. Selbst die Deponens-Endung *ari* geht in die active Endung -er über; *lamentari*=lamenter, *precari*=prier, *consolari*=consoler, *luctari*=lutter.

2) Die Endung ĕre und ēre, gehen größtentheils in -re über; wie *ridere*=rire, *tondere*=tondre, *nocere*=nuire; *dicere*=dire, *facere*=faire, *coquere*=cuire, *pingere*=peindre, *prendere*=prendre, *rumpere*=rompre, *mittere*=mettre, *sequi*=*suivre*; andere in oir wie *movere*=mouvoir, *debere*=devoir, *habere*=avoir, *valere*=valoir, *recipere*=recevoir; wieder andere in ir, wie *currere*=courir, *fugere*=fuir, *rapere*=ravir, *tenere*=tenir, *colligere*=lir. Hierüber lassen sich keine festen Normen aufstellen.

3) Die Endung der 4. Conjugation *ire*, wird meistens -ir; *dormire* wird dormir, *sentire*=sentir, *venire*=venir, *finire*=finir, *obedire*=obéir, *mentiri*=mentir. Doch ist die Zahl dieser Art nicht groß, und einige unter ihnen sind selbst wieder unregelmäßig, wie *grunnire*=grogner, etc.

---

mitiv-Verbum, und noch 4 Composita vom Stamme capere conjugirt werden. Mouvoir mit den Formen je meus, pl. nous mouvons, part. mu etc., oder savoir mit: je sais, pl. nous savons; déf. je sus; fut. je saurai, part. su, ist keineswegs mehr unregelmäßig als recevoir mit den Formen je reçois, je reçus, je recevrai, part. reçu.

Mühlburg. E. Otto.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Syntax der neufranzösischen Sprache. Ein Beitrag zur geschichtlich-vergleichenden Sprachforschung, von Eduard Mätzner. 2 Bde. Berlin 1843. 45.

Wer es etwa in Zweifel ziehen wollte, daß die Pflege der Wissenschaft in unsern Tagen eine ebenso sorgsame und umsichtige sei, wie sie es in irgend einer frühern Zeit gewesen, und wer etwa nicht daran glauben möchte, daß die wissenschaftliche Forschung und Erkenntniß noch immer rastlosen Schrittes voraneile, dem könnte vielleicht ein Blick auf die rege, lebendige Theilnahme, welche sich in den letzten Dezennien der Sprachwissenschaft zugewandt hat und eine Uebersicht der glänzenden Fortschritte, die auf diesem Gebiete des Wissens gemacht worden sind, am leichtesten jenen Zweifel benehmen und diesen Glauben zurückgeben. Denn gerade hier war und ist die weite Ausdehnung und die intensive Kraft der geistigen Bewegung unverkennbar und in keinem andern Zweige der Wissenschaft dürften die großen, bedeutsamen Erfolge dieser Thätigkeit gleich klar und deutlich in die Augen springen. Es kann auch der oberflächlichen Betrachtung nicht entgehen, daß die in Rede stehende Disciplin sowohl nach der Seite ihres Umfangs wie in ihrem Inhalte eine ganz außerordentliche Erweiterung und Vervollkommnung erfahren hat. Denn nicht nur wurde eine große Zahl von Sprachen, die man bis dahin entweder gar nicht gekannt oder doch durchaus vernachlässigt hatte, in den Kreis der wissenschaftlichen Untersuchung gezogen, sondern zugleich der gegebene und also erweiterte Stoff einer so vielseitigen und so tief gehenden Prüfung unterworfen, wie sie von der Vergangenheit nicht einmal geahnt, geschweige denn unternommen worden war. Schon hat diese energische, umfassende Forschung zu den wichtigsten, für alle Zukunft folgereichsten Resultaten geführt; größere, entscheidendere Ergebnisse dürfen mit Recht erwartet werden, wenn sie in demselben ächt wissenschaftlichen Geiste mit gleicher Kraft und Besonnenheit fortgesetzt wird. Und auch dazu ist gegründete Aussicht vorhanden, denn die reichen und interessanten Aufschlüsse über Wesen und Natur der Sprache, welche die philosophische und historische Betrachtung derselben bereits geliefert hat, können, indem sie mehr und mehr zum wissenschaftlichen Gemeingut werden, nicht verfehlen, in immer weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, ihr ein thätiges Interesse zuzuwenden. Die genaue und innige Beziehung der Sprache zum menschlichen Geiste, vermöge welcher sie als die erstgeborene Frucht seiner geheimnißvollen Verbindung mit der Materie und auf jeder Stufe und in jedem Momente seines Daseins als das vollkommenste Ebenbild desselben, als der treueste Abdruck seines ganzen Inhaltes, als der unmittelbarste, reinste Reflex seiner innern, mannigfach getheilten, rastlosen Bewegung erscheint —, ferner die vollständige, gegenseitige Durchdringung von Form und Inhalt, die wahrhafte Einheit der Idee und des Stoffes, welche die Sprache in allen ihren einzelnen Erscheinungen durchgreifend charakterisirt und sie zu einem ursprünglichen, in sich vollendeten Kunstwerk der edelsten Art erhebt —, endlich die Thatsache, daß auch die Sprache das langsam reifende, sich nur allmälig in die Mannigfaltigkeit seiner Glieder auseinander legende Produkt eines organischen Prozesses ist, dessen Beginn und Verlauf von seinen frühesten Anfängen bis zu seinem immer nur relativen Abschlusse schrittweise verfolgt werden kann —, diese und andere Momente brauchen nur recht lebhaft vergegenwärtigt zu werden, um dem Objekte, an welchem sie hervortreten, die größte Anziehungskraft auf den sinnigen, denkenden Menschen zu verleihen. Die Sprache

nimmt gleichmäßig das philosophische, ästhetische und historische Interesse in Anspruch und ist ihrer Natur nach geeignet, dem einen wie dem andern reiche Nahrung und wahrhafte Befriedigung zu gewähren. Freilich, damit sie in ihrer ganzen Bedeutung und ihrem vollen Inhalte nach erkannt und verstanden werde, genügt es nicht; sie aus irgend einem der angegebenen Gesichtspunkte ausschließlich zu betrachten, vielmehr wird dazu erfordert, daß man im Stande sei, sie alle gleichmäßig und mit gleicher Entschiedenheit zur Geltung zu bringen. Wer es unternimmt, das Sprachgebäude in der vielverschlungenen Gliederung seiner in der Tiefe des Geistes wurzelnden Theile nachzeichnend zu erklären, muß ebensowohl mit der umfassenden, auf die letzten Prinzipien zurückgehenden Einsicht des Philosophen und in's Besondere mit der scharfen Beobachtungsgabe und dem feinen Takte des Psychologen, wie mit dem gliedernden, einheitlich zusammenfassenden Auge des Künstlers und einer genauen Kenntniß der Gesetze, welche die geschichtliche Entwicklung beherrschen, ausgerüstet sein. Natürlich können diese Anforderungen nur als die letzten und höchsten, welche an die Sprachforschung zu stellen sind, betrachtet werden, eine gleichmäßige Bildung in der beschriebenen dreifachen Richtung wird so selten angetroffen, daß es unpassend wäre, sie als die nothwendige Voraussetzung für jede wissenschaftliche Bearbeitung der Sprache hinzustellen und namentlich höchst unbillig sein würde, wenn man die thatsächlichen Leistungen auf diesem Gebiete an dem durch sie bedingten Maße messen wollte. Vielmehr wird man allen Grund haben, den Werth und Erfolg dieser Arbeiten bereitwillig anzuerkennen, wenn sie nur in irgend einer der genannten Beziehungen eine entschiedene Befähigung ihrer Urheber darthun. Uebrigens weisen die betreffenden Schriften besonders der jüngsten Zeit sehr deutlich darauf hin, daß sich das Bewußtsein von der Nothwendigkeit, bei der Behandlung der Sprache die im Obigen angedeuteten Gesichtspunkte nicht ferner isolirt, sondern in möglichst enger Verbindung walten zu lassen, mehr und mehr verbreitet und von Tage zu Tage lebendiger wird. Denn wenn auch in ihnen noch die eine oder andere Seite der Betrachtung durchgängig in den Vordergrund gestellt und vorzugsweise im Auge behalten wird, so gehen darum die übrigen doch nicht leer aus, sondern finden wenigstens eine beiläufige, theilweise Berücksichtigung. Man kann dieses Streben nach einer durchgreifenden Vereinigung der verschiedenen Standpunkte namentlich in der allmäligen Auflösung des Gegensatzes, in welchem die rationelle Erklärung der Sprache bis dahin zur historischen stand, wahrnehmen und verfolgen. Es ist unverkennbar, daß sich diese beiden Richtungen mehr und mehr einander nähern und eine durchgängige Verschmelzung derselben, welche auf die Erkenntniß ihres gemeinsamen Objektes ohne Zweifel den förderndsten Einfluß ausüben würde, in naher Aussicht steht. Die Grammatik der altklassischen Sprache hat dieses Ziel schon seit längerer Zeit mehr oder minder bewußt angestrebt; doch tritt es auch in der der neuern und hier vielleicht in noch größerer Deutlichkeit hervor. — Ueberhaupt aber muß der modernen Philologie die Anerkennung gezollt werden, daß sie im Gebiete der Grammatik hinter den Leistungen ihrer klassischen Schwester keineswegs zurückgeblieben, ihr vielmehr in mancher Beziehung um einige Schritte vorausgeeilt ist. Namentlich ist es unsere eigene vaterländische Sprache, deren geistigen Gehalt und zeitliche Entwicklung meherere höchst ausgezeichnete Werke darzustellen versucht haben. Doch auch die Idiome der uns zunächst berührenden übrigen Culturvölker Europa's, das Französische und Englische, haben eine Reihe von tüchtigen Bearbeitern gefunden, durch deren Schriften das Verständniß derselben in einem außerordentlichen Grade gefördert worden ist. Dies gilt vor Allem von der französischen Sprache, weniger in Bezug auf die englische, deren rationelle Erklärung zwar von verschiedenen Seiten her mit Geschick und nicht ohne Erfolg unternommen wurde, aber wohl kaum zu völlig genügenden Resultaten führen dürfte, bevor die historische Grammatik die geschichtlichen Grundlagen dieser Sprache, besonders die angelsächsische Mundart genauer untersucht und nach Form und Inhalt näher bestimmt hat. Was in dieser Richtung bisher geleistet worden, ist völlig unzureichend und daher sehr zu wünschen, daß man auf eine Erweiterung desselben ernstlich bedacht sein möge. Die bei Weitem günstigere Stellung, welche in der angedeuteten Rücksicht der Bearbeiter der französischen Sprache einnimmt, hat zur Folge

gehabt, daß die Grammatik dieser letzteren unleugbar auf einer weit höhern Stufe der Ausbildung steht. Die gründlichen und gediegenen Arbeiten, welche die Ursprünge des Französischen und besonders die Bildung und Bedeutung seiner grammatischen Formen in's Licht gestellt haben, geben für die Erklärung der verschiedenen sprachlichen Erscheinungen eine zuverlässige Basis und fruchtbare Ausgangspunkte ab. Freilich erscheint diese Basis noch keineswegs an allen Punkten so haltbar, daß man sich ihr ohne Bedenken anvertrauen möchte; es unterliegt vielmehr keinem Zweifel, daß sie noch vielfach einer größeren Befestigung bedarf und es deßhalb sehr rathsam sein würde, wenn das grammatische Studium auch des Franz. sich der historischen Erforschung der Sprache in größerer Ausdehnung widmete, wie dies gegenwärtig der Fall ist. Die weitaus größte Zahl der Schriften, welche als Resultate dieses Studiums veröffentlicht werden, beschäftigen sich wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise mit der Sprache der unmittelbaren Gegenwart, die sie in ihrer formalen oder in ihrer syntaktischen Bestimmtheit oder auch in beiden zugleich zu erläutern suchen. In der Regel ist das letztere der Fall, was bei dem weiten Umfange, welchen dadurch die zu lösende Aufgabe erhält, eine befriedigende, zu bestimmten und fest begründeten Ergebnissen führende Behandlung der einzelnen Theile in hohem Grade erschweren, vielfach sogar ganz unmöglich machen muß. Zu dieser großen Ausdehnung des Stoffes, den man zu bearbeiten unternimmt, tritt dann noch als ein weiteres Hinderniß der praktische Zweck hinzu, welchen die meisten Grammatiker bei Abfassung ihrer Werke im Auge haben. Die Sprachlehren werden in der Regel nicht bloß im Interesse der Wissenschaft, sondern zugleich mit Rücksicht auf den Unterricht geschrieben, was wohl in dem Umstande seinen Grund hat, daß ihre Verfasser gewöhnlich selbst im Lehrfache praktisch thätig sind. Es muß zugegeben werden, daß die Verbindung dieser beiden Gesichtspunkte insofern wohlthätig gewirkt hat, als wir in Folge derselben in den Besitz einer Anzahl von Grammatiken gekommen sind, die eine wissenschaftliche Behandlung der franz. Sprache auch für die Schule möglich machen. Gegenwärtig dürfte diesem Bedürfnisse indeß vorläufig vollständig genügt sein, so daß wer heute noch die geistlosen Compendien sinnloser Regeln, deren man sich früher bediente, dem Unterrichte zu Grunde legt, dazu wohl nicht durch den Mangel an bessern, sondern nur durch eine innere Sympathie mit den schlechteren Lehrbüchern bestimmt wird. (!!) Es möchte daher für die Bearbeitung der Grammatik an der Zeit sein, die Rücksicht auf die Praxis bei Seite zu setzen und die Sache lediglich um ihrer selbst willen weiter zu verfolgen. Wollte man sich dabei möglichst beschränken und statt sogleich die ganze Grammatik in allen ihren Theilen zum Objecte der Forschung und Darstellung zu machen, sich einzelne Abschnitte derselben zur gesonderten Bearbeitung ausersehen, so würde dies ohne Zweifel der grammatischen Wissenschaft überhaupt sehr zum Vortheile gereichen. Die Zahl und Bedeutung der monographischen Arbeiten ist, verglichen mit der der umfassenderen grammatischen Werke, verhältnißmäßig eine sehr geringe. Und doch liegt die Einsicht nahe, daß nur durch sie die sichern Fundamente gewonnen werden können, auf welchen sich ein in allen seinen Theilen gleichmäßig vollendetes Lehrgebände der Grammatik aufführen läßt.

Die zwiefache Ausstellung, welche wir im Obigen an den die Grammatik der franz. Sprache behandelnden Werken im Allgemeinen gemacht haben, trifft die hier näher zu erörternde Schrift des Hrn. M. theils gar nicht, theils nur in einem beschränkten Sinne. Denn die Aufgabe, welche sie sich stellt, ist wenigstens insofern enger gefaßt, als sie nicht die Grammatik ihrem ganzen Umfange nach, sondern nur einen ihrer Haupttheile, freilich den wichtigsten und schwierigsten, die Syntax darzustellen unternimmt. Indem sie aber dieses ihr Object in allen seinen Theilen vollständig und erschöpfend zu behandeln sucht, erleichtert sie sich die Erreichung dieses Zieles wesentlich dadurch, daß sie demselben auf gradem, directem Wege zustrebt; Die Nebenrücksicht auf den unmittelbaren Gebrauch ihrer Ausführungen ist ihr völlig fremd, sie hat lediglich die Sache selbst im Auge, trägt durchgängig einen rein wissenschaftlichen Charakter. Schon diese ihre Eigenthümlichkeit allein erhebt sie zu einer bedeutsamen, hervorragenden Erscheinung im Gebiete der sprachwissenschaftlichen Literatur. Zieht man nun aber die Art und Weise, in welcher sie ihren Ge-

genstand behandelt, so wie die Ergebnisse, welche als das Resultat der Betrachtung hervortreten, in nähere Erwägung, so wird man nicht umhin können, sie zugleich als das sehr anziehende Produkt einer tiefen und lebendigen Auffassung der Sprache überhaupt und als einen höchst werthvollen Beitrag zur Begründung und Erweiterung eines eingehenden Verständnisses der franz. Sprache in's Besondere anzuerkennen. Wir wollen zunächst diejenigen Momente hervorheben, welche uns die charakteristische Eigenthümlichkeit und die besondern Vorzüge der vorliegenden Arbeit am deutlichsten auszusprechen scheinen, wobei sich zugleich Anlaß und Gelegenheit bieten wird, auch auf die Mängel, an denen die Darstellung im Allgemeinen unserer Ansicht nach leidet, aufmerksam zu machen.

Es wird bei der Erklärung der sprachlichen Erscheinungen nur zu oft ganz übersehen, daß die Sprache, wenn sie gleich als solche ein unabhängiges, objektives Dasein hat, doch zunächst das Produkt der Rede und vor Allem dazu bestimmt ist, gesprochen zu werden. Dies eben, daß die Sprache gesprochen wird, ihre genaue, unmittelbare Beziehung zum sprechenden Subjekte, durch welche sie erst den Charakter eines konkret Lebendigen gewinnt, wird von Hrn. M. stets im Auge behalten. Die gewöhnliche Erklärung hat durchgängig zu ihrem Objekte eine gewisse größere oder geringere Summe von sprachlichen Thatsachen, welche völlig abgelöst von ihrer Wurzel im menschlichen Geiste in abstrakter Weise für sich fixirt werden. Die Folge davon ist, daß, wenn nun die Erklärung an sie herantritt, um ihren geistigen Gehalt an's Licht zu ziehen, sie diesen nur in einer ganz allgemeinen Fassung, welche ihn weder vollständig noch auch mit der nöthigen Bestimmtheit wiedergibt, auszudrücken vermag. Wie sehr sie sich auch bemüht, den gegebenen äußern Stoff auf seine innern Motive zurückzuführen, sie wird diese immer nur in der Sphäre des abstrakten Denkens, in allgemeinen Bestimmungen des Geistes finden können, welche auf die einzelnen Erscheinungen vielleicht zwar anwendbar sind, sie aber nicht in ihrer besondern Eigenthümlichkeit treffen und erläutern. Das Einzelne kommt somit nicht zu seinem vollen Rechte; es wird nur, falls man es nicht ganz übergeht oder als schadhaften Auswuchs zur Seite stellt, in irgend einer seiner allgemeinen Beziehungen, die ihm mit Anderem gemeinsam ist, aufgefaßt und hinterläßt nun, weil es lediglich in dem matten Lichte der Abstraktion erscheint, mehr oder minder den Eindruck des Leblosen. Die Erklärung selbst aber wird, indem sie sich wesentlich in formellen Bestimmungen und abstrakten Kategorien bewegt, nothwendig der Form nach schematisch, in ihrem Inhalte einseitig und mangelhaft. — Ganz anders stellt sich die Sache, wenn, wie dies von Hrn. M. geschieht, das subjektive Element der Sprache anerkannt und zur Geltung gebracht wird. Wir werden zwar später sehen, daß auch die Auffassung der Sprache, welche unserm Verf. eigen ist, den zwischen ihr und dem Subjekte bestehenden Gegensatz nicht völlig hat überwinden können. Aber dieser Mangel tritt doch nur da recht bemerkbar hervor, wo Erörterungen ganz allgemeiner Art gegeben werden und hat vielleicht nur insofern nachtheilig eingewirkt, als durch ihn eine dem Gegenstande angemessene Anordnung des Stoffes gehindert worden ist; für die Behandlung im und des Einzelnen kann er im Ganzen als ziemlich gleichgültig angesehen werden. Diese zeichnet sich zunächst dadurch aus, daß sie von dem hergebrachten grammatischen Formalismus völlig frei ist. Sie hat einen durchaus liberalen Charakter, verschmäht es, die vielseitige Bewegung der Sprache durch Aufrichtung hemmender Schlagbäume auf einen enge begrenzten Kreis zu beschränken und ist weit davon entfernt, ihren einzelnen Erscheinungen durch diktatorische Machtsprüche Werth und Bedeutung zu nehmen. Vielmehr erkennt sie Alles und Jedes, was sie auf ihrem Wege findet, als eine berechtigte Existenz mit positivem Gehalte an und widmet sich der Ermittlung desselben mit unbefangener, schrankenloser Hingebung. Sie enthält sich durchgängig der nur negativen Bestimmungen, mit welchen die regelsüchtigen Grammatiker sehr viele sprachliche Thatsachen als sogenannte Ausnahmen abzufertigen pflegen, ist aber dagegen bestrebt, auch die scheinbar ganz willkürlichen und abnormen Bildungen auf ihre im vielbewegten Geiste gelegenen zureichenden Gründe zurückzuführen. Der Verf. setzt nicht eine bestimmte Zahl von allgemeinen, durch Abstraktion gewonnenen Normen und Gesetzen voraus, denen sich sodann die einzelnen Er-

scheinungen, mögen sie nun wollen oder nicht, unterordnen müssen: seine Ausgangspunkte sind eben diese Erscheinungen in ihrer lebendigen Bestimmtheit und der ganze sinnlich-geistige Mensch, welcher sie ins Leben gerufen hat. Gerade dies, daß er die Sprache zum ganzen Menschen in Beziehung setzt und nicht, wie dies von den Vertretern der oben beschriebenen grammatischen Richtung geschieht, zu einer einzelnen Bestimmtheit desselben, zum Denken im gewöhnlichen Sinne des Worts, macht es ihm möglich, ihre sämmtlichen Erscheinungen in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen und erfolgreich zu würdigen. Denn es gebricht ihm keineswegs an der Kenntniß des menschlichen Geistes, welche erforderlich ist, damit die so eben hervorgehobene Beziehung der Sprache für das Verständniß derselben fruchtbar werde.

Hr. M. ist unleugbar ein erfahrener, kundiger Psycholog, der, wohl vertraut mit den Formen und Richtungen des geistigen Lebens, sie auch in der Sprache wiederzufinden und zu verfolgen weiß. Vor Allem sind ihm die mannigfachen Wendungen des Gedankens bekannt und geläufig; eine umfassende Einsicht in die vielgestaltige Bewegung des Denkens steht ihm zu Gebote und setzt ihn in den Stand, besonders das logische Element der Sprache in dem weiten Bereich seiner Wirksamkeit zur Anerkennung zu bringen. Weiter unten wird sich zeigen, daß dieses Moment noch etwas zu stark premirt, zu entschieden in den Vordergrund gestellt wird, weil Verf. die Sprache noch vorwiegend als das Produkt und den Ausdruck des Gedankens im engeren Sinne auffaßt. Aber diese Einseitigkeit hat nicht die schlimmen Wirkungen, welche sonst wohl in ihrem Gefolge zu sein pflegen. Sie zieht sie schon deßhalb nicht nach sich, weil das Denken, wie es vom Verf. ins Auge gefaßt wird, nicht das beschränkte, in gewissen engen und starren Formen von abstraktallgemeinem Charakter verlaufende, sondern das unendliche, in einer vielseitigen, lebendigen und stets produktiven Bewegung begriffene Denken ist. Indem er dieses in der schrankenlosen Allgemeinheit seines Inhaltes und seiner Formen zu Grunde legt, findet er nicht selten Anlaß, sprachliche Ausdrücke und Wendungen, deren Zulässigkeit von älteren Grammatikern in Abrede gestellt oder in Zweifel gezogen wurde, durch den Nachweis ihrer Denkbarkeit zu rechtfertigen. Nicht wenige Satzformen und syntaktische Verbindungen, auf welchen bis dahin der grammatische Bann lastete, werden auf diesem Wege der Aechtung entzogen und in ihre ursprünglichen Rechte wieder eingesetzt. Bei andern wird dasselbe Resultat dadurch erreicht, daß die Beziehung des Gedankens zum denkenden Subjekte und die Modificationen, welche er in Folge derselben erleidet, zu ihrer Erklärung herangezogen werden. Vf. nimmt wiederholt Gelegenheit, den durchgreifenden Einfluß, welchen die individuelle Vorstellungs- und Auffassungsweise auf Form und Inhalt des Denkens und folgeweise auch auf die Gestaltung des sprachlichen Ausdrucks ausübt, hervorzuheben und zur Erläuterung des letzteren zu benutzen. — Die Beziehung des Gedankens zum Subjekte ist der Grund seiner konkreten Bestimmtheit, gibt ihm die besondere Nüancirung, die wechselnde Farbe, in welcher er in der Sprache auftritt und bedingt die eigenthümliche Stelle, die ihm im Zusammenhange der Rede angewiesen wird. Sie kann daher von der sprachlichen Erklärung, wenn diese anders ihren Zweck einigermaßen erreichen will, nicht außer Acht gelassen werden, wird dagegen, wo sie die ihr gebührende sorgsame und consequente Berücksichtigung findet, ein wahrhaftes Verständniß der Sprache an vielen Punkten erst möglich machen, an andern wesentlich erleichtern. Die vorliegende Schrift liefert hierfür höchst einleuchtende Beweise; indem ihr Vf. es versteht, den einheitlichen Gedanken in der bunten Mannigfaltigkeit seiner subjectiven Formen zu verfolgen, gelingt es ihm, über eine große Zahl von sprachlichen Erscheinungen ein ganz neues oder doch ein helleres Licht zu verbreiten. — Uebrigens nimmt er in seiner Erklärung keineswegs nur auf das Denken Bezug, auch die übrigen wesentlichen Faktoren und Formen des geistigen Lebens, die Empfindung, Phantasie u. s. w., werden, wo sie zum Verständniß der sprachlichen Bildungen beitragen können, wenngleich in einem unserer Ansicht nach noch zu beschränkten Maße in Betracht gezogen. Ja, selbst das am meisten individuelle Moment der Rede, der Ton, die Geberde des Sprechenden findet, und zwar in der Regel am geeigneten Orte, sorgsame Beachtung. Jedermann weiß, wie schon in vielen Fällen die richtige Einsicht in den Inhalt des Gesprochenen von

den ergänzenden und erläuternden Bestimmungen abhängt, welche durch Stimme und Haltung des Redenden gegeben werden. Dennoch nimmt die grammatische Erklärung von ihnen nur selten und auch dann gewöhnlich nur ganz en passant Notiz. Herr M. hat daher schon wohl daran gethan, häufiger und mit größerem Nachdrucke auf sie hinzuweisen.

Was wir bis dahin als charakteristisch für die Weise, in welcher unser Vf. seinen Gegenstand behandelt, hervorhoben, wird es, glauben wir, erklärlich machen, wenn wir seiner Darstellung grade das zuschreiben, was den grammatischen Schriften in der Regel ganz abgeht, nämlich eine gewisse Frische und Lebendigkeit. Freilich ist die Geltung dieser Eigenschaft nur eine sehr bedingte; sie resultirt im Grunde mehr aus dem Objekte und der reichen Entfaltung seines Inhaltes, wie sie der formellen Behandlung desselben angehört. Aber eben dieser reiche Inhalt, welcher hier vorgelegt wird, die große Tiefe und Breite, in welcher sich uns das Leben der Sprache erschließt, hat schon an und für sich und unmittelbar eine erregende und spannende Kraft, die stärker und nachhaltiger wirkt, wie die des hergebrachten dürren Schematismus, welcher wenigstens im Allgemeinen auch bei unserm Verf. der Darstellung zu Grunde liegt. Wir bemerkten schon — und es hängt dies mit der Anerkennung des subjectiven Elementes der Sprache genau zusammen —, daß Hr. M. im Unterschiede von andern Grammatikern, welche die einzelnen Erscheinungen nur der Klasse wegen berücksichtigen, in die sie sie aufzunehmen oder auch nicht aufzunehmen gedenken, grade das Besondere als solches mit sichtlicher Theilnahme ins Auge fasse. Die Folge davon ist, daß er eine Menge von sprachlichen Thatsachen anführt und mehr oder minder ausführlich erläutert, die sonst entweder übergangen oder nur obenhin berührt werden, und somit den sprachlichen Stoff in einer Vollständigkeit vorlegt, wie man sie anderswo nicht leicht wiederfindet. Natürlich ist diese Vollständigkeit keine absolute; es wird sich im Einzelnen immer noch Manches hinzufügen lassen, aber die irgend wesentlichen Punkte, wenigstens die, welche uns als solche erscheinen, werden sämmtlich zur Sprache gebracht. Diese fast erschöpfende Darlegung des sprachlichen Materials, welche den Ueberblick über das ganze, weite Gebiet der Sprache möglich macht und den außerordentlichen Reichthum ihres Inhaltes vollständig zum Bewußtsein bringt, ist namentlich der französ. Sprache gegenüber von großem Werthe. Denn in Bezug auf diese ist noch immer die Vorstellung sehr verbreitet, daß sie sich, besonders was die Satzbildung und Wortstellung angeht, in einem höchst beschränkten Kreise bewege. Es ist daher gar nicht selten von ihrer Armuth und Dürftigkeit die Rede, ein Vorurtheil, zu dessen Begründung und Befestigung sowohl die franz. Grammatiker selbst, welche in ihrer engherzigen Pedanterie oder, wenn man das lieber will, in ihrer nationalen Formelsucht und Abstraktionswuth die lebendigen Erzeugnisse der Sprache, wo sie sich den hergebrachten Vorschriften und Bestimmungen der Grammatik nicht fügen wollen, unbedingt zu verwerfen pflegen, wie ihre deutschen Nachtreter gleichmäßig mitgewirkt haben. Die vorliegende Schrift ist sehr geeignet, diesem Aberglauben, dem allerdings insofern eine gewisse Wahrheit zu Grunde liegt, als er in letzter Instanz auf dem sehr richtigen Gefühl des dem franz. Geiste einwohnenden Triebes nach abstrakter Gesetzlichkeit und gleichmäßiger Gestaltung beruht, ein Ende zu machen. Sie läßt das konkrete Leben der Sprache, ihre vielseitige Bewegung, die Fülle ihrer Bildungen recht deutlich hervortreten und setzt dadurch in den Stand, die Größe ihrer schöpferischen Kraft und den Reichthum ihres substantiellen Gehaltes angemessen zu würdigen. Sie hat überdem die Wirkung, daß das Gefühl des Fremden und Disparaten, von dem man bei der Betrachtung der franz. Sprache nicht selten ergriffen wird, sehr zurücktritt, ja beinahe ganz verschwindet; indem sie den Inhalt derselben allseitig und vollständig zu Tage legt, läßt sie zugleich die vielen Punkte hervortreten, in welchen sie sich mit unserer heimischen Sprache berührt oder auch in vollkommener Uebereinstimmung befindet, und legt auf diese Weise die Einheit des Denkens und die wesentliche Gleichheit der geistigen Anschauungen, welche auch auf andern Gebieten bemerkbar ist, sofern sie in der Sprache zu Tage tritt, der Wahrnehmung nahe. Zu nahe vielleicht, denn darin, scheint uns, ist ein durchgreifender Mangel der in Rede stehenden Syntax enthalten, daß sie das nationale

Gepräge der franz. Sprache nicht deutlich und nachdrücklich genug hervorhebt. Zwar läßt sie es nicht ganz außer Acht; es ist wiederholt von den charakteristischen Merkmalen des franz. Geistes und deren Einwirkung auf den Bau und die Formen der Sprache die Rede. Aber die Bemerkungen dieser Art halten sich doch zu sehr im Allgemeinen und wiederholen im Grunde nur das Bekannte, was schon längst der Eine dem Andern nachspricht; ihr vielleicht nicht unrichtiger Inhalt — wir heben namentlich die mehrfache Hinweisung auf den objektiven oder sinnlichen Charakter der franz. Sprache heraus — wird weder scharf und präcis genug bestimmt, noch durch specielle Nachweise hinlänglich begründet. Die nationale Bestimmtheit der Sprache, ihr Verhältniß zu dem besondern Volksgeiste, dessen Produkt sie ist, tritt in der Darstellung des Vf. ganz entschieden zurück; sie ist wesentlich darauf gerichtet, ihren, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, allgemein menschlichen Charakter, ihre Beziehung zum menschlichen Geiste überhaupt ins Licht zu stellen. Eben darum ist es mehr das Gemeinsame, die Uebereinstimmung, als das Verschiedene, die Eigenthümlichkeit, welche durch sie zum Bewußtsein gebracht wird. Daß dem Vf. aber der Sinn auch für diese letztere keineswegs abgeht, dafür zeugen manche feine und treffende Bemerkungen, denen man namentlich in der Erklärung des Einzelnen nicht selten begegnet; sie verrathen unleugbar eine große Fähigkeit, in fremde Anschauungen einzugehen, sich der fremden Organe zum Verständnisse dessen, was nur durch sie erkannt und wahrgenommen werden kann, zu bedienen.

Ueberhaupt, müssen wir gestehen, hat uns bei der Lektüre des vorliegenden Werkes die Erörterung des Einzelnen am meisten befriedigt, wenngleich der außerordentliche Umfang des behandelten Stoffes es natürlich nicht zuläßt, daß man sie überall ausreichend finde und ihr an jedem Punkte unbedingt zustimme. Dennoch tritt dieser Fall sehr häufig ein; wir wenigstens haben beinahe auf jeder Seite Gelegenheit gefunden, die ungemein scharfe, stets zum Kerne der Sache vordringende Auffassung derselben anzuerkennen, und selbst wo wir den gegebenen Bestimmungen nicht beizutreten vermochten, war es in der Regel nicht sowohl ihr wesentlicher Inhalt wie die nicht selten etwas schwankende und vage Fassung desselben, woran wir Anstoß nahmen. Indeß kann es keine Frage sein: eine Menge von sprachlichen Erscheinungen, deren Bedeutung bis dahin verborgen war oder ganz schief und oberflächlich bestimmt wurde, sind vom Vf. durchaus richtig erklärt worden. Man sieht hier recht deutlich, wie sehr eine unbefangene Anschauung der sprachlichen Verhältnisse, wenn sie mit der erforderlichen Kenntniß des menschlichen Geistes ausgerüstet ist, das Verständniß derselben zu fördern vermag; die Resultate sind vielfach wirklich überraschend. — Daß bei dieser sorgfältigen Behandlung des Einzelnen und Besondern, zumal sie sich über ein so weites Gebiet und auf eine so große Mannigfaltigkeit von Objekten erstreckt, der Zusammenhang, in welchem diese erscheinen, nicht immer der klarste und bündigste ist, und die Uebersichtlichkeit an mehreren Stellen eine lichtvollere sein könnte, begreift sich leicht. In der That ist Folge und Verbindung der verschiedenen Punkte, die in den einzelnen Abschnitten zur Sprache kommen, sehr oft eine ganz lose und mechanische; es fehlt das Band, durch welches sie innerlich zusammengehalten werden, ihre Zusammengehörigkeit erscheint nicht als eine nothwendige; sie sind eben nur an einander gereiht, nicht in lebendiger Gliederung entwickelt. Man wird diesen Tadel indeß nicht so verstehen dürfen, als ob in ihm dem Vf. der Sinn für eine systematische Disposition des Stoffes abgesprochen würde; wir sind im Gegentheil der Meinung, daß er auch in dieser Rücksicht höchst Anerkennungswerthes geleistet hat, seine Arbeit, auch was die wissenschaftliche Anordnung und Eintheilung der behandelten Materien angeht, sich vor andern sehr vortheilhaft auszeichnet. Ebensowenig kann der hervorgehobene Mangel als die Folge einer oberflächlichen und fahrlässigen Behandlung angesehen werden. Nur an einzelnen wenigen Stellen mag diese Ableitung zutreffen; im Ganzen und Allgemeinen liegt der Grund weit tiefer, in der Grundanschauung nämlich, welche der Verf. vom Wesen der Sprache und ihrem Verhältnisse zum Menschen hat.

Wir machten oben darauf aufmerksam, wie in der Darstellung des Hrn. M. die Sprache darum als ein Lebendiges hervortrete, weil er sich ihrer genauen Be-

ziehung zum sprechenden Subjekte bewußt sei und diese Beziehung für die Erklärung ihrer einzelnen Erscheinungen zu benutzen wisse. Hier müssen wir hinzufügen, daß ihm die Sprache ein nur Subjektives ist und zwar so sehr, daß er ihr allen objektiven Gehalt gradezu abspricht. Damit ist aber im Grunde der Subjektivität halber ihre wesentliche Einheit mit der Objektivität genommen und eine breite Kluft zwischen beiden befestigt; als das letzte und höchste Prinzip erscheint ein unlösbarer Gegensatz, ein abstrakter Dualismus. Es liegt in der Natur der Sache, daß, wo ein solcher Zwiespalt die Geltung eines obersten Grundsatzes hat und die Grundbestimmung des Bewußtseins ist, er sich auch in allen einzelnen Aeußerungen desselben geltend macht. Wo dies aber der Fall ist, haben wir den Standpunkt der Reflektion, welche die für sich fixirten Dinge äußerlich auf einander bezieht, vor uns. Es ist hier weder zulässig noch auch nöthig, diese eigenthümliche Form des Bewußtseins näher zu charakterisiren; nur in Betreff der uns aus ihr resultirenden Auffassungsweise der verschiedenen Objekte, durch welche dann wieder die Methode ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung bedingt wird, bemerken wir, daß diese in letzter Instanz immer und überall von dem an sich Verschiedenen, dem Entgegengesetzten ausgeht und es daher niemals zu einer einheitlichen Gliederung, sondern immer nur zu einer auf Theilung beruhenden Zusammenstellung der dem Gegenstande wesentlichen Momente bringt. Die allgemeinen Prinzipien aber, welche diese Sonderung und Verbindung beherrschen und regeln, sind die mehr oder minder entwickelten Kategorien des Verstandes: Raum, Zeit, Causalität u. s. w. Wir werden später sehen, wie diese Verhältnißbegriffe auch in unserer Schrift durchgängig als Eintheilungsgründe auftreten und die dualistische Denkweise ihres Vf. sich schon gleich im Eingange seiner Erörterung, in der Erklärung, welche er vom Satze aufstellt, wahrnehmen läßt. Wir wollen sie dort sowohl in ihrem Gehalte wie in ihrem eben nicht wohlthätigen Einflusse auf die Darstellung genauer würdigen und gehen deßhalb hier nicht näher auf sie ein. Es würde übrigens, was freilich schon aus dem oben Bemerkten zu entnehmen ist, ein Irrthum sein, wenn man glauben wollte, Vf. sei in jener zwiespaltigen, abstrakt verständigen Richtung ganz und durchaus befangen und werde von ihr ausschließlich beherrscht. Denn dem ist keineswegs so; nicht nur wird in der unbedingten Hingebung, mit welcher er die einzelnen Erscheinungen betrachtet, der vorauszusetzende Dualismus faktisch aufgehoben; auch die mechanische Zusammenstellung muß hin und wieder der organischen Entwickelung den Platz räumen. Doch im Ganzen — das läßt sich nicht verkennen — ist in dem interessanten Kampfe, welchen hier die Reflektion mit der höhern Stufe des Bewußtseins führt, die erstere der siegende Theil; namentlich tritt sie überall da entschieden in den Vordergrund, wo die Erörterung einen rein oder vorwiegend theoretischen Inhalt hat.

Noch ist, bevor wir auf den speciellen Inhalt unserer Schrift näher eingehen können, eine fernere, für ihre allgemeine Charakteristik wesentliche Eigenthümlichkeit derselben besonders hervorzuheben. Sie kündigt sich auf dem Titel als einen „Beitrag zur geschichtlich-vergleichenden Sprachforschung“ an und zwar ganz mit Recht, denn die Parallelisirung ihres nächsten Objektes, der neufranz. Sprache, mit einer Mehrheit von andern, ältern und neuern Idiomen gibt einen Hauptbestandtheil ihres Inhaltes ab. Der Umfang desselben ist sehr beträchtlich, was eben so sehr in der großen Zahl der verglichenen Sprachen wie in dem Umstande seinen Grund hat, daß die Vergleichung sich nicht auf die wesentlichen Hauptpunkte beschränkt, sondern sogar vorzugsweise das Detail der Sprache, die besondern Erscheinungen derselben bis zum Einzelnsten hin ins Auge faßt. Außer den beiden Idiomen, welche als die historischen Grundlagen der neufranz. Sprache zu betrachten sind, dem Altfranzösischen und Provençalischen und neben der gemeinsamen Mutter aller romanischen Mundarten, dem Lateinischen, werden auch diese selbst, wenigstens die wichtigsten von ihnen, die italienische, spanische und portugiesische durchgängig berücksichtigt. Etwas weniger häufig ist die Bezugnahme auf die deutsche und englische Sprache; die letztere namentlich wird im Ganzen nur selten zur Vergleichung herangezogen, so daß sie in dieser Beziehung sogar hinter der griechischen zurücksteht, aus welcher der Vf. mit sichtlicher Vorliebe an vielen Stellen seine Analogien entnimmt. In

weit geringerem Maße macht er von seiner Kenntniß der semitischen Sprachen, von welchen die hebräische und arabische am häufigsten angezogen werden, Gebrauch; sie werden vorzugsweise dann benutzt, wenn ihre einfacheren, kunstloseren Bildungen dazu dienen können, die ursprüngliche Bedeutung der geistig entwickelteren syntaktischen Formen und Verhältnisse in helleres Licht zu stellen. Ob und in wie weit übrigens die betreffenden Angaben richtig und die aus ihnen gezogenen Schlüsse probehaltig sind, können wir nicht beurtheilen, weil wir mit den in Rede stehenden Sprachen nicht näher bekannt sind. — In Betreff der Art und Weise, in welcher die Vergleichung überhaupt durchgeführt wird, bemerkten wir schon, daß sie sehr ins Einzelne geht; in der That findet sich kaum die eine oder andere Erscheinung der neufranz. Sprache, welcher nicht übereinstimmende oder auch abweichende Thatsachen aus andern Idiomen zur Seite gestellt würden. Doch das betrifft nur die äußere Seite der Sache; wichtiger ist es, die allgemeinen Gesichtspunkte kennen zu lernen, welche bei ihrer Behandlung maßgebend gewesen sind oder doch sein sollten. Vf. erklärt sich hierüber in §. 5 (S. 6), wo er, nachdem gesagt worden, daß „die verschiedenen Sprachen die Denkformen nicht gleichmäßig in ihrer Rede ausgeprägt haben", hier vielmehr „ein Uebergang vom Generischen zum Spezifischen, von der Unbestimmtheit zur durchsichtigsten Bestimmtheit der Rede stattfindet" und ferner bemerkt ist, daß „für die syntaktische Verflechtung der Worte die Anschauungsweise der Völker maßgebend sei," woraus „für die Sprachen eine Mannigfaltigkeit der Ausdrucksweisen und für die Grammatik der einzelnen Sprachen die Aufgabe entstehe, die verschiedenen Sprachformen auf die einfache Denkform zu beziehen," wird hinzugefügt: „In dieser Rücksicht ist es für die Syntax einer einzelnen Sprache insbesondere wichtig, die Anknüpfungspunkte für die syntaktische Anschauungsweise eines Volkes aufzusuchen, wodurch für die Syntax die Forderung der historischen und vergleichenden Sprachforschung entsteht." Es scheint sich, wenn man den eben nicht sehr deutlichen Zusammenhang dieser Worte ins Auge faßt, aus ihnen zu ergeben, daß Herr M., als er sich entschloß, bei seiner Bearbeitung der neufranzös. Syntax den sprachvergleichenden Standpunkt einzunehmen, dazu durch die sehr richtige Ansicht bestimmt wurde, daß die gegenwärtige Form der Sprache vielfach nicht ohne ein Zurückgehen auf die früheren Stufen ihrer Entwickelung begriffen werden könne und das wahrhafte, volle Verständniß einer *einzelnen* Sprache an manchen Punkten die Bezugnahme auf andere nothwendig mache. Jedenfalls ist klar, daß die Vergleichung nur dem Zwecke dienen soll, die Erklärung des Objektes aus sich selber, wo sie unmöglich oder mangelhaft sein würde, zu ersetzen oder zu ergänzen. Fragt man nun, ob sie diesen ihren Zweck erreiche, so müssen wir schon um deßwillen verneinend antworten, weil sie sich nicht innerhalb der soeben angedeuteten nothwendigen Schranken hält. Es ist uns wenigstens unmöglich gewesen, an sehr vielen Stellen die Nothwendigkeit oder auch nur die Zweckmäßigkeit der betreffenden Anführungen einzusehen. Was zunächst die Vergleichung mit den historischen Voraussetzungen der neufranz. Sprache, den älteren Mundarten des nördlichen und südlichen Frankreichs einer- und dem Lateinischen andererseits betrifft, so war diese, dünkt uns, nur da am Orte, wo die sonst üblichen syntaktischen Formen und Wendungen in ihrer wahren und eigentlichen Bedeutung nur vermittelst der Einsicht in die charakteristische Bestimmtheit ihrer Elemente und ihren durch diese bedingten ursprünglichen Inhalt erklärt werden konnten. Es muß nun allerdings zugegeben werden, daß nicht wenige der vom Vf. gezogenen Parallelen wirklich auf dem eben erwähnten Motive beruhen und eben darum zur Erläuterung des gegenwärtigen Bestandes der Sprache wesentlich beitragen. Aber im Ganzen ist das doch nur der kleinere Theil; die weitaus größere Zahl wird lediglich durch die Thatsache einer zwischen den verglichenen Sprachen bestehenden Uebereinstimmung oder Differenz begründet und dient nur dazu, dieselbe zu constatiren. So wichtig und interessant es aber auch ist, von dem Verhältniß der franz. Sprache zum Lateinischen so wie von den Aenderungen, welche sie im Verlaufe ihrer Entwicklung erfahren hat, nähere Kenntniß zu erlangen — und wir erkennen gern an, daß unsere Schrift in der einen wie in der andern Beziehung sehr viele und beachtenswerthe Aufschlüsse gibt —, so liegt die Befriedigung dieser Interessen doch außerhalb der eigentlichen Auf-

gabe des Vf., der ja nicht die Bildungsgeschichte der Sprache, sondern die syntaktische Bestimmtheit ihrer gegenwärtigen Form behandeln will. Für die Erklärung dieser letzteren ist der Umstand, daß sie in dem einen oder andern Punkte nicht mehr dieselbe sei wie vordem, daß sie hier eine Erweiterung erfahren, dort eine Einbuße erlitten habe, an und für sich eben so gleichgültig wie ihre mehr oder minder durchgreifende Concordanz mit dem Inhalte irgend einer andern näher oder ferner stehenden Sprache. Wenn aber Uebereinstimmung und Verschiedenheit einmal mit in Erwägung gezogen werden sollen, so kann es nicht genügen, sie einfach als solche hervorzuheben und hinzustellen; vielmehr ist es denn vor Allem nöthig, zugleich ihre zureichenden Gründe zu entwickeln, weil ohne diese die Differenz nur als das Werk des Zufalls oder der Willkür erscheint, die Uebereinstimmung aber, indem sie zu unstatthaften direkten Ableitungen Anlaß gibt, nicht selten zu ganz schiefen Ansichten von dem Verhältnisse der verglichenen Sprachen führen wird. Verf. beschränkt sich nur zu häufig darauf, die sprachlichen Thatsachen, welche er zu einander in Beziehung setzen will, in ganz materieller Weise zusammenzustellen, wodurch zwar ein erweiterter Stoff gewonnen, die Einsicht in seinen wesentlichen Inhalt aber nicht sonderlich gefördert wird. Hätte er es sich durchgehends angelegen sein lassen, die innern Motive der Uebereinstimmung und relativen Verschiedenheit, welche in den Ausdrucksweisen der verschiedenen Sprachen bemerkt werden, ans Licht zu ziehen, so würde das Verständniß seines nächsten Objekts auch da durch die Vergleichung erleichtert und vervollkommnet worden sein, wo es ihrer nicht grade nothwendig bedarf. Wie jetzt die Dinge stehen, wird es dagegen dadurch, daß die Vergleichung über die Grenzen, welche ihr die eigenthümliche Bestimmtheit der zu lösenden Aufgabe stecken mußte, hinausgeht und gewissermaßen eine ganz selbständige Geltung erhält, vielfach in hohem Grade erschwert. Indem der Vf. seinen Gegenstand aus einer Mehrheit von an sich gleichmäßig berechtigten Gesichtspunkten zu betrachten unternahm, diese aber nicht, wie es nöthig war, in geeigneter Weise einander unterzuordnen vermochte, hat seine Arbeit einen zu getheilten verschiedenartigen Inhalt gewonnen, durch welchen sie zwar ohne Frage interessanter wird, aber zugleich in Gefahr kommt, den einheitlichen Charakter zu verlieren, der die conditio sine qua non einer jeden wissenschaftlichen Leistung ist. — Wir haben bereits die Beziehungen hervorgehoben, in welchen dieser Inhalt geeignet ist, das Interesse an der geschichtlichen Entwicklung der franz. Sprache zu befriedigen; hier fügen wir noch hinzu, daß auch die grammatische Erklärung der verschiedenen Sprachen, auf welche sie zum Behufe der Vergleichung Bezug nimmt, aus dem Studium der vorliegenden Schrift mannigfachen Gewinn ziehen kann, so daß sie auch den Sprachforschern, welche sich nicht grade mit der franz. Sprache beschäftigen, zur sorgfältigen Beachtung mit allem Rechte empfohlen werden darf. Uebrigens werden wir die Beweise und Belege für die bis dahin ausgesprochenen allgemeinen Behauptungen in der nähern Erörterung des speziellen Inhaltes unserer Schrift, zu welcher wir nunmehr übergehen, an der geeigneten Stelle beibringen.

Es wurde oben wiederholt bemerkt, daß man den Ausführungen des Verfassers dann am wenigsten beizustimmen im Falle sei, wenn sie einen allgemeinen Inhalt haben, sich im Gebiete der Theorie bewegen. Dies trifft schon gleich die „Einleitung", welche den Begriff der Syntax und ihre Eintheilung entwickelt oder vielmehr einfach angibt. Denn es ist überhaupt dem Vf. nicht eigen, die allgemeinen Bestimmungen, welche er seiner Darstellung zu Grunde legt, aus ihren einfachen Elementen genetisch construirend herauszubilden; er stellt oder wirft sie nur eben hin, ohne ihre Gültigkeit durch die erforderliche Begründung darzuthun. Ueberdem ist der Zusammenhang, in welchem sie auftreten, in der Regel sehr locker, so daß die betreffenden Abschnitte sich nicht grade durch jenen bündigen, geschlossenen Vortrag auszeichnen, den man in wissenschaftlichen Deduktionen dieser Art nicht gern vermißt. — Die Begriffsbestimmung der Syntax, welche der Vf. an die Spitze seines Werks stellt, bezeichnet dieselbe als „denjenigen Theil der grammatischen Wissenschaft, welcher die Elemente der Sprache in ihrer Verbindung zu einem Ganzen als dem Ausdrucke des Gedankengehalts auffaßt und es daher mit den Gesetzen der Rede zu thun hat." Diese Definition scheint uns in doppelter Beziehung man-

gelhaft zu sein. Zunächst ist der Ausdruck „die Elemente der Sprache" offenbar zu weit und deßhalb unbestimmt, denn er paßt nicht bloß auf die Wörter, welche Verf. an dieser Stelle durch ihn andeuten will, sondern auch und sogar vorzugsweise auf die Laute, deren „Verbindung zum Ganzen" bekanntlich nicht in der Syntax betrachtet wird. Nun dürfte sich der Vf. zwar auf den Zusatz „als dem Ausdruck des Gedankengehaltes" berufen, welcher die letztgedachte Beziehung unbedingt ausschließe, sofern ein Gedankengehalt sich immer nur da vorfinde, wo eine Verknüpfung von Begriffen, mithin eine Mehrheit von solchen und folgeweise auch von Wörtern gegeben sei. Aber eben diese Voraussetzung, daß lediglich die gegenseitige Beziehung der Begriffe den Gedanken enthalte, ist unbegründet, denn auch der Begriff als solcher, in seiner Isolirung gefaßt, gehört ohne allen Zweifel der Form wie dem Inhalte nach dem Denken an. Mithin wird auch von dem unmittelbaren sprachlichen Ausdrucke desselben, dem einzelnen Worte, behauptet werden können und müssen, daß ihm ein bestimmter Gedankengehalt eigen sei. Ist dies aber der Fall, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die vorhin mitgetheilte Erklärung der Syntax nicht bloß auf diese, sondern zugleich auf die Etymologie und Wortbildung anwendbar ist. Selbst die in Form einer Folgerung hinzugefügte weitere Bestimmung „die Syntax hat es daher mit den Gesetzen der Rede zu thun" steht dieser ausgedehnteren Geltung ihres Begriffes nicht im Wege, denn die Annahme, daß die Rede nur durch eine Verbindung von Wörtern zu Stande komme, ist ebenfalls irrig. Die Rede ist nicht anders wie die Sprache der unmittelbare Ausdruck des gesammten sinnlich-geistigen Lebens; ihr Begriff fällt seinem wesentlichen Inhalte nach mit dem der Sprache durchaus zusammen; sie ist die Sprache selbst von ihrer subjektiven Seite her aufgefaßt. In der Rede müssen daher sämmtliche Formen des Bewußtseins sich wiederfinden und ihre Gesetze können nur dann vollständig und allseitig entwickelt werden, wenn auf jene Formen gleichmäßig Rücksicht genommen wird. Nun ist auch die Vorstellung eine eigenthümliche, selbstständige Weise der geistigen Thätigkeit, deren charakteristische Bestimmtheit darin enthalten ist, daß sie die Beziehung des Menschen zum Objekte in seiner Einzelnheit darstellt; als vorstellend ist das Subjekt durch einen besonderen, für sich fixirten Gegenstand, welcher übrigens bald der äußern, bald der innern Welt angehört und ebensowohl eine ruhende Existenz wie eine bewegte Thätigkeit sein kann, ausschließlich bestimmt. Wenn es aber diesem seinem unmittelbaren Verhältnisse zu dem nur auf sich bezogenen Objekte in der Sprache Ausdruck geben will, muß es sich dazu nothwendig derjenigen sprachlichen Form bedienen, in welcher das Objekt als solches, d. h. ohne Beziehung auf andere ausgeprägt ist. Diese Form ist das einzelne Wort als der adäquate Ausdruck des in ihm enthaltenen Begriffs. Demnach kann die Rede recht wohl, ohne daß zu ihrer Vollständigkeit irgend etwas mangelte, durch ein einziges Wort gebildet werden, und ist es ein bloßes Vorurtheil und nicht zu rechtfertigende Willkür, wenn man die sprachlichen Thatsachen, welche hierfür unbefangen betrachtet, ganz unzweideutige Belege darbieten, als mangelhafte Ausdrucksweisen, zu deren Verständniß eine Ergänzung von außen her erforderlich sei, bezeichnet. Ist nun aber, was Niemand bezweifeln wird, die Rede das Objekt der Syntax, so erhellt nach dem, was so eben bemerkt wurde, von selbst, daß unter dem „Ganzen", welches die letztere zu betrachten hat, ebensowohl das einzelne Wort wie eine Verbindung von solchen verstanden, mithin zu den „Elementen", aus deren Vereinigung es hervorgeht, auch die sprachlichen Laute gerechnet werden können. Somit würde nach der angeführten Definition die Syntax mit der Lehre von der Wortbildung zusammenfallen oder sie doch als einen integrirenden Bestandtheil in sich aufnehmen. Verf. ist natürlich weit davon entfernt, eine derartige Vermischung anzuerkennen; er deutet in sehr klaren Worten an, daß die Syntax das Wort als ein formell und materiell Bestimmtes voraussetze, — eine Ansicht, der wir unbedingt beipflichten, da in der That die Syntax es nicht mit der Entstehung und Bedeutung des Wortes als solchen, sondern mit der Anwendung desselben in der lebendigen Rede zu thun hat. Die Mißdeutung, zu welcher die Erklärung Anlaß gibt, geht also aus ihrer ungenauen Fassung hervor, die auch noch an einem andern Punkte bemerkbar wird.

Wir gaben vorhin zu, daß als das eigentliche Objekt der Syntax die Rede zu betrachten sei und können daher die vom Vf. gegebene Bestimmung, daß diese die Gesetze der Rede zu entwickeln habe, im Allgemeinen ohne Bedenken gutheißen. Sie ist durchaus nicht unrichtig, leidet aber an demselben Fehler der Unbestimmtheit, den wir im Obigen rügen mußten. Denn es ist nicht die Syntax allein, welche die Betrachtung der Rede zum Inhalte hat und die Gesetze derselben zum Bewußtsein bringt, sie theilt diese Aufgabe mit mehreren andern Wissenschaften, z. B. der Rhetorik und Poetik. Es kam also darauf an, ihr Verhältniß zu diesen genau abzugränzen, die Begriffsbestimmung aber so zu fassen, daß die charakteristische Eigenthümlichkeit des der Syntax obliegenden Geschäftes mit in sie einging. Vf. hat den Zusammenhang, welcher die Syntax mit den verwandten Disciplinen verbindet, keineswegs ganz außer Acht gelassen; aber er gedenkt desselben erst im letzten §. seines Werks (II. S. 444). Daß diese Stelle für die Erörterung des in Rede stehenden Punktes geeignet ist, muß zugegeben werden. Dagegen zweifeln wir, daß sie als die einzig angemessene zu betrachten sei und zwar nicht bloß deßhalb, weil die unserer Ansicht nach unumgängliche Begründung der allgemeinen Definition der Syntax die Bestimmung ihres Verhältnisses zu den übrigen sich auf die Rede beziehenden Wissenschaften eben an dem Orte nöthig macht, wo diese Definition gegeben wird, sondern auch aus dem weiteren Grunde, weil die Syntax vielfach in das Gebiet jener andern Disciplinen übergreift und nicht selten zur Lösung ihrer besonderen Aufgabe auf deren eigenthümlichen Inhalt Bezug nehmen muß, wodurch es natürlich nöthig wird, im Voraus die Rechtmäßigkeit dieser Bezugnahme wie die Schranken derselben nachzuweisen. Der Grund, aus welchem die Syntax zu einem solchen Hinausgehen über sich selbst getrieben wird, liegt sehr nahe. Sie unterscheidet sich nämlich von den ihr verwandten Wissenschaften wesentlich dadurch, daß diese, wie Vf. an der angezogenen Stelle, wo er übrigens, wir wissen nicht warum — nur die Stylistik und Rhetorik erwähnt, ganz richtig andeutet, die besondern Gattungen der Rede behandeln, während sie selbst die Rede überhaupt, in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstande hat. Sie entwickelt daher die **allgemeinen** Gesetze der Rede, welche eben wegen dieser ihrer Allgemeinheit den verschiedenen Formen derselben gemeinsam sind. Aber diese Gemeinsamkeit schließt wenigstens nicht durchgehends die Gleichheit ein. Die Rede existirt im Grunde nur in ihren verschiedenen Arten, was zwar einerseits nicht ausschließt, daß diese Arten die allgemeinen Merkmale und Bestimmungen der Rede gleichmäßig in sich enthalten, aber andererseits zur Folge hat, daß die übereinstimmenden Grundgesetze einer nur in besonderen, durch den speciellen Charakter der einzelnen Arten bedingten Formen erscheinen. Die Syntax kann das Allgemeine, mit dem sie es eigentlich zu thun hat, wenn sie anders nicht ein bloßes Compendium todter Abstraktionen sein will, nur in seiner Besonderung ergreifen, darf aber auf diese Besonderung auch nur in so weit eingehen, als sie eben die konkrete Form des Allgemeinen ist. Hierzu kommt noch ein anderes Moment, in Folge dessen die Syntax vielfach selbst das den einzelnen Redegattungen ausschließlich Eigne in den Kreis ihrer Betrachtung zieht. Die Rede ist die Selbstanstellung des Geistes in der Sprache, und die Aufgabe der Syntax besteht eben darin, sie auf diese ihre Quelle zurückzuführen, zu zeigen, wie die verschiedenen wesentlichen Formen des Geistes in der Rede ausgeprägt sind. Nun hat aber jede dieser Formen zu den einzelnen Redegattungen ein eigenthümliches Verhältniß in der Weise, daß diese mehr oder weniger entschieden durch sie bestimmt und beherrscht werden; sie tritt in der einen durchaus zurück, während sie in der andern eine so überwiegende Geltung erlangt, daß sie den sprachlichen Ausdruck vielfach ausschließlich erfüllt. Will also die Syntax, wie es ihre Aufgabe verlangt, das ganze Gebiet der Rede, sofern diese die allgemeinen Bestimmungen des Geistes reflektirt, umfassen, so wird sie nicht umhin können, auch die besondern Ausdrucksweisen ihrer verschiedenen Arten aufzunehmen. Doch bleibt für sie der Umstand, daß dieselben nur einer bestimmten Redeform angehören, gleichgültig; sie bezieht sie nicht auf den spezifischen Charakter dieser Form, sondern lediglich auf die allgemeine Bestimmung des Geistes, welche sich in ihnen ausgeprägt hat. Aus diesem Grunde kann sie sich bei den hierhin gehörigen Erklärungen auf die einfache

Angabe beschränken, daß die betreffenden Sprachformen dieser oder jener Gattung der Rede eigen sind; warum sie eben nur hier und nicht anderswo angetroffen werden, darüber gibt nicht sie, sondern die Wissenschaft Aufschluß, welche sich mit der fraglichen Redegattung speziell beschäftigt. Diese hat die Aufgabe, die Gesammtheit der sprachlichen Erscheinungen, welche einer einzelnen Redeart angehören, aus der charakteristischen Bestimmtheit derselben zu erklären. Weil sie nur auf das Verständniß einer einzigen Spezies abzweckt, ist ihr Gebiet natürlich von beschränkterem Umfange wie das der Syntax, welche die ganze Gattung zu ihrem Gegenstande hat. Zugleich aber muß demselben eine größere und weitere Ausdehnung zugesprochen werden, aus einem Grunde, der sich am leichtesten in folgender Weise verdeutlichen läßt. Indem die Syntax den Zweck verfolgt, das allgemeine Wesen der Rede zum Bewußtsein zu bringen, kann und muß sie sich auch darauf beschränken, die allgemeine Form derselben in Erwägung zu ziehen. Diese allgemeine Form der Rede ist der Satz, sofern unter ihm nicht bloß der gewöhnlich so genannte einfache, sondern zugleich der vollständig entwickelte Satz, dem man in der Regel den besonderen Namen der Periode gibt, verstanden wird. Es gibt keine Rede, die nicht in der Form des Satzes aufträte, und zwar ist dieser die einzige Form, in der sie zur Erscheinung kommen kann. Der Satz ist daher allen Redegattungen gemeinsam; keine kann seiner entbehren, jede bedient sich desselben, um ihrem eigenthümlichen Inhalte den sprachlichen Ausdruck zu geben. Von diesem Inhalte aber ist die Form des Satzes durchaus abhängig; er gibt dem Satze eine konkrete Bestimmtheit und reicht eben darum nicht über ihn hinaus. Die einzelne bestimmte Redegattung kann sich daher in dem nur auf sich bezogenen Satze nicht erschöpfen; sie fordert nothwendig eine Mehrheit von solchen, setzt ein größeres Redeganzes voraus, womit denn eben für die sie behandelnde Wissenschaft der vorhin erwähnte weitere Umfang des Gebietes gegeben ist. Dies ist auch der Punkt, an welchen angeknüpft werden muß, wenn man den Uebergang der Syntax in die verwandten Disciplinen, die sich in gewisser Weise als weitere und höhere Entwicklungsstufen derselben betrachten lassen, veranschaulichen und begründen will. Vf. hat sich damit begnügt, ihn an der angezogenen Stelle in einigen wenigen, ziemlich unklaren, jedenfalls aber nichts erklärenden Worten anzudeuten. Wir führen sie einfach an, ohne auf ihren Inhalt weiter einzugehen: „Die Aneinanderreihung der Sätze und Satzganzen, deren Topik in diesem Abschnitte versucht worden ist, gewährt eine Gesammtdarstellung, deren Erörterung nicht mehr der Grammatik, sondern der Stylistik und Rhetorik angehört."

Die obige Bemerkung, daß die Syntax sich lediglich mit der Betrachtung des Satzes als der allgemein gültigen und einzig nothwendigen Form der Rede zu beschäftigen habe, würde auch, scheint uns, die einfachste und angemessenste Definition derselben darbieten. Die nähern Bestimmungen, ohne welche diese allerdings ungenügend und unvollständig wäre, müßten dann durch die genauere Erklärung der Natur des Satzes und seiner Beziehung zur Rede gewonnen werden. Ebenso, glauben wir, möchte sich die Ansicht rechtfertigen lassen, daß die Eintheilung der Syntax, wenn sie anders einen wissenschaftlichen Charakter haben soll, vom Satze als dem eigentlichen Objekte derselben ausgehen und ihre einzelnen Glieder mit seinen wesentlichen Formen in Uebereinstimmung bringen muß. Ganz anders scheint, wie aus seinem thatsächlichen Verfahren geschlossen werden darf, der Verf. hierüber zu denken. Er legt seiner Eintheilung nicht den Satz als solchen, sondern eine bestimmte Beziehung desselben, eine „Entsprechung" zu Grunde. Die betreffende Stelle lautet: „Die Eintheilung der Syntax ergibt sich leicht aus der Natur des Denkens, welches nur in der entwickelten oder unentwickelten Form des Urtheils und des Schlusses zu Stande kommt. Dem Urtheile, insofern es in Worte gefaßt wird, entspricht der Satz, dem Schlusse das Satzgefüge." Demnach zerfällt die Syntax in zwei Haupttheile, in die Lehre vom Satze oder wie Vf. diesen Abschnitt benennen zu dürfen glaubt, in die Lehre von der Wortfügung und in die von der Satzfügung. „Da indeß die Rede . . . . zur Schriftsprache entwickelt, an sichtbare Zeichen geknüpft ist, wodurch eine Aufeinanderfolge ihrer Elemente in der Zeit und im Raume gegeben ist, so sind in der Lehre von der Wort- und Satzfügung

nicht bloß die grammatischen Beziehungen der Bestandtheile des Satzes und des Satzgefüges darzustellen, sondern es ist auch die Reihenfolge dieser Bestandtheile, wie der Sprachgebrauch sie festgestellt hat, zu erörtern. Die Erörterung wird füglich von der Darstellung der grammatischen Beziehungen gesondert und in der Lehre von der Wort- und Satzbildung für sich abgehandelt werden können." Damit haben wir den ganzen Grundriß unserer Schrift, wie ihn der Vf. an ihrem Eingange hinstellt. Man sieht, er ist mit großer Leichtigkeit entworfen und von so einleuchtend schwacher Zeichnung, daß es eigentlich wohl gar nicht Noth ist, auf die theils unbestimmten, theils falschen Züge im Einzelnen noch besonders hinzuweisen. Auch würden wir uns die folgenden Bemerkungen erspart haben, wenn wir es bei einem Werke von spezifisch wissenschaftlichem Charakter nicht für nöthig hielten, die durchaus unwissenschaftliche Grundlage desselben rügend hervorzuheben. — Die Eintheilung der Syntax, meint Hr. M., ergibt sich aus der Natur des Denkens. Dies würde ganz richtig sein, wenn die Syntax die Wissenschaft vom Denken, die Denklehre wäre. Da sie aber eben die Syntax und nicht die Logik ist, so kann das Prinzip ihrer Eintheilung nicht im Denken gesucht werden. Auch hütet sich der Vf. wohl, die Eintheilungsgründe wirklich aus der angegebenen Quelle zu schöpfen; nicht die Formen des Denkens, sondern ein Anderes, was diesem seiner Meinung nach entspricht, der Satz und das Satzgefüge, soll die Objekte der wesentlichen Theile der Syntax abgeben. Wie es sich aber mit dieser Entsprechung verhalte, von welcher Art sie sei, erfahren wir nicht; es läßt sich auch nicht errathen, denn der Begriff des Satzes ist vom Vf. noch gar nicht erwähnt, geschweige denn entwickelt worden. Ebensowenig erhalten wir darüber Aufschluß, ob die behauptete Verwandtschaft mit den Denkformen allein oder in Verbindung mit irgend welchem andern Grunde es sei, wodurch der Satz und sein Gefüge berechtigt werden, den Inhalt der Syntax zu bilden. Wie dem aber auch sei, so viel ist klar, daß die Syntax, wie Vf. die Sache darstellt, sich mit dem Satze und dem Satzgefüge nur deßhalb beschäftigt, weil diese den beiden Denkformen entsprechen. Es ist also lediglich ihre Beziehung zum Denken, welche sie als Objekte der Syntax auftreten läßt. Damit erscheint aber das wirklich stattfindende Verhältniß in einem ganz falschen Lichte. Allerdings hat die Syntax die sprachlichen Erscheinungen auf den Geist, oder, wie Vf. annimmt, auf das Denken zurück zu führen, da sie aus diesem entspringen und ihn zum Inhalte haben. Doch kann darum nicht gesagt werden, daß sie dieselben wegen dieses ihres geistigen Ursprungs und Gehaltes erörtere. Wohl aber läßt sich mit vollem Rechte behaupten, daß sie sich mit dem Geiste oder dem Denken beschäftige, weil und sofern dieses in der Sprache zum Ausdruck kommt. — Freilich ist der hier angedeutete Unterschied im Wesentlichen ein nur formeller und könnte deßhalb der Nachdruck, mit welchem wir ihn hervorhoben, unberechtigt erscheinen. Indeß sind wir der Ansicht, daß bei wissenschaftlichen Deduktionen die formelle Seite, die Weise der Entwicklung mindestens eben so sehr in Betracht komme wie der Inhalt selber. Ueberdem wirkt sie auf diesen direct oder indirect ein, so daß sie, wo ihr die erforderliche Beachtung nicht zu Theil wird, ihn entweder in ein schiefes Licht stellt oder gar zu widersprechenden, wenigstens zu incongruenten Bestimmungen desselben Anlaß gibt. — Was aber den materiellen Gehalt der in Rede stehenden Erörterung betrifft, so hat uns dieser noch weit weniger befriedigt wie seine formelle Behandlung. Die ihm zu Grunde liegende Voraussetzung, daß die Sprache lediglich das Produkt und der Ausdruck des Denkens sei, ist unbegründet; es müssen sich daher auch alle Folgerungen, welche aus ihr abgeleitet werden, nothwendig als falsch erweisen. Das Leben des Geistes, dessen vollständiger Abdruck die Sprache ist, erschöpft sich nicht im Denken, wenigstens nicht im Denken, welches gewöhnlich diesen Namen führt und auch beim Vf. gemeint ist. Mithin kann auch der Gesammtinhalt der Sprache, welchen die Syntax darzulegen hat, nicht auf die wesentlichen Bestimmungen dieses Denkens zurückgeführt werden. Wie unmöglich dies sei, davon gibt unsere Schrift selbst den deutlichsten Beweis, deren praktische Durchführung die theoretischen Grundsätze, auf denen sie basirt, an allen Ecken und Enden Lügen straft. Nicht nur nimmt sie durchgängig auf geistige Bestimmungen Bezug, welche dem formalen Denken fremd sind, sie macht auch von der wesentlichen Bezie-

hung, in welche die syntaktischen zu den Denkformen gesetzt werden, für die Entwicklung der erstern keineswegs den entsprechenden Gebrauch. So sollte man meinen, werde die Darstellung des Satzes, weil dieser seinem Gehalte nach nur ein Urtheil ist, darauf ausgehen, dessen charakteristische Formen und Eigenthümlichkeiten in der Bildung des Satzes nachzuweisen. Aber die näheren Bestimmungen des Urtheils, welche doch erst seinen wahren Inhalt hervortreten lassen, scheinen sich in seinem sprachlichen Ausdrucke nicht wiederzufinden, wenigstens zeigt sie der Vf. hier nicht auf; er beschränkt sich vielmehr auf die abstrakte Gleichsetzung beider. An dieser hält er denn freilich auch entschieden fest, so daß er alle Satzformen, deren Inhalt sich nicht auf ein Urtheil zurückführen läßt, für unvollständige und unentwickelte Sätze erklärt oder als Theile eines Satzes auffaßt. Aehnlich verfährt bekanntlich die formale Logik, um die Gesammtheit der Denkformen in ihre beiden Hauptfächer, die sich eigentlich auf ein einziges reduziren, einordnen zu können; sie hat einen Ueberfluß an logischen Thatsachen, die zugleich Urtheile oder Schlüsse und doch weder das Eine noch das Andere sind, indem sie, wie gesagt wird, jene Formen entweder noch nicht oder mehr wie sie darstellen. In neuerer Zeit, wo das Streben nach einheitlicher Entwickelung und folgeweise nach Ableitung alles Einzelnen aus einem einigen, umfassenden Prinzipe sämmtliche Wissenschaften durchdringt, hat sich auch die Logik genöthigt gesehen, ihre abstrakten Schemata immer mehr zu verflüchtigen, so daß sie nachgerade all und jeden konkreten Inhalt verlieren. Der Begriff wird als unentwickeltes Urtheil oder auch als Produkt desselben, der Schluß als das entwickelte oder begründete Urtheil bestimmt, denn da die Logik die Wissenschaft der Beziehungen ist, so wird sie, so lange sie ihren abstrakten Charakter nicht aufgeben, zugleich aber dem Drange nach einheitlicher Gestaltung folgen will, nothwendig diejenige ihrer Formen zum Einheits- und Ausgangspunkte machen, in welcher die Beziehung im strengen Sinne ihren prägnanten Ausdruck findet, d. h. das Urtheil. Eine innere Nothwendigkeit, gerade auf diese Denkform die übrigen zu beziehen, liegt freilich nirgends vor; man könnte z. B. ebenso gut vom Begriffe ausgehen, der ja das Urtheil bereits voraussetzt und in sich trägt, so daß dieses füglich als der entwickelte Begriff definirt werden könnte. So lange die Logik sich innerhalb ihrer starren, mechanischen Formen ungestört fortbewegte, hat sie die Erkenntniß der wahren Natur des Geistes und Denkens unmöglich gemacht; auch läßt sich nicht leugnen, daß sie ihr noch jetzt, wo die Herrschaft jener Formen theilweise gebrochen ist, nicht wenig hinderlich wird. Denn die absolute Geltung des Urtheils, an welcher sie festhält, läßt die Anschauung des Geistes als einer konkreten Einheit nicht zu. — Was bisher von der Logik bemerkt wurde, das gilt mutatis mutandis auch von der Grammatik, die sich an sie anlehnt; die vorliegende Schrift zeigt das recht deutlich. Es hat wenig zu bedeuten, daß das Satzgefüge, wie wir oben hörten, dem Schlusse entsprechend gesetzt wird; man darf daraus nicht folgern, daß es vom Vf. als ein vom Satze innerlich Verschiedenes, nur äußerlich mit ihm Verbundenes aufgefaßt werde. Der Unterschied ist ein bloß nomineller; in Wahrheit bilden die beiden Theile der Syntax ein einiges Ganze, wie sich daraus ergibt, daß der Vf. das Satzgefüge in seinen verschiedenen Formen aus den wesentlichen Bestandtheilen des Satzes hervorgehen läßt, es also lediglich als einen erweiterten oder entwickelten Satz betrachtet. Der Satz aber hat ihm, wie dem Logiker das Urtheil, unbedingte, alleinige Geltung: er ist das ἓν καὶ πᾶν der Sprache, mit ihm beginnt und endet sie, ihr ganzes Leben ist in ihm beschlossen. Die sprachlichen Thatsachen, auf welche die wesentliche Bestimmung des Satzes, die einigende Beziehung von Subjekt und Prädikat nicht anwendbar ist, sind sämmtlich unvollkommene, mangelhafte oder verkrüppelte, abnorme Bildungen, deren Berechtigung zur Existenz im Grunde nur aus der Beziehung zum Satze, welche ihnen gewaltsam aufgedrängt wird, nachzuweisen ist. Man sieht leicht, wie eine solche Auffassung es unmöglich macht, die Sprache als eine lebendige Einheit zu begreifen. Hat ja doch ihr erstes ursprüngliches Produkt den Dualismus bereits in sich, wie sollte er in den übrigen fehlen können? Wir werden später Gelegenheit haben, diesen Dualismus, der übrigens ein ganz abstrakter ist, die Differenz seiner Momente voraussetzt und von dieser ausgeht, in seinen einzelnen Erscheinungen näher zu verfolgen.

Hier genügt die Bemerkung, daß eine Gliederung der Sprache, deren letzte Basis eine abstrakte Scheidung voraussetzt und selbst eine nur vermittelte, äußerliche Einheit ist, ihren Zweck nicht erreichen kann und eben darum die Eintheilung der Syntax, welche jene Basis zum materiellen Prinzip oder zum Ausgangspunkte hat, eine verfehlte genannt werden muß. Wir haben zwar oben anerkannt, daß der Satz das eigentliche Objekt der Syntax sei, damit aber keineswegs zugegeben, daß nur die sprachlichen Erscheinungen, welche der Vf. als Sätze bezeichnet, einzig und allein berechtigt seien, diesen Namen zu tragen. Uebrigens müssen wir auf die betreffende Definition sogleich etwas näher eingehen, wollen aber vorher die verschiedenen Haupttheile unseres Werkes einzeln angeben. Der erste Abschnitt: „Die Lehre von der Wortfügung oder vom Satze" (Bd. I. S. 2 bis zum Schlusse) hat 3 Kapitel, welche der Reihe nach 1. „vom Satze nach seinen Grundbestandtheilen und deren Beziehung" (bis S. 173), 2. „von den adverbialen Satzbestimmungen" (bis S. 410), 3. „von den attributiven Satzbestimmungen" (bis S. 508) handeln. Ebenso ist der zweite Abschnitt: „die Lehre von der Satzfügung" (Bd. II. S. 1—260) dreifach getheilt, indem er zunächst „die Satzfügung überhaupt und die Arten und Formen der Sätze in Beziehung auf ihre Zusammenfügung" (bis S. 44), dann „die Beiordnung der Sätze insbesondere" (bis S. 105), endlich „die Unterordnung der Sätze insbesondere" (bis S. 260) erörtert. Dagegen enthält der dritte Abschnitt „die Lehre von der Wortstellung und von der Satzstellung" (II. bis zum Schlusse S. 444) nur zwei Unterabtheilungen, deren Inhalt sich aus der so eben angegebenen Ueberschrift ergibt. Was wir an dieser Grundeintheilung noch etwa auszusetzen haben, mag bei der Besprechung der einzelnen Abschnitte, wo wir auch die speziellere Gliederung derselben mitzutheilen gedenken, hervorgehoben werden.

Das erste Kapitel des ersten Abschnittes wird durch „Vorerinnerungen" eröffnet, welche sich in 5 §. über das Wesen des Satzes und die Natur seiner Bestandtheile, zugleich auch noch über einiges Andere verbreiten, was unserer Ansicht nach besser in der allgemeinen Einleitung zur Sprache gebracht worden wäre. Wir betrachten den Inhalt dieser theoretischen Erörterung etwas näher, indem wir ihr Schritt für Schritt folgen. — §. 1 geht von der schon erwähnten Definition des Satzes aus, nach welcher derselbe „der vollständige Ausdruck eines Gedankens durch Worte und seinem logischen Gehalte nach ein Urtheil ist, in welchem an einem Gegenstande (Subjekt) eine Bestimmung (Prädikat) gesetzt wird." Man sieht: das Urtheil, als dessen sprachlicher Ausdruck der Satz bezeichnet wird, ist das vollständig entwickelte, in welchem seine constitutiven Bestandtheile, Subjekt und Prädikat gesondert hervortreten. Nun liegt aber, auch wenn man zugibt, daß jede Thatsache der lebendigen Rede eine Verbindung von Subjekt und Prädikat enthalten müsse, im Denken wie in der Sprache jener vermittelten Einheit die unmittelbare, welche Subjekt und Prädikat in einer einzigen Wort- und zugleich Satzform darstellt, voraus und zu Grunde. Es muß deßhalb auch die Erklärung des Satzes, welche das Wesen desselben in die einigende Beziehung seiner genannten Elemente setzt, diese einfachste und ursprünglichste Form derselben zum Ausgangspunkte nehmen. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß das Gebiet, innerhalb dessen jene Grundform wirksam ist, in den neuern Sprachen einen beschränkteren Umfang hat wie in den alten. Darum kann sie aber ihre Bedeutung namentlich da nicht verlieren, wo die Natur des Satzes und die Stufen seiner Entwickelung im Allgemeinen bestimmt werden sollen; sie kann das umsoweniger, weil, wie schon angedeutet wurde, ihre Anwendung zwar seltener geworden ist, aber keineswegs ganz aufgehört hat. Auch mußte sie, scheint es, grade deßhalb besonders hervorgehoben und genauer berücksichtigt werden, weil in Bezug auf sie ein Unterschied zwischen den alten und neueren Sprachen stattfindet, sofern in diesem Unterschiede eine charakteristische Bestimmung der letztern gelegen und begründet ist. Doch wir haben schon früher bemerkt, daß die Vergleichung, wie sie vom Vf. geübt wird, nicht tief genug geht und daher für das Verständniß der franz. Sprache nicht die Früchte trägt, welche sie, in entsprechender Weise angestellt, zu tragen geeignet ist. Was aber die in Rede stehende Erklärung betrifft, so durfte diese unseres Erachtens selbst jene unmittelbare Einheit nicht zur Basis nehmen, weil auch sie nicht als die einfachste und ursprünglichste

Form der Rede betrachtet werden kann. Daß man aber von dieser ausgehen müsse, wird Niemand in Zweifel ziehen, dem die einzig genügende Erklärung der Sprache die ist, welche sie als einen lebendigen, sich allmälig entwickelnden Organismus kennen lehrt. Es ist bekannt, daß die grammatische Richtung, welche vorzugsweise bestrebt ist, das Leben der Sprache als ein organisches darzustellen, das primäre Produkt derselben im Verbum und zwar im Verbum finitum wiederfindet. Ohne uns hier auf eine nähere Begründung unserer Ansicht einzulassen, sprechen wir diese einfach dahin aus, daß das Nomen Substantivum mit dem Verbum mindestens von gleichem Alter sein möchte, womit zugleich gesagt ist, daß wir die dem Verbum finitum vor dessen übrigen Formen eingeräumte Priorität nicht anerkennen können. Allem Vermuthen nach wurden die nur auf sich bezogenen Begriffe des Seins und der Thätigkeit wenn nicht früher wie ihre Beziehung auf einander, dann doch mindestens gleichzeitig mit dieser — zunächst vielleicht in ein und derselben Wortform, welche dann nach dem Bedürfnisse bald den einen, bald den andern bezeichnete — durch die Sprache in eigenthümlichen, sich selbst genügenden Bildungen ausgeprägt. Auf die genannten beiden Begriffe aber lassen sich die constitutiven Bestandtheile des Satzes im gewöhnlichen Sinne des Worts, Subjekt und Prädikat, zurückführen, wiewohl von diesen mit gleichem Rechte gesagt werden kann, daß sie sich wie das Besondere und Allgemeine, wie Subjektivität und Objektivität und, was vielleicht noch bezeichnender und treffender ist, wie Individuum und Gattung zu einander verhalten. Der letzte Grund des Dualismus, welcher in der Bethätigung des Geistes und deßhalb auch in den Erscheinungen der Sprache vorherrscht, liegt eben in der durchgängigen Doppelseitigkeit, vermöge welcher sowohl der auffassende Mensch wie die Gesammtheit der Dinge, welche die Objekte der subjektiven Perception abgeben, zugleich singuläre und allgemeine, in sich beharrende und auf Anderes bezogene, individuelle und die Gattung repräsentirende Existenzen sind. Worauf es aber hier zunächst ankommt, die Auffassung kann jede dieser beiden Seiten für sich, ohne ihre Beziehung zur andern, treffen; sie kann auf das Seiende und zwar sowohl als Allgemeines wie als Einzelnes gerichtet sein, ohne seine Beziehung zur Thätigkeit mitzuumfassen; sie kann in gleicher Weise die Thätigkeit und zwar ebenfalls in der vorhin erwähnten doppelten Form ergreifen, ohne sie zum Sein in irgend welches Verhältniß zu bringen. Natürlich müssen dieser Thätigkeit des Geistes in der lebendigen Rede besondere Formen entsprechen; es sind die, in welchen der einfache Ausdruck des Substantiv- oder Verbalbegriffes für sich allein den ganzen Satz darstellt, — Formen, die um so wichtiger sind, weil sie, wie vorhin bemerkt wurde, den Charakter der Ursprünglichkeit an sich tragen. Hr. M. nimmt in seiner Erklärung des Satzes auf sie keine Rücksicht; dagegen hebt er ein anderes Moment als wesentliche Bestimmung desselben hervor, dem wir diese Bedeutung nicht zugestehen können.

An die Definition des Satzes schließt sich nämlich unmittelbar folgende Bemerkung an: „Es ist aber dem Satze wesentlich, nicht nur die Beziehung der als Subjekt und Prädikat auftretenden Begriffe auszudrücken, sondern vorzugsweise den Akt ihrer Einigung zu bezeichnen, welcher in den gebildeten Sprachen lediglich durch die Flektion des prädikativen Zeitworts ausgedrückt wird. Dadurch unterscheidet sich eben die Satzform „der Mensch denkt“ von der attributiven Bestimmung „der denkende Mensch,“ daß in jener der Akt der Einigung gesetzt, in dieser bereits vorausgesetzt wird.“ Schwerlich dürfte das „aber“, mit welchem der ganze Passus eingeleitet wird, dahin zu verstehen sein, als solle die im Vorhergehenden behauptete wesentliche Einheit des Satzes und des Urtheils im Folgenden eine Beschränkung erleiden. Denn es ist dem Vf. wohl nicht unbekannt, daß was er als charakteristisches Merkmal des Satzes anführt, von der Logik auch dem Urtheile vindizirt wird. Und jedenfalls mit gleichem Rechte, wiewohl man dieses Recht ebensogut ein Unrecht nennen kann. Allerdings wird im Satze wie im Urtheile der Akt der Einigung von Subjekt und Prädikat mitgesetzt, aber dies ist nur darum der Fall, weil die in dem einen wie in dem andern enthaltene Beziehung der genannten Elemente ihrer Natur nach, d. h. weil sie eben eine Beziehung ist, sowohl als ein Bezogenwerden wie als ein Bezogensein aufgefaßt werden kann. Im Satze ist dieses wie jenes gleichmäßig ausgedrückt; daß aber eines dieser Momente und wel-

ches vorzugsweise oder ausschließlich hervortrete, dies hängt lediglich davon ab, ob der Satz vorwiegend oder einseitig von seiner subjektiven Seite her, als ein solcher, welcher gesetzt *wird*, oder von der objektiven, als ein solcher, welcher gesetzt *ist*, betrachtet wird. In dem erstgenannten Falle wird die Beziehung von Subjekt und Prädikat als die *Einigung* beider, in dem andern als ihre *Einheit* bestimmt werden. Wenn daher der Vf. nur die Einigung als dem Satze wesentlich bezeichnet, so ist in dieser Bestimmung angedeutet, daß er den Satz vorzugsweise in seiner Beziehung zum Subjekte fixirt hat. — Natürlich gilt das soeben Gesagte von all und jedem Satze, in welchem eine vermittelte Beziehung von Subjekt und Prädikat enthalten ist; es findet aber auch auf die Satzformen Anwendung, welche Vf. als solche nicht gelten läßt, z. B. bei der attributiven Satzbestimmung, wo und sobald diese den Gesammtinhalt des Satzes bildet, also aufhört, nur ein Theil des Satzes zu sein, selbst zum Satze wird. Der Unterschied, welcher, wie Vf. glaubt, in dieser Rücksicht zwischen den beiden Ausdrucksweisen „der Mensch denkt“ und „der denkende Mensch“ besteht, erweist sich, wenn man genauer zusieht, als eine Täuschung, deren Grund darin gelegen ist, daß das Prädikat mit dem ganzen Satze verwechselt, die abweichende Bestimmtheit des ersteren als eine Verschiedenheit des letztern aufgefaßt wird. Die Beziehung ist in beiden Formen dieselbe und deßhalb auch in der einen und der andern die Einigung wie die Einheit ausgedrückt. Aber das Bezogene, das Objekt der Einigung ist verschieden, indem die Thätigkeit, welche den Inhalt des Prädikats bildet (denken), theils als solche, in der Form des Werdens (denkt), theils in der Form des Seins auftritt (denkend). Sofern nun das Werden, wo es als ein Seiendes vorgestellt wird, seine unmittelbare, ursprüngliche Bestimmtheit voraussetzt, kann die zweite der genannten Formen als die spätere betrachtet und auf die erste zurückgeführt werden. Dies ist das einzig Richtige in der Behauptung des Verf., daß die attributive Bestimmung die Einigung bereits voraussetze, welche der Satz zu seinem eigentlichen Inhalte habe, — ein Sinn freilich, den die Worte, in welchen sie ausgesprochen wird, nicht erkennen lassen. — Was aber die Meinung angeht, der im Satze ausgedrückte Akt der Einigung werde lediglich am prädikativen Zeitworte angedeutet, so genügt, falls darin eine Instanz gegen die vorhin ausgesprochene Ansicht enthalten sein soll, zu deren Beseitigung die Hinweisung auf die Flektion des Adjectiv oder Particip, welche ganz demselben Zwecke dient, wie die des Verbum finitum. Uebrigens ist es ein Irrthum, wenn man die Beziehung des Subjekts und Prädikats und folgeweise auch die beiden Momente derselben nur am Prädikate bezeichnet sieht. Sie werden ebenso am Subjekte angedeutet, was nur darum übersehen wird, weil man bei der Erörterung des in Rede stehenden Verhältnisses in der Regel von dem Subjekte als dem unveränderlichen Gliede ausgeht, um sodann den beweglichen Faktor, das Prädikat hinzutreten zu lassen. In Wahrheit sind die beiden Glieder der Beziehung, in ihrem Verhältnisse zu dieser betrachtet, vollkommen gleichwerthig, so daß keinem von ihnen irgend ein Vorzug vor dem andern eingeräumt werden darf. Die Einheit aber, zu welcher sie in der lebendigen Rede, im konkreten Satze verbunden sind, spricht sich einerseits in dem Ganzen desselben, in der Verbindung der sie darstellenden Wortformen, andrerseits in der eigenthümlichen Bildung einer jeden von diesen aus. Dies sieht man leicht, wenn man nur die unbegründete Vorstellung von der Priorität des Subjektes aufgibt. Man gehe einmal vom Prädikate aus, so wird sich sogleich herausstellen, daß die in der Flektion desselben angedeuteten Unterschiede der Zahl und der Personen die betreffende Bestimmtheit des Subjektes eben so sehr bedingen wie sie durch dieselbe bedingt werden. Wer aber meint, das Ausgehen vom Prädikate sei deßhalb unzulässig, weil dasselbe in der Wirklichkeit nicht zum Ausgangspunkte der Satzbildung diene, dem können wir nur entgegnen, daß es diesen in der That wenn nicht häufiger wie das Subjekt, dann doch mindestens ebenso oft abgibt. Dagegen gibt es keinen besonderen Bestandtheil des Satzes, welcher einzig und allein die Beziehung von Subjekt und Prädikat ausdrückt. Wir stimmen daher dem Vf. unbedingt bei, wenn er die sogenannte Copula, mit welcher er übrigens die Hilfszeitwörter nicht hätte verwechseln oder zusammenwerfen sollen, als ein selbstständiges Satzglied nicht anerkennen will.

Der folgende §. 2 handelt von den Grundbestandtheilen des Satzes, als welche, wenn man einmal, wie dies Vf. thut, den Satz als die vermittelte Einheit von Subjekt und Prädikat auffaßt, natürlich nur diese beiden constitutiven Elemente desselben betrachtet werden können. Es durfte daher erwartet werden, daß der Vf. in der vorliegenden Erörterung von ihnen ausgehen, zunächst und vor Allem die Natur und den allgemeinen Inhalt von Subjekt und Prädikat bestimmen und ihr Verhältniß zu einander feststellen werde. Statt dessen führt er zwei neue, bis dahin noch gar nicht zur Sprache gebrachte Begriffe, den des Haupt- und den des Zeitwortes ein, die sodann, nachdem ihr Inhalt in Kürze bestimmt worden, den vorhin erwähnten wesentlichen Gliedern des Satzes substituirt werden. Fragt man nach der Berechtigung hierzu, nach der Nothwendigkeit einer solchen Vertauschung, so scheint uns diese in der Deduktion des Verf. keineswegs nachgewiesen zu sein. Er geht davon aus, daß „die Sprache ihr allgemeines Element an dem Reiche der Vorstellung, in der Sphäre des Räumlichen und Zeitlichen und an diese beiden Seiten die große Masse ihres gediegensten Stoffes vertheilt habe" und fährt dann fort: „das Hauptwort entspricht wesentlich den räumlichen Existenzen, das Zeitwort wesentlich dem beweglichen Elemente der Zeit; beide behalten auch in der abstrakteren Gestaltung der Sprache als Substanz und accidentelle Bestimmung, als Dasein und Werden denselben Charakter. Sie sind die Grundbestandtheile des Satzes, das Hauptwort als Subjekt, das Zeitwort als Prädikat." Auf den Mangel, an welchem diese Ausführung in formeller Beziehung leidet, haben wir schon oben aufmerksam gemacht; sie geht nicht von dem aus, was der Natur der Sache nach ihren Anfangspunkt abgeben mußte, sondern von einem Anderen, dessen Beziehung zu Jenem zwar schließlich hervortritt, nicht aber aus ihm entwickelt, sondern ohne zureichende Begründung einfach behauptet wird. Freilich war dies der einzige Weg, auf welchem Vf. zu dem Ergebniß gelangen konnte, das nun einmal gewonnen werden sollte. Denn da aus dem Wesen des Satzes folgt, daß als Grundbestandtheile desselben Subjekt und Prädikat gelten müssen, Vf. aber nicht geneigt zu sein scheint, diese Begriffe mit denen des Haupt- und Zeitwortes vollkommen zu identifiziren, so bleibt, falls diese letzteren dennoch die wesentlichen Momente des Satzes bilden sollen, nichts übrig, als sie durch einen Machtspruch an die Stelle der ersteren zu setzen. Wir sagten, Vf. scheine nicht gewillt, die beiden in Rede stehenden Begriffspaare einander durchaus gleichzustellen, so daß sie etwa nur dem Namen nach verschieden sein würden. Er thut das wenigstens nicht ausdrücklich, in unzweideutigen Worten; der Ausdruck „das Hauptwort als Subjekt, das Zeitwort als Prädikat" schließt nicht aus, daß Subjekt und Prädikat noch durch andere Wortformen wie die genannten vertreten werden können. Dennoch ist, wenn man den Zusammenhang der ganzen Stelle in Erwägung zieht, kaum daran zu zweifeln, daß der Vf. jene Identität im strengsten Sinne genommen wissen will. Dafür spricht namentlich die Behauptung: „Wenn im Satze noch andere Bestandtheile neben dem Haupt- und Zeitworte auftreten oder deren Stelle einnehmen, so müssen diese entweder als erweiternde Bestimmungen oder als Vertreter des einen oder andern der beiden Grundbestandtheile des Satzes betrachtet werden. Dies läßt sich — wir lassen im Folgenden das Prädikat zur Seite, wiewohl auch auf dieses die nächsten Bemerkungen Anwendung finden — nur dahin erklären, daß es der Ansicht des Vf. zufolge außer dem Hauptworte zwar noch andere Wortformen gibt, welche als Subjekt im Satze auftreten können, solche Subjekte aber nicht als eigentliche, wahre Subjekte zu betrachten sind, sondern nur die Stelle derselben oder vielmehr der Hauptwörter, denen diese Stelle einzig und allein gebührt, vertreten. Wir müssen uns demnach doch wohl zu der Annahme entschließen, daß Hr. M. Subjekt und Hauptwort, Prädikat und Zeitwort wenigstens in so fern für ein und dasselbe halte, als das Subjekt sich nur im Hauptworte, das Prädikat sich nur im Zeitworte in entsprechender Weise darstelle, sehen uns aber dann zugleich zu der Erklärung genöthigt, daß wir eine solche Ansicht weder selbst vertreten möchten noch in der Erörterung des Vf. irgend genügende Beweise für dieselbe gefunden haben. Dieser Beweis konnte offenbar nur so geführt werden, daß gezeigt wurde, wie die beiden Begriffe des Subjekts und des Hauptwortes — der Kürze wegen wollen

wir auch hier das Verhältniß des Zeitwortes zum Prädikate übergehen — sich gegenseitig bedingen und decken, dem Inhalte nach sich wesentlich gleich und nur etwa formell verschieden sind. Nun ist das Subjekt nach der einzigen Erklärung, die Vf. von ihm gibt, ganz allgemein der Gegenstand, an welchem (im Satze) eine Bestimmung gesetzt wird; „das Hauptwort aber entspricht den räumlichen Existenzen." Es mußte daher bewiesen werden, daß die räumlichen Existenzen die einzigen Gegenstände sind, an denen eine Bestimmung im Satze gesetzt werden kann. Denn nur in diesem Falle würde, vorausgesetzt, daß der Begriff des Hauptwortes richtig bestimmt ist, was indeß der sogenannten Abstrakta wegen nicht zugegeben werden kann, die Gleichstellung von Subjekt und Hauptwort gerechtfertigt sein. Läßt sich aber dieser Nachweis nicht führen, wie es denn in der That damit schwerlich gelingen möchte, so würde das Verhältniß des Hauptwortes zum Subjekte nothwendig anders zu bestimmen sein. Wie Vf. die betreffenden Begriffe feststellt, wird, da die räumlichen Existenzen ohne Zweifel zu den bestimmungsfähigen Gegenständen gehören, sich nur behaupten lassen, daß auch das Hauptwort als Subjekt auftreten kann. Ist dem aber so, dann steht das Hauptwort in keiner nähern Beziehung zum Subjekte wie alle übrigen Wortformen, welche die Stelle desselben einzunehmen geeignet sind. Ob dieselben, wie Vf. meint, an und für sich betrachtet das Hauptwort vertreten, was gewiß nicht von allen gilt und überhaupt eine ziemlich nichtssagende Bestimmung ist, kann dabei als vollkommen gleichgültig betrachtet werden; wo und wenn sie als Subjekte auftreten, sind sie dies ganz ebenso wie das Hauptwort, nicht mehr und nicht weniger, und ist demnach gar kein Grund vorhanden, das Hauptwort als das eigentliche Subjekt, als das Subjekt par excellence zu bezeichnen. Man sieht übrigens leicht, was den Vf. zu dieser irrigen Annahme veranlaßt hat; eine Verwechslung nämlich von Begriffen, die sich zwar verwandt, aber in ihrem Inhalte doch auch sehr verschieden sind. Es lag die richtige Einsicht zu Grunde, daß nur das Sein, sofern dasselbe zum Werden in einen strengen Gegensatz gestellt wird, als Subjekt auftreten könne. Weil nun aber der Vf. in Folge seiner rein verständigen Betrachtungsweise der Dinge, alles Sein an die Form des Raumes gebunden glaubt, setzt er an die Stelle des Seins überhaupt das räumliche Sein. Aus demselben Grunde bestimmt er ferner das Hauptwort, welches zur Bezeichnung der konkreten Existenz überhaupt dient, als Ausdruck der räumlichen Existenz, womit dann natürlich dessen genaue Beziehung zum Satze gegeben ist.

Der Umstand, daß Vf. der Gattung des Seins eine einzelne Art desselben substituirt, führt zu der Behauptung, welche den 3. §. eröffnet: „Die vertretenden Bestandtheile des Satzes (z. B. das substantivirte Adjektiv, der Infinitiv, das Fürwort) nehmen vorzugsweise die Stelle des Hauptwortes ein, während die erweiternden (z. B. das Adverb, die Casus) sich vornehmlich an das Zeitwort anschließen." Von einer Vertretung des Zeitwortes kann nämlich darum nicht füglich die Rede sein, weil dieses in seinem allgemeinsten Begriffe als Ausdruck des Werdens oder „der Thätigkeit (im allgemeinsten Sinne des Worts") aufgefaßt wird (s. §. 2). Denn indem auf diese Weise die ganze Sphäre des Begriffs in die Bestimmung desselben eintritt, bleibt für die Vertretung, den Ersatz kein Raum übrig; hier kann sich nur die Individualisation des Begriffs, die Sonderung oder Gliederung der Gattung in ihre Arten als etwaiges Prinzip des Unterschiedes geltend machen. Wenn aber Vf. dennoch wenigstens eine theilweise Vertretung des Zeitwortes — in der Verbindung des Substantiv oder Adjectiv mit dem abstrakten Verbum sein — anerkennt, so geschieht dies wohl nur, um den gegensätzlichen Charakter seiner Bestimmungen auch in diesem Punkte aufrecht zu erhalten. Eine ernste Bedeutung kann sie nicht in Anspruch nehmen, weil die selbstständige Geltung der Copula geleugnet, das Zeitwort sein in der eben erwähnten Verbindung mit dem hinzutretenden Adjectiv oder Substantiv in unmittelbarer Einheit gedacht wird (I. S. 41). Beim Verbum fällt also der leere Begriff der Vertretung, welcher in der Erörterung des Hauptwortes eine so große Rolle spielt, weg; es wäre zu wünschen gewesen, daß der Vf. ihm so wenig wie dem der Entsprechung irgend welchen Zugang gestattet hätte; beides sind höchst zwei- oder viel-

deutige Ausdrücke, die nur einen scheinbar bestimmten Inhalt haben und deßhalb in Ausführungen von wissenschaftlichem Charakter möglichst vermieden werden sollten. — Was aber die „erweiternden Bestandtheile des Satzes" angeht, so ist deren Dasein allerdings nicht in Abrede zu stellen; die Ansicht jedoch, daß sie sich „vornehmlich an das Zeitwort — genauer wäre: an das Prädikat — anschließen," entbehrt des zureichenden Grundes erst dann, wenn man mit dem Vf. Subjekt und Hauptwort identifizirt und den Begriff des letztern auf die räumlichen Existenzen beschränkt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Vf. im Nächstfolgenden im Widerspruch mit dem vorhin Gesagten bemerkt: „Für die Satzlehre und die Vertheilung ihres Stoffes gewährt aber die Entwicklung des Satzes durch erweiternde Bestandtheile einen Anhalt, indem dieselben sich entweder an das Hauptwort oder an das Zeitwort näher anschließen, wodurch die attributiven und adverbialen Satzbestimmungen vermittelt werden, welche theilweise freilich in einander übergehen." In der That findet hier nur ein Mehr oder Minder in der Weise statt, daß einige der in Rede stehenden Erweiterungen sich öfter an das Prädikat anschließen, andere sich häufiger mit dem Subjekte verbinden; von einer ausschließlichen Beziehung zu dem einen oder andern kann nicht die Rede sein, wie sich schon daraus ergibt, daß die attributiven Bestimmungen als adverbiale und umgekehrt auftreten. Auch ist sie deßhalb nicht möglich, weil diese Bestimmungen, wenn man Grund und Ursprung derselben genauer ins Auge faßt, sich als Erweiterungen nicht eines einzelnen Satztheiles, sondern des ganzen Satzes erweisen. Hiervon scheint uns, hätte die Erörterung ausgehen müssen, wenn ein richtiges und zusammenhängendes Verständniß ihres Objekts erreicht werden sollte.

Ueber die beiden folgenden § (4 und 5) können wir rasch hinweggehen. Der erstere gibt eine nähere Erklärung über Umfang und Grenze der Aufgabe, welche sich Vf. gestellt hat, indem die wesentliche Beschränkung seiner Arbeit auf die gegenwärtige Entwicklungsstufe der franz. Sprache angedeutet und gerechtfertigt wird. Warum dies grade hier und nicht in der allgemeinen Einleitung geschieht, wo, dünkt uns, die angemessene Stelle dafür war, wissen wir nicht. Auch der Inhalt des §. 5, auf welchen wir schon früher Bezug genommen haben, rückt diesen aus der engen Verbindung, in die er mit dem vorliegenden ersten Abschnitte gebracht wird, hinaus; er gehört ebenso wie der 4te in die Einleitung zum ganzen Werke, weil die in ihm enthaltenen Bestimmungen eben dieses und nicht einen gesonderten Theil desselben charakterisiren.

Schienen uns die soeben erwähnten §§. nicht an der geeigneten Stelle zu stehen, so sind wir in Betreff des folgenden der Ansicht, daß dieser besser ganz ausgefallen wäre. Denn die „Arten des Satzes," von welchen hier die Rede ist, „enthalten Beziehungen, welche der Natur des Subjektes und Prädikates als solcher und ihrem Verhältnisse zu einander fremd sind" (S. 9), und haben daher für die vorliegende Erörterung, welche sich mit „dem Satze nach seinen Grundbestandtheilen und ihrer Beziehung" beschäftigt, kein weiteres Interesse. Sofern sie aber ein solches für andere Theile der Syntax mit Recht in Anspruch nehmen, konnten sie füglich an den verschiedenen Orten, wo sich ihre syntaktische Bedeutung geltend macht, in geeigneter Weise zur Sprache gebracht werden. Eine gesonderte Darstellung verdienen sie darum nicht, weil die Eintheilung, deren Glieder sie darstellen, auf keinem einheitlichen, der Sache selbst entnommenen Prinzipe beruht und deßhalb an und für sich betrachtet, ziemlich werthlos und gleichgültig ist. Vf. betrachtet den Satz, um zu einer Gliederung seiner allgemeinen Formen zu gelangen, aus zwei Gesichtspunkten, weist aber weder die Nothwendigkeit nach, welche dazu zwingt, grade diese und nur sie im Auge zu behalten, noch entwickelt er alle Bestimmungen, die sich, wenn sie mit der erforderlichen Consequenz verfolgt werden, von ihnen aus ergeben möchten. Sehen wir uns die betreffende Deduktion etwas näher an. — „Das Verhältniß der beiden wesentlichen Satzglieder, des Subjekts und Prädikats, in Rücksicht auf den Akt ihrer Beziehung betrachtet, begründet den Unterschied der Sätze in bejahende, in welchen die Beziehung der Satzglieder unmittelbar vollzogen wird, und in verneinende, in welchen der Akt der Beziehung zwar vollzogen aber zugleich aufgehoben gedacht ist." Schon aus dieser De-

finition des verneinenden Satzes ist, scheint uns, ersichtlich, daß die gemachte Unterscheidung keinen ausreichenden Grund hat und daher nicht haltbar ist. Denn da dem Satze die Beziehung des Subjekts und Prädikats auf einander in dem Grade wesentlich ist, daß er ohne dieselbe gar nicht zu existiren vermag, so würde mit der Aufhebung dieser Beziehung der Satz selbst aufgehoben werden und demnach der verneinende Satz, in welchem eine solche Aufhebung stattfinden soll, gar nicht als Satz betrachtet werden können. Zwar ist in ihm der Ansicht des Vf. nach die Beziehung in positiver Weise gesetzt, aber eine Beziehung, die zugleich gesetzt und aufgehoben wird, also ist und zugleich nicht ist, hat jedenfalls ein höchst zweifelhaftes, weil sich selber widersprechendes Dasein, welches nur dadurch in eine sichere, unangreifbare Existenz umgewandelt werden kann, daß man seine entgegengesetzten Bestimmungen, wenn möglich, mit einander versöhnt. Diese Ausgleichung hat in dem vorliegenden Falle keine besondere Schwierigkeit, weil die dem Satze wesentliche Einheit von Subjekt und Prädikat in der negativen Form desselben in der That nicht aufgehoben, sondern nur näher bestimmt wird. Die verneinenden Partikeln sind Adverbien, die sich von den übrigen Mitgliedern dieser Wortfamilie nicht wesentlich, sondern nur durch ihren besondern, eigenthümlichen Inhalt unterscheiden. Demnach ist auch der negative Satz ein Adverbialsatz in demselben Sinne, in welchem alle andern Satzformen, die eine derartige Erweiterung enthalten, so genannt werden. Weil aber die bejahenden Sätze theilweise ebenfalls in die Klasse der Adverbialsätze fallen, so kann der Versuch, sie zu den verneinenden Sätzen in einen wahrhaften Gegensatz zu stellen, unmöglich gelingen. Der einzige Unterschied, welcher zwischen ihnen in der Weise stattfindet, daß die bejahenden Sätze entweder jeder adverbialen Bestimmung entbehren oder doch nicht die enthalten, welche den negativen Sätzen eigen ist, trifft daher nicht das Wesentliche des Satzes, welches vielmehr in beiden Arten auf völlig gleiche Weise ausgeprägt ist, sondern nur eine zufällige Bestimmtheit desselben. Damit leugnen wir natürlich nicht, daß dieser Unterschied, wenn besondere Umstände es rathsam erscheinen lassen, immerhin geltend gemacht werden kann und darf; wir bestreiten nur, daß er in der wesentlichen Bestimmtheit des Satzes begründet ist und können daher der auf ihm beruhenden Eintheilung keine erhebliche Bedeutung beilegen. Nicht günstiger läßt sich über die zweite Unterscheidung urtheilen, welche die Sätze, je nachdem sie „ihrer Geltung nach unabhängig von einem Akte der Intelligenz oder des Willens eines Andern ausgesprochen werden oder durch die eine oder den andern bedingt sind," in behauptende, Frage- und Imperativsätze sondert. Wir wollen indeß auf sie hier nicht näher eingehen, beschränken uns vielmehr auf die allgemeine Bemerkung, daß die angegebenen Arten des Satzes, wenn man die ihnen angewiesene charakteristische Bestimmtheit schärfer ins Auge faßt, in formeller wie in materieller Beziehung vielfach in einander übergehen, es mithin nur eine ganz willkürliche, in sich nichtige Abstraktion ist, durch welche sie auseinander gehalten und in ihrer Besonderheit fixirt werden.

Mit dem 6ten §. schließen die einleitenden Bemerkungen, welche Vf. vorausschicken zu müssen geglaubt hat. Wir haben uns bei der Prüfung derselben etwas länger aufgehalten, weil uns in ihnen die schwache Seite des vorliegenden Werkes besonders deutlich hervorzutreten schien und wir es für nöthig erachteten, grade auf diese mit besonderm Nachdruck aufmerksam zu machen. Der zweite Artikel, in welchem wir den speziellen Inhalt unserer Schrift genauer zu würdigen gedenken, wird zugleich Gelegenheit geben, die schon im Obigen dem Vf. gezollte Anerkennung näher zu motiviren.

F. Brockerhoff.

Premiers éléments de Littérature française. Par Louis Grangier. Leipzig, Brockhaus. 1850.

Obiges Werk behandelt theoretisch im ersten Theile die Composition, in dem zweiten dagegen die Poetik und enthält endlich in einem Anhange — welcher „Cours de compositions" betitelt ist — eine kurze praktische Anleitung zu freien französischen Ausarbeitungen. Dieser Anhang, welcher sich auf die Behandlung von „Descriptions, portraits et tableaux, pensées morales, narrations, fables et allégories, lettres und discours" einläßt, eignet sich vorzugsweise für den Schulgebrauch und wird bei der Seltenheit von dergleichen Anleitungen für die französische Composition vielen Lehrern sehr willkommen sein; ebenso zeichnet sich auch der zweite Theil durch seine praktische Brauchbarkeit aus und wird in der obersten Classe neben der Lectüre und Literaturgeschichte mit gutem Erfolge benutzt werden können. Weniger zweckmäßig erscheint uns der erste Theil, welcher nach einigen allgemeinen Betrachtungen über Geist, Phantasie, Geschmack, Gedanken u. s. w. über den Styl (simple, tempéré und sublime) ausführlich handelt, dessen Qualitäten sehr aufzählt und beschreibt und endlich die Redefiguren und die verschiedenen Stylarten — mit Unterstützung von recht zweckmäßig ausgewählten Beispielen — zu erklären sucht. Ref. glaubt nicht, daß durch solche Darlegungen in der Schule viel genutzt wird, jedenfalls dürfte das Allgemeine der eigentlichen Rhetorik nur von einem Lehrer behandelt werden, und in unsern Schulen gebührt sie dem Lehrer des Deutschen. Uebrigens enthält das glänzend ausgestattete Buch auch in dem ersten Theile vieles Gute und wir empfehlen es den Lehrern des Französischen.

Methodisches Uebungsbuch für den Unterricht im Englischen von Dr. J. Heussi. Berlin bei Hirschwald. 1850.

Als die scharfsinnig angelegte und geistreich durchgeführte Grammatik des Hrn. H. erschien, da erhoben sich vielfache Bedenken, ob sich das Buch für die Schulpraxis eignen möchte, und es wurde behauptet, daß es zu diesem Zwecke ganz unbrauchbar sei, weil es in allen Punkten von der höchsten Abstraction zu dem concreten Detail heruntersteige. Der Verf. liefert nun hier ein Elementarbüchlein, neben welchem die Grammatik mit Erfolg und ohne unmäßige Anstrengung wird benutzt werden können. Mit vollem Rechte schenkt das Buch dem Grammatischen und Onomatischen von vorn herein gleiche Beachtung; es wird hier neben und nicht nach einander betrieben. Hr. H. beginnt mit den zur Satzbildung nöthigen Formen und läßt dann sogleich ihre Anwendung in englischen und deutschen Sätzen eintreten. Die betr. Paragraphen der Grammatik (aus Formenlehre und Syntax) sind dazu jedesmal für die Präparation citirt, und es ist zugleich für eine extensive und intensive Ergänzung der Onomatik bestens gesorgt.

Die Vocabeln sind nach der Folge der Seite geordnet in einem besondern Anhange und am Schlusse desselben (S. 296 bis 345) findet sich eine ziemlich umfassende und für den Schulzweck ausreichende Sammlung englischer Synonymen, welche kurz und präcis erklärt sind.

Wir begnügen uns für heute mit dieser kurzen Anzeige, da wir hoffentlich recht bald wieder auf das Werk zurückkommen werden. Die meisten Lehrer des Englischen werden sicherlich im Besitze der Heussi'schen Grammatik sein, und wir empfehlen ihnen schon deshalb das vorliegende Uebungsbuch, da es gleichsam der leitende Faden ist, welchem man, nach der Ansicht des Verf., bei Benutzung seines größeren Werkes folgen soll.

1. **Cours élémentaire de langue anglaise par Dr. L. Georg. Genève. J. Kessmann. 1850.**
2. **Neueste Vorschule der Sprache der Engländer von M. Selig. Berlin bei W. Adolf & C. 1850.**
3. **Grammatik der engl. Sprache von F. H. Strathmann. Bielefeld bei Velhagen & Klasing. 1850.**

Nr. 1 ist keine eigentliche Grammatik, sondern vielmehr eine praktische Vorbereitung dazu, welche der Verf. nach der in der Schweiz sehr beliebten Methode des Hrn. Favre (Premières leçons de langue allemande) bearbeitet hat und die sich von der bekannten Ahn'schen Methode nur wenig unterscheidet. Hr. Georg hat die deutschen Lehrbücher des Englischen von v. d. Berg, Hedley und Munde benutzt, und das glänzend ausgestattete Buch wird Verbreitung finden.

Nr. 2 ist auf die nahe Verwandtschaft der englischen und deutschen Sprache basirt, was uns ein glücklicher Gedanke zu sein scheint, welcher leider in den meisten Elementarbüchern noch zu wenig Berücksichtigung gefunden hat. Das so sehr nothwendige Memoriren der Vocabeln verursacht dem Anfänger beim Erlernen einer fremden Sprache gewöhnlich sehr viel Schwierigkeiten, weil dem Denkvermögen meistens zu wenig geboten wird, woran es sich anklammern könnte. Hr. Selig hat nun auf den ersten 28 Seiten seines Büchleins ein Wörterbuch der durch Sinn und Ton verwandten englischen und deutschen Wörter zusammengestellt und später dieselben mit der englischen Formenlehre verwebt und Sätze in der Conversationsform daraus gebildet. Außer den nöthigen Paradigmen finden wir (von S. 93 bis 125) einen recht passenden Lesestoff und wir können das kleine Werk als Vorbereitung für den englischen Unterricht wohl empfehlen.

Nr. 3 ist eine gute Erscheinung, auf welche hier nur vorläufig aufmerksam gemacht werden soll, indem es sich Ref. vorbehält, nächstens weiter auf einzelne Punkte ausführlich einzugehen. Kann man auch nicht überall dem Verf. beipflichten, so muß man ihm doch gern zugestehen, daß sein kleines Büchlein auf tüchtigen Studien basirt ist und somit dazu dienen kann, die eigentliche wissenschaftliche Behandlung des Schulunterrichts im Englischen wahrhaft zu fördern.

English phrases and idioms. By J. Thomson. St. Gallen bei Scheitlin & Zollikofer. 1851.

Dieses Werk enthält in alphabetischer Ordnung eine gewählte und umfassende Sammlung eigenthümlicher englischer Ausdrucksweisen nebst deren deutscher Uebersetzung. Es giebt bekanntlich in der englischen Sprache eine große Menge von eigenthümlichen Redeformen, gleichsam stereotypen Ausdrücken, die sich nur schwer erklären und höchstens annäherungsweise und durch Umschreibungen übersetzen lassen. Da wir nun leider wenige Bücher haben, welche über die Anglicismen etwas Vollständiges und Zuverlässiges enthalten, so erscheint die Sammlung des Hrn. T. als eine dankenswerthe Gabe, da sie nichts Vulgäres, Veraltetes und Fehlerhaftes enthält und nur Phrasen giebt, welche als völlig zuverlässig für den Gebrauch empfohlen werden können. In einem kleinen Anhange finden wir endlich noch einzelne isolirt stehenden Punkte der englischen Grammatik mit voller Sachkenntniß behandelt.

Recapitulation of English grammar in questions and answers by G. Everill. München bei G. Franz. 1850. 75 S.

Der Verf. der bekannten englischen Lehrbücher recapitulirt hier in Fragen und Antworten die Regeln seiner Grammatik in englischer Sprache. Da es leider noch an sehr vielen Schulen Lehrer des Englischen giebt, welche nur höchst mittelmäßig englisch sprechen können und dennoch sprechen wollen und auch wohl müssen, so empfehlen wir ihnen ganz besonders vorstehende kleine Schrift als ein praktisches Hülfsmittel. Ueberhaupt aber möchte das Werkchen auch für Schüler bessere Dienste leisten, als das fade Gewäsch der sogenannten Dialogen. H.

1. Methodisch geordneter Lehrgang zur leichten und gründlichen Erlernung der englischen Sprache von H. Plate, Lehrer am Gymnasium zu Stade. Erster Theil. Hannover, Ehlermann.
2. The English Reader. Eine Sammlung leichter engl. Lesestücke für den ersten Unterricht in der englischen Sprache. Von demselben Verfasser und in demselben Verlage.

In dem ganzen Werke herrscht neben streng systematischer Anordnung des Stoffes große Gründlichkeit; die grammatischen Regeln sind kurz und bestimmt, die Beispiele schlagend. Die englischen Sätze zur Anschauung, so wie die deutschen Sätze zur weitern Uebung sind fast sämmtlich aus dem Leben genommen und möglichst der Conversationssprache angepaßt; Alles ist so vorbereitet, daß der Schüler diese Sätze ohne alle Schwierigkeit versteht und von einer Sprache in die andere übertragen kann. Auf diese Weise leben sich Lehrer und Schüler in die Sprache hinein, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen, welche ihnen Lust und Muth rauben könnten. Alles, was dem Deutschen besondere Schwierigkeiten macht, hat der Verf. mit großer Ausführlichkeit hervorgehoben und mit Umsicht behandelt.

Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste nur die einfachsten und nothwendigsten grammatischen Regeln giebt, während die schwereren und verwickelteren für die zweite Abtheilung aufgespart worden sind.

Nr. 2 besteht aus 44 prosaischen Stücken und 13 Gedichten zum Auswendiglernen. Es ist eine Sammlung leichter und lieblicher Lesestücke, welche den anerkanntesten Autoren entnommen sind. Dieselben sind ursprünglich bestimmt, um in Verbindung mit der zweiten Abtheilung des erwähnten „Lehrganges" gebraucht zu werden; sie können indeß neben jeder andern Grammatik benutzt werden. Ref. hat dieses Büchlein praktisch kennen gelernt, und kann es allen Lehrern der englischen Sprache empfehlen.

Möge der Verf. nicht zu lange auf den versprochenen zweiten Theil warten lassen. **F. Richters.**

Bei H. Hoff in Mannheim hat Hr. Louis Bourgin ein

Tableau général de la conjugaison des verbes français

erscheinen lassen, welches für Deutsche und Engländer bestimmt ist. Die Tabelle ist auf zwei Tafeln vertheilt und giebt auf der einen in recht übersichtlicher Weise die verbes auxiliaires, die verbes réguliers und réfléchis nebst den nöthigen Remarques; die zweite enthält die verbes irréguliers, welche — leider — nur alphabetisch geordnet sind.

Ausführliche Abhandlung über den Subjonctif und die Participes. Von J. D. Thomas. Berlin bei Lindow. 1850.

Das vorliegende Büchlein giebt die Regeln über die beiden schwierigen Punkte der franz. Grammatik nach den bekannten Grundsätzen der Grammaire des Hrn. Girault Duvivier. Der Verf. hat eine große Anzahl von Beispielen beigefügt und bietet am Schlusse eine Anzahl unterhaltender Anekdoten, in denen für die darin enthaltenen subjonctifs und participes stets auf die betreffenden Regeln hingewiesen ist. **H.**

Der erste Unterricht in der französischen Sprache (,) vornämlich zum Gebrauch in den Schulen. Von Wilhelm Herrmann. Berlin 1850.

Dieses Schriftchen liefert einen brauchbaren Beitrag zu der so reichhaltigen Literatur der Schulbücher zur Erlernung des Französischen. Dasselbe empfiehlt sich besonders durch seine gedrängte Kürze, indem es auf 66 Seiten nicht nur das für den Anfangsunterricht Nothwendige über die Aussprache und aus der Formenlehre mit Uebungsbeispielen untermischt, sondern außerdem zum Schlusse 3 kleine Erzählungen aus Cent petits contes, traduits de l'allemand de Christoph Schmid als angenehme Zugabe enthält. Es kann daher solchen Schulen, die dem Französischen nur wenige Stunden widmen können und sich deshalb auf das Nothwendigste beschränken müssen, wohl empfohlen werden. Freilich wäre dem Schriftchen eine größere Correctheit zu wünschen, da sich nicht nur sehr störende Druckfehler, sondern auch einzelne offenbare Unrichtigkeiten darin finden. Als in der dem Buche angehängten „Fehler-Verbesserung" nicht angeführte Druckfehler sind z. B. zu bemerken: S. 26 souppe st. soupe; S. 30 plus de l'aine st. plus de laine; S. 45

guèrre st. guerre. Als unrichtig muß bezeichnet werden, daß S. 34 aussitôt que unter den Bindewörtern genannt ist, die den Conjunctiv regieren und sich S. 35 demgemäß der Satz findet: aussitôt qu'il ait. Ebenso findet sich S. 43 der Conjunctiv nach à peine que: à peine eurent-ils aperçu les ennemis, que le combat commençât. Bei den Regeln über die Aussprache ist für das französische c vor i, y, e der Laut des deutschen c als entsprechend angegeben, und darauf heißt es: dann liest man: ço = co, çu = cüh, ça = ca; offenbar falsch, da nicht c, sondern ß dem französischen c vor e, i, y entspricht, und c auch im Deutschen, wenn es vor a, o, u geschrieben wird, wie k lautet. Ferner ist auffallend, daß der Verf. die Fürwörter vous und votre ganz gegen den Gebrauch fast überall mit großen Anfangsbuchstaben schreibt, und den Regeln wäre zuweilen eine concisere Fassung zu wünschen. So wird gelehrt, daß den Adjectiven, die nicht auf e endigen, zur Bildung des weiblichen Geschlechts noch ein e angehängt werde, und bei der Regel über den Gebrauch der Masculinformen bel, nouvel etc. vor Vokalen heißt es in einer Parenthese: nicht der Buchstabe, sondern der Laut ist hierunter zu verstehen, ohne daß vom stummen h irgendwo die Rede ist.

Elementarbuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache bearbeitet von Dr. Carl Ploetz. Erster Cursus. Zweite verbesserte Auflage.

Dieser erste Cursus eines Elementarbuchs der französ. Sprache soll die erste Abtheilung eines Cours gradué de langue française en six parties bilden, von denen im Mai 1850 die beiden ersten (der erste und der zweite Cursus des Elementarbuchs), und die vierte (Vocabulaire systématique et guide de conversation française) bereits in der zweiten Auflage erschienen, die dritte (Lectures choisies) unter der Presse war, und die fünfte und sechste (Syntaxe française à l'usage des classes supérieures; Exercices de syntaxe et de style) in möglichst kurzer Frist erscheinen sollen. Der Verf. erklärt in der Vorrede, daß er in seinem Elementarbuche die Seidenstückersche Methode mit zwei wesentlichen Veränderungen angewendet habe. Die erste derselben besteht in dem sehr verdienstlichen, bisher in den Elementarbüchern nur zu sehr hintan gesetzten Unternehmen, das stufenweise Fortschreiten in der grammatischen und lexikalischen Erlernung der Sprache mit einer ähnlichen Stufenfolge für die Aussprache zu verbinden. Wer aus Erfahrung weiß, wie einzelne Fehler der Aussprache bei manchen Schülern den Bemühungen des Lehrers bis in die oberen Klassen hartnäckig trotzen, kann die Art und Weise, wie dieser Gegenstand hier in Verbindung mit den Hauptformen von avoir und être und einigem Andern aus der Formenlehre abgehandelt ist, seinen Beifall unmöglich versagen. Für die große Menge der deutschen Lehrer, welche ohne eine genauere Kenntniß der franz. Sprache die Anfänge derselben zu lehren haben, ist auf eine sehr dankenswerthe Weise dadurch gesorgt, daß ihnen ein dem Buche angefügter Anhang über die wichtigsten Punkte der Aussprache weiteren Aufschluß gibt.

Als zweite Abweichung von Seidenstücker hebt der Verfasser hervor, daß er schon in diesem ersten Cursus des Elementarbuchs eine gründlichere Kenntniß der Grammatik angebahnt habe, indem er z. B. die Verbalformen niemals abgerissen als Vocabeln erlernen lasse, sondern dieselben immer möglichst im Zusammenhange gebe. Der Verf. beabsichtigt auf diese Weise, und durch eine Erweiterung und Fortsetzung der grammatischen Belehrung in dem zweiten Cursus den Gebrauch einer besondern Grammatik für die untere und die mittlere Unterrichtsstufe überflüssig zu machen. Er gibt daher die vollständige Conjugation der Hülfsverben und Paradigmen der 4 regelmäßigen Conjugationen im Activ und Passiv. Auffallend ist, daß das Paradigma der Reflexivform fehlt, die doch dem Anfänger so große Schwierigkeit zu machen pflegt. Es ist nur bei der Nummer, welche das Pronom réciproque ou réfléchi bringt, das Präsens je me défends conjugirt und bemerkt, daß die verbes pronominaux mit être conjugirt werden. Vielleicht findet sich das vollständige Paradigma im zweiten Cursus.

In Bezug auf die Fürwörter sagt der Verfasser, daß nur die allein stehenden

pronoms, die übrigen aber adjectifs genannt werden. Hierdurch wird allerdings die Unterscheidung der substantivischen und adjectivischen Fürwörter von vorn herein sehr erleichtert, es hätte jedoch wohl auch nichts geschadet, der zweiten Klasse den in französischen Grammatiken gebräuchlichen Namen adjectifs pronominaux zu geben, um sie von den eigentlichen Adjectiven zu unterscheiden.

Die zur Anwendung der Regeln und Wörter gegebenen Beispiele unterscheiden sich von denen mancher ähnlichen Bücher vortheilhaft dadurch, daß sie statt des faden Aepfel- und Birneninhalts historischen und geographischen Stoff enthalten, ohne daß jedoch den Begriffen und Verhältnissen des alltäglichen Lebens ihr Recht verkürzt ist. Der letzte Abschnitt gibt ein paar kleine Erzählungen und Fabeln.

Noch ist zu rühmen, daß sich das Buch durch Correctheit des Druckes auszeichnet.

Praktische französische Grammatik in zwei Lehrgängen, als Entwickelung und Fortsetzung des ersten Cursus von Dr. Ahn's praktischem Lehrgang von F. H. J. Albrecht. Mainz 1850.

Diese Anleitung zum praktischen Erlernen und Einüben der französischen Sprache hat, wie der Titel andeutet, zum Zweck, den ersten Cursus von Dr. Ahn's praktischem Lehrgange durch Ergänzung der Formenlehre und Bearbeitung der Syntax weiter zu führen. Um diesen Zweck zu erreichen, stellt der Verf. einer oder mehrern Uebersetzungsnummern eine durch viele Beispiele erläuterte Regel nebst den in den Sätzen zur Anwendung kommenden Vocabeln voran, und verlangt von dem Lehrer, daß er Regel und Wörter dem Gedächtnisse der Schüler fest einpräge, ehe er zur Uebersetzung der Uebungsbeispiele schreite. Es werden auf die Weise in dem ersten Lehrgange Geschlecht- und Zahlbildung der Substantiven, Gebrauch der Artikel, Femininbildung der Adjective, Uebereinstimmung derselben mit mehreren Substantiven, Gebrauch der Präpositionen, der Zahl- und Fürwörter abgehandelt, und am Schluß ein Verzeichniß der unregelmäßigen Verben und der Zahlwörter mit sehr ausführlicher Angabe der Aussprache der letztern gegeben. Der zweite Lehrgang beginnt mit den Regeln über die Stellung der Adjective, handelt vom Gebrauch der relativen und interrogativen Fürwörter, vom Ausdruck der Frage, von dem Modus und den Zeitformen, und schließt mit einer kurzen Darstellung des vom Deutschen abweichenden Gebrauchs des Komma im Französischen.

Da die Regeln auf eine faßliche und für den Zweck hinreichend vollständige Weise gegeben, und die zur Erläuterung und Einübung beigefügten Sätze sehr reichhaltig sind, so kann das Buch denen, welche die darin befolgte Methode billigen und vor dem so weit ausgesponnenen inhaltslosen Sätzelwesen nicht zurückschrecken, nur willkommen sein.

Uebungsbuch für den ersten Unterricht in der französischen Sprache. Von C. Meunier. Erster Cursus. Zweite Auflage. Elberfeld, Julius Bädeker. 1851.

Vorliegendes Uebungsbuch behandelt auf 120 Seiten in 90 Nummern die Conjugation der Hülfsverben und regelmäßigen Zeitwörter mit passender allmäliger Einschaltung der übrigen Formenlehre und des für den Anfang Unentbehrlichsten aus der Syntax. Vor ähnlichen Büchern zeichnet sich dasselbe dadurch aus, daß es fast überall sehr praktische Anweisungen zur vorläufigen Einübung der gegebenen Regeln enthält, und daß das Präsens der sogenannten dritten Conjugation nach dem der 3 anderen besonders abgehandelt ist. Auffallend ist, daß der Verf. das Défini sowohl bei den Hilfsverben als auch bei den regelmäßigen Zeitwörtern gänzlich übergangen hat. Ob es rathsam sei, dasselbe aus dem ersten Unterricht ganz zu verbannen und somit dem Anfänger auch die leichteste zusammenhängende Lectüre unmöglich zu machen, wäre wohl zu bezweifeln. Ein dem Buche angehängtes Vocabular mit Angabe der Nummern, in denen die Wörter zuerst vorkommen, erhöht die Brauchbarkeit desselben.

Dr. G. Petri.

Programmenschau.

Kurze Uebersicht der deutschen Nationalliteratur. Zweites Heft. Vom Prorector Wilms. Progr. d. Gymn. zu Dortmund. 1850.

Es ist diese fleißige Zusammenstellung eine Fortsetzung des Programms von 1847 und umfaßt §§. 26—38., hauptsächlich die Reformationszeit, §. 26: Schwank, Volksbücher (Pfaff von Kalenberg, Eulenspiegel, Pauli u. s. w. Hiebei war die Existenz Eulenspiegels trotz des Grabmals als zweifelhaft zu bezeichnen, vgl. Gräße, Lit. Gesch. II., 2. S. 1020, und der Ansicht, als ob gegen den Scholasticismus des Clerus der praktische Verstand des Volks einen Gegensatz gebildet habe, eine tiefere Begründung zu wünschen). §. 27: Satire, Thiersage. (Brant, Reineke, Albrecht von Eyb, Murner u. A. Hier ließen sich die Schriften Murners und seiner Gegner vervollständigen aus dem 4. und 10. Bande von Scheible's Kloster, und bei Seb. Brants Narrenschiff ist auch dessen Freiheitstafel zu erwähnen, die in der Ausgabe von Strobel beigefügt ist.) §. 28: Legende. Mystiker. §. 29: Hervortreten der allgemeinen Gährung (Theuerdank [welche Schrift wenig in diesen Abschnitt paßt] und die Humanisten). §. 30: Luther. (Seine Schriften sind mitgetheilt; unnöthig war seine Lebensbeschreibung und die Erzählung vom Bauernkriege, abgesehen davon, daß Münzer in einem falschen Lichte erscheint.) §. 31: Sprache. (Ueber das Neuhochdeutsche. Hiebei sind nicht zu übersehen die Bemerkungen über die Grundlage des Neuhochdeutschen, die v. d. Hagen in der Vorrede zu den Gesammtabenteuern macht; der Unterschied des Neuhochd. gegen das Mittelhochd. und seine charakteristische Eigenthümlichkeit sind aus dem Mitgetheilten dem Schüler nicht erkennbar; der fortdauernde Einfluß des Plattdeutschen wird erhalten aus den Fortsetzungen der von Höfer begonnenen Sammlung.) §. 32: Meistersänger, besonders Hans Sachs. (Die culturgeschichtliche Bedeutung der Schulen war mehr hervorzuheben, die für die Sprache ist zu sehr gepreßt.) §. 33: Begebenheiten der Zeit für den Volksgesang (die Landsknecht- und andere Lieder). §. 34: Pasquille, Satiren (Alberus u. A., bes. Fischart, der mehr gewürdigt sein sollte; seinen Schriften sind die von Vilmar herausgegebenen hinzuzufügen, vergl. jetzt auch Vilmar in der Ersch-Gruberschen Enc.). §. 35: Fabel, Schwank. (Agricola, Seb. Frank [wobei die Geschichtschreibung angeknüpft ist], Wickram, das Volksbuch von Faust [demselben ist aber beigelegt, was erst Göthe der Sage eingehaucht hat], G. Rollenhagen [zu vgl. die beiden Programme von Lütcke von 1846 und 47]). §. 36: Drama (von den ersten Anfängen bis ins 17. Jahrh. Hier ist auf die reiche Sammlung von Mone keine Rücksicht genommen, daher sich die Zahl der Mysterien sehr vermehren läßt; ebenso läßt sich außer im Allgemeinen aus Prutz' bekanntem Buche aus der Schrift von Pichler über das Drama des Mittelalters in Tyrol, welche 23 Stücke theils im Inhalt theils in Auszügen enthält, noch viel entlehnen, so wie nachträglich auf die von E. Devrient in der Illustr. Zeitung vom 2. Novbr. 1850, Nr. 383, mitgetheilte ausführliche Beschreibung des letzten Restes der Mysterien aufmerksam gemacht wird; zu allgemein gehalten ist das über die Zwischenspiele Gesagte; die spaßhafte Person des Dramas ferner zeigt sich schon in dem Rubin der Mysterien). §. 37: Geistliche Poesie. — §. 38: Rückblick.

Ueber Göthes Achilleis. Von Dr. Klein. Progr. des Gymnas. zu Emmerich. 1850.

Wir erhalten hier einen sehr werthvollen Beitrag zur Göthe-Literatur. Der Verf. beginnt mit der Entstehung der Achilleis. Ihren Grund hat sie in Göthes seit je mit Vorliebe getriebenen, durch F. A. Wolf's Prolegomena erneuerten homerischen Studien, deren nächste Frucht Hermann und Dorothea war. Der Umgang mit Schiller führte ihn aber (die dahin einschlagenden Stellen sind alle vom Verf. mitgetheilt) zu Bedenklichkeiten über den epischen Charakter dieses Gedichtes und zum Versuch, das Lebensende des Achilles in einem rein epischen Gedichte vorzuführen (Decbr. 1797). Immer aber traten Bedenken dazwischen, Schiller hebt sie. Im März 1799 hatte G. fleißig an der Achilleis gearbeitet, im Herbst hoffte er sie zu vollenden, aber plötzlich läßt er die ganze Arbeit fallen und erst 1807 ging er wieder an die Redaction des schon Fertigen. Die Gründe der Nichtvollendung findet der Verf. in der falschen Wahl des Stoffes, in der Verzweiflung, mit der Ilias wetteifern zu können, in der seit Ende 1798 wieder stärker hervortretenden Neigung zum Drama, in der durch theoretische Untersuchungen gehemmten Leichtigkeit der Arbeit und in dem Versehen, Plan und Entwurf des Gedichts vor der Ausführung Schillern mitgetheilt zu haben. Nach dem, was G. über den Charakter des Gedichts brieflich und mündlich mitgetheilt hat, versucht der Vf. nach Hinweisung auf Göthes Quellen und Exposition des ersten Gesanges eine Reconstruction des Planes des übrigen Gedichtes. Als Lenkerin des Ganzen ist Aphrodite zu betrachten, durch deren Vermittelung soll aus der Liebe dem Achill Leid erwachsen. Die hier in Betracht kommenden Personen, die für den Helden bedeutungsvoll werden, sind Penthesilea die Amazonenkönigin und die Troerin Polyxena. Je nach der verschiedenen Auffassung dieser beiden Personen und der Vorstellung, die man sich von dem Verhältnisse der weitern Entwicklung des Schicksals Achills zu dem griechischen Heere macht, lassen sich, und für beide konnte sich Göthe auf alte Quellen stützen, zwei verschiedene Entwürfe denken. Beide entwickelt, ohne sich bestimmt für eine zu entscheiden, der Verf., ausführlich in die Einzelheiten sich einlassend; die Quellen sind überall genau angegeben, zu bemerken sind noch die Fragmente der Sophokleischen Polyxena.

Hölscher.

Ueber den Becker'schen Faktitiv. Abhandlung des Oberlehrer Baarts. Progr. des Gymnasiums zu Marienwerder. 1850.

Während sich so bedeutende Kräfte der Behandlung der deutschen Sprache vom Standpunkt der geschichtlichen Sprachforschung zuwenden, ist nicht minder die rationelle Grammatik Gegenstand des gründlichsten Studiums, wie vorstehende Abhandlung beweist, in welcher nach einer philosophischen Deduction das Resultat gewonnen wird, „daß der Dativ vornämlich und mehr als alle andern Kasus der Personenkasus ist, während in dem Akkusativ und Faktitiv die Vorstellung einer Sache vorwaltet." In den ersten 6 Paragraphen der Abhandlung entwickelt der Verf. dasjenige Satzverhältniß, welchem der Faktitiv entspringt und deducirt und charakterisirt dann den Faktitiv aus der kausalen Beziehung. Die Vergleiche, welche allein die Behauptungen exemplificiren, da alle Sprachen als ein von Innen aus einer Einheit Entwickeltes aufgefaßt werden müssen und das Leben, wie Göthe sagt, nie Eins, sondern stets ein Vielfaches ist, die Vergleiche also nimmt der Vf. meist aus der lateinischen Grammatik. Jedoch bezieht er sich auch auf andre Sprachen und sagt unter Andern S. 8: In der finnischen Sprache, welche überhaupt

die meisten Kasus hat, ohne Nominativ und Vocativ 11, sind für diese Beziehungen, die im Faktitiv liegen, besondere Flexionsformen gebräuchlich. Der finnische Faktitiv nach nennen, wählen, schelten u. a. entspricht meistens der Präposition zu; der Nunkupativ nach halten, gelten 2c. entspricht dem deutschen für oder als; der Penetrativ steht nach geneigt, fähig, sich verlieben und entspricht dem lateinischen Supinum in um und dem deutschen zu.

Im zweiten Theil der Abhandlung: Urtheil über den Beckerschen Faktitiv stellt sich der Verfasser ganz objektiv und sucht sein Urtheil zu motiviren a) vom Beckerschen Standpunkte aus und b) unabhängig vom Beckerschen Standpunkte. Die logische Schärfe, mit welcher der Verf. den Untersuchungen Beckers folgt und nachweist, daß wegen der Verwandtschaft zwischen Person und Sache die scharfe Unterscheidung dieser Begriffe rücksichtlich ihrer Anwendung bei der Kasustheorie kaum haltbar sei, so wie der abstrakte Ausdruck lassen einen Auszug aus der Beweisführung nicht wohl zu. Wir verweisen alle Sprachforscher auf die Abhandlung selbst, welche außer auf Becker sich auch auf die logischen Untersuchungen von Trendelenburg stützt und von dem Fleiße, dem eigenen Nachdenken und dem philosophischen Studium des Verf. ein rühmliches Zeugniß ablegt.

Kruse.

Die germanischen elemente in der französischen sprache; von Dr. Zange. Progr. des Gymnasiums zu Sondershausen. 1851.

Der Verf. dieser Abhandlung hat bereits in einem früheren Programm des Sondershäuser Gymnasiums (1845) die Entwickelung der Gesetze (nach F. Diez) dargestellt, nach welchen sich die franz. Sprache aus der lateinischen herausgebildet; seiner Zeit ist diese Schrift mit Lob im Archive besprochen worden, und Ref. kann auch über vorliegende Arbeit in gleicher Weise berichten. Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung über die Entwickelung des Altfranzösischen untersucht der Verf., in welchem Verhältniß, unter welchen Umständen und mit welchen Modificationen die germanischen Elemente in der franz. Sprache sich vorfinden. Er deutet an, wie es nur kam, daß die frühere oberflächliche Kenntniß der franz. Grammatiker die germanischen Elemente der franz. Sprache völlig ignorirte; ihr Vorhandensein wird an verschiedenen Beispielen nachgewiesen und der Verf. entwickelt sodann die allgemeinen Regeln, die bei der Umwandlung der Vocale und Consonanten mitgewirkt haben. Man sieht aus dieser Darstellung, daß die franz. Sprache bei der Wahl gleichorganischer Buchstaben bisweilen schwankt, daß sie indessen im Allgemeinen vorzugsweise die Buchstaben der niederdeutschen Dialekte annimmt und sich also diesen Dialekten in etymologischer Hinsicht genauer anschließt. Besonders interessant ist die hierauf folgende Untersuchung über die Frage, welche Ideen und Gegenstände in der franz. Sprache vorzugsweise durch germanische Wörter ihren Ausdruck gefunden haben, und die Abhandlung zeigt, daß es natürlich besonders kriegerische und seemännische Ausdrücke waren, aber auch viele Wörter, welche anmuthige und heitere Bilder vor die Seele führen.

Möchte diese Schrift viele Leser finden und mit dazu beitragen, der leider noch immer nicht genugsam anerkannten Forderung mehr und mehr Boden zu gewinnen, daß den Lehrern eine historische Kenntniß der Sprache, welche sie lehren wollen, schlechterdings Noth thue. Möchte endlich die Zeit kommen, wo die Prüfungs-Commissionen keinem Candidaten mehr die Qualification für die obersten Klassen in neuern Sprachen zuerkennen, welcher solche historische Studien gar nicht gemacht hat.

H.

Die Erlernung der englischen Sprache. Vom Director Brennecke. Progr. der Realschule in Colberg. 1851.

Wir erhalten hier von dem rühmlichst bekannten Herausgeber der Fölsingschen Grammatik einen lesenswerthen Aufsatz, in welchem die Berechtigung der englischen Sprache nachgewiesen wird, als Unterrichtsgegenstand einer höhern deutschen Schule aufgenommen zu werden, und der Verf. knüpft daran beachtungswerthe Vorschläge über die Lehrmethode. Bei der Erwägung, in welcher Beziehung das Englische zum Zwecke und Ziele der Schule stehe, zeigt Hr. B., daß die Kenntniß desselben in Wahrheit das Weltbürgerrecht ertheile, daß die Bekanntschaft mit der großen Nation ein treffliches Mittel sei, den religiösen Sinn der Jugend zu beleben und zugleich ein Vorbild vorführe, an welchem man lernen könne, was Thatkraft, Ausdauer und fester Wille vermögen. Durch viele interessante Details wird dem Leser recht anschaulich vorgestellt, daß unsere Jugend an dem Geiste, der so Großes hervorgebracht habe, sich erheben und für des eigenen nähern Vaterlandes Ruhm und Größe entzündet werden müsse.

In Betracht der vielen Vorschläge, welche in neuerer Zeit gemacht sind, unsere Jugend in nationalem Sinne zu erziehen und das Bewußtsein in ihr zu stärken, einem für große Dinge in der Weltgeschichte ausersehenen Volke anzugehören, wirft der Verf. die Frage auf, ob es nicht gerade zu einer nationalen Erziehung gehöre, die deutsche Jugend nach der Sprache und Geschichte des eigenen Volkes vorzugsweise in die des englischen einzuführen und uns mit diesem bedeutendsten stammverwandten Volke geistig zu verbinden. In der ausführlichen Beantwortung dieser Frage wird die nahe Verwandtschaft der Engländer und Deutschen in ihren Institutionen, Sympathien u. s. w. und endlich ganz besonders in ihrer Sprache nachgewiesen, und dieses veranlaßt den Verf., eine kurze Geschichte der Sprache und Charakteristik derselben in ihren Eigenthümlichkeiten zu geben, woran sich einzelne Bemerkungen über den Werth und die Bedeutung der englischen Literatur knüpfen. Der zweite Theil der Abhandlung, welcher, wie schon gesagt, einzelne Vorschläge über die Lehrmethode enthält, beweist, daß der von seinem Gegenstande begeisterte Verf. zugleich ein tüchtiger Lehrer ist, und Ref. hat nur noch den Wunsch, daß die allem Anscheine nach treffliche Direction der Colberger Realschule wenigstens auf der untern Stufe die dem Englischen gewidmete Stundenzahl etwas vermehren möchte.

H.

Der französische Unterricht an höheren Schulanstalten von Dr. Mayer. Progr. des Gymn. in Oldenburg. 1851.

Der Verf. bezieht sich in der Einleitung auf die vom Prof. Monnard im 7ten Bde. dieser Zeitschrift über den franz. Sprachunterricht gemachten Bemerkungen und spricht die Ansicht aus, daß der franz. Gelehrte in seiner Beurtheilung deutscher Schulen nicht mit richtigem Maßstabe gemessen habe. Er zeigt, daß die Kenntniß der franz. Sprache für die modernen Culturvölker sehr wichtig sei und daß deshalb auch das Gymnasium auf diesen Unterrichtsgegenstand nicht verzichten könne, daß derselbe indessen in einer Weise an den Schüler heranzubringen sei, die ihm zur wahren Bildung gereiche. Für die höhere Bürgerschule verlangt der Verf. neben dem Französischen noch das Englische zur gegenseitigen Ergänzung; hier soll sich der Inhalt, in der franz. Sprache die Form besonders bildend erweisen. Ref. muß dieser Ansicht beistimmen, kann indessen nicht umhin, mit dem Verf. darüber zu rechten, daß er beiläufig behauptet, das Englische habe eine Grammatik, „die nicht wohl kärglicher sein könne." Rücksichtlich der Formenlehre kann man eine derartige Behauptung wohl zugeben; indessen die Syntax bietet recht artige Punkte

zu einer tüchtigen Geistesgymnastik und es genügen keine schlechten Zähne, um die verschiedenen Nüsse zu knacken, die gerade diese „allerkärglichste" Grammatik in Hülle und Fülle darbietet.

Der Verf. wendet sich wieder zum Französischen und zeigt in sehr anschaulicher Weise an einer Menge gut gewählter Beispiele, daß die franz. Grammatik als ein vortrefflicher Bildungsstoff besonders mit reifern Schülern behandelt werden könne. Wir möchten diesen Theil der lesenswerthen Abhandlung insonderheit jenen Herren empfehlen, welche man so oft mit vornehmer Miene über französischen Sprachunterricht reden hört, obwohl sie von den eigentlichen Schwierigkeiten der neuern Sprachen auch nicht die leiseste Ahnung haben.

Es folgen nun Andeutungen über die Bildung und Anstellung von Lehrern für das Französische, und wir hoffen, daß von Seiten der Regierungen endlich etwas geschehen möge, um dem allseitig gefühlten Bedürfnisse und den vielfach aufs Dringendste ausgesprochenen Wünschen endlich — wenn auch nur einigermaßen! — Genüge zu leisten. — Den Schluß bilden eine Reihe beachtungswerther Winke über die Methode des Unterrichts, auf welche hier vorläufig aufmerksam gemacht werden soll; Ref. hofft, recht bald auf Einzelnes aus diesem Capitel näher eingehen zu können.

H.

Ueber den Ursprung der französischen Sprache vom Director M. Rinke. Progr. des Gymnas. in Heiligenstadt. 1850.

Diese Abhandlung ist die Fortsetzung einer frühern Arbeit, welche der Verf. im J. 1831 über denselben Gegenstand veröffentlicht hat; sie sucht zu beweisen, daß in der franz. Sprache nicht aus dem Geiste der lateinischen, sondern der deutschen Sprache die Bezeichnung und Ausdrucksweise vorgenommen ist. Es wird gezeigt, daß die Vermengung zweier Sprachen Stufen habe, und zwar zunächst die, auf welcher man zwar die fremden Wörter zulasse, aber sie der eigenen Sprache anpasse und zugleich die angestammten Formen beibehalte. Ein weiterer Schritt sei es, wenn man auch die Formen der fremden Sprache mit den Wörtern — es versteht sich abgeändert und in den Formen vereinfacht — annehme. Wenn nun aber auch die Franken bis zu diesem Punkte vorgingen, so hätten sie darum dennoch dem Geiste ihrer Sprache noch keineswegs entsagt. Es wird angedeutet, wie sich all das Partikelwesen in den Mischsprachen durchweg neu geschaffen und gleichsam wie in einer Verabredung übereinstimmend umgeschaffen habe, und daß deshalb überall gleiche Sprachelemente vorgelegen haben müßten. Der Verf. giebt zu, daß es sich auch denken lasse, daß die Franken aus dem Lateinischen solche Wörter hervorsuchten, die ihrem Begriffswesen, demnach auch dem Geiste ihrer Sprache sich anschmiegten, daß sie aus dem Angenommenen und Verstandenen neue Wörter herleiteten und so den vorschwebenden Gedanken in Gemäßheit der eigenen Sprache wiedergaben. Die Abhandlung sucht nun in der Aussprache, in der Wahl der Wörter und deren Umschaffung, in der Behandlung des Formwesens, ferner in dem syntaktischen Theile der Sprache und selbst in der Verbindung und Stellung der Wörter die Richtigkeit der oben aufgestellten Behauptungen ausführlich darzuthun.

H.

Theorie des deutschen Satzes und der Wortfolge, vom Standpunkte der allgemeinen Grammatik von Dr. Kruse. Progr. der Realschule zu Elberfeld. 1850. (Selbstanzeige.)

Je nach dem Standpunkte, welchen Gelehrte und Lehrer der deutschen Sprache

einnehmen, ist die syntaktische oder die etymologische Seite der Grammatik auch in Schulprogrammen abgehandelt worden, und wird auch zur Zeit entweder der Satz oder das Wort zur Grundlage des Unterrichts gelegt. Die logische Auffassung der Sprache fängt mit dem Satze an, die historische mit dem Worte. Beide können ihr Ziel erreichen, ihren Zweck erfüllen; beide haben der Wissenschaft schon große Dienste geleistet, beide aber auch noch Felder brach liegen lassen zum ferneren Ausbau. Wir nennen als ein solches die Bedeutung der Phrasis für lebende Sprachen, welche „Acht geben" und „prendre garde;" take a walking und fare una passegiata verbinden, und alle andern, wenn auch an sich verständigen Verbindungen als ungebräuchlich abweisen und mit den Franzosen sagen: cela ne se dit pas. Vorstehendes Schriftchen legt die Wichtigkeit der Satzlehre nicht sowohl dar, als sie eine einfache Uebersicht über dieselbe giebt. Es ist ein syntaxis in nuce, welche den Text enthält, der den ganzen Unterricht über den Satz, die Construction und die von beiden unzertrennliche Interpunction umfaßt. Wir beschränken uns darauf, den Inhalt anzugeben. Alle Sätze werden aus den Kategorieen des Urtheils entwickelt und nach dem Verhältniß der Unter-, Neben- und Einordnung (letzteres die Congruenzform) aufgestellt, und die Bedeutung der Satzzeichen bei jedem Verhältniß angegeben. Für neu darf der Verf. den Grundsatz, so wie die Ausführung der Constructionslehre deshalb halten, weil er sie aus keinem Werke, sondern aus eigener Abstraction geschöpft hat; freuen wird es ihn aber, wenn er wirklich nicht neu ist, sondern sich schon in einem Buche findet, das ihm nicht bekannt geworden ist. Diese Abstraction hat er durch Vergleichung der deutschen Sprache mit andern Sprachen gefunden. Vergleichung ist überhaupt im grammatischen Unterricht, besonders im Deutschen so wichtig, daß eigentlich Niemand deutsch lehren sollte, dem nicht mehrere Sprachen zur Vergleichung gegenwärtig sind. Bei der Construction der deutschen Sprache, die bekanntlich den Franzosen, Engländern und noch mehr den Holländern fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt, hat er diese Sprachen im Auge gehabt, und den Grund der Schwierigkeit in dem von allen neuen Sprachen abweichenden Grundsatze der deutschen Constructionslehre gefunden: das logisch Verbundene in der Sprache zu trennen und zwischen das eigentlich Zusammengehörende alle nähern Bestimmer einzuschalten. Die natürliche Wortfolge unterscheidet drei Formen, 1) bei assertorischen Sätzen, 2) bei fragenden Sätzen und 3) bei abhängigen Sätzen, und stellt dieselben dar sowohl in der Folge der Satztheile, wie der nähern Bestimmer und der Sätze. Auch bei der Inversion wird die Beachtung derselben Gesetze nachgewiesen. In der Vorrede wird das Verhalten der philosophischen und historischen Behandlung der deutschen Sprache zum Unterricht in Schulen berührt, und die Eintheilung in niedere und höhere Grammatik sowohl aus praktischen, wie wissenschaftlichen Gründen vertheidigt.

Miscellen.

Der gelehrte Paul Lacroix, besser bekannt unter dem Namen „Bibliophile Jacob", hat in Bezug auf das Leben Molière's und die Geschichte des franz. Theaters eine Menge unbekannter Thatsachen mühsam gesammelt, welche er im Begriff steht zu veröffentlichen. Wir erhalten in dem Werke eine Reihe interessanter Briefe an den Dichter und von ihm und den aus etwa 300 Zeilen bestehenden Umriß einer nicht vollendeten Komödie, welcher letztere um so werthvoller ist, da er uns einen Blick in die Art und Weise thun läßt, in welcher der Dichter seine Werke anlegte und ausführte. Diese „Nouvelles recherches sur la vie et les premiers ouvrages de Molière" werden gleich den tüchtigsten Leistungen eines Payne, Collier, Ch. Knight u. s. w. für die europäische Literatur überhaupt von Bedeutung sein, und Ref. wird deshalb im Archiv später ausführlich auf das Werk eingehen. Für jetzt soll nur auf zwei Thatsachen aufmerksam gemacht werden, von welchen das Buch Kunde giebt. Wir erfahren in einer sehr gründlichen Darstellung, daß sich M. wider den Willen der Seinigen nicht etwa aus bloßer Neigung zum Theater seinem Stande widmete, sondern vielmehr wegen seiner leidenschaftlichen Liebe zu Mlle. Béjart, einer sehr beliebten Schauspielerin, welche er später heirathete und die ihn durch ihre vielen Liebeshändel sehr unglücklich machte. Seine ursprüngliche Lust am Komödienspiele ließ ihn seinen Entschluß nur leichter durchführen, war aber keinesweges die eigentliche Ursache, daß er sich über alle Bedenken hinwegsetzte. Rücksichtlich seiner Namensänderung hat sich bekanntlich der Dichter niemals mit Bestimmtheit ausgesprochen, und die Biographen haben deshalb angenommen, daß er es theils wegen des Wohlklangs gethan habe, theils um seine Verwandten nicht zu sehr zu kränken. Unerklärlich bleibt es hierbei nun freilich, weshalb er gerade den kriegerischen Namen Molière angenommen habe. Paul Lacroix berichtet nun darüber, daß die damaligen „Précieuses" nicht nur die Rolle literarischer Blaustrümpfe gespielt, sondern auch den Namen irgend einer Heldin angenommen hätten, mit welchem sie von ihrer ganzen Umgebung angeredet wurden; ähnliche Namen gaben sie auch ihren Verehrern (esclaves). La Béjart gehörte nun zu den Précieuses und Poquelin zu ihren Verehrern. Gerade um diese Zeit lebte ein Schriftsteller François de Molière, welcher sehr beliebt war, und die Namen der von ihm geschilderten Personen fanden bei den „Précieuses" häufige Anwendung. Eins der frühern Stücke Poquelin's (die leider alle verloren gegangen sind) war Polixène, welches dem Inhalte eines sehr beliebten, nach dem Tode des Verf. erschienenen Werkes von François de Molière entlehnt war; dies gab die Veranlassung, daß Poquelin von der Béjart den Beinamen Molière erhielt. Als der Dichter nun später auf die Bühne ging, behielt er diesen Namen bei, unter welchem er bereits in einem großen und angesehenen Kreise bekannt war. H.

Bei der großen Menge von pädagogischen Zeitschriften, welche noch immer in Deutschland erscheinen, ist es denkbar, daß manchem unserer Leser zwei Gymnasialzeitungen gar nicht zu Gesicht gekommen sind, welche seit dem letzten Jahre im südlichen Deutschland erscheinen und allgemeinerer Verbreitung nicht unwerth sind; wir meinen nämlich:

1) die Gymnasialblätter, ein Archiv für die wichtigsten Interessen deutscher Gelehrtenschulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Herausgeg. von K. Clesca und A. Schöppner (Augsburg bei Matth. Rieger), und

2) die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. Herausgeg. von J. G. Seidl, H. Bonitz und J. Mozart (Wien bei Gerold).

Beide Zeitschriften besprechen die Hauptfrage des gelehrten Schulwesens, aber sie sind zugleich die einzigen Organe für diese Interessen in dem besondern engern Vaterlande und behandeln natürlich mit besonderer Rücksicht die eigenthümlichen Schulverhältnisse Bayerns und Oesterreichs. Schon hierdurch sind sie von großem Werthe, da sie eine Menge von Mittheilungen geben, die uns sonst so leicht nicht zugänglich sind. Wir erwähnen beispielsweise die sorgfältigen Berichte über die Schulprogramme, von denen wir nächstens das Sprachliche im Auszuge den Lesern dieser Blätter vorlegen werden. Außer einer Reihe von beachtenswerthen pädagogischen Arbeiten und mehreren Aufsätzen über die verschiedenen Zweige des Gymnasialunterrichts verdienen die beiden Zeitschriften schon deshalb von unserer Seite rühmender Erwähnung, weil sie auch dem Studium und dem Unterrichte in den neueren Sprachen die gebührende Beachtung widmen, und Ref. macht in dieser Beziehung auf folgende Aufsätze aufmerksam:

In I. Beiträge zur Behandlung der Rhetorik von Schöppner. — Gliederung des deutschen Unterrichts auf Gymnasien von Kehrein. — Die Einrichtung der Schulausgaben von Clesca, u. A. m.

In II. Erklärung deutscher Lesestücke von Seidl. — Ueber den Unterricht in der deutschen Sprache und ihrer Geschichte an den Gymnasien von Karajan. — Ueber denselben Gegenstand von K. Weinhold. — Ueber Abfassung deutscher Lesebücher von P. Riepl. — Ueber den Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte von W. A. Passow. — Ueber Klopstock's Wingolf von A. Wilhelm und Seidl. — Ueber den Unterricht in der Muttersprache von F. Cupr. u. A. m.

Ueber die gegenseitige Einwirkung von Deutsch und Böhmisch in Oesterreich.

So eben kam mir der Abdruck meines frühern Aufsatzes zu Gesicht, und ich kann nicht umhin, den des Slawischen kundigen Leser wegen der Entstellungen in den dort angeführten böhmischen Wörtern um Entschuldigung zu bitten, welche durch den Mangel an slawischen Typen entstanden sind.

Den früher bemerkten, auf slawischen Einfluß zurückzuführenden Eigenthümlichkeiten der im nördlichen Theile der österreichischen Monarchie geläufigen deutschen Sprache fügen wir noch Folgendes bei.

Mit Präpositionen zusammengesetzte Zeitwörter werden mit Vorliebe auch dann nicht getrennt, wenn es die deutsche Sprachregel erheischt; man sagt und druckt z. B. „die harten Laute übergeben in weiche; er hat sich überzogen (Kleider gewechselt); den Fluß übersetzen“ u. s. w. Im Slawischen ist die Präposition stets untrennbar mit dem Zeitworte verwachsen, dieß wird im Deutschen nachgeahmt. — Besonderer Gebrauch der Präp. „auf“: „auf etwas denken“, „auf etwas vergessen“, wörtliche Uebersetzung des böhmischen na. — Das Hülfszeitwort „sein“ wird auch da gebraucht, wo der Deutsche „haben“ anwendet, offenbarer Slawismus, denn das Slawische braucht nur das Verbum „sein“ zur Umschreibung des Präteritum, z. B. „ich bin darauf (doppelter Slawismus!) vergessen“ anstatt „ich habe es vergessen“, wörtlich dem Böhmischen nachgebildet. — „Fuß“ gilt auch für „Bein“ gemäß dem böhmischen noha, welches Fuß, pied, und Bein, jambe, bedeutet; der Böhme hat keine besonderen Ausdrücke für diese Theile; man speist z. B. einen Hasenfuß, den Fuß vom Kapaurer (sic) u. s. w., was dem Deutschen Anfangs vom Geschmacke der hiesigen Feinschmecker eine seltsame Vorstellung giebt. — „Finger“ wird auch für „Zehen“ gebraucht, böhm. prsty bedeutet Beides. — Für „entweder — oder“ gilt „oder — oder“ entsprechend dem böhmischen aneb — aneb. — Bei Häusernamen, Gasthäuserbezeichnungen wird „bei“ statt „zu“ gebraucht: „beim Roß, bei drei Karpfen, beim Igel“ ꝛc. statt „zum Roß“ u. s. w., wörtlich dem Böhmischen nachgebildet.

Rostock bei Prag, Juli 1851. **Schleicher.**

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

C. Forster, The one primeval language traced experimentally through ancient inscriptions. Part. I. (Longman. London.) 21 s.

F. Körner, Die Bedeutung der Realschule für das moderne Kulturleben. (Costenoble. Leipzig.) 16 Ngr.

G. C. Köhler, Excurs in und durchs Gymnasium. (Weigel. Leipzig.) 7½ Sgr.

Grammatik.

J. F. Hempel, Die Adverbien und Adverbiallocutionen der französischen Sprache. (Jacob. Altenburg.) 1 Thlr.

C. H. F. Castres Phonologie française au 19. siècle suivie d'un cours de lecture et de débit. (Brockhaus. Leipzig.) 1½ Thlr.

The english language in its elements and forms (with a hist. of its development), by W. C. Fowler. (Harper & Brothers. New-York.) $ 1. 50.

J. C. Biebahn, Lehrbuch der holländischen Sprache. I. Cursus. (Hamm. Wickenkamp.) 7½ Ngr.

Lexicographie.

Englische Synonymen für Lehrer und Lernende. Nach W. Taylor bearbeitet von Dr. W. Zimmermann. (F. Fleischer. Leipzig.) 1 Thlr. 6 Ngr.

Literatur.

Shakespeare als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter von Dr. E. Vehse. I. Band. (Hamburg. Hoffmann & Campe.) 1 Thlr. 20 Ngr.

Phil. Chasles, Etudes sur la littérature des Anglo-americains. (Paris. Amyot.) 3 fr. 50 c.

Christopher North's life and genius of the poet Burns. (A. Hart. Philadelphia.)

Die classischen Dichter und Schriftsteller des Auslandes in Biographien. (Schuberth & Co. Hamburg.) ½ Thlr.

Hilfsbücher.

Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische von Dr. A. Keber. (Aschersleben. Mannicke). 8 Ngr.

Th. Vernaleken, Leitfaden für deutsche Sprach- und Literaturkunde. 2 Thle. 2. Auflage. (Huber. St. Gallen.) 1 Thlr. 9 Ngr.

K. J. Graf, Aufgaben zur Uebung des französischen Stils für die obersten Gymnasialklassen. (Hochhausen. Jena.) 18 Ngr.

O. Lange, Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. (Nitze. Berlin.) 8 Ngr.

Weihe-Denkmale der Urältern-Tugend. Aus den Schenkungs-Urkunden der Mönche, von Sohnland Schubaur. (Leipzig. Fritzsche.) 12 Ngr.

Plattdeutsche Gedichte, meistens altmärkischer Mundart. (Neuhaldensleben. Eyraud). 7½ Ngr.

F. Ahn, Italienische Fabellese für Schule und Haus. (Dumont. Cöln.) 12½ Ngr.

Zur Charakteristik Othello's.

Dritter Artikel.

---

3. Dialektik der Liebe Othello's.

Wir haben zum Schluß unsres ersten Artikels in der Schilderung, die wir von Othello's Liebe gaben, die Widersprüche aufgedeckt, die in ihr lagen und ihm von Anfang an die Befriedigung vorenthielten, die die auf die Einheit mit der Gattung gestellte Liebe dem liebenden Subject gewährt. Wir gehen jetzt dazu über, die Bedeutung dieser Widersprüche für die Geschichte seiner Liebe darzulegen, wobei unser Standpunkt wieder, wie bei Hamlet, kein andrer sein kann, als der der immanenten Gerechtigkeit; denn dadurch gerade sind ja Shakspeare's Dramen wahre Lebensbilder, daß sie von ihrem Schöpfer losgelöste Welten sind, die sich selber tragen, wie das Leben, daß sie also, wie dieses, im Ganzen und in den Schicksalen der Einzelnen das Product ihrer eignen, ihnen immanenten Kräfte sind, die der Forscher bloßzulegen hat, wofern er ihr Product verstehen will. — Schon das war eine Offenbarung des sittlichen Geistes, der unser Drama durchdringt, jener ihm eingebornen Gerechtigkeit, daß Othello der höchsten Befriedigung der Liebe untheilhaftig blieb, doch ist dies nur noch die negative Seite. Die Erniedrigung des Menschen, der er sich schuldig machte, als er Desdemona — freilich in Gemäßheit seines Standpunkts — zum bloßen Werkzeug seiner subjectiven Befriedigung, mithin zur Sache machte, fordert eine Sühne, die nur eine positive Rache geben kann*), und sein Vergehen selbst führt sie über ihn herauf. Sein Standpunkt muß sich selbst vernichten.

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß ich sehr wohl weiß, daß diese Rache in ähnlichen Lagen sich nicht immer vollzieht. Doch ist hier zweierlei wohl zu erwägen. Erstens verlangen wir vom Dichter, daß er uns stets nur Menschen vorführe, nicht wie sie, um mit Aristoteles zu reden, sind, sondern sein

Zunächst ist es die Erhebung, die Erfüllung zur Totalität, die Desdemona ihrerseits und zwar durch ihn gewonnen hat, im Verein mit seiner Eifersucht auf seine Selbstständigkeit, deren der sittliche Geist sich bedient, um seine bisherige Befriedigung aufzuheben. Desdemona nämlich, theils weil sie in ihrem Glück gern Glück um sich her verbreiten möchte, theils weil Cassio's Liebe zu ihrem Gatten, die sie sehr wohl kennt, es ihr unmöglich macht, gerade ihn leiden zu sehen, hat unmittelbar am Morgen nach der Verabschiedung desselben bei ihrem Gatten „stoutly" für ihn gesprochen (d. h. tapfer, ohne sich durch Widerrede einschüchtern zu lassen) und dadurch auf Jenen als öffentliche Person, als Statthalter Einfluß zu üben versucht. Nun sahen wir schon gleich im Eingang unsres Dramas, daß Othello sehr geneigt ist, seine Würde als Organ des Staats verletzt zu glauben, wir sahen ihn in Zorn gerathen, als seine Leute ohne seinen Befehl mit Brabantio's Truppen handgemein werden zu wollen schienen, und hörten, wie er ihnen zurief: „Wäre es mein Stichwort, ich hätte es gewußt, ohn' einen Mahner (prompter)." Wir wissen ferner, daß Othello gar nicht sicher davor ist, seine Selbstständigkeit an Desdemona zu verlieren, da er in sie verliebt ist, und dürfen also schließen, daß er vor ihr noch ängstlicher die Aufrechthaltung derselben gewahrt haben werde. Was also wäre wohl natürlicher, als daß ihm Desdemona's Fürbitte für Cassio's Wiedereinsetzung, die eine rein politische Angelegenheit war, auch als ein Eingriff in seine Sphäre erschienen wäre? Und in der That erscheint er in seiner Abweisung derselben schon gereizt; denn zwar gibt er ihr Anfangs Gründe an, weshalb er sie ihr nicht gewähren könne, sucht sich also mit ihr zu verständigen und erweist ihr die Achtung, die der Person gebührt — aber dennoch ist er offenbar gereizt, das geht aus seiner Antwort klar hervor: „er versichere, er liebe Cassio und brauche keines andern Fürsprechers als seiner Zuneigung, um ihn

sollen, d. h. Naturen, Menschen, die der Leidenschaft noch fähig sind, nicht jeder Erregung in ihrem schlecht individuellen Interesse sogleich zu gebieten und dadurch üblen Folgen für sich vorzubeugen wissen. Einen solchen Menschen aber haben wir in Othello. Dann aber ist nur der Stoff poetisch, der alle in ihm liegenden Keime zur Entwicklung zu bringen gestattet und uns dadurch die tiefsten Blicke in die Menschenbrust und Menschenwelt gewährt. Nur in diesem Sinn also sprechen wir im Texte von der Nothwendigkeit auch der positiven Rache. Vgl. Vischer Aesthet. I, S. 283 ff.

wieder anzubringen." Diese Antwort nämlich weist nicht bloß die Fürbitte ab, was ihm allein oblag, wenn er bloß die Sache im Auge gehabt hätte, sie weist auch die Person ab, die sie stellt, und zeigt gerade dadurch, daß er subjectiv berührt war, als er sie gab. Auch gibt es noch ein Zeugniß seiner Verstimmung, das nach dem Obigen nicht zu verachten ist. Cassio will ihm eine Musik bringen, und schon aus seinem Wesen, aus seiner gemüthlichen Bedürftigkeit ließe sich mit ziemlicher Sicherheit der Schluß ziehen, daß er die Musik lieben müsse; auch rühmt Othello in der That Desdemona's Gesang in Worten, die beweisen, daß er selbst für Musik empfänglich ist (Act 4, 2. an admirable musician! oh sie konnte die Wildheit eines Bären zahm singen!). Nun kommt hinzu, daß der sie ihm bringt, sein Freund ist, der ihn lange kennt, der es also wissen mußte, wenn Othello ein Feind derselben war — wie ist es also zu erklären, daß Othello die ihm dargebrachte Huldigung abweist? Die Erklärung, er liebe die Musik nicht, bei der Gervinus sich beruhigt, hält offenbar nicht Stich, dann aber bleibt Nichts übrig, als auf die oben angegebene Verstimmung Othello's zurückzugehen, von der wir, was bei Shakspeare eine wenn auch mangelhafte, doch keineswegs seltene Technik ist*),

*) Wir verstehen unter dem hier angedeuteten Mangel der Shakspeareschen Kunst die hie und da nicht zu leugnende Unfähigkeit, den Stoff mit der Idee so zu durchdringen, daß dieselbe überall klar durchscheint. Schon Hamlet könnte, als ein Ganzes betrachtet, hier zum Beweise angeführt werden und es würde in der That zur richtigen Würdigung der Kunst Shakspeare's von Wichtigkeit werden können, von diesem Gesichtspunkt aus auf den Hamlet einzugehen. Dasselbe Drama bietet aber auch im Einzelnen Belege für diesen Mangel, hinsichtlich derer wir hier nur auf unsre früheren Abhandlungen verweisen können. Es wird sich bei genauerem Zusehn zeigen, daß derselbe häufig darauf beruht, daß der Dichter sich mit einem Nacheinander der Thatsachen begnügt und es dem Hörer überläßt, sie innerlich zu verknüpfen. An unsrer Stelle dient die Abweisung der Musik, so sehr auch die Späße des Narren drein spielen, die Veränderung der Sachlage anzudeuten, die auch um so greller ist, da wir kaum erst den Herold auf Othello's Befehl ein allgemeines Fest hatten ausrufen hören (every man put himself into triumph) rc. Hier folgt die Motivirung durch Emilie dann hinterher. Ebenso möchte ich und bin überzeugt, darin nicht zu kühn zu sein, auch Othello's Worte zu Jago: That done, I will be walking on the works; repair there to me als nicht zusammenhangslos dastehend fassen, sondern mit dem Vorhergehenden und Folgenden so in Verbindung bringen, daß ich annähme, Othello habe schon jetzt die Absicht gehabt, über die Ursache seines Unmuths mit Jago zu reden, wie er es später ausführt, offenbar berechneter Weise, denn er schickt Desdemona ja geradezu fort.

obendrein unmittelbar nachher erfahren. Somit stände die Verstimmung unsres Helden fest, als deren Factoren sich also wirklich seine Eifersucht auf seine Selbstständigkeit und seiner Gattin aus ihm geschöpftes Glücksgefühl erwiesen haben.

Vielleicht um aus dieser Verstimmung sich zu retten, geht Othello äußeren Geschäften nach, von denen er dann mit Jago zurückkehrt. Da sieht er Cassio bei seinem Erscheinen sich zurückziehen. Jetzt hat Jago leichtes Spiel, die Eifersucht in ihm zu wecken, oder vielmehr er ist es garnicht, der sie in ihm weckt. Der Dichter hat es klar genug dargelegt, daß sie in demselben Augenblick in ihm erwacht, in dem Jago sein erstes wohl gezieltes Geschoß gegen ihn richtet. Rötscher (S. 184) hat sonderbarer Weise ganz übersehen, daß schon in dem nun folgenden Gespräch mit Desdemona das Mißtrauen gegen sie in Othello lauert, und datirt dasselbe erst von seiner Unterredung mit Jago. Aber noch eh' er zu Desdemona tritt, ist es in ihm, und Rötscher's Auffassung Othello's als des „arglosen Gemüths," der „arglosen Seele", zeigt sich gleich hier als eine arge Täuschung. Oder ist das das Kennzeichen eines arglosen Gemüths, das Arge (Jago selbst nennt es so), das in Andern sich noch verhüllt kundgibt, alsbald zu errathen? Zeugt nicht ein solcher Scharfsinn vielmehr gegen den, der ihn bethätigt? Othello aber ist wahrlich nicht „der Reine, dem Alles rein ist," denn er besitzt diesen Scharfsinn; seine bloße Frage: „War das nicht Cassio, der mein Weib verließ?" beweist, daß er Jago's Ausruf: „Ha! das gefällt mir nicht!" sogleich verstanden oder vielmehr, daß er dasselbe schon bei sich gedacht hat. Hiemit stehen wir an der Schwelle, an der ersten Aeußerung seiner Eifersucht, denn dieser Gedanke ist schon Argwohn, schon ein Zweifel an der Treue Desdemona's, der, wie wir sahen, mit seiner Liebe selbst gesetzt war, weil sie von der Prüfung, von dem Gegensatz zu ihr ausging, und dieser Zweifel mußte jetzt in ihm erwachen, weil er vermöge der selbstischen Natur seiner Liebe nur

---

Endlich gehört aus unserm Drama noch hieher Emiliens Knien, als Othello seine Gattin als feile Dirne besuchen will. Auch dessen Bedeutung ist unklar ausgedrückt, erst später in der Schlußscene ergibt sich mit ziemlicher Gewißheit, daß sie schon damals das Tuch im Sinne hatte, das sie Jago gab, da sagt sie: I thought so then, I'll kill myself for grief. Sie wagte nämlich nicht, ihren Gedanken Worte zu geben, denn ihr leitender Grundsatz war: It's fit I obey my husband, dieser Gehorsam mit seinem ganzen Inhalt von Liebe, Furcht zc. band ihr die Zunge.

ihre Beziehung auf ihn anerkennt, sie jetzt aber in Beziehung zu einem Andern findet; nun ist dieser Andere noch überdies derselbe, für den sie kaum noch „tapfer" gesprochen hatte, und er schon in Unmuth gegen sie. Wenn es also vorher seine Selbstständigkeit als Organ des Staates war, deren der sittliche Geist sich bediente, um diesen Unmuth in ihm zu erregen, so setzt derselbe jetzt auf dieser Basis seine selbstsüchtigen Ansprüche auf ihren ausschließlichen Besitz in Thätigkeit, die nun wieder aus sich selbst die Eifersucht erzeugen. Diese aber sind nicht weniger aus seiner Selbstständigkeit entsprossen, aus seiner Selbstständigkeit als Individuum, die er ihr gegenüber noch bewahrte, statt sich mit seinem ganzen Sein an sie hinzugeben; denn der Mangel dieser seiner Hingebung zwingt ihn eben, die ihrige für sich zu fordern, mithin ihrer Freiheit Gewalt anzuthun und sie zur Sache herabzusetzen. Nun aber folgt aus dieser seiner Stellung ihr gegenüber, die die einzige Quelle der Eifersucht ist, daß, sobald er ihr verfallen ist, eine Verständigung zwischen ihm und dem Gegenstande seiner Liebe unmöglich ist; denn eine solche findet nur Statt, wo Eins das Andere als gleichberechtigte Persönlichkeit anerkennt, das aber ist hier eben ausgeschlossen, und wir sahen schon, daß Othello gleich Anfangs nicht bloß Desdemona's Bitte, sondern sie selbst abgewiesen hatte, obschon er damals noch mit Gründen begann. Jetzt also, wo der Zweifel an ihrer Treue durch ihre Beziehung zu Cassio in ihm erwacht ist, kann derselbe durch keine Verständigung mit ihr gehoben werden, an ihre Stelle tritt die Prüfung, wie sie einst die Basis seines Glaubens war. Aber diese Prüfung, die vom Mißtrauen ausgeht, schließt die Verletzung der Offenheit, als des äußern Ausdrucks des Vertrauens, nothwendig in sich — sie kann nur geschehen einerseits durch die eigne Verstellung Othello's, andrerseits durch heimliche Ueberwachung seiner Frau mit Hülfe Andrer. Somit kehrt sich der sittliche Geist durch Othello's eignes Wesen zunächst gegen die Erscheinungsform seines eigentlichen Wesens, seines Selbstgefühls, denn die Bedeutung, sahen wir, hat seine Offenheit. Die Verstellung ist das erste Stadium seines Untergangs, andrerseits aber würde die Hülfe Andrer, wenn er sie in Anspruch nähme, seine Selbstständigkeit selbst bedrohen, die er der Geliebten nicht hingeben wollte, womit dann der Kern seines Wesens bloß gestellt wäre.

Sehen wir jetzt, wie Othello sich Desdemona gegenüber verhält. Daß es Cassio war, der von ihr ging, weiß er; er hatte noch kaum

gesagt: „Ich glaub', er war's." Jetzt erzählt ihm Desdemona, sie habe mit einem Bittenden gesprochen, der in seiner Ungnade schmachte: Worte, die den letzten Zweifel bannen mußten, wenn überhaupt ein solcher in ihm war. Er aber fragt, als hätt' er keine Ahnung, daß es Cassio gewesen sei, und als hätte er die Sache Cassio's ganz vergessen, scheinbar unbefangen: „Wer ist es, den du meinst?" Und diese Verstellung setzt er fort: „Ging er jetzt fort?" fragt er, sie beobachtend, statt auf ihre Rede einzugehen, die er vielmehr gar nicht beachtet. Jetzt also hat er keine Gründe mehr, um ihre Bitte abzuweisen, ja er schlägt sie ihr überhaupt nicht ab, weil er dann Gründe nennen müßte, scheint vielmehr nur durch äußre Umstände gehindert, sie ihr jetzt zu gewähren, und gewährt sie ihr sogar, obschon nicht ausdrücklich — Alles, nur um ihrem Drängen oder vielmehr um ihr selbst zu entgehen, denn er endigt mit der Gegenbitte, „ihn nur ein wenig sich selbst zu überlassen," offenbar voll innrer Ungeduld.

So hat er sich durch sein Mißtrauen selbst der Möglichkeit beraubt, den Grund desselben aufzuheben. Er ist ferner zum ersten Male, wenn auch noch unbewußt, von der Wahrheit und Offenheit abgefallen und hat, wie wir gleich sehen werden, Bitterkeit gegen sie in sich genährt — Alles um seiner Selbstständigkeit willen in dem Sinne, wie wir es vorher ausgesprochen haben. Jetzt fragt sich, ob er diese da zu wahren wissen wird, wo sie zu wahren ebenso sehr Pflicht war, wie dort ein Vergehn. Aber schon a priori läßt sich behaupten, daß er sie hier nicht wahren wird. Denn der Zerfall mit seiner Gattin, die eine bloße Schöpfung seiner subjectiven Seite, der Bedürftigkeit in allen ihren Formen war, macht ihn um das, was er in sie verlegte, ärmer, das aber ist seine ganze subjective Befriedigung, die an sie geknüpft ist; jener Zerfall mit ihr also, denn der ist in dem Zweifel schon gesetzt, weckt nicht bloß seine frühere Bedürftigkeit, sondern steigert sie zugleich ins Unendliche, — um durch sie auch seine Selbstständigkeit aufzuheben. Auch hat ihn seine Gattin, seiner Bitte folgend, kaum verlassen, als er in einen Ausruf ausbricht, der einerseits ausdrücklich ausspricht, daß er schon der Eifersucht verfallen ist und somit den letzten Zweifel daran tilgt, andrerseits aber die Bedeutung derselben, die Bedeutung seines Zerfalls mit ihr, in kurzen Worten scharf bezeichnet: „Holdselige Unglückselige" (excellent wretch), sagt er, „Verdammniß fasse meine Seele, außer (but) ich liebe dich! und wann (when) ich dich nicht liebe, ist das Chaos wieder da." Das

Erstere betreffend, so weiht er sich zwar der Verdammniß, wenn er sie nicht liebe, aber nicht nur setzt er in der zweiten Zeile ausdrücklich den Fall, daß er sie ein Mal nicht liebe, als möglich, auch die erste enthält dieselbe Möglichkeit, indem er sie negirt, insofern der Negation die Position in ihm vorausgegangen war. Die Bedeutung des Zweifels an ihrer Treue aber ist für ihn zunächst die, daß mit der letztern auch seine Liebe enden würde; das spricht er aus, indem er hier, als kaum der Argwohn gegen seine Gattin in ihm erwacht ist, schon seine eigne Liebe in Frage stellt. Und in der That ist das Aufhören seiner Liebe mit dem des Glaubens an die ihrige unmittelbar gesetzt, weil er, wie wir wissen, sie nicht ihrer selbst willen, sondern allein wegen ihrer Liebe zu ihm liebt, sowie also diese für ihn fällt, muß auch seine Liebe fallen. Daß er selbst aber schon Bewußtsein davon hat, daß er selbst schon jetzt das Aufhören seiner Liebe für möglich hält, liegt darin, daß, während einerseits ihre Liebe ein Lebensmoment für ihn geworden ist, er andrerseits doch selbstständig geblieben ist und ihr also, sobald sie sich von ihm lösen zu wollen scheint, selbstständig gegenüber, d. h. in Gegensatz zu ihr tritt. Die Empfindungen, durch die dieser Gegensatz sich in ihm offenbart, sind nothwendig gehässiger Art, eben weil sie ihm ein unentbehrliches Lebensmoment entziehen will und er ihr überdies kein selbstständiges Recht einräumt. Somit sind mit dem Argwohn auch zugleich gehässige Empfindungen gesetzt und wir haben schon a priori das Recht, diese in ihm vorauszusetzen, als er seiner Gattin beobachtend und ausforschend gegenüberstand. Das nun bestätigt er uns hier, denn allein daraus, aus der an sich selbst gemachten Erfahrung, aus dem Erlebniß, daß die frühere liebevolle Gesinnung, wenn auch nur auf Augenblicke, durch gehässige verdrängt worden war, ist er zum Bewußtsein über sich gelangt, zu der Erkenntniß, daß seine Liebe wirklich enden könne. — Das ist die Eine Seite der Bedeutung, die der Zweifel an der Liebe seiner Gattin für ihn hat; noch aber hat ihre Holdseligkeit, die sich soeben wieder vor ihm entfaltete, jene Empfindungen aus ihm verdrängt, ja sie hat ihn ergriffen, und zum ersten Male stellt er sie als selbstständiges Wesen hin, deren Glück wie das seinige in Frage kommt. In diesem Sinne sagt er: „Holdselige Unglückselige, Verdammniß fasse meine Seele, wenn ich dich nicht liebe, die du so holdselig bist, denn dann bist du unglückselig, und dafür wär' ich der Verdammniß werth.“ Dann

aber geht er auf sich selber über, um das Loos zu schildern, das ihm fallen würde, wenn er sie ein Mal nicht liebte. Und, sagt er, für mich ist dann das Chaos wieder da! ein Ausruf, den wir nach Einer Seite früher schon besprochen haben. Die andre Seite, die hier noch in Frage kommt, die subjective Bedeutung, die derselbe für ihn hat, ist die, daß er dann als selbstständiges Wesen, als Kraft, aufhören und zum inhaltsleeren Atome werden würde. Der Weg dahin aber ginge durch die Zerstörung der jetzt herrschenden Ordnung, der Objectivität.

So sehen wir die ganze Entwicklung unsres Dramas in diesem Einen Ausruf vorgezeichnet: der Haß gegen seine Gattin liegt schon, wenn auch noch unentwickelt, in Othello; dieser aber muß, zur Existenz befreit, bis zu ihrer moralischen und physischen Vernichtung fortgehen, weil er nur so sich von ihr lösen kann, und sich von ihr lösen muß er, sobald er sie treulos glaubt, kraft des Selbsterhaltungstriebes, der jetzt von seiner Selbstständigkeit allein übrig bleibt. Er selbst aber sinkt in dasselbe Nichts zurück, dem er seine Gattin zuführen will. Beides zu bewirken, dazu muß jene Bedürftigkeit dienen, die sich hier ergreifend äußert, dieselbe, der er früher nachgab, als er sich Desdemona vermählte und dadurch den sittlichen Geist verletzte. Indem er also durch diese seinem Untergang verfällt, zahlt er nur die Buße der Gerechtigkeit.

Es ist ein Irrthum Rötscher's, wenn er meint, Jago sei bloß bieder, soldatisch, treuherzig und derb; Jago ist stets ein Andrer je nach der Person, die er vor sich hat. Dem Cassio gegenüber ist er allerdings bloß Soldat, und dieser nennt ihn auch so in seinem ersten Gespräch mit Desdemona. Othello aber zeigt er sich von vorn herein in andrer Gestalt. Gleich in seinen ersten Worten stellt er sich ihm als fromm und heilsbedürftig hin, was allein schon hinreichen würde, dieselbe Seite in Othello zu vermuthen. Dann aber sehen wir ihn auch in derselben Scene schon besorgt um Othello's Wohl und Ehre, ein Zug, der wieder auf den entsprechenden in dem Letztern hinweist, auf die subjective Bedürftigkeit desselben, die also Jago wohl erkannt hat. Später als Othello bei dem nächtlichen Lärm in seiner Brautnacht ihn auffordert, Rechenschaft zu geben, wer der Schuldige sei, Cassio oder Montano, steht er nach Othello's eignen Worten „bleich vor Gram,“ und als er nun beginnt, da schwört er:

Ich hätt' in guter Schlacht die Beine lieber
Verloren, die dazu hieher mich trugen,

Worte, denen die späteren sich anschließen:

Ich büßte ja die Zunge lieber ein,
Als daß sie gegen Michael Cassio zeugte.

Wir sehen, statt soldatisch derb und kräftig zu sein, gibt er sich vielmehr ein weinerliches Ansehn und thut das natürlich nur, weil er dadurch eben Othello zu gewinnen meint. Und dem entspricht in Othello's Angelegenheiten der Ausruf, den wir ihn bei Cassio's Entfernung von Desdemona thun hörten: „Ha! das gefällt mir nicht!" denn diesem leiht er den Ausdruck jähen Schreckens, weil er ja seines Freundes Glück und Ehre bedroht sieht. Man beachte: es ist dieselbe Waffe, mit der einst Desdemona Othello gewann, die jetzt Jago braucht, um ihn ihr zu entreißen. In Othello's augenblicklicher Seelenstimmung konnte sie ihre Wirkung nicht verfehlen, nur steht trotzdem fest, daß Jago nicht der Urheber der Eifersucht Othello's ist, sondern allein die Bedeutung des aus ihm herausgestellten, also in ihm selbst schon vorhandenen, Unglaubens, des argwöhnischen Verstandes hat, der seine von vornherein der Eifersucht verfallene Liebe zernagt und den selbstischen Keim derselben zu voller Entfaltung treibt. Darauf beruht die ungeheure Wirkung der Einflüsterungen Jago's, die nun überdies gerade durch das unterstützt wird, was Desdemona's Liebe in Othello über allen Zweifel hinaus heben sollte; denn er ist ja, wie wir vorhersahen, durch den ersten Zweifel an ihrer Liebe wieder auf den Standpunkt des Prüfens zurückgeführt, von dem er ausging, und dieser Standpunkt selbst wendet sich gegen ihn. So seine Abstammung — sie achtete sie nicht und „floh den reichen Jünglings-Adel ihrer Stadt, um an solches Unholds pechschwarzer Brust zu ruhn" — aber ihm muß es jetzt selbst unbegreiflich scheinen, wie einst ihrem Vater; daß Furcht und Liebe in ihr kämpften, eh' sie sich ihm ergab, die sicherste Bürgschaft, daß ihre Furcht nun auch nicht mehr erwachen werde, beweist ihm ihre Heuchelei, für die es bald auch noch andre Belege gibt; denn sie hat ihren Vater ja auch getäuscht, wenn auch nur, um ihm, Othello, ganz anzugehören. In der That, Gervinus hätte Recht, wenn er in der Zerstörung des Liebesglücks Othello's die Hand der Nemesis für seinen Antheil an der Entführung Desdemona's sähe, denn Othello hatte kein höheres Recht auf Desdemona als ihr Vater, des-

sen Liebe zu ihr tiefgewurzelt war, nur soll er Desdemona's hohe Erscheinung, die ihr Recht in sich selber trägt, nicht mit dem Maßstab äußerlicher Pflichten messen, von denen sie Nichts weiß, sie liebte überdies noch ihren Vater und hat es durchgekostet, daß sie ihn „verloren", wie sie sagt; aber täuschen mußte sie ihn, oder sie wäre auch der letzten Lüge nicht fähig gewesen, die ihre Liebe als die selbstlos reine aufweist, die sie auch damals war, als sie ihn täuschte. Othello aber, der von Anfang an Selbstische, muß nun auch ihre Bereitwilligkeit, ihm zu folgen, ja ihr Entgegenkommen, das der lauteste Zeuge ihrer unbedingten Hingebung an ihn war, als bloße Heuchelei, als Maske, ansehen, schlau angenommen, um ihn zu gewinnen, und alle jene einzelnen Zeichen ihrer Liebe, auf die er einst den Glauben an sie baute, als er sie prüfte, verwandeln sich für ihn in ebensoviele Kunstgriffe, ihn zu täuschen. Zwar unser Dichter in seinem Reichthum läßt uns das Wirken aller dieser Momente nicht anschauen, er darf uns, wie wir gleich sehen werden, nur einige vorführen, aber ein einziges Wort, das Othello, als er sich überzeugt glaubt, Desdemona zuruft, das Wort: „Ich nahm dich für die schlaue (cunning) Dirne von Venedig, die Othello freite," beweist, daß alle diese Momente in ihm thätig waren, daß also in der That der Standpunkt des Prüfens selbst in Othello aufgehoben und verurtheilt ist. Wenn aber der Dichter uns nur einige dieser Momente vorführt, so liegt der Grund davon in dem Umstand, daß Jago, der nicht alle kennt, der active, angreifende Theil ist, Othello der passive, abwehrende, der also, so oft er Jago gegenübersteht, mit den ihm von diesem hingeworfnen Zweifeln schon allzusehr im Kampfe ist, um noch andre, die in ihm selber leben, auszusprechen*). Weit entfernt also, daß die Eifersucht allein durch seine Einflüsterungen in Othello angefacht wird, erscheint Jago vielmehr beschränkt in seiner Kenntniß dessen, was sie zu steigern vermöchte, und hat in Jenes Brust Bundesgenossen, die er gar nicht ahnt — gewiß ein neuer Zug der Weisheit unsres Dichters, oder vielmehr ein glänzender Beleg der Unmittelbarkeit seines Schaffens, denn so tief dringt der Blick des

*) Ein einziges Mal, gleich zu Anfang, als er eben erst dem Kampf verfällt, nennt er selbst ein Moment, das nächste, am meisten in die Augen fallende: And yet how nature erring from itself . . . Alles Uebrige kommt von Jago, worin das bisherige Mißverständniß unsres Dramas dann auch wohl mit begründet sein mag.

rechnenden Verstandes nicht. Dadurch ist selbst ein Jago mit all' seinem Scharfsinn noch zu einem mangelhaften Werkzeug einer höhern Macht herabgesetzt, des sittlichen Geistes, der Othello ihm in die Arme treibt, und der Ehre beraubt, mehr als ein menschlicher Bösewicht zu sein, denn zum Teufel fehlt ihm die Allwissenheit.

Daß aber Jago in der That damit anfängt, ihn durch Theilnahme, durch Mitleid, seinen Eingebungen zugänglich zu machen, zeigt ein Blick in unsre Scene. Abgesehen von den abgebrochnen Reden, mit denen er beginnt und durch die alle die Sorge, das Mitleid des Freundes durchzufühlen ist, abgesehen von dem „guten Herr," das im Deutschen freilich durch „mein General" verdrängt ist: sagt er es auch ausdrücklich:

Ich bitt' Euch —, daß Eure Weisheit
Auf Einen, der so unvollkommen wahrnimmt,
Nicht hören mag; noch Unruh' Euch erbau'n —
Nicht kann's bestehn mit Eurer Ruh' und Wohlfahrt &c.

und weiterhin:

O bewahrt Euch, Herr, vor Eifersucht u. s. w.*).

Auf Othello's Seite entspricht dieser Theilnahme das herzliche Drän-

*) Die Stelle It is the green-ey'd monster which doth mock (denn das ist die ursprüngliche Lesart, muck und make sind bloße Conjecturen) the meat it feeds on hat den Auslegern viel zu schaffen gemacht. Schmidt l. c. weist Tieck's muck ab und nimmt auch das make der Engländer nicht an, obgleich er sie gegen Tieck in Schutz nimmt, gibt aber selbst eine, wie mir scheint, unzulässige Erklärung von moks the meat etc., indem er es übersetzt: verfälscht die Speise, d. h. macht sie zum Schatten, nährt sich also von Schatten. Aber weder die angezogenen: mock — monarch, mock — fight, die zugleich den Begriff des Hohns auf das, was sie darstellen wollen, einschließen, noch die aus Macbeth angezogene Stelle, wo dasselbe wiederkehrt, können diese Erklärung begründen. Ich meine aber, daß man das Verb to mock nur in dem activen Sinne zu nehmen hat, um zum richtigen Verständniß zu gelangen. Die Eifersucht ist der Dämon, der die Speise, die ihn ernährt, nämlich den ihr verfallenden, sie verkörpernden Menschen, der zu ihrem Werkzeug wird, auch noch verspottet, dem Gespötte Preis gibt. Jago freut sich innerlich, den Mohren zum Gespötte zu machen. Daß übrigens der Eifersüchtige von seiner Leidenschaft aufgezehrt werde, ist eine durchaus gewöhnliche Anschauungsweise, die von allen Leidenschaften überhaupt gilt, wie denn Jago später zu Othello sagt: I see, Sir, you are eaten up with passion. Dann aber kann auch der Mensch mit Recht als ihre Nahrung bezeichnet werden und folglich meat wirklich den Menschen darstellen, statt daß man hier stets nach einem besondern Object suchte, das als Nahrung dienen sollte.

gen, mit der Sprache herauszugehen, ja schon in der ersten Frage: „Was sagst du, Jago?" beweist der beigefügte Name „Jago," der auch in der dritten Frage wiederkehrt, die Herzlichkeit des Tons, mit der sie ausgesprochen wird. Und wieder, wie schon vorher, erräth er Jago's Gedanken von ferne; denn ehe dieser noch irgend etwas Bestimmtes gegen Cassio vorgebracht hat, fragt er schon: „Ist er nicht ehrlich?" arbeitet also Jago's Plänen in die Hände. Denn in den Worten: „Bei Gott, mein Echo! als läg' ein Ungeheur in seinem Sinne, zu gräßlich, um sich sehn zu lassen," verräth er, daß er das Ungeheuer schon argwöhnt, das in Jago's Sinne liege. Aber das erhöht nun seine Herzlichkeit, die also aus der Angst um sein Loos, aus seiner Bedürftigkeit, entspringt. „Wenn du mich liebst," fährt er fort, „so zeige mir deine Gedanken." Und bald darauf, als auch das nicht zum Ziele führt: „Sprich zu mir, wie zu Deinen Gedanken, ganz wie Du denkst," endlich: „Du übst Verrath an Deinem Freund, Jago, wenn Du glaubst, man kränk' ihn, und sein Ohr zum Fremdling für Dein Denken machst." Was ist deutlicher? Wo ist die Hülfsbedürftigkeit je sprechender geschildert? Steigt hier doch der General und Statthalter, der sonst auf diese seine Würde so Eifersüchtige, zu dem niedrig gebornen Fähnrich, den er selbst nur mit „Du" anredet, während Cassio, der frühere Vertraute seiner Liebe, sich des „Sie" erfreut, steigt er doch zu diesem so ganz herab, daß er Eins mit ihm wird, daß er von ihm fordert, was nur der Freund vom Freunde fordert! Aber noch mehr, er fordert von dem Freunde dies unbegrenzte Vertrauen, in dem Drange, von seiner Gattin zu erfahren, zu vernehmen, ob sie wirklich treulos ist, wofür er selbst sie schon hält! Wieder eine Consequenz seines Standpunkts, auf die wir in der allgemeinen Charakteristik Othello's nur hindeuteten, um sie hier auszuführen. Dieser Standpunkt nämlich, der die selbstlose Liebe ausschließt, weil er auf der Selbstständigkeit des Individuums ruht, fordert, insofern mit der Vereinzelung des Subjects seine Hülfsbedürftigkeit gesetzt ist, das Verhältniß der Freundschaft, obschon freilich nicht in dem Sinne, wo sie selbst wieder zur Hingebung wird, sondern in dem Sinne der Verstärkung der eignen Persönlichkeit für den Fall drohender Gefahren oder Leiden, die unausbleiblich kommen müssen. Somit versteht es sich auf diesem Standpunkt von selbst, daß der Freund, der selbst als selbstständiger Mensch dasteht und als solcher der Achtung der Per-

son genießt, der mit denselben Feinden, dem Andrang der Welt, zu kämpfen hat, auch die Controle über das Weib des Andern mitzuführen berechtigt ist, denn dieses gilt nur als Besitz, als Sache — ein Recht, das wir Othello schon hier, noch eh' er es ausdrücklich thut, thatsächlich dem neuen Freunde einräumen sehen. Hiemit aber ist nun den frühern Gründen, weshalb er Jago nicht durchschaute, weshalb er ihm verfallen mußte, der letzte beigefügt: seine aus seinem Standpunkt fließende Bedürftigkeit ist es, die ihm Jago zum unentbehrlichen Freunde macht, sobald der Argwohn gegen seine Gattin ein Mal erwacht war. Nun aber ist er auch durch die Beschwörungen, die wir ihn eben aussprechen hörten, unauflöslich an ihn geknüpft; wenn auch vielleicht noch ein Mal das frühere Vertrauen zu Jener reagirt, es ist schon zu tief untergraben, er wird stets wieder zu dem Freunde seine Zuflucht nehmen und ihm dann nur noch sichrer angehören. Darin aber liegt schon ausgesprochen, daß jetzt auch seine Selbstständigkeit dahin ist, um die ihn also, wie wir oben sagten, in Wahrheit dieselbe Bedürftigkeit gebracht hat, die ihn vorher Desdemona in die Arme führte.

Sehen wir jetzt, wie im Verlaufe der Entwicklung die Eifersucht ihn immer fester umspannt, um ihn nicht mehr loszulassen; sehen wir, wie sein Verhältniß zu Desdemona und seine Stellung zu sich selbst sich unter ihrem Einfluß umgestaltet. Noch ehe Jago das Wort Eifersucht ausgesprochen, bezeugt das kurze Wörtchen „Ha!" das einzige, das er noch hervorzubringen vermag, die fürchterliche Gewalt der innern Kämpfe, denen er schon verfallen ist. Ausgehend von der Rührung, in der er sich der Verdammniß weihte, wenn er *sie* nicht liebe, ist er durch Empfindungen der Wehmuth, die seine ersten Fragen durchbebt, des Ingrimmes, als Jago sein zu spotten scheint, der Angst, was er ihm vorenthalten möge, zu jenem schmerzlichen Gefühl des höchsten Elends fortgetrieben worden, in dem er jene Bitten an Jago richtete, und als auch diese fruchtlos sind, geräth er außer sich und will ihn *zwingen*, seine Gedanken auszusprechen. Hier schließt sich jener kurze Ausruf an, der ihn der Wuth verfallen zeigt und Jago endlich dahin bringt, ihn vor der Eifersucht zu warnen. Der Wuth folgt jetzt die gänzliche Zerschlagenheit, in der er wieder nur ein einzig Wort: „O Jammer!" ausstößt. Aber Jago hat sich doch vergessen, indem er ihm das Bild des Eifersüchtigen mit allen Zügen des Kleinlichen geschildert

hat*). Othello brütet über dieser Schilderung, rafft sich, dadurch geweckt, empor, und steht alsbald in seiner frühern Selbstständigkeit dem Manne gegenüber, der von ihm glauben konnte (matching thy inference), er werde seine Seele dem nichtigen verblasenen Geschäft des Argwöhnens und Bezweifelns hingeben. Er sei nicht der Mann zum Zweifeln; eh' er zweifle, sagt er, müsse er sehen; wenn er gesehen und dadurch erkannt, daß er Recht zum Zweifeln habe, sei er auch entschlossen, dann werde er seiner Gattin den Beweis führen und beim Beweise der Liebe oder Eifersucht den Abschied geben, je nachdem sie bestehe**). Das ist der Weg, den er sich vorzeichnet, ein Weg, der die Eifersucht als solche ausschließt, deren Wesen ja das Zweifeln ist. Othello also entsagt der Eifersucht — aber nur vermöge einer Täuschung seiner selbst. Das Bild der Niedrigkeit, das plötzlich vor ihn trat, der eignen Niedrigkeit, wenn er der Eifersucht verfiele, hat ihn nur auf Augenblicke sich selbst zurückgegeben — er weiß nicht, daß er schon der Eifersucht verfallen ist, daß er schon zweifelt, ehe er gesehen. Auch blickt durch diese Erhe-

*) Ich beziehe mich hier auf die durch Othello's Ausruf: „O Jammer“ nicht unterbrochne Schilderung, die Jago von dem Eifersüchtigen gibt. Es scheint, als hätte Othello nach diesem Ausruf weiter Nichts gehört, als hielten ihn noch Jago's Worte:

O what damned minutes etc.

gefesselt, denn nur auf diese antwortet er nachher. Daß er aber gleich darauf verächtlich auf Jago herabblickt, geht sowohl aus dem Ganzen seiner Rede wie speciell aus dem matching thy inference hervor, denn mit dem Worte inference, das Schluß bedeutet, wendet sich Othello gegen den, der diesen erniedrigenden Schluß auf ihn zu machen wagte, d. h. gegen Jago.

**) Tieck hat diese wichtige Stelle ganz falsch übersetzt. Sie lautet englisch: I'll see, before I doubt; when I doubt, prove; And, on the proof, there is no more but this, Away at once with love, or jealousy. Das prove in der ersten Zeile ist der Infinitiv des Verbs, dessen Object sich aus dem Vorhergehenden ergibt, my doubts nämlich, die durch Autopsie begründeten. Wenn er erst dahin gekommen, zu zweifeln, sagt er, so werde er ihr den Beweis für seine Zweifel führen. Daß dies der Sinn ist, beweist der Zusammenhang. No, to be once in doubt, begann er, is once to be resolved. Zweifle ich erst, so ist mein Entschluß auch gefaßt, d. h. so rede ich mit ihr. Damit stimmt auch der folgende Monolog: If I do prove her haggard — I'd whistle her off. Auch führt ja die Sache selbst auf einen solchen Vorsatz, den allein ehrenwerthen, der gefaßt werden konnte, und Othello ist ja eben wieder zum Bewußtsein seiner Würde erwacht.

bung selbst gerade die Anschauung seiner Gattin durch, die die eigentliche Wurzel aller Eifersucht ist, die Anschauung derselben als seines Besitzes, als einer ihm Unterworfenen, denn er bezeichnet ihre Untreue als Aufstand, als Revolte, die er mithin ein Recht zu unterdrücken hat, wie sie sein Recht kränkt, die aber nicht durch Verständigung zu heben ist, weil mit Rebellen keine solche möglich ist.

Daher wirkt denn auch sogleich die nächste Gabe, die ihm Jago reicht, der mittler Weile eine andre Tonart ausgefunden hat, weil die frühere jetzt abgenutzt ist — sie wirkt, obschon Jago frech genug ist, „von Beweisen noch zu schweigen" und nur Dinge vorzubringen, die eben solche „nichtigen und verblasenen" Zweifel und Vermuthungen zu begründen taugen. Denn aus der neuen Tonart spricht die Anerkennung der Kraft und Würde seines Herrn, und er ist fein genug, gerade aus diesen die Zuversicht herzuleiten, die ihn jetzt freier reden lasse. Erst als er seine Wirkung sieht, kehrt er das alte Mitleid wieder heraus, und schon ist Othello dahin gebracht, daß er es sich gefallen lassen und sogar versprechen muß, er wolle die Bedeutung der Worte Jago's nur bis zum Argwohn ausdehnen, demselben erniedrigenden Argwohn, den er eben erst mit Unwillen von sich gewiesen hat. Ja schon schreitet er zu dem zweiten Abfall von der Offenheit fort, der mit seiner eignen Verstellung correspondirt, zu der Ueberwachung seiner Frau durch Jago und dessen Frau, die er selbst Jago aufträgt. Dann klagt er, daß er geheirathet, und ist schon besorgt, daß er seiner Gattin gegenüber seine Selbstbeherrschung nicht mehr werde behaupten können*). Dennoch aber will er sie nur verstoßen, wenn er sie treulos findet, sie wie einen Falken losgeben, daß sie hin in alle Winde fliege auf gutes Glück. So sagt er, als er nun allein ist — aber als er sich gesteht, daß sie in Wahrheit für ihn hin ist, daß er getäuscht ist, da begrüßt er schon den Haß als einzigen Trost, und gleich darauf nennt er sie zum ersten Male mit

*) Fear not my government, sagt er zu Jago, als ihn dieser bittet, seine Gattin noch „frei zu halten", d. h. für treu zu halten. Welch' ein Abstand aber zwischen der bloßen Erfüllung dieser Bitte und der Form der Zusage, die Othello gibt. Offenbar ist in der letztern vielmehr ihre Schuld bereits als sicher gesetzt und Othello's Antwort, mit der er Etwas negirt, was gar nicht bezweifelt war, beweist uns, daß er selbst diesen Zweifel hegte. Jago hat also schon viel mehr erreicht, als er vermuthen konnte.

kahlen Worten seinen Besitz*) und dann ein Ding**), eine Sache. Aber indem er das Wort ausspricht, offenbart sich das Wirken des sittlichen Geistes in ihm in neuer Gestalt. „O Fluch des Ehestands," ruft er aus, „daß wir diese zarten Geschöpfe unser nennen können und nicht ihre Lüste!" Und weiter: I had rather be a toad — than keep a corner in the thing I love for others' uses. Bisher war es die selbstsüchtige, bedürftige Natur seiner Liebe überhaupt, deren sich der sittliche Geist bedient hatte, um ihn der Eifersucht zu überliefern; jetzt steigt derselbe noch tiefer in ihn hinab und weckt die einzelnen Momente seiner Liebe, um durch sie sein Werk zu fördern. Ein Moment seiner Liebe, sahen wir, und zwar ein nothwendiges, weil dieselbe keine geistige Hingebung war, ist die Sinnlichkeit, die ihm gesondert von dem sittlichen Gehalt der Liebe ins Bewußtsein getreten war — die Rache, die ihn dafür trifft, ist, daß er jetzt dieselbe Trennung des sinnlichen und sittlichen Gehalts der Liebe, der er sich selber schuldig machte, den Drang nach sinnlicher Befriedigung als solcher, auch in Desdemona setzen muß, wodurch dann ihre Hinneigung zu Andern ihm zur Gewißheit werden muß.

Nun also ist sein Untergang entschieden, die Natur seiner Liebe selbst, im Allgemeinen wie Besondern, hat ihm Desdemona geraubt, ihr Verlust hat das bloß Individuelle in ihm, eben seine Bedürftigkeit, entfesselt; in Folge davon hat er seine Selbstständigkeit schon an Jago hingegeben, und selbst seine Selbstbeherrschung, der Ausdruck seiner Kraft auf sittlichem Gebiete, beginnt bereits zu wanken. Fällt sie aber, so ist die ganze Naturgewalt, die sie am Boden hält, wieder entfesselt und dadurch er zum bloßen Individuum geworden. Das allgemeine Wesen also, das er vorher war, kann er nicht länger darstellen. Die Dialektik seines Standpunkts fordert, daß auch dieses untergehe.

Desdemona gegenüber tritt sogleich die Verstellung wieder ein, die nun solange die frühere Offenheit vertreten muß, bis er durch Beweise ihrer Schuld von subjectiver Gewißheit zu objectivem Ueberzeugtsein fortgegangen ist. Denn da die offne Verständigung mit ihr,

---

*) O curse of marriage! that we can call these delicate creatures ours and not their appetites.

**) I had rather be a toad — than keep a corner in the thing I love or others' uses.

wie wir wissen, unmöglich ist: so kann erst da die Verstellung wieder schwinden, wo er als Richter vor sie tritt. Jedoch beginnt er schon, ihr auch das Recht zu entreißen, das er ihr früher allein eingeräumt hatte, das Recht, ihn zu lieben und demgemäß zu pflegen, wenn er krank war. Er wehrt ihr, als sie sich anschickt, seine vorgeschützten Schmerzen zu erleichtern, wagt aber auch darin noch nicht offen zu verfahren, sondern läßt das Tuch, das sie ihm um den Kopf bindet, unter dem nichtigen Vorwand fallen, „ihr" Tuch sei zu klein, zugleich durch das Wörtchen „ihr", das er statt des Artikels setzt, die Bitterkeit verrathend, die in ihm lebt, denn dadurch, daß er es gerade in dem Augenblicke zu ihr in Beziehung setzt, wo er es fallen läßt, spricht er aus, daß er ihre Hülfe überhaupt nicht wolle. Sie natürlich verletzt er damit nicht, denn sie merkt seine Absicht nicht, er trifft sich selbst allein, aber das Schicksal, der sittliche Geist als allgemeine objective Macht, ist mit dieser Rache nicht befriedigt, es läßt das Tuch, das jener vermöge seiner Bitterkeit auf seine Gattin von sich stoßen mußte, Jago's Gattin finden, die gemäß ihrer Stellung zu Desdemona stets in der Nähe ist und von ihrem Manne längst angegangen worden ist, ihm das Tuch zu schaffen. Othello also liefert dem Verläumder seiner Gattin selbst das beste Mittel in die Hände, seine Verläumdungen zu stützen.

Othello hat die Nähe seiner Gattin nicht ertragen können; er ist schon wieder da, den Qualen der Eifersucht preisgegeben, die ihn schon um seine Selbstbeherrschung gebracht hat. Er fühlt sich auf der Folter, aber was zunächst aus ihm spricht, ist Schmerz, der tiefste Schmerz um den Verlust des Glaubens an die Treue seiner Gattin, die er freilich sogleich wieder als Sache, die ihm angehörte, als sein Eigenthum hinstellt:

> Wenn der Bestohl'ne nicht vermißt den Raub,
> Sagt Ihr's ihm nicht, so ist er nicht bestohlen.

Und so sicher ist ihm ihr Treubruch, daß er schon jetzt in jenem Ausruf, den wir bei der Bestimmung seines Wesens herangezogen haben, zugleich mit seinem ruhigen Gemüth und seinem Frieden auch auf sein Tagewerk, den Krieg, verzichtet, auf das, was ihn des Individuellen ganz entkleidete und ihm die ihm gemäße Befriedigung gab. Somit erklärt er sich schon jetzt, noch ehe er „gesehen," was er einst als die Bedingung seines Zweifels hinstellte, ehe er also auch nur zweifeln sollte, zum bloßen Individuum, dessen einziges Streben jetzt

nur noch das der eignen individuellen Befriedigung sein kann. Dem Allgemeinen, das er früher in sich darstellte, hat er zugleich mit seinem Tagewerk entsagt, und auch der Ehrgeiz, „den der stolze Krieg zur Tugend macht," ist jetzt in ihm erstorben. Das Individuelle triumphirt. Nun aber will er auch befriedigt sein, zunächst über die Schuld seiner Gattin, für die er indeß jetzt nicht mehr den unwiderleglichen Beweis der eignen Anschauung fordert, er hat seine Forderungen schon herabgestimmt und das weitre Prüfen ist von jetzt an bloße Form. „Sehen will ich," sagt er, „oder mindestens Beweis,

An dem kein Häkchen sei, den kleinsten Zweifel
Zu hängen dran, sonst wehe deiner Seele!"

Diesen Beweis aber fordert er mit wilder Wuth, zu der er von dem Schmerze plötzlich überspringt und die den Heuchler, den er an der Kehle packt, vielleicht hätte entlarven können, hätte nicht er selbst ihm durch das Tuch so große Sicherheit und Zuversicht gegeben, daß ihn Nichts mehr erschrecken kann. So wird er bald dahin gebracht, daß er schon Jago's bloße Worte, die durch Nichts als seine angenommne Redlichkeit gestützt sind, als Beweis hinnimmt, freilich weil ihn dieser überdies durch seine Leidenschaft, die jetzt ganz entfesselt ist, zu knechten weiß. Wir müssen wieder Jago's angenommenem Wesen folgen, da dieses, wie die Wirkung desselben auf Othello beweist, das seinige wie im Spiegel zeigt. Auf Othello's fürchterlichen Fluch, wenn Jago sie zu verläumden und ihn zu martern wage, ist er erst voll Grauen über das Gräßliche, das ihm Schuld gegeben ist: „Seid Ihr ein Mensch*)," sagt er, „habt Ihr Vernunft und Sinn?" Darauf ist er wie gebrochen: „Gott sei mit Euch, nehmt mein Amt. O elender Narr, du, der lebt, aus seiner Ehrlichkeit ein Laster zu machen!" rc. Dann hebt er sich durch die Bitterkeit des Gekränkten, die sich als verächtliches Wesen gegen Othello wendet: „Ich seh', mein Herr, wie Sie die Leidenschaft verzehrt" rc. Darauf folgt Hohn: „Befriedigt möchten Sie sein?" Und auf Othello's Wuthausbruch: „Möchte! Nein, ich will!" großmüthiges Mitleid:

*) Tieck übersetzt fälschlich: „Seid Ihr ein Mann?" Jago empfindet vielmehr oder gibt vor, als empfinde er Othello's Argwohn als einen teuflischen, unmenschlichen, gerade wie er später (Act 4, Sc. 2) Emilien erwidert: Fie! there is no such man (der nämlich schlecht genug wäre, solche Verläumdungen zu erfinnen), it is impossible. Deshalb fährt er denn auch an unsrer Stelle fort: have you a soul, or sense? Die Mannheit Othello's wagt er erst später zu bezweifeln.

„Und könnt's;" dann fortwährend Hohn noch immer mit der Miene des Beleidigten und selbst noch als er sich herbeiläßt zu Beweisen, bleibt er abwehrend kalt, bis er inmitten der Erzählung seines Traumes wieder zutraulicher wird und bald der Alte ist. So hat sich Othello jetzt zum ersten Mal vor Jago, seinem eignen Fähnrich, beugen müssen, der nun sein Herr und Leiter wird und dem er auch sogleich durch seine Leidenschaft das Recht gibt, sich als solchen zu erweisen. Denn kaum hat Othello den Traum zu Ende gehört, als auch schon Durst nach Rache in ihm erwacht und ihn zu dem wilden Ausruf treibt: „In Stücke reiß ich sie!" — Da ist es Jago, der ihn erinnern muß, daß er ja noch Nichts gesehen habe, und ihn ermahnen darf, doch „klug" (wise) zu sein, der ihm, nachdem er ihm auch von dem Tuch erzählt, zwei Mal nach einander Ruhe und Geduld predigt. Das Tuch gilt ihm nun aber auch als vollgültiger Beweis, auf den gestützt er seine Liebe in alle Winde bläst. Jetzt also, da er über ihre Schuld befriedigt ist, wonach es ihn zunächst drängte, erzwingt der andre Drang nach individueller Befriedigung, die Rachsucht, sich auch Anerkennung und löst ihn so ganz in sich auf, daß er „mit schuldiger Ehrfurcht vor dem heiligen Eid" sein Wort verpfändet, „nie solle sein blutiger Sinn in seinem heftigen Lauf zurückblicken, nie zu niedriger Liebe ebben, bis eine umfassende Rache ihn verschlungen habe." Jetzt also ist sein blutiger Sinn auf die Vernichtung der gerichtet, die er einst zu lieben meinte. Und in der That so mußte es kommen. Denn wie einerseits der Keim der Kränkung und damit des Hasses und der Rachsucht schon dadurch in ihm enthalten war, daß er seine Selbstständigkeit ihr gegenüber bewahrt hatte: so treibt ihn andrerseits die Auffassung ihres Wesens als seines Eigenthums, über das nur ihm die Verfügung zusteht — sobald sie selbst sich anmaßt, zu Gunsten Andrer darüber zu verfügen und dadurch ihn negirt, mit Nothwendigkeit dazu fort, ihr zu geweisen, daß sie in der That nur Sache und er ihr Herr sei. Damit aber ist, da sie Person ist, die Vernichtung als Letztes gesetzt. Für ihn selbst aber hat dieser Racheschwur die Bedeutung, daß er, der kaum noch der Vertreter des Allgemeinen war, durch ihn zum wirklich Bösen fortgeht, zur Realisirung seines dem Allgemeinen als solchen schnurstracks entgegengesetzten individuellen Interesses. Auch zeigt sein nächster Schritt, daß er schon in der Gewalt des Bösen ist. Denn kaum hat er mit Jago, der sich ihm durch einen ebenso

feierlichen Eid anschließt, den Bund der Rache geschlossen, als er auch schon den Weg des Bösen, die Heimlichkeit, betritt, um seine Mordvorsätze auszuführen:

> Komm, folge heimlich mir, ich will im Stillen
> Ein schnelles Todesmittel mir verschaffen
> Für diesen schönen Teufel.

Auch sein nächstes Zusammentreffen mit Desdemona (Act 3, Sc. 4) zeigt ihn weiter vorgeschritten auf der Bahn zu seinem sittlichen Ruin, die Verstellung, die er wieder annimmt, ist jetzt schon eine bewußte, die ihm freilich Qual bereitet, aber nur, weil er lieber gleich seine ganze Wuth an ihr ausließe. Auch bricht sich dieser Drang, sie zu vernichten, zunächst moralisch zu vernichten, gleich Anfangs in der Form des Hohnes Bahn: „Es ist 'ne milde Hand, die gern verschenkt, 'ne offne Hand ꝛc." Dann, als sie wiederum von Cassio anfängt, rückt er ihr näher, jetzt von Haß getrieben, und fragt sie nach dem Tuche. Die Lüge von dem Schnupfen ist sogleich bereit, der Haß dictirt sie ihm, er weiß es nicht mehr, daß er lügt, und dieser Haß zittert in ihm fort, als er ihr das Mährchen erzählt, durch das er selbst jetzt, wie Brabantio ihre Liebe, so er die seinige zu ihr auf Zauberei zurückführt, ihr dadurch verrathend, daß seine Liebe mit dem Tuch verloren sei. Jetzt macht auch Desdemona sich einer Lüge schuldig — wahrlich es liegt nicht in unserm Willen, wenn auch unsre Sprache hin und wieder im Interesse Desdemona's die Farbe der Erregtheit angenommen hat, Othello zu richten*), das Studium

*) Rötscher hatte, insofern bei allen Lesern Othello's ein tiefes Interesse für den Helden dieses Dramas vorausgesetzt werden darf, eine dankbarere Aufgabe zu lösen als der Verfasser dieser Abhandlung. Auch war Rötscher im Rechte, als er die subjective Berechtigung Othello's zu entwickeln unternahm, und zwar nicht nur, weil es für ihn darauf ankam, die Bedeutung der Eifersucht als tragischer Leidenschaft nachzuweisen, sondern auch weil Othello an und für sich selbst als sittliche Persönlichkeit Anspruch auf unser Interesse hat. Diesen Anspruch anzuerkennen, bin auch ich gern bereit, soweit ich auch von Rötscher in der Bestimmung des Wesens seiner Sittlichkeit, zumal wie dieselbe sich in seiner Liebe und seiner Anschauung der Ehe offenbart, abweiche, denn hier hat sich Rötscher durch seine Auffassung Othello's als eines Gemüthsmenschen verleiten lassen, Dinge von ihm auszusagen, die allenfalls für einen Hamlet sich eignen würden, ihm aber gänzlich widerstreiten und auch durchaus keine positive Basis in unserm Drama haben. Obgleich ich also selbst keineswegs geneigt sein konnte, Othello's subjective Berechtigung zu leugnen, die ich vielmehr anerkannt zu haben meine, so konnte es mir

unsres großen Dichters hat uns das Richteramt verleidet, denn alle seine Dramen und unter ihnen nicht zuletzt Othello, predigen: Richtet nicht, auf daß nicht auch Ihr gerichtet werdet! — sieht man aber, wie den großen Vergehen Othello's gegenüber auf diese kleine durch Furcht vor der Erregtheit ihres Gatten bedingte Lüge Desdemona's Gewicht gelegt wird, so ist man sicherlich im Rechte, wenn man in der Stellung, die das Weib noch heute unter uns einnimmt, einer Stellung, die sie zur Magd des Mannes herabsetzt, den wahren Grund zu finden meint, weshalb auch dieses Drama Shakspeare's bisher so gänzlich mißverstanden wurde! — Othello's Verstellung hat hiermit ein Ende, ihr Selbstverrath, daß sie das Tuch nicht habe, den er als Bestätigung der Aussage Jago's ansieht, bringt ihn so außer sich, daß er die Maske abwirft. Noch aber wagt er nicht, ihr Gewalt anzuthun, und obgleich der Ausruf: „Hinweg!" gegen sie gerichtet war, treibt er doch nicht sie fort, sondern eilt nur, sich durch eigne Entfernung ihrer zu entledigen (Act 4). Als er wiederkehrt, ist er ganz erschöpft, die Heftigkeit ist gewichen und mit der Erschöpfung wieder ein Schwanken in seiner Ueberzeugung von ihrer Schuld eingetreten. Er hat mit dem vermeinten Freunde alle Scheinbeweise ihrer Schuld durchgenommen, dieser, scheinbar beistimmend, hat den früheren neue hinzugefügt, und Othello wagt sie selbst da noch nicht sogleich schuldig zu sprechen, als er sie sich „nackt in ihrem Bette mit ihrem Freunde" denken soll. Endlich aber muß er weichen, als ihn Jago wieder an das Tuch erinnert und dem dadurch ganz Gebeugten nun gar erzählt, daß Cassio sich ihrer Hingebung rühme. Das bricht ihn völlig. Er, der kräftige Krieger, ist durch die zerstörende Macht der Leidenschaft auch körperlich zerrüttet und sinkt in Ohnmacht hin. Jago ist jetzt seines Opfers sicher und weidet sich an ihm, von nun an hält er es nicht mehr für nöthig, auch nur durch äußerliche Unterordnung ihm die Achtung zu erweisen, die dem Höheren gebührt, er tritt jetzt auch in Wort und Mienen als sein

---

freilich auf der andern Seite auch nicht einfallen, auf diese allen Nachdruck zu legen, da ich ihn zugleich im Verhältniß zu der ihn umgebenden Welt, vor Allen zu seiner Gattin aufzufassen hatte. Und daß er hier, freilich in Gemäßheit seines Standpunkts, der mithin ebenso sehr der Ausdruck seiner Sittlichkeit, wie die Bedingung seines sittlichen Falles war, fehlte, meine ich dargethan zu haben. Sind doch die Vorzüge und Fehler der Menschen stets durch einander bedingt!

Herr auf, was er lange war, und gleich die erste Frage Othello's, mit der er Jago's Frage: „Wie ist Euch? Habt Ihr nicht den Kopf verletzt?" erwidert, die Frage: „Sprichst du mir Hohn?" zeugen für den Ausdruck, den Jago seinen Worten gab. Dann aber sagt er es ihm grad' heraus, daß er kein Mann sei. „Euch höhnen! nein, beim Himmel, ich wünscht', Ihr trügt Eu'r Schicksal (fortune) wie ein Mann." Und gleich darauf: „Guter Herr*), seid ein Mann!" Dann wieder: „Eine Leidenschaft, die solches Mannes höchst unwürdig ist." Endlich: „zum Teufel, Geduld, oder ich werde sagen, Ihr seid ganz und gar von Sinnen und Nichts von einem Manne."

Mit dieser Erniedrigung, die Jago ihm in Worten anthut, geht die Erniedrigung in Thaten Hand in Hand, Ein Wort von Ihm und Othello geht zu horchen. Er, der einst mit den Worten: „Mein Amt, mein Stand und meine feste Seele sollen deutlich offenbaren, wer ich bin," schon bei seinem ersten Auftreten die Offenheit als hervorragende Eigenschaft seines Wesens ankündigte. Und wie hier der Gegensatz zu seiner einstigen Offenheit und dem Bewußtsein seiner Würde uns entgegentritt, so enthüllen die fürchterlichen Racherufe: „Triumphirst du, Römer? triumphirst du? Wer gewinnt, der lacht! Ich sehe deine Nase, aber nicht den Hund, dem ich sie vorwerfen will," den ganzen ungeheuren Gegensatz der jetzigen Wildheit und der früheren „festen Seele." Er sieht sein Opfer schon geschlachtet und weidet sich im Geist daran. Nicht minder ergreifend sind die Gegensätze, die er selbst aufstellt: seine einstige Liebe zu Desdemona und der Haß, die Verachtung, mit der er jetzt auf sie blickt — aber eben diese Schmerzenslaute seiner Liebe haben uns das innerste Wesen derselben als einer selbstischen erkennen lassen, die den Keim der jetzigen Entfaltung von Anfang an in sich trug. Jetzt aber, seit der Ohnmacht, ist noch ein anderes Moment in ihm zur Geltung und Kraft gelangt. Die Ehre, die Kehrseite der Eitelkeit, die wir, sowie die Sinnlichkeit, als ein Moment seiner Liebe selbst erkannten. Freilich schon nachdem ihm Jago das erste Gift ins Ohr geträufelt, in seinem ersten Monologe rief er aus: „Das ist der Großen Qual, ist ihr Geschick, der gehornte Fluch ist uns bestimmt schon im Mutter-

*) Im Original: good sir, was Tieck unpassend durch: „Mein Feldherr" übersetzt. Gerade in dem good sir liegt die Nichtachtung ausgesprochen, die Geringschätzung, die Jago in dieser ganzen Scene geflissentlich zur Schau trägt.

leide." Aber damals diente ihm die Hervorhebung dieser Seite, sein Schicksal zu verallgemeinern und es sich dadurch zu erleichtern, an sich hatte der „gehornte Fluch" für ihn keine Bedeutung. Dann trat ihm diese Kränkung nicht mehr ins Bewußtsein, jetzt löst er sich mehr und mehr von Desdemona und lernt sich wieder als Einzelwesen fassen, losgetrennt von ihr; da muß, was diesem erst Halt gibt gegen Außen, die Ehre, ihm wieder als bedeutungsvoll erscheinen, zumal da jeder andre Halt ihm jetzt genommen ist; jetzt also hören wir ihn ausrufen: „Ein gehörnter Mann ist ein Ungeheuer und Vieh" „Mir Hörner aufsetzen, mit meinem Lieutenant" ꝛc. So rächt sich auch diese letzte Seite seiner Liebe, seine Eitelkeit, an ihm! Nun aber wird ihr Tod auf diese Nacht beschlossen, auf den Rath Jago's*) will er sie in in ihrem Bett, demselben Bett, das sie entehrt hat, erdrosseln.

Es folgt die schauerliche Scene, in der er ihr zum ersten Male wieder offen entgegentritt, zum ersten Male, seit sie ihn auf Cypern begrüßte. Was wir damals durch sein Entzücken durchblicken sahen, die Anschauung seiner Gattin als des bloßen Werkzeugs seiner subjectiven Befriedigung, wird jetzt zur Wahrheit. Er macht sie thatsächlich zur Sache, nicht nur, indem er durch Schläge ihre Menschenwürde leugnet, sondern noch mehr, indem er sie dem Ludovico zum beliebigen Gebrauche zur Verfügung stellt, und in den Schlägen liegt bereits auch der erste Schritt zur physischen Vernichtung. Und doch lag auch jetzt noch die Erkenntniß ihrer Unschuld, freilich für sein Auge nicht, so nah! er selber muß sie erst für unsinnig und dann für toll erklären**), um nur seine Ueberzeugung ihrer Schuld bewahren zu können; denn war sie schuldig, so mußte sie zugleich wahnsinnig sein, um in seiner Gegenwart zu reden, wie sie thut. Wenn aber auch ihr gegenüber jetzt wieder offen und ihre Thränen für Heuchelei erklärend, verharrt er selbst in Cassio's Sache noch in der frü-

*) Jago handelt, wie es scheint, sehr gern nach dem jus talionis; denn nicht nur räth er hier dem Othello to strangle her in her bed, even the bed she hath contaminated, auch in dem Monolog Act 2, 1 (Schluß) sagt er: partly led to diet my revenge, For that I do suspect the lustful Moor Hath leap'd into my seat — And nothing can, or shall, content my soul, Till I am even'd with him, wife for wife. Es ist das seiner Natur insofern sehr entsprechend, als er, der ja keine höhere Macht anerkennt, nothwendig Einzelne gegen Einzelne setzt.

**) Are you wise? fragt er, dann: I am glad to see you mad.

hern Verstellung und versichert dem Abgesandten seines Staates, während er Mord gegen Cassio im Herzen trägt: „Herr, dem Befehl gehorch' ich, Cassio soll mein Amt erhalten.“ Sein eigner Sturz als Gouverneur übt in dieser Lage nicht die geringste Wirkung auf ihn.

Dem ersten Versuch einer moralischen Vernichtung, den Desdemona freilich durch ihre Sanftmuth und ihren sich auch jetzt gleich bleibenden Gehorsam überwindet, folgt alsbald ein zweiter, noch fürchterlicherer, indem er dies Mal seine Gattin dadurch zur Sache machen will, daß er selbst sie als Hure zu besuchen geht. Noch ein Mal ist sein Schicksal in seine Hand gegeben, er hat Emilien knien und beten gesehen, Eine Frage, welchen Bezug das habe, und er erfuhr, daß sie das Tuch gefunden, daß Jago es von ihr erhalten, daß also Desdemona es nicht Cassio gegeben haben konnte*). Aber er erklärt sie trotzdem für eine Kupplerin und tritt nun wirklich seiner Gattin als einer Hure gegenüber. Die Arme, die in ihrer Unschuld nicht glauben kann, daß er sie in Wahrheit der Untreue gegen ihn fähig halte und daß seine Leidenschaft in diesem Glauben wurzle, schwört zwar, sie sei sein „pflichtgetreues Weib,“ bald aber springt sie, als sie ihn weinen sieht, zu einem Andern über, was ihr das Wesen ihres Gatten leichter erklärlich macht: „Hast du vielleicht den Vater in Verdacht,“ sagt sie, „daß er das Werkzeug deines Sturzes sei. Leg' nicht die Schuld auf mich, hast du ihn verloren — wohl ich verlor ihn auch!“ — Worte wahrlich, die beweisen, daß sie den Kampf der Gatten- und Kindesliebe durchgekämpft, obgleich sie ihn nicht zur Schau trug, denn offenbar spricht hier aus ihr das sichere Bewußtsein des größern Verlustes, des Verlustes seiner väterlichen Liebe. Er aber bricht jetzt in jene Klagelaute aus, auf die wir uns bei der Bestimmung des Wesens seiner Liebe bezogen haben, Laute, durch die er freilich sie als seinen höchsten Besitz hinstellt, höher als alle Güter dieser Erde**), höher selbst als die Achtung und

*) Vgl. oben Anm. Seite 259.

**) Wir können nicht umhin, beiläufig noch auf einen feinen Zug aufmerksam zu machen, den unser Dichter zur Charakteristik unseres Helden hier eingestreut hat. Had heaven steep'd me in poverty to the very lips, läßt er ihn sagen, zum Beweise, daß er Werth auf die Güter dieser Erde legte. Dieser Zug ist aber unwahr, so lange man Othello als Gemüthsmenschen im strengen Sinne des Wortes auffaßt; unsere Darstellung zugegeben, derzufolge Othello der bürgerliche Mensch ist, ist er ebenso wahr wie fein.

den Ruhm, den er erworben, dennoch aber als den höchsten Besitz, den er ausschließlich den seinen nennen muß, wenn nicht seine Geduld und Ruhe weichen und sein Blick sich „grimmig wie die Hölle" gegen sie wenden soll. Die Betheuerungen ihrer Unschuld, mit denen sie auf seine Beschuldigungen antwortet, haben für ihn kein Gewicht und hätten nie für ihn Gewicht gehabt, da er nach seinem innern Verhältniß zu ihr, immer nur als Kläger und Richter zugleich vor sie getreten wäre — aber eben weil er ihr die Gleichberechtigung nicht zugestand, hat er durch Prüfung sich Beweise ihrer Schuld verschafft, und diese kann sie jetzt nicht mehr entkräften. Er verläßt sie mit den Worten, die das ganze Resultat seines Prüfens in Eins zusammen fassen:

> Ich nahm dich für die schlaue Dirne von Venedig,
> Die den Othello freite.

Worte, die wie schon oben nachgewiesen wurde, den Standpunkt des Prüfens, den Standpunkt des vermittelten Vertrauens, mithin den Standpunkt des Individualismus überhaupt aufheben und verdammen.

Wo wir ihn wieder treffen, steht er auf der tiefsten Stufe der Erniedrigung. Ein schauerliches Bild enthüllt sich uns, ein Bild, das im Verhältniß zu einem frühern, das unser Dichter vor uns entrollte, in Othello's eigner Entwicklung den grellsten Gegensatz darstellt, den unser Drama bietet. Man denke jener ersten Nacht auf Cypern, des Lärms, den Jago's Tücke angestiftet hatte, und rufe sich das Bild der Größe, die wir Othello dort entfalten sahen, wieder vor die Seele. Dagegen stelle man die letzte Nacht, die Nacht, in der Jago den Rodrigo auf Cassio hetzt, soweit im Auftrage Othello's, daß dieser fallen solle. Dort steht er da als das Organ des Staats, als die Verkörperung des Allgemeinen, das er zu vertreten hat, ein Mann erregbar zwar, doch nur im Namen seines Staats, und auch der heftigsten Erregung Meister, in gleichen Schalen wägend Recht und Unrecht, den Schuldigen strafend auch im Freund, und mit dem Muthe und der Offenheit, die seiner Manneswürde Blüthe sind, hintretend, um den Streit zu schlichten. Hier, nächtlicher Weile, aus bloßer Rachsucht, läßt derselbe Mann durch eines Andern Hand, mit Vorbedacht, den eignen Feind ermorden, er selbst steht feig von Weitem, horcht aus dem Versteck und freut sich seines niederträchtigen Meuchelmords. Ja mehr noch: noch ist er der Vertreter seines Staats; der Staat war einst ihm heilig, willig unterwarf er sich

seinen Gesetzen, stellte einst sogar sein Leben seinen Richtern zur Verfügung, war doch der Staat für ihn der Boden, dessen er von seinem Standpunkt aus als der unumgänglichen Bedingung der Bethätigung seiner als Individuum bedurfte — jetzt ist auch dieses Allgemeine für ihn hin, er selbst hat es zerstört, hat durch Cassio's Mord die ganze objective Ordnung aufgehoben, und überdies war Cassio schon zur heiligen Person geweiht. Es scheint, das Chaos ist bereits hereingebrochen, das ordnende, die Kräfte regelnde Princip gestürzt — nur daß Er selbst es noch nicht sieht, man könnte seine eignen Worte ihm entgegenhalten, die noch dazu ein viel geringeres Vergehen, nur einen Fehltritt trafen, der aus Trunkenheit und Leidenschaft entsprang: „Was giebt es hier? woher entspann sich dies? sind wir denn Türken?" 2c. Vor Allem aber, was er dem Montano zuruft:

> Würdiger Montano, Ihr schient mir sonst gesittet,
> Die Ruh' und edle Haltung Eurer Jugend
> Pries alle Welt, und Eu'r Name prangte
> Im Lob der Weisen: sagt mir denn, wie kam's,
> Daß Ihr so abgestreift den guten Ruf,
> Und Eures Leumunds Reichthum für den Namen
> Des nächt'gen Raufers hinwerft? gebt mir Antwort!

Aber er nennt auch jetzt noch seinen Helfershelfer ehrlich und gerecht, ja tapfer und preist ihn seiner Freundschaft wegen, vermöge deren er so „edlen" Sinn für seines Freundes Schmach besitze. Man sieht, es existirt für ihn jetzt überhaupt nichts Objectives mehr, er selbst als Subject, seine Interessen entscheiden über Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Wahrheit 2c. Denn auch seine eigne Verstellung erreicht hier ihren Gipfel. Doch darf diese Anschauung, die mit der Praxis Hand in Hand geht, nicht befremden, sie ist nichts weiter als die letzte Consequenz des Standpunkts, von dem aus er einst den Ehrgeiz eine Tugend nannte, insofern nämlich, als auf diesem Standpunkt das Individuum von vornherein die letzte Instanz gebildet hat. Es ist der Egoismus, der überall, auf jeder Stufe der Entwicklung, obschon unbewußt, zu Grunde lag.

Mit dem Ausdruck grimmiger Rachsucht gegen Desdemona zieht er sich zurück. Aber, wo wir ihn wiederfinden, ist die Leidenschaft verraucht und er zum ersten Mal frei von ihr, über die subjective Berührung durch ihre Schuld, über deren Bedeutung für ihn, hinaus. Jetzt also ist ihr Tod für ihn keine innere Nothwendigkeit mehr, wie

einst, als sie durch ihre „Revolte," durch den Raub, den sie an ihm beging, ihn direct aufzufordern schien, sein Recht als ihr Herr und Besitzer, das sie thatsächlich leugnete, ihr auf dieselbe Weise darzuthun. Denn ruhig konnte er nur werden, weil ihn diese Negation, die zugleich die seines Wesens war, nicht mehr berührte. Mithin ist er im Rechte, wenn er von sich behauptet, daß es allein die Sache sei, die ihn bei dem Beschluß, sie zu tödten, verharren lasse. Er ist nicht mehr der Rächer seiner eignen Sache, er fühlt sich als Werkzeug der Vorsehung oder des „Himmels," wie er lieber sagt, berufen, sie zu hindern, durch ihre Schönheit noch mehr Unheil anzurichten, er ist gleichsam der Priester, geweiht, der Gottheit sie als Opfer darzubringen, und seine Stimmung trägt den Stempel dieser höhern Weihe. Noch ein Mal stellt er sich die Tragweite seiner That vor Augen, sagt sich, daß ihr Lebenslicht, einmal ausgethan, nicht wieder zu entzünden ist, noch ein Mal läßt er ihre Schönheit auf sich wirken. Aber bald erweist sich das Anmaßliche, das er sich hat zu Schulden kommen lassen, indem er sich aus eigner Machtvollkommenheit zum Organ des sittlichen Geistes aufwarf. Er, der noch eben selbst den Meuchelmord gepriesen, der längst die Selbstbeherrschung eingebüßt hat, der für ihre Schönheit auch jetzt noch empfänglich, also noch erregbar ist. Er freilich meint, sich aller persönlichen Empfindungen entäußert zu haben, bleibt ruhig selbst, als sie erwacht, ja ist seiner so gewiß, daß er sie selbst geweckt haben würde, denn ihr Seelenheil liegt ihm am Herzen und er will ihr noch Zeit zum Beten geben, eh' er sein Richteramt vollzieht. So gewiß ist er ein Andrer jetzt, als da er ihr zuletzt gegenüberstand, denn damals hatte er sie ihre Unschuld nur beschwören lassen, damit ihr Meineid sie um so sichrer in die Hölle bringe. Aber kaum ist sie erwacht, kaum hat er sie ermahnt, zu beten, so trifft ihn auch die Rache des sittlichen Geistes, der ihn als sein Organ nicht will. Denn zwar will er abseits gehen, daß sie gesammelt beten könne, und will sie dann gleich tödten, zwar heißt er sie schweigen, um nicht durch ihre Reden in seiner persönlichen Beziehung zu ihr erregt zu werden, aber schon erinnert er sie selbst an ihre Sünden, erwähnt des Taschentuches und wirft sich nun auch noch zu ihrem Beichtiger auf; damit ist dann, weil er ihr Geständniß fordert, auch seine Beziehung zu ihr, die Kränkung, die sie ihm zugefügt, wieder wachgerufen. Denn sie leugnet, daß sie eine Schuld zu beichten habe und ihm erscheint ihr Leugnen als Ver-

stockung, als Meineid. Jetzt muß er selbst empfinden, daß er im Begriff steht, was er als Opfer meinte, in Mord zu verwandeln. Aber dies Bewußtsein über die Gefahr, in der er schwebt, müßte ihm die Ruhe wiedergeben und mit ihr die Kraft, seinen Entschluß, wie er ihn gedacht, zur Ausführung zu bringen. Doch schon ist Cassio's Name gefallen, die Erwähnung seines Mordes folgt und Desdemona weint — da bricht die alte Wuth aufs Neue zügellos hervor und jetzt stirbt Desdemona, ohne daß er ihr auch nur noch das Gebet gestattet hätte, um das sie jetzt selbst bittet.

Nun aber ist auch für ihn das Chaos eingetreten, das wir vorher in Cassio's Mord schon sahen. Die ersten Worte, mit denen er den Eindruck seiner That aus sich herausstellt, sagen es:

> Nun, dächt' ich, müßt' ein groß Verfinstern sein
> An Sonn' und Mond, und die erschreckte Erde
> Sich aufthun vor Entsetzen.

Und bald noch deutlicher, nur ironisch gewandt, in der Antwort, die er Emilien auf ihre Botschaft von dem geschehenen Morde gibt:

> Das hat wahrhaftig nur der Mond verschuldet:
> Er kommt der Erde näher, als er pflegt,
> Und macht die Menschen rasend.

Noch aber dauert sein Rachewahnsinn fort, er ist bitter enttäuscht durch Cassio's Rettung und selbst Desdemona's erhabene Lüge vermag ihn nicht zu rühren. Dennoch ist er schon dahin gebracht, vor Emilien, der Dienerin seiner Gattin, seine That zu rechtfertigen, und ist trotz seines Schmerzes noch so subjectiv erregbar, daß er wegen Beschimpfungen, die Emilie auf ihn häuft, gegen das schwache Weib das Schwert zückt. Auch sie beschämt ihn mit den Worten:

> Du hast nicht halb die Macht, mir weh zu thun,
> Als ich, es zu ertragen.

Aber freilich ist er noch immer durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er recht gethan, und kann sogar noch zu dem Oheim der Ermordeten sagen: „Ich weiß, daß diese That schauerlich und gräßlich aussieht (shows)," kann sie nochmals mit seiner Gattin Ehebruch rechtfertigen — da aber wird die Binde von seinen Augen weggerissen: Eine Weile ist er stumm, dann, in einem einzigen Ausruf die überwältigende Gewalt der in ihm ringenden Empfindungen zusammenpressend, während Gratiano um Emilie beschäftigt ist, stürzt er Jago nach, und will, da ja der Himmel keine Steine sendet, selbst das Racheamt vollziehen. Aber er ist „auch nicht tapfer mehr" —

Montano entreißt ihm das Schwert, und auf sich selbst verzichtend, fragt er: „Warum sollte auch die Ehre die Rechtlichkeit überleben?" Die Ehrlichkeit ist hier der gute Ruf, der Glaube der Welt an seinen Namen; jetzt räumt Othello ein, daß der verloren sei, mit Recht verloren; war seine Gattin schuldig, er hätte nimmer sich sein Recht anzweifeln lassen, sie zu tödten, denn das eben war ja seine Schranke, daß er ein Recht an ihre Liebe oder vielmehr an ihre Treue, ihre ausschließliche Beziehung auf ihn, zu haben meinte — ein Recht an eine Person ist aber nicht zu denken, am wenigsten ein Recht an ihre Liebe, deren Wesen eben ist, daß sie die freieste Gabe ist und nie gefordert werden kann, auch war Othello demgemäß nie Desdemona's Liebe, sondern stets nur ihre Treue, die Eigenschaft des Unterworfnen, des Knechts, ins Bewußtsein getreten weshalb ihm denn auch seine eigne Liebe nie die Befriedigung der ächten Liebe geben konnte — also nur erst, da er sie unschuldig weiß, wird er sich seiner That als eines Verbrechens, als eines Abfalls von sich selbst, bewußt und nun verliert er auch noch seine Ehre als Soldat — die war sein letztes Gut, noch jetzt ein großes Gut — noch ein Mal hebt er es hervor: mit seinem kleinen Arm und seinem guten Schwert, sagt er, habe er einst zwanzig Mal größere Hindernisse überwunden, als Gratiano ihm entgegensetzen könnte; „aber, o eitle Prahlerei," fährt er fort, „wer kann sein Schicksal leiten? so ist es jetzt nicht mehr." So hat er Recht, wenn er nach jenem fürchterlichen Ausbruch der Verzweiflung, auf Ludovico's Frage, wo er sei? antwortet: „hier steht der, der Othello war," denn der Othello, den wir kannten, existirt nicht mehr. Aber mit diesen Worten ist nun auch das Bewußtsein seiner frühern Größe wieder in ihm aufgetaucht, und unterliegt er auch noch ein Mal wieder, als er Jago sieht, der Leidenschaft, und stößt zum zweiten Mal nach ihm — doch ist damit der Schwäche der letzte Zoll gezahlt, sein Bewußtsein ringt sich wieder durch, ihn sich selbst wieder gebend, und in ruhiger Größe steht er da. Schon als er Jago zurief: „Nach meinem Gefühl ist's Seligkeit zu sterben," hatt' er innerlich beschlossen, sich den Tod zu geben, die einzige Sühne, die ihm übrig bleibt. Jetzt setzt er sich selbst seine Grabschrift: „er sei ein ehrenwerther Mörder, er habe nichts in Haß, sondern Alles in Ehre gethan." Und so ist es, trotz aller Phasen, durch die ihn seine Leidenschaft hindurchtrieb — denn nicht in Folge ursprünglicher gehässiger Gesinnung gegen

seine Gattin, nicht aus bösem Willen hat er sie ermordet, sondern in Folge subjectiver Nöthigung, in Folge des Grundgesetzes seines Wesens, dem er als kräftige, unverstümmelte Natur nicht widerstreben konnte. Willig bekennt er sein Verbrechen gegen Cassio, bittet es ihm ab, hat Ruhe genug gewonnen, den Hergang zu erforschen, der ihn zu diesem Aeußersten geführt hat, und ruhig spricht er noch sein Testament — jetzt ganz der Mensch, der seine Grenzen kennt, der seine That im Menschengeiste selbst gesühnt weiß und darum kein Urtheil der Welt zu fürchten hat. So stirbt er, „groß von Herz," dieselbe Sühne sich selbst auferlegend, die er einst über einen Feind des Staats verhängte*).

Gotha. E. W. Sievers.

---

*) Was die Berufung Othello's auf seine heroische That in Aleppo betrifft, mit der er sich den Tod gibt, so bekenne ich, daß ich über deren wahre Bedeutung nicht zu vollkommner Sicherheit gelangt bin, weshalb ich sie im Texte unberührt gelassen habe. Gervinus' Erklärung, er deute durch sie an, daß er, gerade wie einst die Ehre des Staates, so jetzt die seines Hauses sühnen wolle, ist schon deshalb unhaltbar, weil er in diesem Augenblicke psychologisch weit über so nichtige Dinge wie die Ehre seines Hauses hinaus zu denken ist, was unsre Darstellung hoffentlich klar gemacht hat. Das Wahrscheinlichste ist mir noch, daß in der Verletzung der objectiven Macht des Staates das tertium comparationis liegt — er selbst hat wie jener Türke diese Macht gehöhnt, wie dieser muß er fallen und dem Senate muß davon Kunde werden, eine Ansicht, die dadurch an Gewicht gewinnt, daß Othello gerade zu den Vertretern des Staates spricht. Indeß gebe ich sie nur als Beitrag zur Lösung dieser schwierigen Stelle.

Zu Goethe's „Faust."

Indem wir die großen Verdienste vollkommen anerkennen, welche sich Düntzer um das Verständniß Goethe'scher Dichtungen und insbesondere des Faust (in s. noch nicht vollendeten Werke: Goethe's Faust. Erster u. zweiter Theil. Th. I. Leipz. 1850) erworben hat, fühlen wir uns gerade in der Hoffnung, daß diese große Tragödie künftig unter Düntzer's Anleitung öfter als bisher in unseren höheren Lehranstalten interpretirt werde, gedrungen, Manches in seinem fortlaufenden Commentar, dem wir nicht beizustimmen vermögen, zur öffentlichen Besprechung zu ziehen, und eröffnen den Kampfplatz in diesen Blättern mit der Beleuchtung der „Zueignung" und des „Vorspiels auf dem Theater."

Ueber jene freilich wüßten wir kaum Neues und Abweichendes hinzuzufügen, bis auf einige Einzelnheiten, die wir sogleich herausheben wollen. Wir stimmen völlig mit D. überein, daß „umwittern" nicht, wie es bei Campe erklärt wird, in der Bedeutung „gewitterhaft umgeben" zu fassen sei, da „wittern" (intr.) „von jedem Zustande der Atmosphäre gebraucht wird," möchten aber auch „umwittern" nicht gerade auf „die Atmosphäre, welche jene Gestalten umzieht," deuten, sondern lieber an die Bedeutung denken, nach welcher wittern intransf. und transf. so viel als „riechen," figürlich im intransf. Sinne (nach Campe): „aus gewissen Zeichen als etwas dunkel erkannt werden" heißt; vgl. Wörter, die nach fremdem Ursprung wittern; — „ich wittre Morgenluft;" Witterung von Etwas haben 2c. — Noch weniger begründet erscheint es uns aber, wenn bei der Zeile: „Und manche liebe Schatten steigen auf" bemerkt wird: „Man darf des Zusammenhangs wegen das Wort Schatten nicht von den hingeschiedenen Freunden des Dichters verstehen; vielmehr sind es die schattenhaften Erinnerungen selbst;" denn theils ist das Wort Schatten in der letzten Bedeutung ohne weiteren Zusatz durchaus nicht gebräuchlich, in der von D. zurückgewiesenen ersten aber sehr ge-

wöhnlich, theils paßt das Zeitwort: „aufsteigen" weit besser auf die Schatten der Abgeschiedenen, als auf „schattenhafte" d. i. dunkle „Erinnerungen." Der „Zusammenhang" streitet hiergegen nicht, sondern spricht eher dafür. Doch wir legen auf diese Kleinigkeiten keinen Werth und erkennen mit D. den „Kern" (der Zueignung) „in dem Gedanken an, daß Goethe's Faust, der so ganz aus seinem Herzen geflossen ist, jetzt nicht mehr einem treubegeisterten Freundeskreise, sondern dem . . . kalten Publikum ertöne;" — „jetzt" d. h. im J. 1797, wo Goethe die „Zueignung" dichtete, als er die früheren nur seinen Freunden mitgetheilten Bruchstücke des Faust für das Publikum fortzusetzen beschloß.

Durch diesen Hauptgedanken tritt nun auch offenbar die „Zueignung" mit dem unmittelbar folgenden „Vorspiel auf dem Theater" in einen klaren Gegensatz, der aber von Düntzer, durch seine Auffassung der Bedeutung des „Vorspiels" in ein schiefes Licht gestellt wird. Denn D. findet in dem Vorspiel nicht den einfachen Gegensatz zu der Zueignung, daß der Dichter „jetzt" sich den Anforderungen des Publikum anschließen wolle, statt bloß wie früher den Beifall seiner Freunde zu suchen, — er sieht vielmehr als den Grundgedanken des „Vorspiels" an: dasselbe solle uns „zeigen, daß der Faust kein gewöhnliches Theaterstück sei, wie es sich Direktor und Schauspieler wünschen, sondern dazu bestimmt, die dem Dichter vorschwebende Idee in reinster Weise zu verkörpern." Diese Auffassung glaubt aber Rf. geradezu in Abrede stellen zu dürfen. Was D. für seine Ansicht anführt, drängt sich besonders in folgendem Satze zusammen:

(S. 146) „Der Theaterdirektor und der Schauspieler, den Goethe hier mit Absicht als „lustige Person," als Hanswurst erscheinen läßt, weil der gewöhnliche Schauspieler nur darauf ausgeht, dem Zuschauer Spaß und Unterhaltung zu verschaffen, sprechen ihre Forderungen an den Dichter aus, denen dieser aber keineswegs genügen will und kann, weßhalb er am Ende schweigt; denn wenn er sich zuletzt auch nicht mehr ausdrücklich widersetzt, so ist es doch nach den vorhergehenden Aeußerungen nicht zweifelhaft, daß er diesen Anforderungen unmöglich genügen kann; und daß er es wirklich nicht gethan, zeigt der „Faust" selbst deutlich genug, wenn der Dichter freilich auch an einzelnen Stellen dem einen und dem anderen zu willfahren scheinen könnte."

Wir bemerken hiebei zunächst, daß uns das Motiv ganz verfehlt erscheint, wenn es heißt: Goethe lasse „den Schauspieler" hier mit Absicht als „lustige Person," als Hanswurst erscheinen, weil der gewöhnliche Schauspieler nur darauf ausgeht, dem Zuschauer Spaß(!) und Unterhaltung zu verschaffen; wir erkennen ferner überhaupt in dem Hanswurst nicht „den gewöhnlichen Schauspieler," da die „gewöhnliche" Gestalt des Schauspiels bereits hinreichend durch den „Direktor" vertreten wird, die Hauptbedeutung der „lustigen Person" aber auch offenbar darin liegt, daß derselbe die Rolle des Vermittlers zwischen dem „Direktor" und dem „Dichter" spielt. Und so finden wir in der „lustigen Person" vielmehr den Humor repräsentirt, durch den die höheren Gedanken des Dichters mit der realen Richtung des Direktors versöhnt werden. Schon hiernach vermögen wir nun nicht, der Ansicht D.'s beizutreten, nach welcher er es für unzweifelhaft erklärt, daß der Dichter den vom Direktor an ihn gestellten Anforderungen „unmöglich genügen kann," und daß er aus diesem Grunde, — „wenn er sich auch zuletzt nicht mehr ausdrücklich widersetzt, — am Ende schweigt." Wir halten es ganz im Gegentheil für unbestreitbar, daß der Dichter sich am Ende unter Vermittlung der „lustigen Person" den Anforderungen des Direktors einigermaßen, wenn auch nicht vollständig, anbequemt und müssen die von D. bestrittene Annahme durchaus für „berechtigt" erklären: „der Faust werde wirklich von G. als das Stück gedacht, welches der Direktor vom Dichter verlange." Wir berufen uns hiebei zunächst auf den Eindruck, welchen unsrer Meinung nach das „Vorspiel" bei jedem Unbefangenen nach vollständiger Lesung hinterläßt und halten es für kaum zweifelhaft, daß, wo derselbe nicht durch eine bereits vorgefaßte Ansicht getrübt ist, der Leser am Schlusse des Vorspiels in dem Schweigen des Dichters nur eine Zustimmung, und keineswegs eine Ablehnung finden wird (Qui tacet, consentit!), namentlich aber zu der Voraussetzung gelangt, daß der „Faust" das verlangte Theaterstück sei. Doch wir wollen nicht bei dunklen Gefühlseindrücken stehen bleiben, sondern unsre Ansicht objektiv motiviren. Es ist unzweifelhaft, daß der „Dichter" sich „das höchste Recht — das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt," d. h. das Recht, die erhabenen Gedanken seines Geistes in dichterischer Weise zur Darstellung zu bringen, wahrt und bis zu Ende nicht aufgiebt. Mit edlem Selbstgefühl vertritt er seine höhere

Bestimmung; denn in ihm lebt „des Menschen Kraft im Dichter offenbart." Doch diese soll er auch, sogar nach dem Willen des „Direktors", nicht verläugnen, und die „lustige Person" geht unmittelbar auf jene Worte selbst ein: „So braucht sie denn die schönen Kräfte!" indem sie nur einen Rath hinzufügt, wie der Dichter zugleich den idealen Anforderungen seines eignen Innern und den realen Ansprüchen der Welt, welche der Director repräsentirt, genügen könne. Und die Mahnung:

Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
(d. i. in das innre geistige Leben, das sich in den äußerlichen Erscheinungen kund giebt)
Ein jeder lebt's (das äußere Leben), nicht Vielen ist's bekannt,
(der innerlichen Seite nach)
Und wo ihr's packt (das Innerliche erfaßt), da ist's interessant!

ist so ächt-goethisch, so den höchsten Anforderungen an den wahren Dichter entsprechend, daß der „Dichter" dadurch für die ihm zugemuthete Aufgabe nur gewonnen, durchaus aber nicht von Uebernahme derselben abgeschreckt werden konnte. (Eben so ist es mit den folgenden Worten: „In bunten Bildern wenig Klarheit, Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit" u. s. w.) Und was erwiedert dann der „Dichter" auf diese Rede der „lustigen Person"? — Die bekannten Worte: „So gieb mir auch die Zeiten wieder" u. s. w.

Wer vermag aber darin eine Ablehnung zu erkennen? Wem tritt nicht aus der nun folgenden Gegenrede unverkennbar der Gedanke entgegen: „Ja, ich möchte deiner Aufforderung nun wohl folgen, wenn du mir nur meine Jugend wiedergeben könntest!" Allerdings ist dieses nun eine unmögliche Bedingung; aber die lustige Person nimmt auch noch einmal das Wort, um den ausgesprochenen Einwurf des Dichters dadurch zu widerlegen, daß sie erklärt, zur Erfüllung der gestellten Anforderungen sei die Jugend nicht erforderlich, und das in einer Weise, die wahrlich kaum noch einer neuen Einrede Raum läßt. Wenn aber jetzt der Dichter „schweigt," so ist darin offenbar nur die Anerkennung, daß er überwunden sei, und mithin seine Zustimmung zu den immer erneuten Anforderungen, keineswegs eine Ablehnung zu erkennen. Zuletzt indeß nimmt nun noch einmal der „Direktor" das Wort, und das kann wenigstens Niemand läugnen, daß dieser in dem Schweigen des Dichters durchaus keine entschiedene oder nur irgend eine Ablehnung findet, da er vielmehr nur noch den letzten Impuls zur kräftigen Ausführung dessen hinzufügt, was er schon als Entschluß des Dichters betrachtet: „Laßt mich auch endlich Thaten sehn!" und

dann, als ob der Dichter sich völlig einverstanden erklärt habe, noch einige Rathschläge für die zweckmäßigste Vollziehung seines Vorhabens ertheilt: Drum schonet mir an diesem Tag Prospekte nicht und nicht Maschinen u. s. w.; endlich aber den Gang der Handlung, als ob sie nun sogleich beginnen solle, andeutet:

„Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!"

Doch auf diese Worte kommen wir unten zurück.

Düntzer scheint sich allerdings auf eine naive Weise der Geltung der von uns so eben entwickelten Gründe entziehen zu wollen, indem er es für besser hält, „wenn die letzte Rede des Dichters und der lustigen Person wegfielen" (!—sic!), auf welche wir unser Raisonnement vorzüglich stützen zu müssen glaubten. Wir wissen nicht, ob bei diesem Vorschlage das dunkle Gefühl mitgewirkt hat, daß diese beiden Reden Düntzer's Ansicht von der Tendenz des Vorspiels so sehr in den Weg treten; D. führt für seine Emendation (?) ein andres Motiv an: er meint, „G. habe sich hier, wie auch sonst, durch das Streben, ein ganz subjektives Verhältniß hineinzubringen" (nämlich durch Beziehung auf sein vorgeschrittenes Alter), „zu einem den reinen Kunstgenuß trübenden Fehler verleiten lassen." Wir vermögen indessen die Richtigkeit dieses Motives an sich durchaus nicht anzuerkennen; wir würden sonst wenigstens auch der ganzen „Zueignung" eben denselben Vorwurf zu machen haben, können diesen aber weder dort noch hier gelten lassen, da Goethe in dieser doppelten „Vorrede" ein rein persönliches Verhältniß besprechen will, und deßhalb volle Berechtigung hat, wenn er im Vorspiel und in der Zueignung, wie es der Fall ist, seine Individualität von Anfang bis zu Ende hervortreten läßt. — Wir von unserem Standpunkte finden mithin gar keinen Grund für die vorgeschlagene Auslassung und dürfen uns gegen D. noch darauf berufen, daß bei Annahme derselben wie der ganzen von ihm vertheidigten Auffassung auch die Schlußrede des „Direktor's" (Der Worte sind genug gewechselt u. s. w.) müßig dastehen würde, während die wahre Einheit des Vorspiels, welche D. vermißt, nur dadurch erzielt, d. h. das Vorspiel nur dadurch zu einem genügenden Abschluß geführt wird, wenn nach unsrer Annahme die sich widerstreitenden Principe des Dichters und Direktors durch die lustige Person vermittelt werden, der Dichter seine Zustimmung durch Schweigen, der Director sein

Einverständniß durch seine schließliche Aufforderung, rasch zur That zu schreiten, zu erkennen giebt.

Nur auf diese Weise tritt auch das „Vorspiel" in die gehörige Beziehung zu dem „Faust" selbst; — es soll die eigenthümliche Composition des Faust motiviren und nicht bloß negativ eine etwaige verkehrte Beurtheilung desselben beseitigen. Allerdings scheint bei dieser Auffassung der von D. berücksichtigte Einwurf verstärkte Kraft zu gewinnen, es sei „geradezu toll, daß das Stück im Augenblick erfunden, ausgeführt und von den Schauspielern eingeübt sein solle;" doch D. selbst widerlegt denselben mit der Bemerkung, „die gewählte Einkleidung sei offenbar eine rein humoristische." Uns scheint hier ganz einfach eine allgemein zugestandene dichterische Freiheit (licentia poëtica) zur Anwendung gekommen zu sein, indem der Dichter die realen Bedingungen der Verwirklichung seiner Phantasieen nach seinem guten Dichterrechte bei Seite setzt.

Aber, meint D., „der Faust selbst zeige deutlich genug": daß der Dichter in diesem Stücke den Anforderungen des Direktors und der lustigen Person wirklich nicht nachgekommen sei, — „wenn er freilich auch an einzelnen Stellen dem einen und dem andern zu willfahren scheinen könne." Und müßten wir ihm hierin Recht geben, so könnte allerdings der Faust nicht das auf Verlangen des Directors gelieferte Stück vorstellen. Doch hat denn nicht G. gerade im Faust so recht hineingegriffen „ins volle Menschenleben?" — erfüllt er nicht durch die eigenthümliche Composition desselben so ganz die „Pflicht" der „alten Herren," — „Nach einem selbstgesteckten Ziel Mit holdem Irren hinzuschweifen?" — läßt er nicht hier, durchaus nach dem Rathe der lustigen Person, die „Phantasie mit allen ihren Chören; (s. u.) — Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft" und zwar wie es ausdrücklich eingeschärft wird, „nicht ohne Narrheit hören?" Den Anforderungen der „lustigen Person" entspricht also der Faust, der erste wie der zweite Theil, auf das Genügendste und weiter haben wir in der That Nichts zu beweisen, da wir die lustige Person als den siegenden Vermittler zwischen dem Direktor und dem Dichter betrachten. Immerhin mag deßhalb der Dichter manche Anforderungen des Direktors, welche die lustige Person nicht ausdrücklich aufnimmt, in der That nicht befriedigen, ja denselben ausdrücklich zuwider handeln. Dieß entspricht eben unsrer Auffassung, wobei man nur noch

über einzelne Punkte streiten könnte, z. B. ob der Dichter im Faust nach der Anforderung des Direktors „genug geschehen" lasse und „Vieles vor den Augen abgesponnen" werde, — ob er „die Masse durch Masse zu zwingen" versuche, — indem er „Vieles bringe, Manchem etwas bringe," — ob er hier wirklich „ein Stück in Stücken" gebe u. s. w. Doch ist es uns kaum zweifelhaft, daß auch die hier herausgehobenen Anforderungen gerade die Eigenthümlichkeiten der Faust-Composition zu rechtfertigen bestimmt sind; man denke nur an die bunte und fragmentarische Zusammenstellung des ersten Theils, besonders die Brockenscene und den Walpurgisnachtstraum wie an die ähnlichen Episoden des zweiten Theils.

Nach allem Gesagten können wir auch der Kritik D.'s nicht schlechthin beistimmen, wenn er im Folgenden mehrere der seinigen entgegenstehende Ansichten zurückweis't: „Man geht irre, wenn man glaubt (1), Goethe wolle sich im Vorspiel entschuldigen, weil er im Faust einigermaßen disparaten Motiven gefolgt sei, — oder (2) er bringe dem gemeinen Bewußtsein seine Flachheit zur Anschauung und halte sie ihm als sein Wesen vor, damit es sich zu höheren Vorstellungen erhebe, — oder (3) er deute die Vermittlung des Niedern und Gemeinen mit dem Hohen und Würdigen für die ästhetische Beurtheilung an, — oder (4) das Vorspiel enthalte die höchste Ironie über das Zeitalter, dem, wie dem Helden der Tragödie selber, Nichts mehr genügen wolle, weil es allen Schranken entwachsen sei." Nachdem wir vielmehr die Ansicht sub 1 wesentlich in Schutz genommen haben, so haben wir eben damit auch die (theilweise) Berechtigung der unter 2, 3 und 4 ausgesprochenen Auffassung anerkannt und wollen in Bezug auf 4 wie auf 2 nur hinzufügen, daß G. zwar seiner ganzen Eigenthümlichkeit gemäß auch im Faust und namentlich in unserm Vorspiel „dem gemeinen Bewußtsein" — durch naturgetreue Darstellung desselben seine Flachheit „zur Anschauung" bringt und bringen will, damit zugleich auch eine „Ironie über das Zeitalter" ausspricht, aber in seiner ächtmenschlichen Weise auch hier die „Duldung alles Menschlichen, wenn es nur nicht zur Verkehrtheit wird," bewährt, indem er die Berechtigung auch der realen Anforderungen des Lebens im Gegensatz gegen die idealen Bestrebungen der Kunst nirgend verkennt und sich von aller Verachtung und Bitterkeit gegen das unter ihm Liegende fern hält.

Zum Schlusse wollen wir nun auch einige Einzelnheiten der Interpretation D.'s von dem „Vorspiel" — bei der wir übrigens in den meisten Punkten mit ihm übereinstimmen, — zur Sprache bringen. Den Sinn der Worte: „Ach! was in tiefer Brust — — in vollendeter Gestalt" scheint uns D. richtig getroffen zu haben, doch gestehen wir, daß wir hier den Ausdruck des Dichters selbst, namentlich gegen den Schluß hin, etwas gezwungen finden, so daß auf den ersten Blick die von Düntzer gegebene Erklärung den Schein des Gezwungenen erhält. Denn die Worte: „erscheint es in vollendeter Gestalt" drücken für sich betrachtet und nach dem herrschenden Sprachgebrauch (von „erscheinen" und „Gestalt") am Natürlichsten den Sinn aus: „es (die Dichtung) tritt in vollendeter Form in die Erscheinung" (sie gestaltet sich zum vollendeten Kunstwerk). Zu dieser Interpretation stimmt aber schon der Ausdruck der vorigen Zeile nicht recht: „Oft wenn es erst durch Jahre durchgedrungen" und der Zusammenhang des Ganzen läßt vollends keinem Zweifel Raum, daß D. Recht hat, wenn er bemerkt: „Die Worte darf man nicht von einem Gedicht verstehen, dessen Stoff der Dichter Jahre lang mit sich herumgetragen, bis ihm endlich die vollendete Darstellung desselben gelingt," — vielmehr in dem Sinne: oft erst nach vielen Jahren findet ein ohne Wirkung vorübergegangenes Meisterwerk („verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt") für alle Zukunft die rechte Anerkennung; — hiernach aber nehmen die Worte: „erscheint es in vollendeter Gestalt" allerdings die Bedeutung an, „die Dichtung erscheint der Zukunft in ihrer wahren Gestalt als vollendetes Kunstwerk." Wer kann indeß umhin, hier den Ausdruck gezwungen zu finden, wenn auch die Schlußzeilen der Strophe jede andre Deutung unmöglich machen („Was glänzt, ist für den Augenblick geboren; das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.")?*) Ganz verfehlt scheint uns die Erklärung des Ausdrucks: „erschüttern" in der Rede der lustigen Person („Wer sich behaglich mitzutheilen weiß, — — Er wünscht sich einen großen Kreis, Um ihn gewisser zu erschüttern."). D. bemerkt dabei nämlich: „daß die

*) Hier noch eine sprachliche Bemerkung, die D. übergeht. Auch die Worte: „Wo nur dem Dichter reine Freude blüht" sind gezwungen, wenn gleich nur durch die Wortstellung, indem das „nur" nicht zur Heraushebung von „dem Dichter," sondern von „Wo" bestimmt ist.

lustige Person, welche durch ihre Späße unterhalten soll, hier von Erschütterung spricht, wäre unerklärlich, wenn nicht die Vertretung des Schauspielers durch die lustige Person als rein humoristisch gelten müßte“ u. s. w. Wer kann aber hier irgend einen Anstoß finden, wenn wir „erschüttern“ ebenso wohl auf eine Erschütterung durch Lachen als auf tragische Effekte beziehen? — Die Verkennung der wahren Bedeutung der lustigen Person als des personifizirten Humor verführt D. auch zu verkehrter Auffassung der alsbald folgenden Zeilen, indem er meint: „die Hauptkraft, wodurch der Dichter schöpft, ist die Einbildungskraft; — „Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft“ werden hier als die jene begleitenden Thätigkeiten, als die „Chöre“ jener bezeichnet.“ Der Humor wie die wahre Kunst gesteht nicht minder den übrigen Seelenkräften, auch der höchsten (der Vernunft u. s. w.) ihre Berechtigung, als der „Phantasie“ zu und betrachtet jene keineswegs als nur „begleitende Thätigkeiten“ dieser „Hauptkraft.“ Das Bild in den Worten „Phantasie mit allen ihren Chören“ ist offenbar so zu verstehen, daß die Phantasie gleichsam als Göttin gedacht wird, die wegen ihrer manchfaltigen Erzeugnisse von einer Schaar derselben umgeben ist, welche wie z. B. die „Chöre“ der Diana, manchfaltige Reigentänze aufführen; (die „Chöre der Phantasie“ sind: die Phantasieen). Bei „Narrheit“ bemerkt D., „Goethe deute humoristisch“ (satirisch) „an, daß das Publikum besonders einen Zusatz von Narrheit liebe, etwas Tolles, Uebertriebenes, wie in so manchen Charakteren (!) Kotzebues (!).“ Das letztere Beispiel scheint uns völlig unpassend, und wir verstehen unter „Narrheit“ hier nur das „Komische,“ wie es der Humor liebt. — Unter dem „übertischten Mahle“ will D. nicht, wie Campe, ein Mahl, bei welchem man zu viel aufgetischt hat, verstehen, „sondern das, bei welchem man überlange gesessen hat, wie tischen bekanntlich in der Bedeutung beim Mahl sitzen (vgl. gut tischen) gebraucht wird.“ Aber man sagt von Personen activisch: sie tischen (sie sitzen zu Tisch); „übertischt“ passivisch vom Mahle gebraucht kann doch wohl nur heißen: übermäßig aufgetischt. — Die Bemerkung zu dem Verse: „Gar Mancher kommt vom Lesen der Journale“, „Es ist hier wohl zunächst an politische, nicht wissenschaftliche oder belletristische Tageblätter zu denken,“ erscheint so wenig motivirt, daß wir eher das Gegentheil voraussetzen möchten; denn die Kritiker, welche kritisch-

ästhetische Blätter gelesen haben, werden gewiß vom Theaterdichter am Meisten gefürchtet.

Die Worte: „Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe?" sind gut erklärt (die Erklärung im Text und in der Note sind in der That nicht wesentlich verschieden; „der Dichter nimmt das Leben mit allen seinen Erscheinungen in sich auf, um es in einem idealen Spiegelbilde wiederzugeben," oder: „er erhebt das Besondere in das Allgemeine"). Doch begreift man eben deßhalb nicht, wie in der weitern Ausführung jenes Hauptgedankens in den unmittelbar folgenden Beispielen der Sinn liegen soll: „Der Dichter ist es allein, der Alles zu der höchsten Wirksamkeit zu steigern vermag. Wir glauben die folgenden Zeilen überhaupt in mehren Punkten anders als D. verstehen zu müssen, obgleich wir gestehen, daß der Ausdruck Goethe's hier nicht überall völlig klar ist. Die Zeilen:

„Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?"

scheinen, — wenn sie nicht bloß ohne alle Verbindung unter sich nur ganz verschiedenartige Beispiele enthalten sollen, daß der Dichter Allem („dem Sturm der Leidenschaft" ebenso wie „dem tiefen Gefühl für die Schönheit der Natur" u. s. w.) „den vollendetsten Ausdruck giebt," — so verstanden werden zu müssen, daß die zweite Zeile bildlich die Beschwichtigung der Leidenschaft andeutet. Der Sinn würde dann sein: Wer schildert (und weckt) das stürmische Wüthen der Leidenschaft und weiß sie durch ruhigen Ernst zur harmonischen Stimmung zurückzuführen? — mithin auch hier „das Einzelne zur allgemeinen Weihe" zu rufen? Diese Erklärung erscheint bei Vergleichung der Scene, in welcher Faust auf dem Spaziergange durch den Anblick des Abendroths zu ruhiger Stimmung zurückgeführt wird und die G. bei Dichtung des „Vorspiels" schon vor sich hatte, noch mehr gerechtfertigt (vgl.: „Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut durch solchen Trübsinn nicht verkümmern! Betrachte wie in Abendsonnen-Gluth Die grünumgebnen Hütten schimmern" u. s. w.) In den folgenden Zeilen:

„Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?"

finden wir wieder den Hauptgedanken, daß der Dichter „das Einzelne zur allgemeinen Weihe" ruft, indem die in der Wirklichkeit vereinzelten Blüthen erst dadurch, daß sie zum Ausdruck eines schönen

Gefühls vereinigt werden, die Weihe erhalten. Derselbe Gedanke ist mit geringer Abweichung auch in den sich daran schließenden Zeilen erkennbar:

„Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?"

Am Wenigsten können wir uns indeß mit der Interpretation D.'s von der Zeile:

„Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?"

einverstanden erklären. Wenn danach „den Olymp sichern" so viel heißen soll, als: „der Unsterblichkeit weihen," so soll dabei offenbar ein Dativ der Person hineingedacht werden, etwa: „ausgezeichneten Menschen," was wohl sehr kühn erscheint. „Wer sichert den Olymp?" heißt an und für sich doch nur: „Wer befestigt den Göttersitz?" d. i. nach einer sehr gebräuchlichen Metonymie: Wer sichert den Göttern ihren Thron, und unter Vergleichung des Hauptgedankens, dem auch dieses Beispiel sich anschließt: Wer verknüpft selbst den Glauben an die einzelnen Götter zur Harmonie?*) Derselbe Gedanke aber liegt ja noch deutlicher in den hinzugefügten Worten: (Wer) „vereinet Götter," von denen D. nach seiner Auffassung sagt: „Dasselbe (d. i. der Unsterblichkeit weihen) muß auch der sonderbare (sic!) Ausdruck Götter vereinen besagen sollen, nämlich: „Einen" (dieses Objekt würde aber hier wieder fehlen!) „als Gott den Göttern zuführen, wofür es eigentlich" (ja wohl! nothwendig) „heißen müßte: mit Göttern vereinen." Nach unsrer Erklärung fällt das „Sonderbare" des Ausdrucks hinweg; hinsichtlich des ächt poetischen und durchaus in den Zusammenhang der Stelle passenden Gedankens erinnern wir aber noch, daß sich derselbe in ganz ähnlicher Weise in der nordischen Mythologie im Baldur personifizirt findet, indem dieser Gott der Milde „das Band im Kranze von Walhalla" genannt wird.

Wir finden nun erst wieder einen Anstoß bei den Worten:

„Nach einem selbstgesteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuschweifen,
Das, alte Herren, ist Eure Pflicht,"

wobei D. erklärt: „Das selbstgesteckte Ziel ist die Darstellung solcher Zustände und Gefühle, die der Dichter selbst nicht mehr em-

*) Z. B. Daß nicht bloß Bacchus oder Venus, sondern auch die Grazien, — nicht bloß Amor, sondern auch der höchste Gott des Himmels verehrt werde u. s. w.

pfindet, — während er „in der Jugend nur seine selbsterlebten Gefühle geschildert hat" u. s. w. Der Gegensatz, der hier zwischen dem „Selbsterlebten" und dem „Selbstgesteckten" gefunden wird, läßt sich aus dem letztern Ausdruck schwerlich rechtfertigen, obgleich in demselben allerdings das willkürlich Gewählte angedeutet wird. Die Schärfe des Gegensatzes ergiebt sich aber erst aus dem von D. ganz übergangenen Begriff: Ziel; und wir finden hier den Gedanken: Der ältere Dichter soll sich mit klarem Bewußtsein ein Ziel stecken, zu dem er seine Dichtung hinführt, eine klargedachte Idee zur Darstellung bringen, wobei er von dem aus der Jugend gewohnten „(bekannten) Saitenspiel" die Sitte beibehalten soll, „mit holdem Irren" d. i. im freien Spiel der Phantasie zu demselben „hinzuschweifen." Eben diesen Gegensatz finden wir ja auch wirklich mit größter Entschiedenheit zwischen dem ersten Theile des Faust, welcher der Jugendzeit Goethe's angehört, und dem zweiten, den der alte Herr pflichtmäßig dichtete, ausgeprägt. Auch die Zeilen: „Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht, Es findet uns nur noch als wahre Kinder," scheinen sich nach unsrer Auffassung des Vorigen am Passendsten anzuschließen, obgleich sie jedenfalls einen mehr frappant klingenden als wahren Ausspruch enthalten. Das holde „Irren" der Phantasie ist indeß wirklich eben so wohl ein Merkmal des Kindes wie des kindischen Alten; dieses darf also auch vom ältern Dichter erwartet werden.

In der Schluß-Aufforderung des Direktors:

„Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!"

sieht D. nur „Ironie," und fügt hinzu: „Eine Hindeutung auf den Faust selbst darf man in diesen Worten nicht sehen, obgleich man eine Aeußerung G.'s gegen Eckermann darauf beziehen könnte." Und diese Aeußerung citirt er selbst: „Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust verkörpert habe. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! — Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Noth Etwas, aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung." Wir sind nun zwar mit D. der Ansicht, daß G. schon zu der Zeit, als er dieses Vorspiel schrieb, beabsichtigte, den Faust endlich zum Himmel zu führen und nicht in die Hölle, daß er dort ewig schmachte; aber wir finden doch auch in jenen Schlußworten wie in der Aeußerung Goethe's

über dieselben noch einen neuen starken Beweis, daß der Faust das Theaterstück sein soll, welches der Dichter auf Verlangen des Direktors dem vermittelnden Vorschlage der lustigen Person gemäß dichtet. Nur darf man dabei nicht zu minutiöse Vergleichungen anstellen. Vollständig schließt sich ja der „Dichter" überhaupt den in der Schlußrede ausgesprochenen Rathschlägen des Direktors nicht an; doch kann man, wie G. selbst, mit Wahrheit von dem Hauptgange der Handlung sagen, daß sie uns „vom Himmel durch die Welt zur Hölle" führt, d. h. uns vom Urquell des Guten (Prolog im Himmel) zur Betrachtung des Menschenlebens und durch dieses an den schauerlichen Abgrund des Bösen geleitet. Hiermit ist doch durchaus nicht gesagt, daß das Stück in der Hölle schließen soll. Bloß aus jenen Schlußworten des Vorspiels aber, im Widerspruch mit Allem, was D.'s sorgsame Forschung über die Entstehung des Faust lehrt und was wir auch sonst aus der Ausführung des Faust selbst wissen, zu folgern, G. habe zur Zeit der Abfassung des Vorspiels die Absicht gehabt, die ganze Tragödie oder wenigstens den ersten Theil mit der Verdammniß des Faust zu enden, beruht auf einer völlig unbegründeten Voraussetzung.

Braunschweig. **W. Aßmann.**

Die nicht logische Seite der deutschen Sprache.

Ueber die sogenannte Enallage im Deutschen.

Die Grammatiker gebrauchen das Wort Enallage, wenn eine Wortform oder Biegung mit einer andern vertauscht wird; die Vertauschung eines Redetheils mit einem andern, z. B. eines Substantivs mit einem Adjektiv, nennen sie Antimeria.

Wir kümmern uns um die feinern Unterscheidungen der Grammatiker hier wenig und haben die obige Ueberschrift gewählt, um eine Reihe Unregelmäßigkeiten zur Sprache zu bringen, die, in den Gebieten beider Benennungen liegend, sicherlich Beachtung verdienen und unter jenem Namen sehr bequem zusammengefaßt werden können. Die Philologie will ja vorzugsweise darthun, wie die geistreichsten Völker ihre Gedanken in Worte verkörperten. Da aber bei diesem Vorgange der Verstand nicht allein thätig ist, so wird es von nicht geringem Nutzen sein, die Thätigkeiten der andern Seelenkräfte darzustellen. Durch eine wissenschaftliche Berücksichtigung der nicht logischen Seite der neuern Sprachen reihet sich die Behandlung derselben erst ehrenwerth der bisherigen Darstellung der alten an. Mehr, als es geschehen sollte, ist diese Betrachtung vernachlässigt und es sind derartige Fügungen einfach mit den Wörtern: fehlerhaft, sprachwidrig u. s. w. zurückgeschoben.

1) Ein zusammengesetztes Wort wird oft in Bezug auf die fernere Konstruktion betrachtet, als ständen die einzelnen Theile des Kompositums da, oder auch bezieht sich die Konstruktion auf ein Adjektiv, als wäre es ein Substantiv, auf ein pron. adj., als wäre es pron. subst. Meißner sagt in seinem Masaniello (Carlsruhe 1786) S. 26: Zu des Volkes allerletzter Klasse gehörte Thomas Aniello, gewöhnlich Masaniello genannt, der Sohn eines armen Fischers von Amalfi, der selbst von Fischfang und von deren Verkauf kümmerlich sich nährte (= vom Fange der Fische); Joh. v. M. (Thl. 30, St. u. Tüb. 1834, S. 169): Ich bin aufs neue, heller als je, von Vaterlandsliebe entflammt und entschlossen, so viel Stunden

ich kann, seiner (des Vaterlands) Historie zu widmen, und mit aller Betriebsamkeit, mit allem, was mir Gott giebt, dessen Bestes zu befördern; Schiller (Künstler): Ein streitendes Gestaltenheer, die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten (Heer von Gestalten); Herder (Grab des Heilands) sagt: Er ging voran die Dornenpfade, die (Dornen!) noch dem Sterbenden sein Haupt im Kranze schmückten; Lichtenberg: Es ist eine bekannte Regel beim Kirchenbau, sie so helle zu bauen, daß man am Tage kein Licht nöthig hat; Allg. Ztg.: In der Sitzung des Unterhauses vom 31. März kam durch eine Petition um Abschaffung des irischen Zehntens die Rede abermals auf dieses Land und die steigende Unsicherheit in demselben; Zeitgenossen: Talma hat mit allen Personen des Napoleonischen Hofes in freundschaftlichen Verbindungen gestanden. Die sinnreichen Bemerkungen dieses außerordentlichen Mannes sind Talma von entschiedenem Nutzen gewesen; Schiller B. 14, S. 241 (St. u. Tüb. 1828): Endlich erschien Tilly in der Mitte des Winters an der Spitze von 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberreste der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn (Schaumburg) die Vertheidigung Frankfurts ꝛc.; Allg. Ztg.: Ein madrider Privatschreiben vom 7. d. M. versichert, es herrsche in dieser Hauptstadt nur eine scheinbare Ruhe; Morgenbl.: Auf einem genuesischen Schiffe nach dieser Küstenstadt gelangt, hoffte ich schnell die Handelsangelegenheiten abzuschließen; Lenau (Gedichte 1837, S. 138): Hier ist sein Bildniß an den Sarg geheftet, der einst gekommen schmachtend und entkräftet, der einst vor meiner Thür zusammenbrach, gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach, der mich um kurze Rast so bang beschwor; J. v. M. 30. B., S. 223: Das vorige Säculum athmete französische Frivolität, das künftige wird Muth an ihnen (den Franzosen) lernen; S. 147: Melde mir umständlich, was im Hause oder zu Neunkirch begegnet. Letztern (d. i. denen in Neunkirch) meine Liebe; Winkelmann (B. 11, Donaueschingen, 1815, S. 264: Man hat demselben die hedlingerischen Münzen aufgehängt, welche er, um diesem Künstler Ehre zu machen .... wird stechen lassen. Solcher Konstruktionen giebt es im Griechischen gar viele. Voß übersetzt in der Iliade 9, 381 ff.: Thebe, Ägyptos Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen; hundert hat sie der Thor', und es ziehn zweihundert aus jedem,

rüstige Männer zum Streit; Homer aber hat: hundertthorig ist sie und es ziehn 200 Männer durch jedes (Thor) ein. Herodot sagt 4, 110 nach der Uebersetzung von Degen (Frankfurt 1788): bei welcher Gelegenheit sie (die Sauromaten) zuerst auf eine Roßheerde stießen. Dieser bemächtigten sie sich, setzten sich zu Pferde und plünderten die Skythen; der griechische Text hat aber: „setzten sich auf dieselben (Rosse)“. Sophokles hat (Trach. 260): Herakles kam in die Eurytische Stadt. Denn dieser (Eurytos) sei, sagte er, einzig unter den Sterblichen Schuld 2c.; Eur. Hek. 21: als der väterliche Heerd verwüstet ward, er selbst aber (der Vater) fiel 2c.; Xen. Kyr. 5, 2, 15: Eure Wohnung ist viel größer, als die meinige, die ihr . . gebraucht 2c.; vergl. noch Plat. legg. 1, p. 644 d.; 9, p. 864 d.; Hesiod. Theog. 450. Im Latein sagt Livius 2, 53: Vejens bellum exortum, quibus Sabini arma conjunxerant; C. fam. 1, 9, 13: nostrum consilium, qui noluerim; Brut. 29: ad senatoriam sententiam, cujus (= senatus) erat ille princeps; Caes. b. g. 1, 40: in servili (servorum) tumultu, quos etc. —

2) Das Pronomen oder Adjektiv weicht im Geschlechte von seinem Substantiv ab, weil der Schriftsteller die Bedeutung des letztern einzig im Auge hat. Gaudy sagt in seinen Venetianischen Novellen (1838, B. 2, S. 61): Eine Theerjacke jammerte über die Mäßigkeitsvereine, denen sein Kapitän beigetreten = ein Matrose jammerte 2c.; Houwald (Vermischte Schriften, Lpzg. 1825, B. 1, die Freistatt. S. 6): Ach, dieses Weib hat viel verloren und schien vom Schicksal doch erkoren, die Glücklichste der Glücklichen zu sein! Hold war sie, wie die Ros' im Lenze, und ihre schönsten Myrthenkränze flocht früh die Lieb' ihr durch das Haar. Es hatte sie ein Mann zum Weib erkiesen (?!!) 2c. 2c.; Hirscher (Bibl. G. S. 63): Ein Weib, die eine Sünderin war, hatte 2c.; Voß (Uebers. des Ovid, Jo 22: O Mädchen, die würdig ich weiß nicht welchen Gemahl beseligen wird; Lenau (Gedichte 1837, S. 56: die Felsenplatte): Auch sein Mütterlein, die gute, wandelt lächelnd auf dem Stein, die so manches Jahr schon ruhte in dem öden Todtenschrein; 137 (Ahasver d. ew. J.): du gleichst dem Zigeunerweib, die Karten schlägt; Schiller B. 7, S. 223 (Jungfr. v. O. 3. Auftr.): Da tritt ein braun Bohemerweib mich an mit diesem Helm... Geht zu den Lanzenknechten, sagt ich ihr . . Sie aber ließ nicht ab . . . da war das Weib mir aus den Augen, schnell, hinwegge-

rissen hatte sie der Strom des Volkes .... Was fällt dem Mädchen ein? Laßt ihr den Willen. (9. Auftr. S. 264): Wir wollen dieses Wundermädchen prüfen. Ist sie begeistert und von Gott gesandt, wird sie den König zu entdecken wissen; B. 11, 265: Das Frauenzimmer ist weiß gekleidet und ein Brillant spielt an ihrem Finger; Göthe (10, 139): Ein liebes Weibchen, mit der ich mich vertragen werde; 218: Ihr wißt, daß in dem Schloß .. ein Mädchen wohnt, Verwandte des Alonzo. Ich liebe sie; 21, 194: aus seinem ganzen Verfahren glaube ich, daß er wähnt, früher ein weibliches Wesen unsers Kreises verletzt zu haben, deren Schicksal ihn jetzt beunruhigt; B. 6 der nachgelass. W. S. 115: Mädchen, von der ...; (Hermann u. D. Braunschweig bei Fr. Vieweg ohne Jahreszahl, S. 68): Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entschließung, zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit sollte gestehen; ... dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung; S. 70: überall dienet das Mädchen und ihr wäre zur Last, bedient im Hause zu ruhen; Lessing (E. Galotti Aufz. 1, Auftr. 6): Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt; B. 25, S. 134: ein Mädchen, das mit ihrem Liebhaber; Hoffmann bei Wolff S. 132: das alte Bettelweib, die auf den Stufen der Markuskirche saß; Uhland (Gedichte S. 225): Das Fräulein band um ihren Nacken; Fr. Jakobs (Aurora bei Wolff Encykl. S. 224, 1): daß ein Höcker auf dem Rücken für ein Mädchen ein Schönheitsdiplom ist, das ihr einen Anspruch auf den Apfel des Paris giebt? S. 241, 2: da er seine Neigung auf ein Fräulein im Orte warf, die mir auch sehr wohl gefiel.

Man sieht aus diesen Beispielen, daß bewährte Schriftsteller auch in demselben Satze ein Pronomen und ein als Apposition beigegebenes Adjektiv auf das wahre, nicht grammatische Geschlecht beziehen, häufig auch das Relativ. Dasselbe zeigt sich in folgenden Beispielen der bezauberten Rose von E. Schulze (Ges. 2, Str. 81): bei solchem Gruß, bei solchem holten Walten wird auch dies Kind ihr reiches Herz entfalten; 83: Leis' umfloß ein grünes Nebelwehen das holde Kind, das nach und nach entschwand. Kaum konnte man ihr Antlitz noch erspähen, zu Duft zerrann ihr seidenes Gewand; Luth. 3 M. 12, 2: Wenn ein Weib ... soll sie ...; 22, 6: Welche Seele der eins anrührt, die ... soll von dem

Heiligen nicht essen, sondern soll zuvor seinen Leib mit Wasser baden; Luk. 7, 37: Weib, die war eine Sünderin.

Im Latein gewahren wir ähnliche Abweichungen. Vergl. Liv. 20, 12: Auxilia irati; 10, 1: capita conjurationis ejus . . . virgis cosi ac securi percussi sunt; duo millia Tyriorum crucibus affixi, Curt. 4, 19; Liv. 40, 41: ad septem millia hominum in naves impositos. Gehört auch das ea bei C. fam. 2, 3, 1 hierher? Jedenfalls ist da eine Verschiebung, wenn quid zu lesen ist. Ter. Andr. 3, 5, 1: ubi illic est scelus, qui etc. etc.; C. Verr. 2, 32: Quod unquam hujusmodi monstrum aut prodigium audivimus aut vidimus, qui cum reo transigat, post cum accusatore decidat; ep. 1, 9: illa furia . . . qui . .; Tib. 4, 62: genus, apta vel herbis; Sall. Jug. 16; Liv. 2, 10: servitia.. suae libertatis immemores. Wenn aber Plaut. Bacch. 5, 1, 9 sagt: is me usque attendit dolis doctis indoctum scelus, so wird das wol eben so auffallend für den gebildeten Lateiner gewesen sein, als wenn es bei Rabener heißt „die Fräulein", was freilich in der Umgangssprache Manche sagen. Man findet auch doppelte Beziehung, eine nach dem grammatischen und eine nach dem natürlichen Geschlechte, wie bei E. Th. A. Hoffmann (Doge und Dogeressa bei Wolff Enc. S. 130): Bettelweib, das um Almosen anzusprechen pflegte und der er manchmal einen sauer verdienten Quattrino hingeworfen. Sonderbar hat Brentano (die 3 Nüsse): in ein Bündel, den . . .

Im Griechischen hat Soph. Philoct. 713: ψυχὰ, ὃς...; Pind. Nem. 5, 43 (ed. Diss.) ἔθνος . . . μεταΐξαντα; Callim. N. in Cerer. 101: βρέφος... αὐτὸν; Cavac. Pall. 87. τέκνον ἄλαστε, Il. 22, 84: φίλε τέκνον; 87: φίλον θάλος, ὃν . . . Cf. Od. 6, 157; Herod. 5, 115; Aesch. Agam. 120; Plat. Phaedr. p. 239. a; p. 240. a; Xen. Kyr. 1, 2, 12; Eur. Suppl. 12; Andr. 571; Matth. 28, 19: πάντα τὰ ἔθνη, βαπτίζοντες αὐτοὺς; Rom. 2, 14; Anacr. ad. 3 βρέφος... φέροντα; Athen. Deipn. 13 p. 589 par: Λαΐς, ἡ μέγα κλέος.

3) Das Pronomen weicht in der Zahl von seinem Substantive ab (a); eben so das Prädikat von seinem Subjekte (b).

a) Bei Herder lesen wir (Ideen — Hindostan): Sonderbar tief ist die Einwirkung dieses Ordens Jahrtausende hin . . gewesen, da nicht nur . . . ihr Ansehen und ihre Lehre noch unerschüttert steht 2c.;

Voß sagt (Il. 16, 368): Hektorn enttrug zwar sein schnellfüßig Gespann mit den Rüstungen, aber zurück blieb Trojas Volk, da mit Zwang die gegrabene Tiefe sie hemmte; Luther 2 M. 32, 21: Was hat dir das Volk gethan, daß du eine so große Sünde über sie gebracht hast; 35: also strafte der Herr das Volk, daß sie . . .; Jes. 13, 4: Der Herr Zebaoth rüstet ein Heer zum Streit, die aus fernen Landen kommen (wo die Annahme, das Demonstrativ sei nach Heer zu ergänzen, unrichtig wäre); auffallend ist Luth. Jes. 5, 28: „Ihre Pfeile sind scharf und alle ihre Bogen gespannt. Seiner Rosse Hufe sind wie Felsen geachtet und ihre Wagenräder wie ein Sturmwind", wo man, wenn nicht ein Uebersetzungsfehler obwaltet, einmal das Wort „Volk" in Gedanken haben muß; L. 2 M. 32, 2: Da riß alles Volk seine goldnen Ohrenringe von ihren Ohren ꝛc.; 3 M. 9, 22: A. hob seine Hand auf zum Volke und segnete sie; L. Jes. 10, 5: O wehe Assur, der meines Zornes Ruthe und ihre Hand meines Grimmes Stecken ist, wo die im Hebräischen sehr häufige in Rede stehende Wendung nachgeahmt ist, obwol die Uebersetzung sonst nicht für genau gelten kann; vergl. noch 10, 24—25 und 2 M. 32, 7 f.: Dein Volk hats verderbt. Sie sind schnell von dem Wege getreten, den ich ihnen geboten habe; und 2 K. 25, 1: Es kam Nebukadnezar . . mit aller seiner Macht wider Jerusalem, und sie (der König und sein Heer) lagerten sich wider sie und bauten einen Schutt um sie her; Amos 1, 11: So spricht der Herr: Um drei und vier Laster willen Edoms will ich seiner nicht schonen, darum, daß er seinen Bruder mit dem Schwert verfolgt hat, und daß er ihre Schwangeren umgebracht; vergl. noch das ganze 1ste und 2te Kapitel dieses Propheten. Der Benediktiner Erhard (Augsburg 1735) hat Jes. 5, 28: seine Pfeile sind scharf ꝛc., aber 26: Und er wird fern unter den Heiden ein Panier aufrichten und wird dieselben herbeilocken vom End der Erden, und siehe, er wird eilends und geschwind kommen. Keiner ist unter ihnen, der ꝛc.; Ulenberg (1630 Köln) das. 26: Er wird den Feind mit einem Zeichen anlocken vom Ende der Erden und siehe, er wird eilends und geschwind kommen. Keiner ist unter ihnen, der müde oder schwach sei ꝛc. Seine Pfeile ꝛc. ꝛc. Vergl. Luth. 2 M. 29, 19: Aaron samt seinen Söhnen sollen ihre Hände ꝛc.; Voß Aen. 3, 94: Dardanus hartes Geschlecht, wo euch ꝛc. ꝛc.; 12, 277: doch die verbrüderte Schaar . . . zuckt

zum Theil mit den Händen das Schwert, theils blinkenden Wurfstahl raffen sie auf und rennen wie blind. Dort ihnen entsprechen . . . . .

b) Bei Singularen steht das Prädikat mitunter in der Mehrzahl: α) wenn das Subjekt noch einen Zusatz hat, welcher durch „mit" ihm dem Sinne nach ein ferneres Subjekt beifügt. Luth. 2 M. 29, 19: Aaron samt seinen Söhnen sollen; dagegen 32: Aaron mit s. Söhnen soll ꝛc.; Musäus Cabinetsausgabe Anthologie 1832, Ulrich mit dem Bühl S. 104: Der Fürst nebst ... verwundeten; Göthe 27, 14: Ein Harfner mit seiner Tochter gingen; L. 3 M. 8, 18: Und Aaron mit seinen Söhnen legten ihre Hände auf sein Haupt; 36: Und A. mit seinen Söhnen thaten alles . . Winkelmann (B. 11. S. 475): Der Kaiser nebst dem Großherzog werden die Königin begleiten. β) wenn das Subjekt ein Sammelname ist: Fr. Jakobs sagt in seiner „Aurora oder die Erbschaft" bei Wolff (Encyclopädie S. 223 1. Spaltenreihe): „In der That kam sie sich (die Pfarrerin) nebst ihrer Tochter mit ihrem so mühsam zusammen genähten Putze überaus armselig vor, da überall italienische Strohhüte und zierliche Turbans aus den Fenstern schauten, krause Straußfedern in der Luft zitterten, und ein ganzer Blumenflor der köstlichsten Shawls mit ihren hellen und mannichfaltigen Farben unter einander wetteiferten"; Luth. 2 M. 32, 6: Darnach setzte sich das Volk zu essen und zu trinken und standen auf zu spielen; 31: Das Volk hat eine große Sünde gethan und haben ihnen goldene Götter gemacht; 32, 10: Und alles Volk sah die Wolkensäule in der Hölle Thür stehen und standen auf und neigten sich; Lessing (Bd. 25, S. 8): Dieser Abt hat ja sonst mehr als ein Stück aufführen und drucken lassen, von welchem ihn jedermann als den Verfasser kennt und die (mehr als ein Stück = mehrern Stücken) der Genie bei weitem nicht gleich kommen.

Die alten Sprachen liefern gar viele Beispiele der in Rede stehenden Spracherscheinungen. Im Lateinischen bezieht sich a. ein Pronomen oder Adjektiv im Plural sowol auf ein Kollektiv, als auf einen durch cum nebst seinem Ablativ näher bestimmten Singular, welche beiden Fälle oben auch im Deutschen unterschieden werden konnten, sowie auch das zu beachten ist, daß im folgenden Satze eine Beziehung auf den im vorhergehenden Satze enthaltenen Begriff der

Mehrheit häufiger erscheint. Vrgl. Liv. 1, 41: clamor inde concursusque populi, mirantium, quid rei esset; 25, 34: Cuneus is hostium . . . alacres gaudio; C. n. d. 2, 6: ut hoc idem generi humano evenerit, quod in terra collocati sint; pro Quint. 23, 75: ex eo numero, qui hoc dicerent, wobei allerdings zu beachten ist, daß der Lateiner gewöhnlich is numerus für n. eorum sagt (vrgl. N. Milt. 3); Justin. 14, 6: filium cum matre in arcem amphipolitanam custodiendos mittit; sogar mit Aenderung des Geschlechts Liv. 45, 28: filiam cum filio accitos. Aehnlich ist es im Griechischen. Vrgl. Pind. nem. 6, 31, wo σφὶν auf οἶκον, 48, wo es auf νᾶσον bezogen wird. Od. 1, 277 bezieht sich das οἱ auf den Vater mit den Seinigen, wie Voß gut nachgeahmt hat: Begehrt ihr eigenes Herz die Vermählung, kehre sie heim zum Palaste des weitgebietenden Vaters, daß sie die Hochzeit ordnen und Brautgeschenke bereiten.

Soph. Oed. Col. 942 bezieht sich αὐτοὺς auf πόλιν. Auch in demselben Satze ist auf Kollektiv ein Plural des Partizips ꝛc. bezogen, sogar mit Veränderung des Geschlechts, z. B. Aesch. Agam. 588: Τροίην ἑλόντες... Ἀργείων στόλος; Thuc. 379: τὴν πόλιν ... καίπερ ... ὄντας; Xen. Hell. 2, 2: ὄχλος — φοβούμενα; Plut. Themist. 4: τὴν πόλιν — ἀξιομάχους ὄντας. Eine Verbindung wie die aus Justin angeführte ist im Griech. selten. Matthiä, der §. 302 Lucian. D. D. 12, 1: ἐκείνη παραλαβοῦσα καὶ τοὺς Κορύβαντας . . . περιπολοῦσιν anführt, meint, daß bei den ältern Klassikern sich eine solche Konstruktion nicht finde; Madvig aber zitirt Thuc. 3, 109: Δημοσθένης μετὰ τῶν ξυστρατηγῶν σπένδονται. Vergleiche auch die latein. Grammatik von Middendorf und Grüter Thl. 2 §. 11 c.

4) Das Verbum richtet sich nach dem Prädikatssubstantive, nicht nach dem Subjekte. Bd. Bäßler in seiner Bearbeitung des Gedichts, welches der Nibelungen Noth heißt (Lpzg. 1843), sagt S. 57: „Dabei werden wir sehen, wer die besten Jäger bei dieser Waldreise sind," wo „ist" nicht zulässig wäre, wenn die Mehrzahl das Substantiv bleiben soll. Merkwürdiger Weise schwankt auch die fernere Konstruktion bisweilen in ihrer Zurückbeziehung auf die Apposition oder das erklärte Wort. So sagt Niemeyer (Beobachtungen auf einer Reise durch einen Theil von Westphalen und Holland — Halle 1824, S. 160): So war ich denn wieder in einer Universitätsstadt, dem berühmten Lugdunum Batav., dessen

Namen ich nicht nur längst aus so vielen Titeln der Klassiker kannte, sondern von der mir auch ein lebhaftes Bild von meiner Schulzeit her aus dem Unterrichte in der Literaturgeschichte vorschwebte. Wenn das obige „wer" kollektiv stehen soll, so vergleiche ich Plaut. men. 5, 2, 29: Loquere, uter meruistis culpam, paucis; 9, 60: Uter eratis tun' an ille? Konstruktion des Verbs nach dem Nomen des Prädikats ist im Latein und Griechischen sehr häufig; vergl. Terent. Andr. 3, 2, 23: Amantium ira amoris integratio est; Liv. 2, 54: Manlio Vejentes (!) provincia evenit; Xen. mem. 1, 4, 13: τί φῦλον ἄλλο ἢ οἱ ἄνθρωποι θεοὺς θεραπεύουσιν;

5) Pronomina finden sich vertauscht und zwar wird a) auf das allgemeine „man" das bestimmte Pronomen bezogen, b) das der dritten Person für das einer andern Person gebraucht*).

a) Niebuhr schreibt (Lebensnachrichten über Barth. Georg N. Hamburg, Perthes 1838, S. 343): Darin stimme ich Ihnen, durch Erfahrung belehrt, völlig bei, daß man in einer Lage, wo man

*) In Betreff des pleonastischen Gebrauchs des Possessivs der 3ten Person tragen wir noch folgende Beispiele nach: Joh. von Müller (Werke Thl. 30, S. 231): Ich kann dir nicht genug sagen, wie der Schwester ihr Brief mich erfreut; 203: Der Lieben ihr Brief hat mir sehr viel Vergnügen gemacht; 246: Der lieben Mama ihr Brief hat mich vorzüglich erfreut; Morgenbl. 1850 No. 183, S. 731: Ob wol der Segen zu St. Peter in Rom nicht so gut oder noch besser sei, als des Dorfpfaffen seiner; S. 734: Der Segen, der über uns gesprochen wurde zu St. Peter in Rom, gilt doch als ein besserer, als irgend eines Pfarrherrn seiner; Novellenbuch von J. Fr. Lentner B. 2, S. 83: wie ich gestern hinübergehe in der Frau Mutter ihr Wohnstüblein; Abr. a. S. Clara Judas d. Erzsch. Thl. 2 (Salzb. 1689) S. 434: von des Jose seinen Soldaten; Q. Curtius Rufus übers. von J. P. Ostertag B. 2, S. XI: Ich habe zwo unterschiedene (Figuren) auf die Karte von Alexanders Reich gebracht: eine nach der geographischen Hypothese des Herrn Delisle und eine nach anderer Geographen ihre (!). Des Herrn Delisle seine ꝛc. XIV: Die Verbesserung des Herrn D. gründet sich auf astronomische Beobachtungen des Herrn Chazelles und auf P. Feuillen seine; wenn man die... Beobachtungen mit des P. Gruber seinen vergleichet ꝛc.; XV: hat geglaubt, sich der orientalischen Astronomen ihrer (Beobachtungen) gebrauchen zu können; XVI: der morgenländischen Astronomen ihre (Weite) war beinah eben so groß; XVIII: mit Ptolemäus seinem (Zwischenraum); XXI: nach des Ptolemäus seinem (Maß); XXII: Die Stadien seien viel kleiner, als der spätern Geographen ihre; XXVII: als Alexanders seiner (Marsch); Winkelmann B. 11, S. 219: Ich vernehme, daß meine Geschichte der Kunst in der deutschen Herren ihrer Lieblingssprache öffentlich hervor getreten ist.

neben Andern stehen und handeln muß, welche gleiche Auktorität und Ansprüche haben, wenn sie auch sehr unbefugt sind, die Sachen nehmen muß, wie sie sind, und am besten thut, wenn man so viel auszurichten sucht, als möglich ist, ohne sich darüber zu grämen, daß vieles nicht nach unserer Ueberzeugung geht.“ Anders ist der Fall bei Gellert (Trostgründe wider ein sieches Leben): „Wir haben ein geringes, ein seichtes Erkenntniß der Religion . . . Man darf nicht einwenden, daß gleichwohl der Geist Gottes unsere Erkenntniß belebe.“ Vrgl. aber: La civilité exige qu'on ait de l'attention à ce qu'on nous dit.

b) Bäßler a. a. O. S. 111 sagt: Wo nähmet ihr die Speise, Brot und Wein her, da wir ihrer so viele sind? = da wir (unser) so viele sind. Für den ersten Fall vergleiche man Beispiele, in denen sich auf τις eine andres Pronomen bezieht, wie X. mem. 1, 2, 62: ἐάν τις φανερὸς γένηται κλέπτων . . . τούτοις θάνατός ἐστιν ἡ ζημία. Thuc. 2, 53: τις — ὁρῶντες, wo jedoch mehr das Kollektivum hervortritt. X. Kyr. 8, 8, 4; 7, 4, 5. Für den 2ten Fall s. Thuc. 1, 82: τὰ αὑτῶν ἅμα ἐκποριζώμεθα, Plat. Phaed. p. 78. b.: δεῖ ἡμᾶς ἀνερέσθαι ἑαυτούς.

6) Im Partizipe finden sich bisweilen die genera der Zeitwörter scheinbar vertauscht. So gebraucht Varnhagen von Ense in seiner Biographie des Fürsten von der Lippe S. 322 und 319 vorhabende Angelegenheiten; Lessing B. 27, S. 112 gebraucht „vorhabend“ eben so; B. 7, S. 66: vorhabend Werk; J. v. M. (Thl. 30, S. 174): Ueber das, was du mir von R. vorhabender Aenderung seines Standes schreibst, darüber kann ich nicht bestimmt rathen; Musäus a. a. O. S. 45: Beiden den Dienst wissend machen; Lessing B. 26, S. 287: Das ist mir nicht wissend. Winkelm. B. 11, S. 453: Sie erwähnten, so viel mir wissend ist, der Reise ꝛc. Es versteht sich aber von selbst, daß diese Formen neutral gebraucht sind, und es darf nicht auffallen, daß nur die Partizipia dieser Verba so vorkommen, denn ähnliche Erscheinungen bieten alle Sprachen; W. v. Humb. (Briefw. mit Schiller S. 394): Die unter Händen habende Rezension. — Betreffend wird bekanntlich oft so gebraucht.

7) Merkwürdig ist, daß im Deutschen ein Relativ, welches sich auf die erste oder zweite Person bezieht, mit Beifügung des jedesmaligen Pronomens, sich mit der diesem Fürworte entsprechenden

Person des Verbs verbinden kann, oder ohne jene Wiederholung mit der dritten Person steht. Vrgl. E. Schulze (Bezaub. Rose B. 2, Str. 35): O du, der dort jetzt hinter grünen Ranken so sorgenlos in stiller Hütte sitzt rc.; Schiller (Maria Stuart 14. Auftr. B. 7, S. 210): Ein strengeres Gericht erwartet Euch, der seine Vollmacht frevelnd überschritten; Jungfr. v. Orl. Prolog Auftr. 4: Du, Echo, holde Stimme dieses Thales, die oft mir Antwort gab auf meine Lieder; Luther Klagel. Jer. 5, 19: Du Herr, der Du ewiglich bleibst und Dein Thron für und für; Klopstock (Frühlingsfeier): Du Frühlingswürmchen, das golden neben mir spielt, du lebst; (dem Erlöser): O Du mein Meister, der Du gewaltiger die Gottheit lehrtest rc. Im Griechischen und Lateinischen muß bekanntlich das Relativ in solchen Fällen die erste und zweite Person zu sich nehmen und im Althochdeutschen war es eben so. Mit der Beziehung des „der" auf „Euch" in dem Schillerschen Beispiele, vergleiche ich hinsichtlich des Numerus die oben mitgetheilte Stelle aus C. fam. 1, 9, 13, wo sich qui auf nostrum bezieht. Il. 17, 248 ff. übersetzt Voß: Freunde, des Volks von Argos erhabene Fürsten und Pfleger, die ihr um Atreus Söhn' Agamemnon und Menelaos trinkt vom Weine des Volks und Gebot austheilet rc., aber Homer hat dort gerade mit höchst seltener Abweichung von der festen Regel: οἵτε . . πίνουσι καὶ σημαίνουσιν.

Was nun die unter 1, 2, 3 besprochenen Redewendungen angeht, so gehören sie offenbar zu denjenigen, welche die alten Grammatiker Konstruktionen nach dem Sinne (κατὰ σύνεσιν) nennen. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Grammatiken der alten Sprachen solche Wendungen als berechtigt unter Regeln stellen, gar viele deutsche Sprachlehren aber sie ohne weiteres verwerfen. Und doch zeigt sich der Antheil, den außer der Erkenntnißkraft die andern Seelenvermögen an der Sprachbildung haben, in solchen Fügungen eben so sicher, als in hunderten der tropischen Ausdrücke und der dichterischen Eigenthümlichkeiten. Die Logik ist darin eben so wol bei den Hebräern, Griechen und Lateinern, als bei den Deutschen verletzt: wer möchte es aber wagen zu behaupten, daß Männer wie Jesaias und David, Thucydides, Plato, Herodot, Xenophon, Homer, Hesiod, Cicero, Livius aus Ohnmacht, Schwachheit und Verwirrung ihres Genius solche Verletzung sich hätten zu Schulden kommen lassen. Und Schiller, Herder, J. v. M. und A. verdienen einen solchen

Vorwurf eben so wenig. Ein Mann, der bei einer wissenschaftlichen Unterredung kein Zwischenglied überspringen mag, obwol es sich von selbst versteht, sondern seinem logischen Schema zu Liebe mir jegliches vorzeigt, mich jegliches prüfen läßt, kann mir langweilig werden; durch Bemerkung der übergangenen Sätze fühlt sich der Verstand eben wohlthätig angesprochen. Eben so ist's bei unserer Konstruktion. Der Verstand wird manchmal erfreulicher dadurch in Thätigkeit gesetzt, als wenn er im starrsten Geleise nur nachspüren darf. Dabei ist Mannchfaltigkeit, Tonfülle, gemüthliche Behaglichkeit und Ausspannung aus der strengsten Subordination auch etwas, das sein Recht immerdar in Anspruch nehmen wird. Dasselbe gilt für folgende Beispiele, die etwas anders geartet sind, als die obigen. Cic. or. 20, 68 sagt: Ego autem etiamsi quorundam grandis et ornata vox est poetarum, tamen in ea quum licentiam statuo majorem esse, quam in nobis, faciendorum jungendorumque verborum, tum etiam nonnullorum voluptati vocibus magis quam rebus inserviunt, und es sollte mich nicht wundern, wenn Cicero in diesem Satze mit bewußter Absicht es auf das in poetarum oder vox poetarum versteckte poesis bezogen hätte, um zu zeigen, daß auch der Redner seine Freiheiten habe. Aehnlich ist Sall. Cat. 17: Sed antea item conjuravere pauci contra rempublicam, in quibus Catilina. De qua quam verissime potero, dicam. Aus dem conjuravere ist das Substantiv conjuratio in Gedanken herausgenommen. Vgl. Nep. Tim. 2: Laconicam populatus classem eorum fugavit; Flor. 1, 13: Pontifices et Flamines, quidquid religiosissimi in templis erat, partim in doliis defossa terrae recondunt, partim imposita plaustris secum auferunt. Liv. 33, 24: quaecunque senatus censuisset, id regem facturum; 30, 27: quidquid aliud fecerit, quod cordi foret masinissae, ea patres comprobavere. Was ist es nun anders, wenn Winkelm. B. 11, S. 458 schreibt: Mit dem h. Werke können Sie zu gleicher Zeit aus Neapel kommen lassen alles, was M. geschrieben, unter welchen xc., und wenn Immermann (Neuer Pygmaleon bei Wolff a. a. O. S. 284, 2) sagt: „Die Bande, den blutenden Juden in die Mitte nehmend, zog sich langsam aus dem Dorfe zurück, feuerte links und rechts in die Häuser, und drohete unter fürchterlichen Schwüren, nächstens mit bewaffneter Macht zum Ruin des Tyrannen wiederzukehren. Die Bauern begnügten sich, ihnen von weitem zu folgen

und ihnen einige Steine nebst vielen Schimpfworten nachzusenden;" S. 283: Das Fräulein sprach in den zierlichsten Worten ihren vorläufig gefühlten Dank aus; Spee (Trutznacht. Ausg. von Hüppe und Junkmann S. 117): Sie (die Bienen) zielen scharf mit Augen zum reichsten Blümlein zart, von ihnen Schätz ersaugen rc.; S. 125: der Bienenschwarm .... sie (Plural); 2 M. 32, 34: das Volk ... ihre Sünden; 33, 4: Da das Volk diese böse Rede hörete, trugen sie rc.; 3 M. 9, 7: Mache des Volks Opfer und versöhne sie rc.; 24: Da das alles Volk sah, frohlockten sie und fielen auf ihr Antlitz. Wir finden es daher ganz in der Ordnung, wenn Götzinger (die deutsche Sprache Thl. 2, S. 455 ff.) zeigt, wie die unter 1) besprochene Verbindung gegen die logischen Gesetze verstößt, durften aber auch erwarten, daß er von einer andern Seite dieselbe in Schutz nehme. Aber halten wir dieselbe denn immer für berechtigt? Keineswegs, aber wir wissen auch, daß man in stilistischer Hinsicht sich verfehlen kann, wenn man an ungeeigneter Stelle Tropen anwendet. Sätze, wie „das Fräulein, die erröthend da stand" verwirft S. 461 der eben genannte, von uns hoch geschätzte Gelehrte, obwol wir oben gezeigt haben, daß die besten Schriftsteller solche Fügungen gebrauchen. Billiger zeigt sich Götzinger S. 369 in Beurtheilung des oben in einigen Beispielen vorkommenden Absprungs von der Relativkonstruktion; er gedenkt aber nur des Falles, wo das persönliche Fürwort (oder auch das Demonstrativ) in die Stelle des Relativs tritt, wie bei Luther 2 Mos. 32, 13: Gedenke an deine Diener, denen du bei dir selbst geschworen und ihnen verheißen hast rc.; Niemeyer a. a. O. S. 156: mit dem wir schon die Bekanntschaft erneuert hatten und ... eingeladen waren. Kehrein bemerkt in seinem deutschen Lesebuche S. 339, daß Göthe selbst in Prosa sich solche Freiheit zuweilen erlaube, aber welcher Prosaist erlaubt sich dieselbe nicht?*) Uebrigens wird manchmal auch das Demonstrativum oder das persönliche Fürwort ausgelassen. Beweisstellen aus Schriftstellern des Mittelalters und der neuern Zeit enthält meine diesen Gegenstand behandelnde,

*) Vrgl. Winkelmann 11, 474: Ich habe ja den englischen Minister .. nebst Frau hier, den ich einem fremden Führer seiner Nation überlasse und ihm nur die vornehmsten Orte zeige; Niemeyer a. a. O. S. 335: den er kennen gelernt und ihm einige seiner Arbeiten geschenkt hatte; Meißner Masan. 14: Voß, das Karl V. ... genommen und sein Andenken bei ihm unvergeßlich gemacht hatte.

dem Programme unseres Gymnasiums von 1841 beigegebene Abhandlung. Hart und selbst zweideutig übersetzt Luther Hebr. 12, 18: Ihr seid nicht gekommen zu dem Berge, den man anrühren konnte und mit Feuer brannte (= der brannte). Weniger klar spricht sich Götzinger S. 459 über den Fall aus, wo an einen Relativsatz ein anderer Nebensatz angelehnt ist, der sich gar auf das Relativ nicht beziehen kann. Hierher gehört nämlich das von ihm beigebrachte Beispiel: „Hier befand sich der Käfig des Vogels, in welchem dieser die Nacht zuzubringen pflegte, bei Tage aber nach Nahrung und Luft umherflog.“ Wie könnte der Satz: „bei Tage ... umherflog“ mit „in welchem“ in Verbindung gesetzt werden! Aber auch diese Fügung findet sich, wie wir a. a. O. gezeigt haben, sehr oft bei Göthe, so wie bei andern Schriftstellern der mittlern und neuern Zeit. Eine dritte Art, die sich ebenfalls oft findet, berührt Götzinger an derselben Stelle. Diese Konstruktion nach der vermöge einer Zusammenziehung dasselbe Wort in verschiedenen Casus aufgefaßt werden muß, ist beim Relativum am erträglichsten. Beispiele haben wir a. a. O. zusammengetragen. Hart ist es, wenn es (Jahns N. Jahrbb. 1850, B. 60, H. 2, S. 198) heißt: Das Programm ... fertigte Luber und enthält 20 Quartseiten. Leichter ist, wenn W. Chezy im Morgenblatt 1850, Nr. 5, S. 18 sagt: Der Junge verdankt mir ja Alles, was er ist und hat; oder Stifter (Studien B. 2, S. 174): Nehmet Alles, was ich bin und habe, zu eurer Hülfe und eurem Dienste; oder Joh. v. M. B. 30, S. 95: Urkunden, die zu Bern gefunden worden sind und ich kennen mußte; oder Hufeland (Makrob. bei Wolff a. a. O. S. 186): Es gehört hierher eine alte Inschrift, die man im vorigen Jahrhundert zu Rom fand und so lautet rc.; oder Luther Jes. 39, 7: Dazu werden sie deine Kinder, so von dir kommen werden und du zeugen wirst, nehmen. Schlimmer ist's nach meinem Gefühle mit folgendem Satze: Abhandlungen . ., deren die alleräolteste . . von 1768 ist und ich dir geben will (J. v. M. 30, 46) und mit folgendem (J. v. M. 30, 161): Von 24 Briefen, die ich zu schreiben habe, ist dieser der erste, wie es denn billig ist und mein Herz will; wogegen folgender: „Was einer hat oder ist, dazu macht ihn das Geschwätz der Leute noch tausendmal mehr“ (Morgenbl. 1850, Nr. 193, S. 771) fast gar keinen Anstoß erregt. Vrgl. noch J. v. M. 30, 145: was man mich wollte machen schreiben und . . schon

angekündigt ist. Wir schließen mit der Bemerkung, daß sich eine in dieser Zeitschrift von uns früher besprochene Konstruktion doch auch im Neuhochdeutschen so selten nicht finden möchte, als wir glaubten. S. J. v. M. 30, 186: „Mit Jacobi und Nicolai bin ich manchmal wie zwischen Hammer und Amboß; beide schicken mir ihre gegen einander laufenden Scripta; ich mit geziemender Höflichkeit lobe das Lobenswerthe, schweige oft über was ich nicht billige, bin aber im Herzen freilich voll Unwillen über die Jesuitenjägerei und kann nicht anders, als Jacobi und Lavater in der Hauptsache Recht geben;" Bürgermeister und Rath der Stadt Schaffhausen schreiben an J. v. Müller (das. 150): „Unsern günstigen Gruß und geneigten Willen sammt was wir Ehren, Liebes und Gutes vermögen."

Coesfeld. Teipel.

Grundzüge
zu einer
Interpunctionslehre im Französischen.

Erster Artikel.

Daß die meisten der, sei es nun deutsch, sei es französisch geschriebenen französischen Grammatiken die Lehre von der Interpunction entweder gar nicht, oder nur sehr stiefmütterlich behandeln, indem sie höchstens die verschiedenen Satzzeichen und einige Abweichungen im Gebrauch derselben von dem Deutschen angeben, ist eine Thatsache, von deren Richtigkeit uns ein Blick in die während der letzten Decennien erschienenen Grammatiken überzeugt. Man hat diesen Punct eigentlich am liebsten ganz mit Stillschweigen übergangen, oder hat ihn verhältnißmäßig noch weniger berührt, als das Kapitel von der Bildung und Abtheilung der Silben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil letzteres, wenn man sich einmal darauf einließ, feste Regeln hierüber aufzustellen, mit ungleich weniger Regeln und Fällen zu erschöpfen war, und weil man hier in fast allen irgend möglichen Fällen viel leichter zu festen Grundsätzen gelangen konnte, als in der Lehre von der Interpunction. Hierzu bedarf es einer Einsicht in den gesammten Satzbau und in die Lehre von der Wortstellung, der Inversion und alle ihre irgendwie denkbaren Fälle; dagegen bei der Aufstellung über die Silbenabtheilung eine einfache Betrachtung aller Vocal- und Consonantenverbindungen genügt. Somit hätten wir also schon, wenn auch nur relativ, nur im Vergleiche mit der Silbenabtheilung die Frage beantwortet, warum das Gebiet der Interpunctionslehre in den vorhandenen Grammatiken so wenig zur Bearbeitung gekommen ist. — Dazu kommt aber noch der Grund, daß die meisten Grammatiker diese ganze Lehre für etwas sehr Unwesentliches, zum Gesammtgebiet der Grammatik nicht nothwendig Gehörendes, vielmehr höchstens als ein willkürlich hinzuzufügendes oder wegzulassendes Abhärens angesehen haben mögen,

worauf man sich eigentlich um so weniger einzulassen brauche, da ein aufmerksames Lesen guter, correct gedruckter Bücher uns hinlänglich beweisen könne, wie sehr selbst die in solchen Dingen sorgfältigen Schriftsteller hierin von einander abweichen; und da überdies die Mehrzahl der Schriftsteller dieses ganze Kapitel, diese bloße Aeußerlichkeit offenbar als etwas bei der Correctur ihrer Werke ziemlich Gleichgültiges, sich gleichsam von selbst Ergebendes, einer näheren Untersuchung kaum Würdiges behandelt. Deshalb also wagte man sich nicht recht auf dieses von wenigen Haupt- und vielen Nebenstraßen und Seitenwegen durchschnittenes Gebiet, weil man das Betreten der letzteren, auf denen es so oft an einem sicheren Anhaltspuncte fehlt, scheute.

Wenn ich es gleichwohl wage, mit einem nicht auf allen Wegen und Stegen bekannten Führer an der Hand, dieses Feld zu durchwandern, so geschieht es einestheils, um wenigstens einen Versuch zu machen, auf den Hauptstraßen und möglichst vielen Nebenwegen leitende Gesichtspuncte aufzustellen, anderestheils aber auch, um Andere durch meinen Versuch zu veranlassen, mich von etwaigen Irrthümern abzubringen und mir solche Nebenwege zu eröffnen, die meinem Blicke entgehen werden. Denn das Auge Eines Reisenden, mag dieser sich noch so sehr bemühen, ein Land kennen zu lernen, wird die Eigenthümlichkeiten desselben ebenso wenig erschöpfen, wie ein Baum auf Einen Hieb fällt.

Gleich von vorn herein muß ich bekennen, daß mir kein kundigerer Führer zu dieser Reise unter die Augen gekommen ist, als Girault-Duvivier, der Verf. der Grammaire des Grammaires*); aber kundig auf diesem Gebiete ist er keineswegs, sondern nur, so viel ich weiß, der am wenigsten Unkundige. Gesetzt aber auch, es gäbe einen erfahreneren Führer, als der genannte ist, so wird der Unterschied doch eben nicht groß sein. Ein bischen Weniger oder Mehr thut hier Nichts zur Sache; die meisten Schritte müssen wir doch einmal auf einem ganz unbetretenen Boden thun.

In der von Beauzée (bei Girault-Duviv. S. 647) aufgestellten Definition von Interpunction: La ponctuation est l'art de distinguer par des signes reçus les phrases entre elles, les sens partiels qui constituent ces phrases, et les différents degrés de

*) Die ich stets nach der 9. Auflage (Bruxelles 1833) citire.

subordination qui conviennent à chacun de ses sens ist wenigstens das Richtige, daß die Interpunction nicht bloß den Zweck hat, die einzelnen Sätze (und Satztheile) auseinander zu halten, sondern auch den Sinn der einzelnen Sätze deutlich zu machen. Richtiger wäre es unsrer Ansicht nach, beide Zwecke in den Satz zu verbinden, daß die Interpunction durch Auseinanderhalten der einzelnen Sätze und Satztheile den Sinn derselben deutlich zu machen habe. Andere fügen sogar noch als Zweck hinzu, daß sie zugleich zur Andeutung der Hebung und Senkung der Stimme dient, was sich jedoch nur von einigen Satz- und von den Tonzeichen sagen läßt und uns nicht so sehr ihr Zweck, als ihre Folge zu sein dünkt. — Demnach wäre unsrer Definition zufolge das Auseinanderhalten der Sätze und Satztheile das Mittel, wodurch der Zweck, nämlich die Deutlichmachung des Sinnes, erreicht wird. Und nimmt man dieses als das einzige Mittel zur Erreichung jenes Zweckes an, so folgt daraus, daß man es auch so oft und so consequent als möglich anzuwenden hat. Geschieht dieses, so befolgt man das sogenannte logische System der Interpunction, welches sich lediglich an die Gesetze der Satzbildung hält. Und das ist bekanntlich das in der deutschen Sprache allgemein angenommene System. Sucht man dagegen jenen Zweck der Deutlichmachung des Sinns nicht so sehr durch strenge Auseinanderhaltung der Sätze und gleichartigen Satztheile zu erreichen, als durch Andeutung der beim Lesen oder Sprechen zu machenden kürzeren oder längeren Pausen und der damit verbundenen Hebung und Senkung der Stimme, so ergiebt sich daraus ein anderes System der Interpunction, welches ich das declamatorische nennen möchte. Es ist das in der französischen Sprache geltende. Daraus ergibt sich nun zunächst dieses, daß das logische System mit größerer Consequenz zu Werke geht, als das declamatorische, weil die Auseinanderhaltung der Sätze und gleichartigen Satztheile sich nur als das Mittel erweist zur Andeutung der Pausen und der daraus folgenden Hebung und Senkung der Stimme, diese Pausenandeutung dagegen wiederum nur das Mittel zur Deutlichmachung des Sinnes ist. Es versteht sich also von selbst, daß diese Andeutung der Pausen ungleich größerer Willkür unterworfen ist. Man hat daher schon häufig die Frage aufgeworfen, ob das logische Interpunctionssystem der deutschen Sprache mit vollkommener Consequenz durchzuführen ist, worauf die Antwort allerdings verneinend ausfallen muß. Diese

Unmöglichkeit einer vollkommen consequenten Durchführung ist unsres Erachtens schon in der großen Freiheit begründet, welche wir in Bezug auf die Stellung der verkürzten Nebensätze haben, andererseits aber auch darin, weil wir uns des eben erwähnten declamatorischen Verfahrens doch nicht ganz zu entschlagen vermögen. Aber darum bleibt doch die Consequenz im deutschen Interpunctionsverfahren stehen. Ja, obwohl das französische Interpunctionssystem größerer Willkür unterworfen ist oder wenigstens zu sein scheint, als das deutsche, so ist doch auch hier die Consequenz bis zu einem hohen Grade möglich, also auch nothwendig. Denn in sprachlichen Dingen ist die Consequenz allemal dann nothwendig, wenn sie möglich ist. — Versuchen wir also, das französische Interpunctionssystem in seinen oben angedeuteten Mitteln mit möglichst großer Consequenz aufzustellen und durchzuführen.

Gehen wir, die Beckersche Lehre von der Satzbildung befolgend, von dem einfachen Satze aus, so finden wir, daß das Komma, welches dem nackten, nicht erweiterten Satze wenigstens im Deutschen nicht zukommt, im Französischen vielleicht nur dann zu setzen ist, wenn die Wortstellung der Frage eintritt. Da aber die Wortstellung der Frage eine Inversion ist, so ist weiter unten in dem Abschnitt von der Inversion davon zu handeln.

Anders verhält es sich mit dem erweiterten einfachen Satze, welcher zwar im Deutschen keines Kommas fähig ist, im Französischen dagegen sind in längeren, durch verschiedene oder gleichartige Umstände erweiterten Sätzen diese Umstände durch Kommata zu unterscheiden, z. B. L'Amérique fut découverte par Christophe Colomb, en 1492, sous le règne d'Isabelle. — Dieses geschieht gleichfalls, wenn, was neuere Schriftsteller sehr häufig thun, der durch ein Nomen ausgedrückte Umstand zwischen das Hülfsverbum und das Part. passé gestellt wird, z. B. Ascanis et ses compagnons avaient bien, par leurs arquebusades, mis hors de combat trois ou quatre assiégés. — Le duc de Savoie s'était, par les conseils de sa nouvelle femme Béatrix, détaché du roi de France. Dies kann man eigentlich noch nicht für eine Inversion halten; eine solche tritt erst dann ein, wenn irgend ein Umstand (besonders der Ort oder die Zeit) an den Anfang des Satzes gesetzt wird. Dann gelten natürlich die weiter unten bei der Inversion anzugebenden Regeln.

Der zusammengezogene Satz erhält bekanntlich im Deutschen ein Komma zwischen gleichartigen Factoren, die auf einen gemeinsamen Factor bezogen werden, außer wenn sie durch und oder oder verbunden sind, woraus also folgt, daß, wenn die gleichartigen Factoren durch andere Conjunctionen oder durch keine Conjunction verbunden sind, ein Komma zu setzen ist. Dieses Gesetz ist mit folgenden Modificationen auch im Französischen gültig: Sämmtliche durch keine Conjunction verbundene gleichartige Factoren werden durch ein Komma geschieden; und sind diese gleichartigen Factoren drei oder mehrere Subjecte, so wird auch der letzte Factor durch ein Komma vom Prädicat getrennt, z. B. Les plaisirs de l'esprit, la tranquillité de l'âme, la joie, la satisfaction intérieure, se trouvent souvent à la suite d'une médiocre fortune. — Selbstverständlich ist von dieser Regel ein solches Subject ausgenommen, welches als letzter Factor die vorhergehenden zusammenfaßt oder als höchster Begriff derselben erscheinen soll. Ein solcher höchster Begriff oder zusammenfassendes Subject wird vom Prädicate nicht durch ein Komma getrennt, z. B. Grands et petits, riches et pauvres, personne ne peut se soustraire à la mort. — Le peuple, la cour, le tyran même fut consterné.

Ein Komma wird ebenfalls gesetzt nach mehreren einem Subjecte nachgestellten adjectivischen Attributen, mag nun durch diese Mehrheit der Attribute zugleich auch eine Verschiedenheit des Subjectes ausgedrückt werden, oder nicht; z. B. les Barbares francs, goths, burgondes, anglo-saxons, danois, normands, retenaient les usages et le caractère propres à leurs races. Daraus ist aber keinesweges der Schluß zu ziehen, daß dasselbe auch nach dem letzten von mehreren Prädicaten vor dem dazu gehörigen Objecte geschieht, weil jenes dem letzten Subjecte nachgestellte Komma die Reihe der Subjecte von dem darauf folgenden Prädicate scheiden soll; denn Subject und Prädicat stehen sich bekanntlich auch im Lesen unverbunden einander gegenüber, weshalb der Endconsonant eines Subjects nicht aufs Prädicat hinübergezogen wird, wovon bekanntlich nur das Pron. conjoint. eine Ausnahme macht; dagegen Prädicat und Object haben einen innerlich nothwendigen Zusammenhang, weil dieses nur jenem und keinem anderen Satztheile angehört.

Fragen wir nun weiter, wie es sich mit der Interpunction verhält, wenn gleichartige Factoren durch Conjunctionen verbunden sind,

so sind diese Conjunctionen, welche gleichartige Factoren verbinden können, einzeln zu betrachten. Sie sind an Zahl geringer, als im Deutschen. 1) Et und ou haben ein Komma vor sich, wenn sie die gleichartigen Factoren nicht unmittelbar verbinden, wenn also der erste der beiden Factoren noch einen anderen ihm angehörigen Factor nach sich hat, welcher die gleichartigen Factoren scheidet; z. B. Il alla dans cette caverne, trouva des instruments, abattit les peupliers, et mit un vaisseau en état de voguer (weil das Prädicat mit von dem Prädicat abattit durch dessen Object les peupliers getrennt ist). — Tout reconnaît ses lois, ou brigue son appui. 2) Et hat dann ein Komma vor sich, wenn der zweite der gleichartigen Factoren einen Umstand nach sich hat, der dem ersten derselben nicht mit angehört, z. B. Les chiens sont relancés, et se relaient tour à tour. 3) Ou hat dann ein Komma vor sich, wenn der zweite Factor als vom ersten im Namen oder in der Sache verschieden hervorgehoben werden, und den ersten berichtigen soll. Wenn daher ou durch bien oder plutôt verstärkt, oder vielmehr verbessernd auftritt, so hat es ein Komma vor sich; z. B. Le sol est pierreux, ou plutôt rocher vif. — Byzance, ou bien Constantinople. — Les troupes sont, ou casernées, ou campées. Daß auch vor dem ersten ou hier ein Komma steht, kommt durch die nach sont folgende Theilung der Begriffe. 4) Ni hat nur dann kein Komma vor sich, wenn der erste der gleichartigen Factoren kein ni vor sich hat und der zweite von geringem Umfange ist. In allen andren Fällen, namentlich immer in ni . . . ni hat das zweite ni ein Komma vor sich; z. B. Le soleil ni la mort ne se peuvent regarder fixément. — Ni ma santé, ni mon goût, ni mes travaux, ne me permettent de quitter ma douce retraite.

Andere Conjunctionen, welche einzelne Satzfactoren zu verbinden vermögen, sind ferner: Mais, mag es non seulement vor sich haben, oder nicht. Es hat stets und in allen Fällen ein Komma vor sich; z. B. L'harmonie frappe non seulement l'oreille, mais l'esprit. — Le flambeau de la critique ne doit pas brûler, mais éclairer. Dasselbe gilt von soit, welches ein Satzglied an ein anderes mit soit eingeleitetes anknüpft. Dabei darf es nicht Wunder nehmen, daß ou nach einem vorhergehenden soit kein Komma vor sich hat, weil soit . . . soit die Satzglieder gradezu entgegenstellt, soit . . . ou sie nur als nicht sehr verschieden gegenüberstellt, z. B.

La fortune, soit bonne ou mauvaise, soit passagère ou constante, ne peut rien sur l'âme du sage. — Soit la hardiesse de l'entreprise, soit la seule présence de ce grand homme, soit la protection visible du ciel, il étonne par sa résolution. — Ein Komma ist ferner vor die adversativen Conjunctionen cependant, pourtant, néanmoins, toutefois und vor das causale par conséquent zu setzen, wenn sie, was freilich sehr selten geschieht, nur einzelne Satzglieder mit einander verbinden. — Das explanative c'est-à-dire, welches häufig einzelne Satzglieder verbindet, hat stets ein Komma vor sich; und das explanative c'est-à-savoir, oder kürzer à savoir, savoir pflegt ein Semikolon vor sich zu haben, mag es einzelne Satzglieder, oder ganze Sätze verbinden.

Einzelne Satzfactoren können ferner verbunden werden durch die Conjunctionen comme, ainsi que, de même que, aussi bien que, non plus que. Sie unterscheiden sich sämmtlich von den vorher genannten dadurch, daß sie das verbundene Satzglied als dem ersten nur vergleichsweise nahe gebracht und eben damit als subordinirt hinstellen, während jene durchaus eine Coordination der verbundenen Satzglieder ausdrückten. Sie haben ein Komma vor sich, wenn der zur Vergleichung herbeigezogene Gegenstand die gewöhnliche Wortfolge unterbricht, also z. B. das Subject vom Prädicat, oder das Prädicat vom Object trennt, aber nicht, wenn sie gleichartige Satzglieder so verbinden, daß dadurch die gewöhnliche Wortfolge nicht unterbrochen wird. Im ersteren Falle haben sie auch nach Aufhörung jener Unterbrechung, d. h. nach dem zur Vergleichung herbeigezogenen Gegenstande ein Komma, z. B. La vertu, de même que le savoir, a son prix. — Cette bataille, comme tant d'autres, ne décida rien. — Je lui ai dit, comme à vous, tout ce que j'en pensais. Ohne Komma: Il faut écouter les pauvres aussi bien que les riches. — Il est hardi comme un lion. — Ses avis sont reçus comme des oracles. In den beiden letzten Sätzen gehört der zur Vergleichung herbeigezogene Gegenstand in seiner Aehnlichkeit nicht dem Subjecte, sondern dem Prädicate an, daher kein Komma zu setzen ist. Dasselbe gilt natürlich von comme nach den Verbis regarder, considérer, z. B. Nous devons considérer cela comme le présage de quelque grand événement.

Dagegen hat tant . . . que, wenn es einzelne Satzglieder mit einander verbindet, kein Komma vor que, z. B. La maladresse

n'est pas tant manque de capacité que de volonté; weil es, wie wir hier gleich bemerken wollen, eine Eigenthümlichkeit des vergleichenden que (als) ist, daß es von dem vorhergehenden Satzgliede nicht durch ein Komma geschieden wird, selbst wenn dieses que einen vollständigen Nebensatz einleitet*). Demnach wird in allen zusammengezogenen Sätzen, die einen Comparativ enthalten, vor die Conjunction que niemals ein Komma gesetzt; z. B. Il est aussi sage que vaillant. — Il boit autant d'eau que de vin. — Rien ne m'a tant fâché que cette nouvelle. — Le sapin est plus haut que le chêne. — Sa famille est moins nombreuse que la vôtre. — Elle a six ans de moins que son frère. — Tout autre que lui pourrait me faire des reproches. Daraus folgt auch, daß vor das que in den verallgemeinernden Relativen quelque ... que, quel que, tout ... que u. s. w., sowie vor das que in dem bekannten Adverbium ne ... que niemals ein Komma zu setzen ist, weil der letztere Ausdruck offenbar aus der Ellipse von rien, autre chose, autrement entstanden ist.

Ehe wir die Interpunction in den zusammengesetzten Sätzen betrachten, ist die Frage aufzuwerfen, ob in zusammengezogenen Sätzen das Semikolon zwischen den verbundenen Satzgliedern völlig ausgeschlossen ist, oder nicht. Diese Frage läßt sich schon a priori dahin beantworten, daß das Semikolon nur in dem Falle anzuwenden ist, wenn mehr als zwei Satzglieder verbunden sind, und das dritte oder vierte sich nicht dem ihm unmittelbar vorhergehenden, sondern einem früheren, also etwa dem ersten anschließen soll, z. B. Nous ne sommes point les esclaves du prince, mais ses amis; ni les tyrans du peuple, mais ses chefs.

Betrachten wir jetzt die Interpunction in den zusammengesetzten Sätzen, und zwar zunächst in den Satzverbindungen, d. h. in solchen, deren einzelne Sätze einander coordinirt sind. Wenn die in einer solchen Verbindung stehenden Sätze ohne (coordinirende) Conjunction neben einander gestellt sind, so sind drei Satzzeichen in ihrer Anwendung zu berücksichtigen: das Komma, das Semikolon, das Kolon. Wenn nämlich die coordinirten Sätze beide von geringem Umfange sind und selbst noch kein Satzzeichen bekommen haben, und wenn der zweite weder einen Gegensatz, noch eine Begründung

*) Doch siehe die Ausnahme hiervon weiter unten.

des ersten enthält, sondern nur zusammenstellend mit ihm verbunden ist, so wird zwischen beiden nur ein Komma gesetzt; z. B. Une armée bordait le rivage, une flotte défendait le port. Wenn sie aber, was viel häufiger der Fall ist, von größerem Umfange sind, und der zweite einen Gegensatz oder eine Begründung oder eine Folge des ersten enthält, so wird zwischen beide Sätze ein Semikolon gesetzt; z. B. Les chefs montèrent sur le bord de la galère du roi, pour recevoir ses ordres; sa harangue fut courte; il parla à des braves qui n'avaient pas besoin d'être excités à bien combattre; il s'attacha seulement à réveiller en eux etc. — Il donne le signal; la chaloupe qui portait l'oriflamme précède les autres. (Der zweite Hauptsatz erscheint als eine Folge des ersten.) — Le bien de la fortune est un bien périssable; quand on bâtit sur elle, on bâtit sur le sable. Wenn endlich der zweite Satz die nähere Erklärung des ersten oder eines Theils des ersten enthält, wo wir etwa durch die Conjunction nämlich einen ganzen erklärenden Satz einleiten, so wird vor den zweiten Satz ein Kolon gesetzt. Dieser von der gewöhnlichen deutschen Interpunction abweichende Gebrauch ist es, worin wir gar häufig fehlen, und den wir zu vernachlässigen oder falsch zu behandeln geneigt sind, daher ich es für angemessen halte, grade diesen Gebrauch des Kolons durch eine größere Anzahl von Beispielen zu veranschaulichen. Le sultan était un prince puissant: il tenait sous son empire, avec la Palestine et l'Egypte, les villes et les pays de Damas. — L'armée entière répétait ses plaintes: elle disait que par une suite de son esprit d'ordre et d'opiniâtreté, Davoust s'était laissé atteindre etc. — Le prince Eugène put effectuer plus rapidement sa retraite au travers de Viazma; mais les Russes l'y suivirent: ils avaient pénétré dans cette ville, lorsque etc. — Les deux hommes inspirent une sorte de respect à l'équipage: tant la vertu a de droits sur tous les coeurs. — Le cerf est d'un naturel assez simple, et cependant il est curieux et rusé: lorsqu'on le siffle ou qu'on l'appelle de loin, il s'arrête tout court et regarde fixement.

Wenn die einzelnen Hauptsätze einer Satzverbindung durch Conjunctionen mit einander verbunden sind, so ist als Regel anzunehmen, daß nur dann ein Komma zwischen dieselben zu setzen ist, wenn der erste von geringem Umfange ist. Ist er aber von größerem Umfange, oder enthält der zweite ein dem ersten entgegengesetztes, durch

eine adversative Conjunction verbundenes Subject, so wird zwischen beide ein Semikolon gesetzt; z. B. L'adulation enfante l'orgueil, et l'orgueil est toujours l'écüeil fatal de toutes les vertus. — Il paiera, ou il ira en prison. — Il en use mal avec tout le monde, aussi tout le monde l'abandonne. — Ce mot n'est guère usité que dans telle science, encore ne l'emploie-t-on que rarement. — On donne des conseils, mais on ne donne pas la sagesse d'en profiter. — Non seulement il est libéral, mais encore il est prodigue. — Vous étiez absent, c'est pourquoi on vous a oublié. — Le sage est heureux, or Socrate est sage, donc Socrate est heureux. — Il manque bien des choses à l'indigence; mais tout manque à l'avarice. — On excuse souvent ceux qui sont avares de leur esprit; mais on n'excuse jamais ceux qui en sont prodigues. (Hier ist vor mais ein Semikolon gesetzt, weil der zweite Hauptsatz sich nicht mehr einem Hauptsatze, sondern einem Nebensatze anreiht.) — Les Machabées étaient vaillants; néanmoins il est écrit qu'ils combattaient par leurs prières plus que par leurs armes. — Il ne faut jamais se moquer des misérables; car qui peut se vanter d'être toujours heureux? — Je pense, donc Dieu existe; car ce qui pense en moi, je ne le dois point à moi-même.

Aus obiger Regel, nach welcher der größere oder geringere Umfang des ersten Hauptsatzes einen Einfluß auf das vor dem zweiten Hauptsatz zu gebrauchende Zeichen hat, geht schon hervor, daß hier allerdings eine bedeutende Willkür herrschen kann; denn der Schreibende kann, wenn auch der erste Hauptsatz von sehr geringem Umfange ist, doch bisweilen eine größere Pause des Lesenden wünschen und setzt alsdann ein Semikolon; doch wird er nie wohl daran thun, den zweiten Hauptsatz vom ersten bloß durch ein Komma zu trennen, wenn dieser bereits Pausen enthält, die durch Kommata ausgedrückt sind.

Wie wir oben das Kolon in einer Satzverbindung dann angewandt sahen, wenn der zweite, nicht durch eine Conjunction verbundene Satz eine nähere Erklärung des ersten enthielt, so müssen wir auch hier das Kolon in einem ähnlichen Falle anwenden: wenn nämlich der zweite, durch eine Conjunction mit dem ersten verbundene Hauptsatz eine solche Erklärung oder einen solchen Gedanken angibt, auf den der vorhergehende als auf einem ihm gegen-

überstehenden hinleiten soll. Es versteht sich von selbst, daß hier nur diejenigen Conjunctionen in Betracht kommen können, welchen eine solche verbindende Kraft inwohnt; z. B. Jusqu'aux premières années du règne de Louis XIV, la langue française n'avait jamais été fixée, car, de siècle en siècle, les mêmes choses avaient besoin d'être récrites dans le français nouveau, qui devenait bien vite. vieux et chenu. — On peut considérer la langue française sous des aspects bien divers, depuis les curiosités du grammairien, les finesses de l'homme de goût, jusqu'aux inductions spéculatives du philosophe: mais elle ne saurait être désormais étrangère à aucun homme civilisé.

Daraus ergibt sich, daß es unter den Conjunctionen wohl am meisten das begründende und erklärende car ist, vor welchem der Gebrauch des Semikolons und des Kolons schwankt. Doch ist bei dem Gebrauche des Kolons zwischen coordinirten Hauptsätzen festzuhalten, daß das Kolon nur dann eintreten muß, wenn der Inhalt der vorhergehenden Sätze auf eine solche Begründung hinweist. Car gibt aber keineswegs einen Sachgrund an, sondern dient nur dazu, einen Gedanken, eine Aussage zu begründen und näher zu erklären. Es gibt den logischen, aber nicht den realen Grund an. Es ist eben die Conjunction, welche wir Deutschen im Reden am meisten geneigt sind, falsch zu gebrauchen, obwohl, wie Vaugelas sagt, es ein Wort ist sans lequel on ne peut raisonner, et qui n'est pas moins nécessaire que le feu et l'eau ne le sont à la vie.

Uebrigens muß in Bezug auf diese coordinirenden Conjunctionen bemerkt werden, daß die Verbindung, in welche die einzelnen Sätze durch sie gebracht werden, nicht immer durch ein Komma, Semikolon oder Kolon angedeutet wird, sondern daß, zumal nach einer vorangehenden längeren Periode, die einzelnen Sätze füglich durch einen Punct getrennt werden, so daß das Satzzeichen trennend, die Conjunction verbindend ist. Dieses geschieht jedoch nie vor den Conjunctionen et, mais encore, ni, que, ou, falls diese mit vorhergehendem et, non seulement, ni, tant, ou correspondiren, eben so wenig geschieht es vor c'est-à-dire und savoir, vor welche in der Regel ein Semikolon zu setzen ist, es sei denn, daß c'est-à-dire einen einzelnen vorhergehenden Ausdruck durch ein anderes Wort erklärt:

Gehen wir jetzt zum Satzgefüge oder zur Verbindung der Haupt- und Nebensätze über, womit wir also das Gebiet der coordinirenden Conjunctionen verlassen und das der subordinirenden mit Einschluß der relativen Pronommia und der relativen Adverbia betreten. Ich folge in Bezug auf die verschiedenen Arten der Verbindung, in welcher ein Hauptsatz zu seinem Nebensatze stehen kann, der Beckerschen Eintheilung und beginne mit den Subjectivsätzen.

Wenn in einem Satzgefüge der Subjectivsatz nach dem Hauptsatze steht, so sind beide durch kein Satzzeichen zu trennen; z. B. Il est nécessaire que je réponde à sa question. — Il serait à souhaiter qu'il arrivât bientôt. — Le peut-il que j'aie laissé à cet homme tant de pays! — Il est incroyable combien cet auteur a écrit d'ouvrages; wie denn überhaupt als Regel zu merken ist, daß die Conjunction que, deren entsprechendes, gewöhnlich ausgelassenes Demonstrativ ce oder cela wäre, vor Subjectiv- und Objectivsätzen nie ein Komma vor sich hat, worin es sich also von dem deutschen daß wesentlich unterscheidet. Wir werden später sehen, daß es mit dem Nichtgebrauch des Kommas zwischen ce qui, celui qui eine ähnliche Bewandtniß hat. Wenn aber der Subjectivsatz zugleich ein Relativsatz ist, so muß er vor dem Hauptsatze stehen und wird von diesem gewöhnlich durch ein Komma geschieden, z. B. Ce qui plaît une fois, ne plaît pas toujours. — Ce qu'on craignait, est avenu. — Qui veut parler sur tout, souvent parle au hasard. — Celui qui rend un service, doit l'oublier. In kurzen Sätzen dieser Art kann man jedoch auch das Komma vor dem Hauptsatze, d. h. also vor dem Prädicate auslassen. Jedenfalls ist kein Komma zu setzen, wenn ein solcher Subjectivsatz vermöge einer Inversion und einer Verkürzung nach dem Prädicate steht, z. B. Lâche qui veut mourir, courageux qui peut vivre statt Celui qui veut mourir est lâche etc. Aus demselben Grunde möchte ich kein Komma vor den relativen Subjectivsatz setzen, wenn er mit einem vorangegangenen celui-là correspondirt, also celui-là est heureux qui aime et pratique la vertu. — Celui-là fait le crime à qui le crime sert. Man sieht, daß das qui hier determinative Bedeutung hat; etwas Anderes dagegen ist es, wenn qui unmittelbar auf celui-ci oder celui-là folgt, in welchem Falle es keine determinative, sondern erklärende oder beschreibende Bedeutung hat, z. B.

Celui-ci, qui est déjà usé, vaut mieux que celui-là, qui est encore neuf.

Keine Schwierigkeit macht die Interpunction vor den Objectivsätzen. Diese stehen nämlich gewöhnlich nach dem Hauptsatz und werden, wie oben gesagt, von demselben durch kein Komma getrennt, z. B. L'Autriche espéra que les deux colosses s'affaibliraient mutuellement. — Soyez contents de ce que vous avez. — Dis-moi qui tu hantes, et je dirai qui tu es.„ — Je ne sais d'où lui vient tant de confiance. — Pourriez-vous me dire s'il a achevé son ouvrage? — Dites-moi combien vous avez dépensé.

Zu den Objectivsätzen gehören auch die directen Anführungssätze. Wenn in diesen ein Theil der directen Rede vor dem Hauptsatz steht, so ist letzterer vor der directen Rede nothwendig durch zwei Kommata zu trennen, z. B. Ce sont, dit-il, des marques d'amitié. „Spandau, dit Napoléon dans ses lettres au maréchal Davoust, est la citadelle de Berlin, comme Pillau est celle de Koenigsberg."

Nur wenn der Objectivsatz von dem ihn regierenden Prädicate des Hauptsatzes durch einen längeren Umstand oder durch zwei Umstände getrennt worden ist, wird vor den Objectivsatz ein Komma gesetzt, z. B. On prouva, par ses lettres et par sa propre signature, qu'il était d'intelligence avec les ennemis.

In Bezug auf die Attributivsätze gibt Girault-Duvivier (S. 562) die richtige, wenn auch weniger klar und scharf aufgestellte Regel, daß der Attributivsatz (den er freilich nicht so nennt) kein Komma vor sich haben muß, wenn er determinativer Natur ist, d. h. wenn er sei indispensable à l'énonciation du sens de la proposition principale, tellement que cette dernière offrirait un autre sens, si l'on supprimait l'incidente détermination; er hätte ihn statt determinativ auch wohl distinguirend nennen können, d. h. in einem Satzgefüge mit determinativem Attributivsatz erscheint das Prädicat des Hauptsatzes nur dann in seiner Wahrheit, wenn der Attributivsatz nicht weggelassen wird, ja das Prädicat des Hauptsatzes bezieht sich sogar vornämlich auf einen solchen Attributivsatz; in welchem Falle wir im Deutschen gern ein demonstratives derjenige, ein solcher hinzufügen; z. B. Ne vous fiez pas aux hommes qui outragent la vérité dans leurs discours. Man sieht, daß sich das Prädicat (sich nicht verlassen) vorzugsweise auf diesen Attributivsatz bezieht und unwahr sein würde,

wenn derselbe fehlte. Ebenso: Le citadin et l'habitant des plaines conçoivent difficilement le plaisir que l'on éprouve à gravir de hautes montagnes. — On connaît des nations entières et des ordres d'hommes auxquels la religion défend de manger de rien qui ait eu vie. — La douleur qui se tait n'en est que plus funeste. — Vous avez des habitudes auxquelles il faut renoncer. — Un souverain abdique le jour où son autorité est méconnue. Hieraus ergibt sich auch der Grund, weshalb zwischen celui qui, ce qui nie ein Komma zu setzen ist.

Ein Attributivsatz dagegen, welcher, wie Girault-Duvivier sagt, explicativer Natur ist, d. h. ein solcher, welcher nur dazu dient, den Gegenstand, dem er beigelegt wird, näher zu beschreiben, der also füglich, ohne der Wahrheit des Prädicats Eintrag zu thun, weggelassen werden könnte, muß vor und nach sich ein Komma haben, z. B. Les passions, qui sont les maladies de l'âme, ne viennent que de notre révolte contre la raison. — Zeuxis avait plusieurs rivaux, dont les plus illustres étaient Timanthe et Parhasius. — La bonté du Seigneur, de laquelle nous ressentons tous les jours les effets, devrait bien nous engager à observer ses commandements. Dieser Unterschied eines determinativen und eines explicativen Attributivsatzes ist auch dann zu beobachten, wenn der Attributivsatz mit einer Präposition und einem Subst. beginnt, worauf dann bekanntlich nicht dont, sondern de qui oder duquel (de laquelle etc.) folgen muß, z. B. Les hommes à la faveur desquels (oder de qui) on aspire, sont rarement les plus heureux. Wenn dagegen lequel statt qui gewählt ist, weil es sich nicht auf das zuletzt vorhergehende Subst. beziehen soll, so muß vor den Attributivsatz stets ein Komma gesetzt werden, z. B. Il y a une édition de ce livre, laquelle se vend fort bon marché. — La bonté du Seigneur, de laquelle nous ressentons etc. Ebenso muß vor das Relativum lequel ein Komma gesetzt werden, wenn es als conjoint ein Substantiv bei sich hat und dieses Subst. eine Art von Apposition zu einem ihm vorhergehenden Subst. bildet; weil ein solcher Attributivsatz nie determinativer, sondern stets explicativer Natur ist, z. B. Je viens de toucher mille francs, de laquelle somme je paierai ce que je vous dois. Daraus folgt auch, daß ein sich auf einen vorhergehenden Satz beziehender Attributivsatz, den man Zusatz oder Attributivsatz des Prädicats nennt, und der bekanntlich durch

ce qui (ce dont u. s. w.) eingeleitet wird, ein Komma vor sich haben muß, weil er nie determinative Bedeutung hat, z. B. Ce jeune homme a commerce avec des gens frivoles, ce qui nuira à sa santé.

Aus einer der oben aufgestellten Regeln über den Gebrauch des Kommas zwischen Subject und Prädicat folgt auch dieses, daß, selbst wenn der dem Subjecte angehörende Attributivsatz kein Komma vor sich hat, er doch nach sich ein Komma haben muß, sobald dieser Attributivsatz von größerem Umfange ist, z. B. Un arbre dont les branches s'étendent trop, n'a pas de bons fruits. — Les trésors que l'avare amasse lui sont inutiles. Es leuchtet ein, daß in Bezug auf die Setzung oder Weglassung eines Kommas nach dieser Art von Attributivsätzen noch viel Willkür herrscht.

Bei dieser Gelegenheit des von Girault-Duvivier aufgestellten Unterschiedes einer determinativen und explicativen „proposition incidente", die wir näher als Attributivsatz bezeichnen, kann ich nicht umhin, auf meines Führers gänzliche Begriffsverwirrung in grammatischen Dingen aufmerksam zu machen. Er scheut sich nämlich nicht, unter den Beispielen, in denen die proposition incidente zwischen zwei Kommata gesetzt werden muß, folgendes anzuführen: Les hommes les plus heureux en apparence ont besoin de faire, de temps en temps, un tour à l'école du malheur. Jedes Urtheil über die Unangemessenheit dieses Beispiels überlassen wir dem Leser.

Gehen wir jetzt zu der Interpunction vor der dritten Art der Nebensätze, nämlich vor den Adverbialsätzen über, die sich bekanntlich eintheilen in Adverbialsätze des Orts, der Zeit, der Weise und des Grundes. Unter diesen vier Classen werden wir mit den Adverbialsätzen des Orts am leichtesten fertig, da sich die Verbindung derselben mit dem Hauptsatze auf die relativen Adverbia où, d'où, und auf die Conjunction où que beschränkt. Hier gilt die einfache Regel, daß, wenn der Adverbialsatz nach dem Hauptsatze steht, beide durch kein Komma getrennt werden, z. B. Va où je voudrais être. — Le mal me vient d'où j'attendais mon bonheur. Daß hier kein Komma vor dem Adverbialsatz steht, folgt wieder aus der determinativen Natur des letzteren. — Wenn aber der Adverbialsatz des Ortes vor dem Hauptsatz steht, so sind beide durch ein Komma zu trennen, z. B. Où l'usage prévaut, nulle raison n'est bonne.

Wenn die Adverbialsätze der Zeit vor ihrem Hauptsatze stehen, so sind sie jedes Mal durch ein Komma von demselben zu

trennen; stehen sie nach ihrem Hauptsatze und zwar unmittelbar nach dem Prädicate desselben, oder wenigstens nicht viel davon getrennt, so haben sie kein Komma vor sich. Sind sie aber durch mehrere Wörter von dem Prädicat des Hauptsatzes getrennt, so haben sie ein Komma vor sich, z. B.

1) Pendant que les Romains méprisèrent les richesses, ils furent sobres et vertueux. — Dès qu'on sent qu'on est en colère, il ne faut ni agir ni parler. — Après que Dieu eut donné de si beaux succès à cette guerre, il s'appliqua tout entier à régler ses états. — Comme Abraham était près de frapper son fils Isaac, un ange vint l'avertir.

2) Dieu absout aussitôt qu'il voit la pénitence dans le coeur. — Le docteur n'instruit plus dès qu'il devient pédant. — On va bien loin sitôt qu'on se fourvoie. — Restez jusqu'à ce que cela soit fait.

3) On n'est pas digne de soutenir la justice et la vérité, quand on peut aimer quelque chose plus qu'elles. — Il ne veut pas qu'on décide sur la moindre vérité, avant qu'elle soit connue clairement et distinctement. — Le duc d'Orléans fut enfermé près de trois ans dans la tour de Bourges, jusqu'à ce que Charles VIII. allât le délivrer lui-même.

Wenn die Adverbialsätze der Art und Weise eine Vergleichung ohne Rücksicht auf ein Intensitätsverhältniß, also eine bloße Aehnlichkeit ausdrücken und vor dem Hauptsatze stehen, so haben sie stets ein Komma vor sich; stehen sie aber nach dem Hauptsatze, so haben sie nur dann kein Komma vor sich, wenn sie von dem Prädicate des Hauptsatzes gar nicht, oder nur durch wenige Wörter getrennt sind; z. B. Comme on fait son lit, on se couche. — Comme il avait puni le crime, il voulut aussi récompenser la vertu. — De même que le soleil brille sur la terre, de même le juste brillera dans les cieux. — Il parle comme s'il était le maître. — Il fond sur lui de même que l'oiseau fait sur la perdrix. — Le philosophisme est l'abus de la philosophie, comme la superstition est l'abus de la religion. Jedoch wird à ce que, welches eine Uebereinstimmung mit einem Gedanken oder einer Aussage ausdrückt, stets durch ein Komma von dem Prädicat des Hauptsatzes getrennt, und ist ein solcher Adverbialsatz mit à ce que parenthetisch in den Hauptsatz eingeschoben, so hat er auch nach sich ein Komma.

Wenn aber der **Adverbialsatz** in der Vergleichung zugleich ein **Intensitätsverhältniß** ausdrückt, so pflegt er nach dem Hauptsatze zu stehen und beginnt stets mit der subordinirenden Conjunction **que** (als), welche von dem Hauptsatze nur dann durch ein Komma zu trennen ist, wenn der Nebensatz von dem Grade der Eigenschaft oder Handlung durch mehrere andere Wörter getrennt ist; z. B. Il est aussi affable que son frère est bourru. — Il est plus instruit qu'on ne me l'avait dit. — Personne ne vous a servi si utilement que je l'ai fait. — Nous ne trouverions nulle part en Europe plus de bienveillance et d'accueil qu'on ne vous en prodigue ici. — Il n'en fut non plus ému que s'il eût été innocent. — Le mauvais exemple nuit autant à la santé de l'âme, que l'air contagieux nuit à la santé du corps.

Hierher gehören auch die comparativen mit **autant . . . autant, plus . . . plus, plus . . . moins** u. s. w. anfangenden Sätze, welche uns ein Verhältniß der Gleichheit oder (bei plus . . . plus) das Verhältniß der beiden Schalen einer Wage darstellen. In **autant . . . autant** ist kein Satz der Grund oder die Ursache des anderen, in **plus . . . plus** ist der Vordersatz als Grund oder Ursache, der Nachsatz als Folge der Wirkung anzusehen. In Satzgefügen dieser Art muß der Adverbialsatz, als welcher der Vordersatz anzusehen ist, von dem Nachsatze durch ein Komma getrennt werden, z. B. Autant il a de vivacité, autant vous avez de nonchalance. — Plus on remonte dans l'histoire, plus on trouve de peuples qui honoraient un seul Dieu*).

Diese letzte Art von Sätzen führt uns endlich zu denjenigen Adverbialsätzen, welche die Art und Weise als die **Wirkung** des Grades einer Eigenschaft, oder als die Wirkung der Art und Weise einer Handlung ausdrücken. In diesem Falle wird die positive Wirkung mit **que**, die negative Wirkung (nach einem vorangegangenen **trop**) mit **pour que** bezeichnet. Hierher gehören auch die Conjunctionen **de manière que, de façon que, en sorte que, si bien que**, welche den Ausdruck der Weise (manière, façon, sorte, si bien) gewöhnlich schon in den Nachsatz stellen. Adverbialsätze dieser Art haben nur dann kein Komma vor sich, wenn sie unmittel-

*) Das von einigen Schriftstellern vor dem Nachsatze mit Unrecht gebrauchte **et** vor **plus** macht in der Interpunction keinen Unterschied.

bar auf den im Hauptsatz stehenden Ausdruck der Art und Weise folgen, z. B. Il a tant de richesses, qu'on ne saurait les compter. — „Il est assez de mes amis, pour que je puisse compter sur lui en cette occasion. — „Il m'a negligé trop longtemps, pour que j'espère rien de lui.„ — Il faut vivre de façon que l'on ne fasse tort à personne.

Da Adverbialsätze, welche die Art und Weise in der Form der Gleichzeitigkeit erscheinen lassen (deutsch: indem), im Französischen durch das Gérondif gegeben werden, also unter die verkürzten Nebensätze gehören (welche wir einem zweiten Artikel vorbehalten), so wenden wir uns endlich zu der letzten Art der Adverbialsätze, nämlich zu denen des Grundes, wozu bekanntlich auch die Conditional- und die Concessivsätze gehören. Da wir uns zum Zwecke der Interpunctionsangabe auf die Unterscheidung des realen, des ethischen und des logischen Grundes nicht einzulassen brauchen, so bemerken wir nur, daß der Adverbialsatz des Grundes, durch welche Conjunction er auch eingeleitet sein mag, von seinem Hauptsatze stets durch ein Komma zu trennen ist, mag er nun vor oder nach dem Hauptsatze stehen; daß daher die Auslassung des Kommas vor der Conjunction si, selbst wenn der Conditionalsatz geringen Umfanges ist und dem Prädicate des Hauptsatzes unmittelbar folgt, fehlerhaft ist. Z. B. Comme ses raisons paraissaient bonnes, on s'y rendit. — „Je le veux, parceque cela est juste. — „Je me retirai dans mon cabinet, afin que rien ne me troublât. — „Si vous voulez être heureux, aimez la vertu; oder aimez la vertu, si vous voulez être heureux. — „Il revint, quoiqu'on l'eût maltraité; und so verhält es sich mit allen anderen Conjunctionen, welche einen Adverbialsatz des Grundes einleiten können, z. B. attendu que, d'autant que, à cause que, à condition que, bien entendu que, puisque, bien que, encore que, au cas que, de crainte que, à moins que, pour que, si . . . que u. s. w.

Bremen. **Dr. H. A. Müller.**

Studien über den Geist der französischen Sprache.

Ma foi, Monsieur, on ne rencontre guères que des corbillards dans les rues. Le choléra fait d'horribles ravages. On compta hier une trentaine de décès; le glas tinte du matin au soir. — Que voulez-Vous? On se plaint partout que les affaires ne marchent pas. Eh bien! Elles vont reprendre. Mais ça ne vient pas tout d'un coup, ça commence naturellement par une profession. Or ce sont les fossoyeurs à l'heure qu'il est. Chacun à son tour! — Et après eux les heureux fabricants de cercueils et de civières, n'est-ce pas? — Eh oui, et que j'envie les faiseurs de linceuls et de poêles! — N'allez-Vous pas remonter jusqu'aux suaires de l'antiquité, pour compléter le triste inventaire des bières et des convois?

So ungefähr lautete ein Conversation, die mich an einem stillen Frühlingsmorgen auf dem parkähnlichen Friedhofe von Dijon in meinen Träumereien unterbrach. Das einfache Denkmal der „ouvrière-poète“ Antoinette Quarré, das einige Verse Lamartine's schmücken, hatte mir eben das Contingent mehr oder weniger bekannter Namen, das Dijon der französischen Literatur lieferte, vor die Seele gezaubert. Den Reigen eröffnete der ernste, große Bischof von Meaux, nicht umsonst der Adler unter den geistlichen Rednern genannt *); an seinem sardonischen Lächeln erkannte ich den guten chansonnier Piron, — den Béranger seiner Tage — († 1773), dessen Lustspiel „la métromanie“ einst so viel Glück machte; von Hunger und Gram abgezehrt, nahte endlich die blasse Gestalt A. Bertrand's, jenes unglücklichen Romantikers unserer Tage, dessen halb verschollenen Namen ich später auf einem einfachen Kreuze des Friedhofs von Baugirard (vor der Barrière von Paris) wiederfinden sollte. Das jetzt so prosaische Dijon schmückte sich plötzlich in meiner Phantasie mit all' den glänzenden Farben, die dieser Dichter dem Mittelalter zu leihen weiß; die campagnarde verklärte sich zur châtelaine. Da zogen wieder mit Waffenklang die „preux“ Bourgignons durch die Straßen; und noch einmal so stolz streckte die St. Bénigne ihre luftige Spitze in die Wolken. Aus vollem Herzen stimmte ich mit dem Dichter in die Worte ein:

---

*) Bossuet a créé une „langue que lui seul a parlée“. (Chateaubriand.)

1. „O Dijon, la fille Des glorieux ducs Qui portes béquilles Dans tes ans caducs.	2. Jeunette et gentille Tu bus tour à tour Au pot du soudrille Et du troubadour.	3. A la brusquembille Tu jouas jadis Mule, bride, étrilles — Et tu les perdis.
4. La grise bastille Aux gris tiercelets Troua ta mantille De trente boulets.	5. Le reître qui pille Nippes au bahut Nonnes sur leur grille Te cassa ton luth.	6. Mais à la cheville Ta main pend encore Serpette et faucille Rustique trésor.“ *)

Nach solchen Schwärmereien wendete mich jene Conversation wieder mehr der nüchternen Prosa des Lebens zu, die ohnehin auf französischen Todtenhöfen durch die Lektüre der „concession à 25 ans“ oder gar der „concession à l'éternité“ reichliche Nahrung findet. Doch, ist man einmal in einer gehobenen Stimmung, so weiß man, sonst unbedeutenden, Erscheinungen oft eine bedeutsame Seite abzugewinnen. Wo ich sonst wol nur leeren Wortschwall und eitlen Schaum gefunden hätte, da erschien mir selbst jene nichtssagende Form der Conversation als bedeutsame Offenbarung des nationalen Geistes, der in seiner innersten Tiefe rastlos am Webstuhle der Sprache wirkt und schafft. Sollte es zufällig sein, fragte ich mich, daß das französische Idiom auf dem ganzen Gebiete, welches zum Ressort des Todes gehört, im Vergleich zu unserer Sprache jenen auffallenden Reichthum an Ausdrücken zeigt, der jetzt zum ersten Male meine Aufmerksamkeit fesselte? Für sieben selbständige Wörter, die ich hier vernahm, gibt die deutsche Sprache nur composita **), und wo der Franzos Synonymen hat, müssen wir uns mit einem einzigen Ausdrucke begnügen ***). Und wie viele Variationen auf das Thema des Grabes, wofür wir nur dies eine kurze, schneidende Wort haben, — denn Gruft gehört nur zum Theil hierher —: Voici la tombe d'un enfant, voilà la fosse d'un vieillard, voilà le sépulcre d'un prince et là le tombeau de de mon père! Endlich das Wort „la mort“ selbst hat seine Euphemismen in trépas und décès, der klassischen parque gar nicht zu gedenken; das Adjektiv mort in feu (derivatum von fuit, ital. fu), défunt, décédé, trépassé; das Zeitwort mourir in expirer, succomber, décéder, trépasser, périr mit den feinen Nüancen von déperir

---

*) Cfr. über Bertrand St. Beuve, portraits des contemporains vol. II.

**) Civière, corbillard, fossoyeur, glas, linceul, poële, suaire; auch monument und catafalque.

***) Bière — cercueil, corbillard — char funèbre, linceul — poële.

und se mourir, abgesehen von den zahlreichen Metaphern: rendre l'âme, passer l'arme à gauche, déposer son âme au sein de Dieu, c'en est fait, laisser ses houseaux (Lafontaine) etc. Dagegen hat freilich wiederum die französische Sprache keinen Ersatz für unsere poetischen Ausdrücke: Friedhof, Gottesacker; denn das Lamartine'sche champ de Dieu (Jocelyn 9 époque) ist ein durch die Dichter auf den Zweig der französischen Sprache gepfropftes fremdländisches Reis und die enceinte de paix wird von Chateaubriand in seinem génie du Christianisme selbst als entlehntes Bild bezeichnet. Klassifiziren wir nun die hier gewonnenen Resultate, so ergeben sich bereits mehre wichtige Prinzipien, die mit dem Geiste des Volkes im innigsten Zusammenhang stehen. Der franz. Genius strebt so viel als möglich dahin, niederschmetternde (foudroyantes) Ideen durch Euphemismen *) zu verwischen. In jener Conversation, die sich doch ganz um die Gedanken des Todes in seinen verschiedensten Nüancen bewegt, berührt uns doch nie das Wort „mort" weder als simplex noch als compositum mit seinem eisigen Hauche. Aehnlich dem Römer, der es als üble Vorbedeutung ansah, derartige Ausdrücke zu gebrauchen, sucht der Franzos sorgfältig durch einfache Wörter jenen Leichengeruch, der unsern deutschen Zusammensetzungen innewohnt, zu vermeiden. Ja, diesen Leichengeruch selbst verwandelt er in eine odeur du sapin und sagt sentir le sapin (eine Analogie zu sentir le fagot) von Jemandem, der dem Aussehen nach bald sterben wird. So gebraucht er lieber corbillard als char funèbre, bezeichnet den Leichnam durch das einfache corps, begnügt sich meist, wo kein Doppelsinn dadurch entsteht, mit convoi für convoi funèbre; ist glücklich, durch die Ausdrücke agonie, agoniser des herben Wortes „Todeskampf" überhoben zu sein; ja (Dank sei es dem Genius seiner Sprache!) er hat sogar die Kunst entdeckt, de mourir tout en vie (= être emporté d'une maladie prompte). 2) Die franz. Sprache ist reicher, als die deutsche, an Ausdrücken, welche sich auf die gewöhnliche Prosa des Lebens, auf

---

*) François de Neuchâtel sagt deßhalb:

Il est certains objets qu'un prompt discernement
De l'oreille et des yeux écarte également
Soit quand leur nudité peut blesser la décence,
Et l'euphémisme alors en voile la licence,
Soit quand de leur tristesse ou de leur dureté
L'expression directe aurait trop d'âpreté. etc.

den praktischen Bedarf beziehen, ärmer dagegen an jenen sinnigen, aus der Tiefe des Gemüthslebens entsprungenen Wendungen, welche unsern Dichtern so wohl zu Statten kommen. Dieselbe Sprache, die allein acht Ausdrücke für den Begriff des Fensters und dessen verschiedene Modifikationen hat, die Sprache der „colifichets, brimborions, fanfreluches, breloques et affiquets; ein Idiom, das unzählige Wendungen hat, um die Form einer menschlichen Nase*) zu bezeichnen, ist nicht im Stande, Seelenkräfte wie Gemüth, noch Seelenzustände: wie Grimm, Heimweh, Sehnsucht rc. wiederzugeben. Spiegelt sich nicht auch hierin wiederum der Geist des Volkes? Kurz, schon in jenem kleinen Ausschnitte aus dem Gebiete der Sprache liegt die légèreté des Franzosen, die nicht gern durch störende Eindrücke in seinem Lebensgenusse belästigt sein will, die délicatesse, welche euphemistischen Wendungen so hold ist, der praktische, auf das Aeußerliche gerichtete Sinn jenes Volkes klar genug zu Tage. Noch ist freilich für uns das génie einer Sprache eine Art von verschleiertem Bilde zu Saïs; die Sprachforscher haben bisher nur Anatomie, keine Physiologie getrieben. In der Oekonomie des Sprachgeistes die allgemeinen, ewigen Gesetze der Geistes- und Sprachbildung in der nationalen Färbung aufzufassen, wie sie gerade in dieser Sprachform zur Erscheinung gelangen, — das ist ein auf dem Gebiete der Linguistik noch wenig kultivirtes Feld. Vor allen Dingen wird es sich darum handeln, auf diesem praktischen Boden, der nichts absolut Gutes und nichts absolut Schlechtes zeigt, sine ira et studio zu schildern, und der Arbeit weder den Charakter einer Anklageakte, noch den eines Panegyrikus aufzuprägen. Chateaubriand ist auf seinem idealen Gebiete, bei dem génie du Christianisme, vollkommen berechtigt, génie und beautés identisch zu fassen, keineswegs aber der Sprachforscher. Seit jener äußeren Anregung mit den Vorarbeiten zu einem Werke „sur le génie de la langue française“ beschäftigt, theile ich hier einige Fragmente aus meinen Studien, sowie meine Ansichten über die bei der Behandlung dieses Thema's zu wählende Methode mit, um bei der Behandlung

*) Nez pointu; courbé; aquilin; épaté; aux méplats délicatement accusés; camus; camard; retroussé; d'une arête brusque; mince; capricieux; mal tourné; en l'air; au vent; à la Romaine; d'une coupe fine et fière; rechigné; renfrogné (refrogné) etc. Cfr. la chanson „le nez“ par Demautort.

eines eben so neuen*) als schwierigen Gegenstandes mich durch die Urtheile Sachkundiger vor etwaiger Einseitigkeit zu bewahren.

Wenn es ein bekannter Grundsatz ist, daß die Behandlung eines Themas wesentlich durch zwei Momente bedingt wird: durch die innere Natur des Gegenstandes und durch den Kreis von Lesern, welchen man zunächst im Auge hat: so wird in ersterer Hinsicht die Analogie der Geschichtsschreibung im gegenwärtigen Falle den sichersten Wegweiser abgeben. Ist doch die Sprache das Volk, wie nach Buffon's bekanntem Ausspruche der Styl der Mensch ist! Und wie verfährt man, um das génie eines Jahrhunderts zu schildern? Gewiß handelt es sich hier nicht darum, ein Conglomerat von Thatsachen oder eine möglichst vollzählige Galerie von Persönlichkeiten des betreffenden Zeitalters aufzustellen, — wir haben es hier mit einem Baume zu thun, dessen Wurzeln im Boden der Wissenschaft haften, dessen Krone sich aber in den Regionen der Kunst wiegt. „Pour atteindre notre but, sagt Alfred de Vigny, als es sich um die Schilderung einer historischen Epoche handelt) **), il faut sans doute commencer par connaître tout le vrai de chaque siècle, être imbu profondément de son ensemble et de ses détails ce n'est là qu'un pauvre mérite d'attention, de patience et de mémoire. Mais ensuite il faut choisir et grouper autour d'un centre inventé, il faut donner une teinte lumineuse qui comprend ses plus vives couleurs etc." Da aber, wo es sich nun speziell um die Schilderung französischen Geistes und französischen Lebens handelt, — wer könnte da wol über die passendste Form zweifelhaft sein? Seitdem Chateaubriand so glänzend für die Memoiren theoretisch und praktisch in die Schranken getreten ist, wird Niemand mehr ihnen den Rang in der französischen Geschichtsschreibung streitig machen***). Die weltmännische Eleganz und

*) Das sog. „génie de la langue fr.", Tübingen, Osiander 1843, enthält nichts als eine nackte, alphabet. Compilation von 3200 Sprichwörtern und proverbialen Redensarten. Ein zweites Werk „Die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprichwörter" von Venedey hält sich mehr in geistreichem allgemeinem Raisonnement und geht wenig auf sprachliche und wissenschaftliche Details ein, die dem Verfasser größtentheils fremd sind.

**) Réflexions sur la vérité dans l'art.

***) „Le Français a été dans tous les temps, même lorsqu'il était barbare, vain, léger et sociable. Il réfléchit peu sur l'ensemble des objets, mais il observe curieusement les détails et son coup d'oeil est prompt, sûr et délié. Il faut toujours qu'il soit en scène et il ne peut consentir même

die bewegliche Aeußerlichkeit des französischen Lebens schmiegt sich nun einmal nicht in schwerfällige Bände dickleibiger, historischer Folianten. Eine gelehrte, mit unendlichen Citaten gespickte Abhandlung über esprit und causerie würde sich komisch genug ausnehmen. Es liegt wahrlich viel Wahres in der Behauptung, die besten Archive für französische Kultur- und Literaturgeschichte seien dadurch verloren gegangen, daß die Pariser Cafés, als Brennpunkte des geistigen Lebens der verschiedenen Epochen, uns nicht durch Memoiren berühmter Zeitgenossen geschildert sind. Welch herrliche Beiträge würde nicht das café Laurent rue Dauphine (eins der frühesten in Paris) zur Geschichte Jean Baptiste Rousseau's und seiner Zeit, das café de la Régence zur richtigen Würdigung Jean Jacques Rousseau's und seiner Schule, das café Procope zur Kritik Voltaire's und der Encyklopädisten, das café Tortoni zur Sittenschilderung des Kaiserreichs, welches so glänzend dort vertreten war, uns liefern können? wie manche Streitfrage würde dadurch geschlichtet werden? Die Restauration — und das café de Chartres, die Julidynastie — und das café de Paris sind in der Idee des Franzosen unzertrennlich verwachsen. Dem analog würde denn auch für die Schilderung des „génie de la langue française" sich vorzugsweise eine solche Darstellung eignen, welche die Ergebnisse scharfer Beobachtung und gründlicher Studien in möglichst schöner, von pedantischen brodequins (spanischen Stiefeln) freier Form liefert und durch eine den verschiedenen Nüancen des Sujets angepaßte französische Diction nicht bloß materiell, sondern auch formell zu bilden geeignet ist. Neben der Charybdis der philologischen Pedanterie gilt es aber ebensowohl, die Scylla jener rein poetischen, mystischen Sprachanschauung zu vermeiden, die mit Charles Nodier „entrevoit une féerie complète d'enchantements et de métempsychoses dans ces brillantes familles de mots qui ne sont que des mots pour le vulgaire" *). — Hinsichtlich des zweiten für die Behandlungsweise

comme historien à disparaître tout à fait. Les mémoires lui laissent la liberté de se livrer à son génie. Là sans quitter le théâtre il rapporte ses observations toujours fines et quelquefois profondes. Il aime à dire: J'étais là, le roi me dit, j'appris du prince... Le désir qu'il a de se montrer penseur ingénieux le conduit souvent à bien penser. De plus dans ce genre d'histoire il n'est pas obligé de renoncer à ses passions dont il se détache avec peine. Il s'enthousiasme etc."

*) „Ceux là (sagt er in Bezug auf die Nomenklatur der Schmetterlinge) sont les chevaliers grecs et troyens. A sa cotte de mailles échiquetée de jaune

entscheidenden Moments, nämlich des Publikums und der davon abhängigen größern oder geringern Popularität, erkläre ich mich für das Werk, dessen wissenschaftliche Vorstudien ich hier liefere, wesentlich einem pädagogischen Zwecke untergeordnet zu haben. Meine Arbeit hat zunächst die höchste Stufe des französischen Sprachunterrichts auf Realgymnasien im Auge und soll demnach zunächst für das Jünglingsalter von 16—18 Jahren berechnet sein. Wenn einmal der so oft ausgesprochene Zweck, den Schüler in den Geist der Sprache einzuführen, keine bloße Phrase bleiben soll, so kann nur auf eine solche Art der Sprachunterricht einen würdigen Schlußpunkt finden. War dessen erste Stufe vorherrschend mechanisch, die zweite mehr abstrakt: so muß die dritte die konkreten Eigenthümlichkeiten des bestimmten Idioms nicht als etwas für sich Bestehendes, seine Regel im eigenen Organismus Findendes, sondern nur als äußere Hülle einer spezifisch-nationalen Anschauungsweise zum Bewußtsein bringen und so mit der grauen Theorie, des Lebens grünen Baum vermählen. Da werden bekannte Sprachgesetze in einem neuen Lichte erscheinen, und selbst die scheinbaren „caprices et fantaisies“ der Sprache in ihren feinsten Nüancen, die architektonischen Ornamente des Styls werden hier eine tiefere Bedeutsamkeit gewinnen, als in der steifleinenen Behandlung der syntaxis ornata nach hergebrachtem, landläufigem Schnitte *). Auf diesem Gebiete darf unsers Erachtens der Sprach-

---

et de noir vous reconnaissez le prudent Machaon, fils presque divin du divin Esculape et fidèle autrefois au culte des plantes qui recèlent de précieux spécifiques pour les maladies; il ne manquera pas de s'arrêter sur le fenouil. Si vous descendez plus bas aux pacages, ne vous étonnez pas de la simplicité de ses habitants. Ces papillons sont des bergers et la nature n'a fait pour eux que les frais d'un vêtement rustique. C'est Tityr, c'est Myrtil, c'est Corydon. Un seul se distingue parmi eux à l'éclat de son manteau d'azur ... mais c'est le roi des pâturages, c'est Argus qui veille toujours à la garde des troupeaux etc. — Cfr. in Bezug auf deutsche Sprache einen Artikel von Grube pädagog. Zeitschrift v. Löw und Körner, 2ter Jahrgang, 10te Lieferung, p. 893.

*) H. A. Müller hat sich in seinen „Beiträgen zur französ. Syntax mit besonderer Rücksicht auf die Sprache der Romantiker, Jena 1849“ auch für die syntaxis ornata (pag. VII) dem alten grammat. Schematismus angeschlossen. Einzelne der soi-disant Regeln verdanken noch dazu einem bloßen Mißverständnisse ihr Dasein, wie Regel 272 (p. 113), wo tout offenbar nicht zu quiconque, sondern zu d'abord gehört. Der erste Satz der Regel 175 (p. 77) wird durch die Analogie von ivre-mort umgestoßen 2c.

forscher nicht das Verfahren des Botanikers anwenden, welcher mit seinem Decandolle oder Cuvier in der Tasche in der Natur umherstreift und die zarten Kinder Flora's aus ihren grünen Auen zwischen die grünen Wände seiner Botanisirbüchse versetzt, sie zu Hause trocknet, durch die Lupe analysirt, klassifizirt und zu Nutz und Frommen der gelehrten Welt, nach Familien geordnet, in seinem Herbarium aufbewahrt. Alle Ehre dem Grammatiker, der diesen Weg einschlägt! Er ist dazu vollkommen berechtigt und wird nur dann Tadel verdienen, wenn er dieselbe Methode auf ein anderes Gebiet übertragen will, wo die Farbe und der Duft der Pflanze wichtiger sind, als die Zahl ihrer Staubfäden. In diesem Falle rufen wir ihm mit Binet*) zu: „La plante est là entière, authentique, reconnaissable à un certain point, mais où est sa couleur, son port, sa grâce, le souffle qui la balançait, le parfum qu'elle abandonnait au vent, l'eau qui réflétait sa beauté, tout cet ensemble d'objets pour qui la nature la faisait vivre et qui vivait pour elle?" Und wie verfährt dieser Binet, um zu seinem Ziele zu gelangen? Mit den Geräthschaften des Gärtners macht er sich auf den Weg, hebt einzelne besonders anziehende Pflanzen mit der Scholle, die an ihren Wurzeln klebt, aus ihrem Boden heraus (was der Franzos so treffend durch sein déchausser bezeichnet) und versetzt sie in einen schönen Park, wo neben den stolzen Kastanien der Tuilerien die bescheidenen pommiers d'api der Normandie, neben den Orangen von Marseille die Cedern von Genf uns entzücken. Diesen Eindruck wird seine treffliche Chrestomathie in 3 Bänden auf jeden Kenner machen, um so mehr, da dieselbe, auf nationalem Boden erwachsen, uns gewissermaßen die Gewächse in ihrem natürlichen Lebenselemente zeigt. Alle einzelnen sonst todten Glieder werden da durch den kräftigen Hauch des nationalen Lebens galvanisirt. Wer wird daran zweifeln, daß solch' eine tüchtige Chrestomathie wohl geeignet ist, in das génie der französischen Sprache einzuführen, — zunächst freilich den Franzosen selbst, wofür sie vorzugsweise bestimmt ist. Für uns Deutsche scheint mir die Methode der Gruner-Wildermuth'schen Musterstücke die zweckmäßigste Vorschule; natürlich wird da-

*) Geboren zu Ouchy, dem Hafen Lausanne's, 1797, † in Clarens 1847. Sein Grab befindet sich an klassischer Stätte auf dem Friedhof zwischen dem Châtelard und Clarens, Angesichts der durch Rousseau's neue Heloise gefeierten Naturschönheiten. — Cfr. über die literär., namentlich kritischen Verdienste B.'s das magasin pittoresque von 1848 nr. 11.

mit die Lektüre einzelner vollständiger literärischer Meisterwerke Hand in Hand gehen. Am Schlusse aber wünschte ich, daß die durch solche Vehikel sporadisch gewonnenen Resultate unter gewissen Brennpunkten zusammengestellt würden. Das Licht, welches vom génie der Sprache ausstrahlt, würde sich hier, gleichsam durch ein Prisma zerlegt, in seinen verschiedensten Nüancen und Farbenbrechungen darstellen. Die légèreté, die délicatesse, die précision, die vivacité, die servitude und franchise, der moderne Romantisme etc. des französ. Idioms werden da in einzelnen Bildern vorgeführt; den Rahmen bildet jedesmal diejenige Stadt oder Gegend des franz. Sprachgebietes, wo in Folge historischer Traditionen oder sozialer Zustände die betreffende Eigenschaft vorwiegend repräsentirt ist. Auf jeder einzelnen Station muß sich das Genre des Styls durch den dort in seinen Details besprochenen Gesichtspunkt bestimmen lassen, damit die Tonleiter der einzelnen Sprachtasten vom flon-flon des alten chansonnier bis hinauf zum erhabenen Hymnus auf jenen „pilier souverain, fait de gloire et d'airain“ *) auch in der äußeren Form des Werkes durchlaufen werde. In Versailles (légèreté) wird geplaudert, am Genfersee (Romantisme) wird geträumt, in Besançon (touche rigoureuse et précision) wird die casaque angelegt und im Hâvre (genre pittoresque) die veste bleue à boutons d'ancre. Zu jedem einzelnen Gesichtspunkte liefert die Conversation ihren einfachen Strauß von Feldblumen und die Tagesliteratur in den bedeutendsten Repräsentanten der betreffenden sprachlichen Richtung ihr stolzes Bouquet. Was schließlich den Vorwurf betrifft, unsere Jugend könne durch zu vertraute Bekanntschaft mit dem französischen Nationalgeiste an Patriotismus verlieren, so glaube ich denselben nicht besser als durch die Worte eines Franzosen widerlegen zu können, der in seinen Werken offen genug deutsche Sympathieen darlegt.

„J'admire, sagt Marc-Girardin **), Caton l'ancien quand il regrette la simplicité des anciennes moeurs et qu'il maudit la Grèce qui corrompt les vieilles vertus de Rome. Oui, Caton, la vieille simplicité de Rome était belle et touchante; oui je regrette avec vous la charrue et les sueurs de vos anciens dictateurs. Mais que peuvent vos regrets? Rome a touché la Grèce, c'en est fait; il faut que l'alliance s'accomplisse. Les temps d'isolement aussi sont passés, les temps d'union sont venus et un nouveau monde commence, monde formé de l'union de l'Asie, de la Grèce et de l'Italie, monde où il

*) V. Hugo's Ode auf die Vendômesäule.

**) Notices politiques et litéraires sur l'Allemagne p. XXXIII.

s'établit entre les moeurs des nations diverses une sorte de niveau et d'égalité qu'on appelle la civilisation et c'est ce niveau qui semblerait bien bas à vos Fabricius; c'est ce niveau, Caton, qui devient la mésure de la vertu des peuples et des individus.“

Zunächst wird eine gedrängte historische Uebersicht die successiven Evolutionen des französischen Sprachgeistes in ihren wichtigsten Umrissen zu schildern haben und besonders darauf Bedacht nehmen, die fremdländischen Einflüsse, welche das génie der franz. Sprache alterirten, an der betreffenden Stelle nachzuweisen. Nur nach solchen Vorstudien wird der nationale Kern in der gegenwärtigen Phase der franz. Sprache erkannt werden können. Als Repräsentanten der vergangenen sprachlichen Epochen stehen uns nur die Werke der hervorragendsten Geister zu Gebote. Jedes derartige literärische Werk ist wesentlich aus zwei Faktoren hervorgegangen: aus dem Nationalgenie in seiner damaligen Phase und aus dem individuellen Genius. Mag das erstere sich auch im Laufe der Zeit immer mehr kosmopolitisch gestalten und alle dialektischen Nüancen verwischen; mag der letztere einen mehr typischen als originalen Charakter annehmen: so bürgen uns doch die fixen klimatischen und topographischen Einflüsse dafür, daß jener Grundpfeiler eben so stehen bleibt, wie uns die individuelle Mannichfaltigkeit durch die Natur des menschlichen Geistes garantirt wird *). Jene beiden Faktoren nun bewahren nicht stets ihr Gleichgewicht, sondern machen gegenseitig oft Uebergriffe auf das Terrain des Nebenbuhlers. Ein Genius hors de ligne, wie der J. J. Rousseau's, der stolz von sich sagen konnte: „Die Natur scheint die Form zerbrochen zu haben, in welcher sie mich bildete“ **), wird sich natürlich von gewissen nationalen Fesseln mehr emanzipiren. Aber nicht bloß im Einzelnen, sondern auch im Ganzen der Sprachgeschichte wird sich je nach der historischen Entwicklung und Eigenthümlichkeit eines Volkes jenes Verhältniß verschiedenartig gestalten, wie denn die gesammte Geschichte der franz.

*) Paul Feval malt nach seiner bekannten Manier wieder sehr in's Schwarze, wenn er in seinen „amours de Paris“ sagt: „Les deux sexes dans leurs diverses positions sociales se feront une vie des manières, des allures, des besoins, des plaisirs, tout cela de convention. Tout homme sera une copie. Copie de quoi? Hélas! Ce ne sera pas même la copie d'un autre homme, mais la copie d'un type, c'est à dire, l'ombre d'une ombre, la reproduction burlesque d'une fantaisie, qui jaillit quelque beau jour du cerveau vide d'un faiseur de physiologies ou de vaudevilles.“

**) Zu Anfang der Confessions.

Sprache von einem bedeutenden Zurücktreten der Individualität gegen den Nationalgeist Zeugniß gibt. Auch auf sprachlichem Gebiete begegnen uns frühzeitig die Einflüsse der Centralisation. In einem Lande, welches in politischer Hinsicht stets die avant-garde liberaler Institutionen bildete, herrschte auf sprachlichem Gebiete frühzeitig ein strenger Absolutismus, mit welchem die deutsche Ungebundenheit — die jedoch nur in Nisard's*) Phantasie für Anarchie gelten kann — auffallend kontrastirt. Die folgenden Zeilen mögen die Gesichtspunkte andeuten, auf welche bei dem einleitenden historischen Abrisse vorzugsweise Bedacht zu nehmen sein dürfte.

Auf dem Gebiete der ersten sprachlichen Phase des Französischen vor dessen starker Alteration durch nachbarliche Idiome ist Génin als Führer besonders zu empfehlen. Im Gegensatz zu dem alle orthographischen Nüancen als verschiedene Sprachformen auffassenden Fallot, hat jener geistreiche Sprachforscher anstatt der für damals chimärischen orthographischen Einheit die „unité du langage“ als Princip aufgestellt und sich in seinen mehr das Ohr, als das Auge zu Rathe ziehenden Studien durch alte Reime und noch existirende Jargons mit sicherem Sprachgefühle leiten lassen. Das so auf ganz neuen Grundlagen rekonstruirte alte Französische erscheint uns als ein durchaus euphonisches Idiom mit rein südlichem Charakter. Die Diphthongen werden mit der Diërese gesprochen; ein vollständiges System von eingeschalteten euphonischen Konsonanten**), von denen sich nur noch wenige Trümmer gerettet haben, vermied glücklich die vielen störenden Hiatus; zwei auf

*) „On n'est pas plus tenu en Allemagne d'écrire comme Goethe que comme Jean Paul (!), le critérium de la langue n'est pas plus dans l'un que dans l'autre .... Le public en Allemagne se prête à cette incertitude de la langue parceque le manque d'activité politique rend la curiosité litéraire insatiable.... L'Allemagne n'est-ce pas le pays, où tel qui a assisté sans émotion visible à la représentation d'une pièce de théâtre rit tout à coup à quelques jours de là d'un trait comique on s'attendrit au souvenir d'un trait de sentiment laissé par le poète dans la pénombre, et que le spectateur a emporté chez lui pour en jouir par une sorte de rumination. En Allemagne il se trouve des images même dans les ouvrages d'anatomie et les pièces judiciaires (!). Des préceptes sur la précision, sur la propriété des termes n'y seraient pas écoutés (!!). (N. Literaturgeschichte.)

**) c, d, l, n, v; außerdem s am Ende des Singulars der mascul. und t am Ende der dritten Person sing. und der particip. pass.

einander folgende Konsonanten (sei es, daß beide zu Anfang oder in der Mitte eines Wortes standen, sei es, daß der eine zu Ende, der andere zu Anfang des folgenden Worts sich befand) wurden niemals beide ausgesprochen: „de sorte (um mit Génin zu reden) que toute consonne finale muette de nature n'était qu'une espèce d'en-cas reservé pour les besoins de l'euphonie" *). Nachdem das Werk des 11ten, 12ten und 13ten sec. durch die Stürme des 14ten sec. unterbrochen ist, machen namentlich die zweite Hälfte des 15ten und der Anfang des 16ten sec. in der Sprache wieder Epoche. Die Renaissance schenkt Frankreich seinen Rabelais, die Reformation jenen Calvin, dem selbst Bossuet seine Verdienste um die Sprache nicht schmälern will. Jener, noch ganz auf einem terrain gaulois stehend, hat eine Sprache aux franches allures nöthig, und findet deshalb in der Sprache des schönen Hellas seine Vorbilder. Seine zwanglose, capriciöse Sprache ist wie geschaffen für seine „moqueries, folâteries, menteries joyeuses," seine „verve de dérision et de gaudisserie," die es liebt „à se gabeler et à emburelucocquer l'esprit de vaines pensées." Nichts ist ihm verhaßter, als die „verbocination Latiale" (livre II, VI) und die „mots espaves"; er will sich gehen lassen in der Sprache wie im Leben. „C'est (so sagt er unter Anderem, indem er von der weißen Farbe als Symbol der Freude spricht) la cause pourquoy les Françoys voulentiers portent plumes blanches sus leurs bonnetz. Car par nature ilz sont joyeulx, candides, gratieux et bien aymez; et pour leur symbole et enseigne ont la fleur plus que nulle autre blanche c'est le lys" **). Wie trefflich schmiegt sich die Form der Sprache dem Inhalte an! Wie anders schreibt der starre, strenge Calvin, dessen Sprache, unbeugsam wie seine Prinzipien, in römische Formen gegossen ist, ja an eiserner Consequenz, namentlich in der Syntax, jenes Vorbild noch übertrifft. Trotz der hohen Verdienste Rabelais und Calvins um die französische Sprache, ist es übrigens durchaus unstatthaft, dieselben in dem Sinne Väter des jetzigen Französischen zu nennen, wie Luther für den Vater des Neuchhochdeutschen gilt. Hier zeigt sich schon in der

*) Cfr. überhaupt Génin, des variations du langage français depuis le XII siècle etc. Paris 1845.

**) Livre I, cap. X. Ich citire nach der Ausgabe von Duchat, Amsterdam 1741. — Man beachte namentlich das Vorherrschen der volltönigen a und ou vor den abgeschwächten e und o etc.

sprachlichen Entwicklung die nationale Grundverschiedenheit. Während in Deutschland auf dem Grunde eines einzelnen (des sächsischen) Dialekts die einzelne riesenhafte Gestalt Luthers hervorragt und ihre individuelle Sprache zur allgemeinen Schriftsprache erhebt: so bildet sich die französische Sprache durch die unter dem Präsidium von Paris vor sich gehende Fusion des Normännischen, Picardischen, Burgundischen, Poitou'schen und Lothringischen Dialekts, lauter Söhne der alten langue d'oyl. Selbst der Süden, die Heimath der alten langue d'oc, liefert sein Contingent, und die „fanfaronnerie" des Gaskogners *) vermählt sich in der Sprache mit der „finesse rusée" des Normannen **) und der männlichen, oft bizarren Energie des Picarden, der in Robespierre und Calvin seine Repräsentanten hat.

In der folgenden Epoche würde hervorzuheben sein, wie die alten, volksthümlichen Traditionen sich in einer Gelehrtensprache immer mehr verwischen. Doch sagt Theodor de Beza, Calvins Schüler, noch ***), daß die franz. Aussprache, leicht und graciös, wie der Nationalcharakter, niemals 2 Consonanten hinter einander hören läßt †); ja, er geht so weit, daß er neben seinem ovier, i'disent (obvier, ils disent) sogar a'vous (avez-vous) und sa'vous (savez-vous) billigt. Auch ist bei ihm die alte, jetzt nur noch ausnahmsweise geltende Aussprache des eu als u (hûreux) allgemein. Daneben aber schleicht sich in der Poësie der Hiatus ein, und als man ihn unter Ludwig XIII. proskribirt, war unterdessen das mächtigste Palliativ dagegen, das System der euphonischen Konsonanten nur zu sehr zusammengeschrumpft. Man dichtete mehr für das Auge als für das Ohr; die mitunter noch naive „légèreté bouffonne" des style Marot verlor sich ganz in den preciösen, affektirten Manieren Urfe's ††). Das Joch Homer's und Virgil's, die man nach dem damals herrschenden römisch-byzantinischen Geschmacke sklavisch nachahmte, lastete schwer auf den Epigrammen, Idyllen und chansons dieser Aera; es war die Zeit des „bégaiement classique," der „mots taillés à la Grecque et à la

*) „Faire des gasconnades."

**) „Ce n'est pas une réponse, ou plutôt c'est une réponse de femme, une réponse normande, qui ne signifie ni oui, ni non, ni bien, ni mal." (G. Sand, Indiana.)

***) De Francicae linguae recta pronunciatione.

†) Als Ausnahmen führt er die verdoppelten c, m, n und r an. Wie viel hat sich hier geändert!

††) Man denke an die beliebten Wendungen être en accessoire (= danger), was sich bis auf Molière hielt &c.

Romaine“. Ronsard suchte zwar, um zu reagiren, die Sprache durch das „parler des artisans“ zu bereichern; doch gelang es ihm auf diesem Wege nicht, sein Idiom zur Natur zurückzuführen. Die klassischen Neuerungen wie: ode, pindariser, avidité und das schöne Wort „fantaisie“ waren glückliche Griffe, während die adjectifs à la: „eauer“ (= d'eau) und die halsbrechenden Compositionen wie aime-pampre-enfant (Epitheton des Bacchus) bald wieder untergingen oder geradezu todtgeboren waren. Wenn Montaigne († 1592), der sich hauptsächlich an die römischen Autoren der décadence anschloß, bleibendere Erfolge errang, so liegt der Grund davon hauptsächlich in seiner Mäßigung und der Unterordnung seiner Individualität unter das Nationalgefühl. Der Franzos liebt nun einmal das Oktroyiren nicht, weder in der Politik, noch in der Sprache.

Die Mode wechselt schnell in Frankreich. Auch in der Sprache verließ man bald die klassischen Regionen, um zu „italianiser“, wobei der Hof den Ton abgab. Katharine und Marie Medicis (1533 und 1600) brachten viele italienische Schöngeister mit nach Frankreich. Während in der Politik die Namen eines Concini und später Mazarin eine Rolle spielen, begegnen wir auf sprachlichem Gebiete den Einflüssen Tasso's (unter Karl IX. in Paris) und Marini's, der Ludwig XIII. sein Gedicht Adonis widmete. Jene manierirten Wendungen, jene gesuchten, schwülstigen Bilder, jene preciösen Ausdrücke, an denen das Italienische so reich ist, gingen ins Französische über. „Employer le vert et le sec, de fraîche date, être rompu aux affaires, sentir la musique, vivre à discrétion, entrer en vos faveurs“ etc., sowie die Adverbien extrêmement, infiniment etc. sind damals naturalisirt worden; Glück genug, daß wenigstens die widerlichsten Ausdrücke, wie „être emporté par le vent de l'ambition“, keinen Boden gewannen oder höchstens bei den „précieuses“ Eingang fanden. Auch bereichert sich die Sprache mit Wörtern italienischer Herkunft, von denen uns Francis Wey *) ein ziemlich vollständiges Register gibt. Sie unterscheiden sich von den späteren italienischen „intrus“ dadurch, daß die letzteren in Folge des geschwächten italienischen Einflusses, ohne sich dem Franz. zu assimiliren, mit ihrer fremdländischen Form übergingen;

*) Remarques sur la langue française II, p. 37. Besonderes Glück machten: cavalier, coursier, supercherie, poltron, forfanterie, signalé, leste, spadassin, brigade, à l'improviste. attaquer, cadenas, manchon, étrécir, rétrograder, aviser etc.

das Lamennais'sche „dialoghetti“ sowie die vielen musikalischen Bezeichnungen liefern dazu reichliche Belege. Derselbe italienische Einfluß im Verein mit hellenistischen Nachklängen brachte auch die Diminutive in besondere Aufnahme. Substantive, Zeitwörter, Eigenschaftswörter, Alles hatte seine Diminutive der verschiedensten Art (fillette, peccadille, sûret, blondin, mignardiser, vivoter etc.); ging man doch sogar so weit, Verkleinerungswörter der 2ten Potenz zu bilden (cotte, cotillon, cotillonet*). Gottlob, daß der gute Rémi Belleau mit seinen „arondelettes aux gorges mignardelettes“ sowie mit seiner

„Douce et belle bouchelette
„Plus fraîche et plus vermeillette“

zu den überwundenen Standpunkten gehört. Wenn der Sänger der Frétillon, Minette, Rosette, Lisette und anderer Grisettes (Béranger) uns nicht heut zu Tage durch seine „chambrette, couchette, en cachette, seulette etc.“ an jene (von ihm jedoch mit sicherem Takte angewendete) Superfetation erinnerte, so würden etwa nur noch die historiette und die amourette als Zeugen entschwundener Herrlichkeit dastehen. Jedenfalls dürfte dieser Verlust für weniger beklagenswerth gelten, als der Untergang jener dem guten Rabelais noch so geläufigen, grandiosen Superlative auf issime und isme, die sich zu jenen Sprachformen ungefähr ebenso verhalten, wie in der Geschichte jener Tage der „jour des barricades“ zu der „journée des dupes“. Auch die Aussprache im Allgemeinen erlitt durch die „courtisans italianizants“ eine bedeutende Depravation. Wenn übrigens H. Estienne in seiner blinden Parteiwuth**) ihnen vorwirft, statt e — a und statt o — ou zu sprechen:

De dire chouse au lieu de chose
De dire j'ouse au lieu de j'ose....
En la fin vous direz la guarre
Place Maubart, frère Piarre etc.,

so muß man dabei nicht vergessen, daß schon Franz I. (wie sich aus seinen Briefen ergibt) eine ähnliche Aussprache hatte, ja daß sogar bei Rabelais jene dumpfen Vokale, welche überhaupt die älteren sind, mehr vorwiegen. Jedoch in der Aussprache des jetzigen Diphthongen oi, die damals schon verschiedene Stadien (oï mit Diërese, offenes o,

---

*) Cfr. die näheren Details in Wey II, 254 und Génin p. 313.
**) Du langage français italianisé.

oue, oë) durchlaufen hatte, drangen die Italiener mit ihrem Laute oa durch, wenn auch nicht überall:

Et pour trois mois dire troas moas
Et pour je fay, je vai, je foas, je voas“ (Estienne), —

woneben schon damals für die imparf. und Völkernamen sich die moderne Aussprache herausbildete, welche seit Voltaire auch in der Orthographie dem alten oi — ai substituirte. Sagt doch schon Estienne's Zeitgenosse, Courval-Sinnet:

„Et que diray-je plus? Il faut dire: Il allèt,
„Je crè, Francès, Anglais, il disèt, il parlait!“ *).

Die berüchtigte Epoche der „mignons“ unter Heinrich III. — würdige Vorbilder der „roués“ der Regentschaft — dürfte für unseren Zweck insofern von besonderem Interesse sein, als sie schlagend nachweis't, wie mit der Corruption der Sitten die der Sprache Hand in Hand geht. Die damals in den höchsten Kreisen stereotypen Wendungen: „j'avons, je sommes“ mögen hier instar omnium genügen. Doch überall berühren sich die Extreme, oder, um mit deutscher Religiosität zu reden: Wo die Noth am größten ist, da ist Gottes Hülfe am nächsten. Folgt doch auf jene traurige Epoche die Sprache eines Matthieu (als Historiograph Ludwig's XI. Rival von Commines) und eines Regnier († 1613) **), jenes treffliche Französische der d'Aubigné'schen Memoiren — jene „langue forte et favoureuse, toute moirée de figures et d'accidents pittoresques, pleine de fières allures, de propriétés élégantes, de caprices amusants, commode et naturelle à écrire, donnant parfois aux écrivains les plus vulgaires toutes sortes de bonheurs d'expressions qui faisaient partie de son propre naturel“ (Victor Hugo). Daneben läuft freilich bereits damals eine andere Strömung des in der Sprache wirkenden Zeitgeistes, welche in dem Puristen Malherbe († 1628) ihren bedeutendsten Repräsentanten hat. Die flüssigen Formen beginnen sich zu krystallisiren und beugen sich unter starre, eiserne Gesetze, welche durch die pedantische Schulweisheit und grammatikalische Sylbenstecherei mitunter zu förmlichen Zwangsjacken gestempelt wurden. Trotz den rhythmischen Verdiensten Malherbe's und den lexikalischen Reformen Balzac's (féliciter, accuser la réception d'une lettre, urbanité, sagacité etc.

---

*) Nur ausnahmsweise reimt noch Racine (Mithrid. IV, V.) reconnois auf fois und in seinen Plaideurs „exploit“ mit „lisoit“.

**) Cfr. die treffliche Kritik St. Beuve's in portraits et critiques litéraires I, 276 ff.

wurden von ihm eingeführt) sehnen wir uns doch aus dieser gekünstelten, überladenen Sprache zu dem guten Regnier zurück, der jenen „regratteurs de mots lesquels prisent un style plutôt pour ce qui lui manque que pour ce qu'il a" die schönen, treffenden Verse entgegenschleudert: Les nonchalances sont les plus grands artifices,
La verve quelquefois s'égage en licence.

Man hatte einmal an dem Ruhme der Sprachreformatoren Geschmack gefunden; auch das schöne Geschlecht wollte nicht zurückstehen. Den berühmten Precieusen, die sich aus dem allgemeinen Sittenverderbniß in die sentimentale Metaphysik und aus dieser wieder in Sprachstudien geflüchtet hatten, schien auch der durch die Puristen so streng gesichtete sprachliche Organismus noch zu komplizirt. In der Orthographie wollten sie das famöse Prinzip durchführen, daß alle etymologischen Rücksichten der Bequemlichkeit geopfert werden müßten, „pour que les femmes peussent écrire aussi asseurement et aussi correctement que les hommes". Man war darüber im hôtel Rambouillet bald einig geworden. „Roxalie qui fut celle qui trouva cette invention avait à peine achevé de la proposer, que Silénie s'écria que la chose estoit fesable. Didamie adjouta que cela estoit mesme facile et que pour peu que Claristène leur voulut aider, elles en viendroient bientost à bout .... Didamie prit un livre, Claristène prit une plume et Roxalie et Silénie se préparèrent à décider ce qu'il faloit adjouster ou diminuer dans les mots pour en rendre l'usage plus facile et l'orthographe plus commode" *). Glücklicherweise waren die Franzosen nicht so galant, alle orthographischen Neuerungen dieser sprachlichen blue-stockings zu adoptiren. Teste, autheur, deffunct, scavoir, lasche, nopces, facets, unziesme, auge mußten sich definitiv der neuen Orthographie fügen, während: rédeur (roideur), soufert, vieu, trèze, acommoder, résonner (raisonner) etc. verworfen wurden **). Derartige orthographische Reformen wirkten denn auch wieder auf die Aussprache zurück, die schon kurz vor den Precieusen zwei bedeutende Modifikationen erlitten

*) Wey, Remarques II, 39 ff.

**) Die anderweitigen, durch Molière bekannten sprachlichen Eigenheiten, die Phrasen à la „voiturez-nous ici les commodités de la conversation" etc. widerstrebten dem sprachlichen génie zu sehr, um dauerndes Glück zu machen; nur burlesque, plumeux, pigeonne und wenige andere erinnern noch an das Lexikon der Precieusen.

hatte. Durch die seit der Heirath Ludwig's XIII. innigeren Verbindungen mit Spanien war die moderne Aussprache des gn (= dem span. n con la tilde) eingedrungen *), die bald so allgemein wurde, daß in der klassischen Aera nur noch Lafontaine machine — maligne, hyménée — assignée zu reimen wagt. Um dieselbe Zeit begann man auch nach der Analogie der Nachbarvölker en in den bekannten Fällen (rien, tiens etc., examen, Mentor) mehr der Orthographie gemäß auszusprechen und überließ den Jargons das alte rian **).

Welche von jenen beiden Richtungen auf dem sprachlichen Gebiete siegen würde, ob die Sache der hergebrachten Freiheiten, ob die des Absolutismus, hing wesentlich von der politischen Entwicklung ab. Lafontaine und Molière, die auf Regnier's Bahn für jene in die Schranken traten, bildeten auch eine Fronde, nur auf anderem Terrain. Die bürgerliche Freiheit wurde unter Ludwig XIV. zu Grabe getragen, — kein Wunder, daß auch in der Sprache Malherbe's berühmter Nachfolger Boileau den Sieg davon trug. Doch hätte bei der Beurtheilung dieses unsern Romantikern so widerwärtigen Sieges, über die Prinzipienfrage die historische Seite nicht vergessen werden sollen; die Sprache bedurfte damals dieses Zuchtmeisters, um durch eine möglichst große, farblose Objektivität sich zur Weltsprache zu gestalten. Das „laisser trotter sa plume la bride sur le cou", wie es St. Beuve der Me. de Sévigné nachrühmt und wie es in noch größerem Umfange Lafontaine und Molière eigen ist, mußte da freilich als Opfer fallen. Jene Rabelais'sche Satzfügung, die Lizenz im Gebrauche der pronoms etc. (Un jeune Mantouan belle femme épousa ***); Demi-mort et demi-boiteuse droit au logis s'en retourna etc.) fanden keine Gnade vor den Augen Boileau's. Wie viele, jetzt veraltete Wörter liefern nicht allein die Contes von Lafontaine, eine leider noch so wenig benutzte Fundgrube des damaligen Französischen! Scheint nicht Molière, dessen „génie si franc du collier" hauptsächlich in den von den Modeeinflüssen weniger berührten Tiefen der ächten Volkssprache schöpfte, um ein Jahrhundert älter als Racine?

*) Auch Wörter wie paraguante (= recompense) etc. kamen damals herüber.

**) Cfr. Génin l. c. 11 et 63.

***) Jetzt bilden nur noch außer der Stellung der pronoms — die Phrasen chemin faisant, sowie die Acc. tout und rien Analogieen dazu; außerdem gehören proverbiale Wendungen, wie froid à pierre fendre, bruit à tête fendre etc hierher.

Die Ausbeute für das damalige génie der Sprache ist hier so bedeutend, daß es wünschenswerth wäre, das Charakteristische nach bestimmten Kategorien in einem Spezialwerke zu scheiden *). Es würde die größere légèreté des damaligen Idioms durch die häufige Anwendung des simplex pro comp. (tirer = se retirer, tenir = soutenir, se tenir = s'abstenir); die Kraft und précision durch Ausdrücke wie: prou (beaucoup) céans; der mehr konkrete, sinnliche Charakter des Idioms durch Wendungen wie: la langue daube (frappe) brider l'oison (tromper) chattemitte etc. belegt werden können. Die bedeutendere Elastizität zeigt sich theils in der Anwendung von Wörtern in einem Sinne, der ihnen später fremd geworden ist (badin = niais, poulet = billet amoureux, considérable = cher, comme noch für comment, brillants = splendeur, bourgeois = valable, cadeau = repas etc.), theils in syntaktischen Nüancen, wie: me donnez (donnez-moi); allons de cette histoire informer ma maîtresse etc. Hinsichtlich der Aussprache würden die Reime (filleule — parole) **) besonders zu beachten sein, insofern sie stets das volksthümliche Element repräsentiren, dem ja Molière so reichlich Rechnung trägt (ardez = regardez, six-vingts; si ferai bien, je meure etc.). Die häufigen italien. Wendungen (baie = tricherie, bec cornu etc.) sind wol großentheils mit den dramatischen Sujets herübergekommen und verdienen schon wegen ihres ephemeren Daseins weniger Beachtung.

Ueber die nun folgenden Phasen der franz. Sprache bis auf die jüngste romantische Aera könnte im historischen Abrisse deshalb schneller hinweggegangen werden, weil wir uns hier schon auf einem Terrain befinden, welches größtentheils innerhalb der engeren Grenzen unseres engeren Werkes liegt. Vor Allem müßte in der sog. klassischen Periode auf den innigen Zusammenhang zwischen der sprachlichen Entwicklung und den politischen Zuständen sowie dem damaligen Stadium der Künste besonders Bedacht genommen werden. „Il semble," sagt in dieser Beziehung Borel sehr richtig ***), „que le Nôtre en alignant les jardins de Louis XIV ait étendu l'inflexible roideur de son équerre et de son compas jusqu'à la littérature de ce grand roi qui préférait Lebrun son premier peintre à l'école Flamande." Ueberall

*) Das Génin'sche Molière-Lexikon würde dazu als treffliche Vorarbeit dienen können.

**) Vaugelas sagt, daß der Hof auf die jetzige Weise, die Stadt fillol gesprochen habe.

***) Programme du gymnase royal de Stuttgart, invitation à la solemnité du 27 septembre 1845.

auch in der Sprache die steife Hofetiquette, die ja bekanntlich unter Ludwig XIV. jene lächerliche Höhe erreicht hatte. „Partout, um mit St. Beuve zu reden *), „la régularité froide, substituée au charmant désordre de la vie, partout des ifs en quenouille, des rocailles, des buis en pot-à-feu.“ Die Sprache schritt in Gallakleidern einher „avec un page pour lui porter la queue de peur qu'elle ne se prît les pieds dans les jupes de brocat d'or.“ Tönende, pomphafte Ausdrücke (meist Abstrakta und negative Wendungen) verdrängten so manches kräftige Konkretum der früheren Perioden. Die erste Ausgabe des dictionnaire de l'académie (von 1694) liefert eine Menge von Belegen: désinteressément, exactitude, bravoure, emportement, renaissance, désagrément, prosateur, intolérance, inexpérimenté, impardonnable etc. Die ernsten Studien von Port-Royal, welche auf die Bildung der Sprache so mächtigen Einfluß äußerten, entfremdeten jene mehr dem Leben. Viele durch diese Schule in Aufnahme gebrachten Neologismen hielten sich nur auf theologischem Gebiete; die Substantive und Adverbien auf ement (attiédissement, inexplicablement) sowie die Mehrzahl der neuen Negative (inalliable, inattention, désoccupation) fristeten ein kümmerliches Dasein, während: clairvoyance, intolérance, déchirement, reserrement, indisposer, désoccuper, désaveugler etc. naturalisirt wurden. Die syntaktische Durchsichtigkeit des Heros dieser Schule, Paskal, trägt unverkennbar den Stempel seiner mathematischen Studien. Selbst die Leidenschaft des Dramas muß sich mehr und mehr gewöhnen, in der konventionellen, regelrechten Sprache zu reden; die Idiotismen, die sich Corneille noch hier und da gestattet, verschwinden vollends bei Racine. Jener opferte in der Kunst wie in der Sprache die Natur einem imposanten Heroïsmus; Racine schuf die Sprache der „affections pathétiques“. Hätte er auf sprachlichem Gebiete die Natur zu emanzipiren verstanden, so würde er schwerlich dem Sklaven Arkas (in der Iphigenie) Phrasen in den Mund legen, wie: „Mait tout dort et la mer et les vents et Neptune!“ Die Shakespeare'sche nurse in Romeo and Juliet redet in einem andern Tone. Im innigen Zusammenhange mit dieser Erscheinung steht die Sucht nach Periphrasen, welche der „propreté des termes“ immer größeren Eintrag thaten. Die Kanone wurde im höheren Style nur

*) Cfr. dessen Artikel „Scarron“ in einem der neuen Jahrgänge der revue des deux mondes.

noch als „bronze tonnant", der Degen als „fer meurtrier" zugelassen, — würdige Vorläufer der „logogryphes en huit alexandrins, dont le mot est chien-dent ou carotte", wodurch über 100 Jahre später der gute Abbé Delille seine sonst so schöne Diktion verunstaltet. Boileau, der „poète du bon sens", gab diesen Ton zuerst an.

Die widerlich süße Schäfersprache des règne de Louis XV verhält sich zu der majestätischen Diktion der großen Epoche, wie Petit-Trianon mit seiner laiterie und seinem hameau champêtre, „où la reine et ses intimes vinrent jouer à la fermière ou à la bergère, la houlette à la main" (eine Schöpfung Ludwig's XV.) zu den riesenhaften Bauten und Anlagen Versailles, die von dem kühnen Geiste Ludwig's XIV. zeugen. In der Malerei feierten die „amours" von Boucher ihre Triumphe, in der Sprache machten die „vers musqués" und die faden Pastoralen am meisten Glück. Der treffliche Montesquieu, dessen berühmter Styl „aux vives allures et aux mouvements inaccoutumés" an seinen Landsmann Montaigne erinnert, bot eine für die entnervte Zeit zu derbe Kost; der sog. große Lyriker Jean-Baptiste Rousseau war in seinen kalten, allegorischen Wendungen der Mehrzahl zu gelehrt; darum folgte man am liebsten der Einladung und dem Beispiele Dorat's: „Reviens parmi nos pastourelles, si tu n'as pas d'autre recours." Erst der geistreichen Feder la Harpe's war es vorbehalten, den widerlichen „style Dorat" zu vernichten. Das nun folgende philosophische Zeitalter hatte vor Allem eine „langage du raisonnement" nöthig. „Un idiome clair, sec et dur, neutre, insipide et incolore mais souple et élégant comme aucun autre remplaçait la langue savoureuse et colorée d'autrefois" — so lautet das Urtheil V. Hugo's über diese sprachliche Phase. „La subtilité, les raffinements de l'élégance, l'aptitude encyclopédique n'y dédommagent guères pour ce que la langue a perdu en goût, en vérité et en expression des sentiments, en nerf et en physionomie." Und doch, so unendlich groß auch Voltaire's Einfluß auf die französische Sprache gewesen sein mag — so ging selbst dieser gewaltige Reformator auf dem Gebiete der Ideen in seinen sprachlichen Reformen äußerst behutsam und mit der größten Schonung zu Werke. Nur in der Orthographie nahm er bedeutendere Aenderungen im détail vor, die aber nur zum Theil adoptirt wurden (ai statt oi in den imparf., Auslassung des t in den plur. auf ents, fesant etc.). Rousseau bedurfte einer gefühlvolleren

Sprache, um die Charmetten zu schildern! Seine „âme expansive“ wurde ein erhabener Interpret der Natur und des menschlichen Herzens. Doch klingt störend mitten durch die schönsten Naturklänge jener philosophische, abstrakte Ton, welcher das Erbtheil seines Jahrhunderts war; nur selten ist er in der Stimmung, aus vollem Herzen sein naïves „voilà la pervenche“ auszurufen. Im Gegensatz zu Voltaire ist Rousseau, den man in mancher Hinsicht den französischen Schiller nennen kann, auch in seiner Sprache mehr subjektiv, ganz besonders in der Stellung der Adjektive.

Als Vorläufer der romantischen Phase verdienen in sprachlicher Hinsicht besonders Bernardin de Saint-Pierre, André Chénier und Chateaubriand hervorgehoben zu werden. Der erstere setzte in der Sprache die Natur wieder in ihre vollen Rechte ein, gab der Blume ihre Farbenpracht, der Quelle ihr melodisches Murmeln, dem menschlichen Herzen seine Empfindsamkeit und vor Allem seine Naïvität zurück. Chénier, das Opfer der Revolution, durchbricht bereits kühn zu enge grammatikalische Schranken und versteht es nach hellenistischer Weise (nicht umsonst rollte griechisches Blut in seinen Adern) durch kühne Inversionen *) und neue, oft bizarre Wendungen der Sprache neues Leben einzuhauchen. Ein tiefes Naturgefühl spricht aus allen seinen Bildern, aus der „cigale harmonieuse, amante des bois“; seine Sprache, wie die der eigentlichen Romantiker, personifizirt das Thier, die Pflanze, ja den todten Stein **). Chateaubriand endlich bereicherte die Sprache durch jene mittelalterlichen Formen, die er mit den Ideen bald glücklich, bald mit Unglück zu restauriren versuchte (se jouer emmi les vagues; à l'orée d'une plaine; l'ombre fuitive; le couvent s'envieillissait d'un quinconce d'ormes etc.); sowie durch die Farbenpracht einer tropischen Natur (les bignonias, les pistias, les alcées, les saviniers, les roses de magnolia etc.). So waren denn durch jene drei großen Geister die neuen sprachlichen Ressourcen vorgezeichnet, deren geistreiche Ausbeutung die Mission des Romantismus war. „Il fallait absolument faire infuser Ronsard dans cet idiome affadi par Dorat,“ sagt V. Hugo; der Individualismus reagirte gegen die bisher in der französ. Sprache herrschende

*) „Et mes veilles
Aux remords ni mon sommeil ne sont en proie.“

**) St. Beuve, critiques etc. tom. I, vergleicht treffend Chénier mit Régnier hinsichtlich seiner sprachlichen Verdienste.

Allgewalt der Massen. Mit dem Jahre 1820 — wo Lamartine's méditations poëtiques erschienen — schließen wir diesen historischen Abriß, da der Romantismus selbst in seinem sprachlichen Wirken ausführlicher in einem besonderen Abschnitte betrachtet werden muß.

Nach diesem historischen Abrisse stehen wir erst an der Schwelle unseres Werks. Zur Probe, wie wir den Stoff zu disponiren gedenken, folgt hier eine Skizze derjenigen sprechenden Züge aus dem Gebiete der franz. Sprache, welche ihr génie von einer ihrer eigenthümlichsten Seiten, der der légèreté, charakterisiren. Die passendste Scene für die Besprechung dieses Thema's ist unstreitig Versailles, wo in dem üppigen Hofleben, besonders unter Ludwig XV. und XVI., jener Zug des französischen Nationalcharakters seine Triumphe feierte. Wenn man durch die schönen, stillen Straßen und die schweigsamen Alleen wandelt, die als boulevards die Stadt umziehen, dann empfindet man erst recht die Wahrheit der Jules Janin'schen Kritik von Versailles: „C'est une vieille prostituée qui expie au déclin de son âge les fautes de la jeunesse.“ Wir lernen zuerst die légèreté von ihrer Schattenseite kennen. Das ganze Leben des Franzosen von dem zarten Alter jener Kleinen an, die dort ihre Ronde mit dem ewigen Refrain tanzen: „Dans ce joli jeu d'amourette — Dans ce joli jeu d'amours“ bis zum Stadium jenes vert galant, der uns von seinen: fredaines, folies, tours, incartades, escapades, coups de tête, mutassinades, fariboles, sornettes, calembredaines, forfanteries und fanfaronnades“ aus schöneren Tagen unterhält und es noch immer nicht ganz verschmäht, „de faire des siennes“ — dies ganze leichtfüßige Leben erscheint uns als eine ununterbrochene Kette von Liebe und Liebelei. Die verschiedenen Nüancen der „femmes entretenues, lorettes, grisettes, filles, Catauds,“ die zarten Liebesnamen à la bobonne, chouchoute, bibiche, toutoute, coquotte spiegeln diese Seite der légèreté auch in der Sprache genugsam wieder. Man braucht wahrlich nicht bis zu der von Béranger so naïv besungenen régence *) zurückzugehen, um Belege für diese

---

*) C'était la Régence alors
Et sans hyperbole
Grâce aux plus drôles de corps
La France était folle.
Tous les hommes plaisantaient
Et les hommes se prêtaient
A la gaudriole
O gué
A la gaudriole!

Eigenschaft zu finden. Wir bleiben in Versailles. Dort in jener unscheinbaren Straße der Altstadt seht ihr das berühmte „jeu de paumes." Da lies't man auf 2 Marmortafeln, die jetzt die einzige Zierde des Saales bilden, die stolzen Worte: „L'assemblée nationale déclare que la ville de Versailles a bien mérité de la patrie", und unmittelbar darunter: „Les membres de l'Assemblée ont prêté serment de ne pas se séparer avant que la constitution ne soit mise en vigueur. Ils ont prêté serment et ils l'ont tenu." Und „dix ans après?" Hat da nicht Larochefoucauld recht, dem französischen Volke auch in politischen Dingen jene leidige légèreté vorzuwerfen, die eben so schnell zu einem knechtischen Gehorsam zurückkehrt, als sie von demselben sich lossagt. Erkennt man da nicht die von Chateaubriand uns so glänzend geschilderten „fils aînés de l'antiquité, Romains par le génie, Grecs par le caractère; flottant comme des vaisseaux sans lest au gré des passions, à présent dans les cieux, l'instant d'après dans les abîmes; enthousiastes du bien et du mal, faisant le premier sans en exiger de reconnaissance et le second sans en sentir de remords; tour à tour plus doux plus innocents que l'agneau et plus impitoyables plus féroces que le tigre, etc."? — Und welche Skala der légèreté zeigt sich nicht mitten in den blutigen Konvulsionen jener gewaltigen Epoche: — von dem geistreichen Camille Desmoulins bis zu der in Lamartine's Girondins so trefflich skizzirten Théroigne de Méricourt? Doch ohne vorschnell den Stab zu brechen, setzt eure Wanderung durch Versailles fort. Auf der „place Hoche" begrüßt euch das Standbild jenes jugendlichen Helden, „soldat à 16 ans, général en chef à 25 ans, mort à 28 ans, pacificateur de la Vendée", wie die einfache, stolze Inschrift sagt. Hoche und sein Nachfolger, der eben so jugendliche Marceau, der für einen Blick der schönen Geneviève de Beaulieu sein Leben aussetzte, — diese beiden leuchtenden Heroengestalten wären ohne jene schöne légèreté nicht denkbar, die für den Ruhm, für das Lächeln der Geliebten, ja für den leidigen point d'honneur, lächelnd zu sterben weiß. Nur in Frankreich kann jene von Alex. Dumas in seinen mousquetaires so glänzend ausgemalte Scene gedacht werden, wo in Folge einer leichtsinnigen Wette die kecken Mousquetiere auf einer Bastion mitten unter einem Kugelregen frühstückend eine Stunde zubringen und sich in der letzten Minute der

ausbedungenen Zeit lachend und jubelnd zurückziehen. Die französische légèreté ist die Mutter des Heroismus. Von der „place Hoche“ führt die rue des reservoirs nach dem Park. Tiefes Schweigen herrscht um die „Reine des Grenouilles“ *) und in der Nähe des „Char embourbé“ **). Geheimnißvoll flüstern die Blätter in dem verwaisten „parc d'Appollon“, als wollten sie uns Geschichten aus vergangener Zeit erzählen, von der stolzen Residenz Ludwig's XIV. und dem bescheidenen Jagdschlosse Ludwig's XIII. und seiner nächsten Vorgänger.

Parlez-moi, beau Sylvain, comme vous parleriez
A l'arbre, au vent qui souffle, à l'herbe non foulée.
D'un bout à l'autre bout de cette épaisse allée
Avez-vous quelquefois, moqueur antique et grec
Quand près de vous passait avec le beau Lautrec
Marguérite aux doux yeux la reine Béarnaise
Lancé votre oeil oblique à l'Hercule Farnèse?
Faune, avez-vous suivi de ce regard étrange,
Anne avec Buckingham, Louis avec Fontange,
Et se retournaient-ils la rougeur sur le fond
En vous entendant rire au coin du bois profond?
Etiez-vous consulté sur le thyrse ou le lierre
Lorsqu'en un grand ballet de forme singulière.

La cour du Dieu Phoebus ou la cour du Dieu Pan,
Du nom d'Amarillis enivraient Montespan?
Fuyant des courtisans les oreilles de pierre
Lafontaine vint-il, les pleurs dans la paupière
De ses nymphes de Vaux vous conter les regrets?
Que vous disait Boileau, que vous disait Segrais
A vous, Faune lettré, qui jadis dans l'églogue
Aviez avec Virgile un charmant dialogue
Et qui faisiez sauter sur le gazon naissant
Le lourd spondée au pas du dactyle dansant ...
Avez-vous vu jouer les beautés dans les herbes
Chevreuse aux yeux noyés, Thiange aux airs superbes?

(V. Hugo, la statue.)

Wie eng ist doch die Galerie dieser schönen Gestalten, Typen der französischen légèreté, mit der Blüthe der Literatur verwebt!

*) Populärer Name für die bekannte hydraulische Gruppe, welche Latona darstellt, wie sie sich an den lycischen Bauern rächt.

**) Apollo aus dem Wasser steigend.

Welcher poetische Zauber umschwebt die Namen einer Agnes Sorel, der schönen Ferronière, der reizenden Gabriële d'Etrées,

> „De la belle Caussade, de la jeune Candale
> Qui d'un royal amant conquête féodale
> En entrant disait Sire et Louis en sortant.“
>
> (V. Hugo, voix intérieures.)

und aller jener amours Ludwig's XV., der Marquise von Chateauroux, der Duchesse de Lauraguais, der stolzen Pompadour rc. Nennt doch der geistreiche Jules Janin die Grisette des quartier latin „le seul être gracieux de la vie poëtique, qui soit encore plus amusant, plus animé, plus naïf, plus vrai, plus expansif, plus sans façon, plus philosophe dans le monde que sur le théatre!“ Wenn wir uns auch derartige subjektive Ansichten eines französischen Schriftstellers nur sous bénéfice d'inventaire gefallen lassen, so werden wir andererseits nicht läugnen können, daß die franz. Literatur der Maintenon und vor Allem der modernen Aspasia Ninon de Lenclos unendlich viel verdankt. Selbst ein literär-historischer Cato wird dies Faktum nicht wegläugnen können.

Wie in dem Volkscharakter, so hat auch in dem Spiegel desselben, in dem génie der Sprache, die französische légèreté ihre zwei Seiten. Ihre Schattenseite streift an die fadaise und die niaiserie*), ihre Lichtseite an die délicatesse, die sich in dem „esprit“ und in der „causerie“ so trefflich bekundet. Es würde uns demnach ebenso verkehrt erscheinen, die légèreté der französischen Sprache für einen parti faible zu halten, wie wenn man die Tiefe der deutschen Sprache für einen absoluten Vorzug erklären wollte. Beide haben vielmehr ihr Gutes, wie ihre Inkonvenienzen, und nur ein fanatischer, exklusiver Patriotismus wird dies zu Gunsten unserer Sprache läugnen können. Betrachten wir nun die Ausflüsse jener légèreté auf sprachlichem Gebiete im Einzelnen, wobei wir natürlich die dialogisirende Form unseres Werkes verlassen, um einfach die Resultate unserer Forschungen mitzutheilen. Den Reigen mögen jene vielgeschmähten „chevilles“ (remplissages) eröffnen, die, weit entfernt, als bloße Lückenbüßer zu figuriren, die Lebendigkeit und Anschaulich-

---

*) Reichliche Proben hiervon liefern die calembourgs, épigrammes, jeux de mots, pointes, saillies, réparties ingénieuses, lazzis, quolibets, pasquinades, coq-à-l'âne, quiproquo, turlupinades, amphigouris, rébus in der bekannten Sammlung „Toutlemondiana“, Berlin, Schlesinger 1843.

keit der französischen Darstellung, namentlich des familiären Style so sehr erhöhen. Wir haben versucht, in folgendem Mosaik eine, ihren Geist und nicht bloß ihre Form wiedergebende Zusammenstellung derselben zu liefern, worin das hierher Gehörige durch gesperrten Druck hervorgehoben ist.

Savez-vous le véritable lion de la mode Parisienne? J'aurais beau vous le donner en cent que vous ne le dévineriez pas, à moins que vous n'eussiez été à Paris même, allez! Mais voilà déjà le grand mot lâché dans mon début. „Allez“ le voilà. Ne me demandez pas ce que ça signifie au juste, ma foi, je serais bien embarrassé de vous repondre. Que voulez-vous? Il signifie tout et il ne signifie rien. „Ah c'est bien joli, allez! Ce sont des billevesées, des papillons noirs que vous avez en tête, allez! On use bien de la poudre dans deux heures de combats, allez!“ Par exemple *) c'est trop fort pour notre gravité allemande. Vous voyez après tout que ce fameux mot est un lutin sautillant ça et là, toujours prêt à s'échapper quand on croit le tenir. On dirait d'eau limpide sans couleur par elle-même, prenant la teinte de l'objet qu'on y jette, on dirait de pâte s'adaptant à son moule. Même le célèbre „ἄρα“ Homérique doit s'incliner devant ce mot impayable. Vous voulez d'autres tours redondants et explétifs? Eh bien! Vous en aurez, il s'en trouve assez comme ça **) en français. Voyons! En voilà encore un qui a la vogue on ne peut pas plus. En touchant une cuirasse ne voilà-t-il pas qu'on dit: Voyons, elle est en buffle! Voyons, dit la mère à son enfant, tu as de nouveau violé mes ordres. Voyons, voyons s'écrie-t-on pour engager quelqu'un à se dépêcher. Que sais je? On dit „voyons sans qu'il y ait absolument rien à voir. Je me refuse à vous le définir en Allemand, c'est que, voyez-vous, ce n'est pas possible. Passons à d'autres chevilles! Ou en serions-nous déjà à bout? Ha ça! Nous n'avons allégué que deux de la triade des verbes éminemment familiers aux Français. A côté de „voir“ et de „aller“ il y a „dire.“ Dites donc, Mr., irez-vous avec nous? — Mais oui. Dites-moi un peu, qui diable pourra me renseigner? „Je vous dirai, ma chère fille (écrit une mère), que votre amie s'est mariée“ à moins qu'elle ne préfère de trainer la phrase par le tour favori: „Il est bon que je vous dise une nouvelle qui vous intéressera beaucoup. C'est que votre chère amie vient de se marier. Tenez, ça vous réjouit!“ „Que vous dirai-je“ s'emploie dans le sens du mot „enfin“ qui entre à son tour dans notre catégorie dans des phrases comme: „Je serai un roi populaire, un bon homme, s'il en fut, mais enfin je serai roi.“ Et puis quel parti ne tire-t-on en France de ce fameux: „Je ne

*) C'est dans un autre sens qu'on dit: „Nous y irons à pied? — Par exemple!“ Ici il correspond à cet autre tour familier allons donc! (en allemand: ich glaube gar!).

**) C'est ainsi qu'un dialogue Génévois est épicé de mille: „c'est ça.“

sais quoi!" C'est un des meilleurs expédients pour le beau parleur; je ne sais quel charme secret y est renfermé. Le moyen de demeurer interdit dans un discours, quand l'orateur a de tels remplissages pour alliés! Que le tour „affaire de 100 Francs" exprime bien la légèreté insouciante du Français! Et pour ce qui est des interjections, mon Dieu, le génie de sa langue ne sait-il pas exploiter cette puissante ressource avec une profusion niaise en apparence, bien significative au fond! Il les sème ça et là dans les phrases, seulement pour leur donner plus d'entrain et de nerf. C'est dans une oeuvre didactique *) que Thiers écrit: Si tout le monde sans distinction est admis à demander du papier à la banque d'échange, oh alors je conviens etc., et ailleurs: Ce sera dans l'armée.. l'harmonie et la régularité ou plutôt hélas! ce sera l'étiquette et le cérémonial pour institutions! Même les jurements s'emploient très souvent comme chevilles, sans échauffer la bile du parlant. Laissez donc au vieux grognard son „nom de nom", son „corbleu" et „morbleu", au marin son „cordieu" et son „sacré nom de Dieu", au chasseur son „ventre de biche", au Parisien ses „parbleu, fichtre, sapristi, tudieu etc." Tout ça ne sert qu'à ajouter un peu à l'emphase de ce qu'on dit, voilà tout!

Verweilen wir noch einige Augenblicke bei den stylistischen Eigenthümlichkeiten des französischen Sprachgeistes, welche als Ausflüsse der légèreté zu betrachten sind, ehe wir die Spuren dieses nationalen Zuges auf dem Gebiete der Grammatik und der Lexikographie weiter verfolgen. Da ziehen denn zunächst die unzähligen exagérations unsere Aufmerksamkeit auf sich, indem sie uns von der Sprache auf eine Nation schließen lassen, der es mehr auf Effekt, als auf Wahrheit ankommt.

Vous n'avez qu'un mot à dire et vous y mettez pourtant une demiheure de conversation; vous remplissez une page entière pour écrire „un petit mot" ou „deux mots" tout au plus. Vous m'assurez tout bonnement de ne m'avoir pas vu il y a des siècles quoique je vous aie rencontré dimanche passé. Vous me faites des millions ou mille millions de remerciments même quand il n'y a pas de quoi. Une bagatelle vous effraie plus que la foudre tombée à vos pieds, vous en êtes bouleversé. A vous entendre on assassine en France à force de longueurs ou de fadaises, on y tue à force d'ennui. Tout vous excède, tout vous assomme, on égorge vos illusions. „Quelle horreur" s'écrie-t-on très souvent en parlant d'une chose qui absolument ne fait point d'horreur; il suffit pour cela qu'elle vous frappe et stupéfie. On est à couteaux tirés avec son voisin quand on est son ennemi, ni plus, ni moins; on envoie cet adversaire aux mille diables, — menace bien innocente que votre rival surpasse en vous défiant d'appeler plutôt les 25000 diables **).

*) De la propriété.

**) Nombre favori des Parisiens; témoin le magasin aux 25000 cochers au coin de la rue Vivienne.

Pour peindre la peine d'une besogne, vous vous écriez: Quelle scie, quel enfer, quelle galère que de faire cela. Pauvres hommes qui retournez d'une petite course, ayant les pieds tout meurtris, tout écorchés *); qui aux premiers moments du travail avez déjà les mains en sang et le dos brisé en suant sang et eau; qui vous plaignez d'un coeur navré et répandez des boisseaux de larmes en apprenant la mort de votre beau levrier. A vous entendre parler, on fait toujours émeute **) autour de vous, et il serait une sanglante dérision de ne pas croire ces paroles. Pour affirmer une chose, vous en mettrez la main au feu; en fait de négation vous aimez votre „mille fois non.“ Vous me croyez être à cent lieues de soupçonner une surprise, vous me le donnez en cent, quand il s'agit d'une chose pas trop difficile à déviner. La police vous fait la guerre à l'oeil en vous observant attentivement, et en prodiguant ses soins gracieux elle réussit enfin à découvrir quelque-chose qui sente le fagot ou qui montre la corde. Alors malheur à vous! On dit de vous pis que pendre, on vous traite avec une cruauté hyrcanienne. Que votre courage disparaît promptement! Vous êtes à plat ventre devant la force brutale, vous vous faites plus petit qu'une fourmi devant les mouchards, vous voudriez bien vous pouvoir abîmer à cent pieds sous terre. N'épouvantez-vous pas, jeune étranger, d'entendre parler d'un froid à pierre fendre, d'un bruit à tête fendre, ne craignez pas trop les mauvaises odeurs qu'on annonce par les paroles: C'est une peste.

Allez toujours! Ça ne veut rien dire. On vous parlera souvent en vous brisant les doigts etvous les aurez tout entiers après. Vous ne périrez pas de chaud, même quand la forêt entière flambe dans la gueule de votre chéminée. Enfin vous vous trouverez assez bien dans ce pays des Ogres, où il y a même des avaleurs de charrettes ***) ainsi que des avaleurs de limes et de râpes †). Mais n'est-ce pas l'idée la plus pyramidale, la plus monumentale, la plus ébouriffante, que de forger de telles expressions!

Da wir weiter unten bei den literärischen Repräsentanten der französischen légèreté Gelegenheit finden werden, den französischen Styl en gros als Spiegel der légèreté zu betrachten, so gehen wir nach obigen Details zu dem grammatikalischen Gebiete über, insofern sich darin der Einfluß jener Seite des französischen National-charakters geltend macht. Als eine in dieser Hinsicht bedeutsame Erscheinung treten uns zunächst die Attraktionen entgegen, — ein Sieg der gefälligen, schönen Form über den Gedanken! Je

*) Ecorcher une langue est encore plus fort.

**) = sich um Jemanden reißen.

***) = Fanfarons.

†) = Grands consommateurs d'alcohol.

reicher eine Sprache an ihnen ist, desto lebhafter (davon dürfen wir uns überzeugt halten) wirkte in dem Sprachgenius das Formgefühl, — kein Wunder, daß keine Sprache hinsichtlich der verschiedenen Attraktionsnüancen es mit der griechischen aufnehmen kann. Und der Franzos, der gemäß seiner innersten Natur überall in der Sprache sich von dem Streben nach einer schönen Form beherrschen läßt (und sollte dabei auch die Korrektheit zum Opfer fallen, wie in: mon amie etc.), hätte es verschmäht, auf diesem Gebiete der Attraktion sich zu Gunsten der Griechen von den Fesseln Roms zu emanzipiren?

Oben an stehen in diesem Kapitel die Relativattraktionen. Beispiele, wie: On ne peut rien demander à qui n'a rien, oder: je promets cent écus à qui découvrira le coupable *) erinnern an das griechische „μεμνημένος ὧν ἔπραξε“, nur daß hier das Relativ ursprünglich im Akkusativ stehen müßte. Das französische Idiom bewegt sich aber auf diesem Terrain noch freier, als das griechische. Selbst wenn das Relativ ursprünglich im Dativ stehen müßte, tritt eine Attraktion ein, indem es dann ohne Weiteres die Stelle des ausfallenden Demonstrativs einnimmt: On se garde bien de faire des conditions dures à qui (= à ceux à qui) est si nécessaire etc.

Eine ähnliche Attraktion, in welcher das Relativ auch wieder eine bedeutende Rolle spielt, findet bei der Konstruktion vieler accus. cum infin. Statt. Für uns Deutsche, deren accus. cum inf. so äußerst beschränkt sind **), erscheint diese Konstruktion überhaupt als Attraktion, indem, was bei uns Subjekt des Nebensatzes ist, im fremden Idiom als Objekt zum Hauptsatze gezogen ist. Nicht allein nun, daß sich die Franzosen für jene Construktion überhaupt aus der römischen Sprache eine größere Freiheit gerettet haben (je me trouvai ne presque rien savoir; il se sentit languir; les gens que je ne croyais entrer dans aucun raisonnement ***), so wird hier namentlich das Relativ wieder mit einer glücklichen légèreté gehandhabt. Ich spreche hier nicht von der dem Relativakkusativ mit an-

*) Hierher gehört auch der schöne Gallicismus: c'est à qui etc.

**) Ich höre die Nachtigall singen (heißen, lassen, sehen).

***) Auch die englische Sprache sagt noch: would you have me tamely sit down etc.; neben der analogen, partizipialen Wendung: „he could bear his being a rascal.“ (Vicar of Wakefield.)

dem Pronomakkusativen gemeinsamen scheinbaren Attraktion, welche durch jene auf das folgende Partizip ausgeübt wird (la dame que j'ai entendue chanter). Unserer Ansicht nach fällt diese sprachliche Erscheinung durchaus nicht unter den Begriff der Attraktion, sondern ist nur ein verkümmerter Rest jener schönen sprachlichen Konsequenz, welche bis auf Malherbe das Partizip in einem aktiven Tempus stets mit dem durch dasselbe qualifizirten Substantiv in Einklang brachte, mochte das letztere vorausgehen oder nicht *), so daß man auch „j'ai vue une maison". schrieb. Wir haben es hier nur mit der auf das Relativ ausgeübten Attraktion zu thun, welche sich nicht bloß, wie wir oben schon gesehen haben, auf den Subjektsakkusativ, sondern auch auf den Objektsakkusativ des Relativs, oder auf das von einer Präposition begleitete Relativ erstrecken; die Form des reinen accus. c. inf. wird hierbei häufig verlassen. Voltaire spricht von einer schlechten Komödie: „qu'elle a empêchée d'être représentée", wo durch eine geschickte Wendung der ursprüngliche Objektsakkusativ zum Subjektsakkusativ erhoben ist. In der hierher gehörigen Phrase: la dame que j'ai vu peindre (wo que logisch als Objekt zu peindre gehört) hat das génie der Sprache offenbar die Attraktion zu dem verbum finitum vollzogen, wenn auch die orthographische Gelehrsamkeit sich nicht fügen will. Wie könnte ich sonst wohl, wenn das hier im Infinitiv stehende Verb ein eigenes Subjekt hat, zu der Wendung: la dame que j'ai vu que vous peigniez rekurriren, worin doch eine Beziehung des ersten que auf peigniez wegen des zweiten que rein unmöglich ist. Man werfe mir die Unveränderlichkeit des Partizips nicht als etwas gegen unsere Auffassung Streitendes ein. So sehr ich die Utilitätsrücksichten anerkenne, wonach die französische Orthographie auf ihrem „je les ai vu peindre" besteht (um es von je les ai vus peindre zu unterscheiden), so kann ich trotz allen Betheurungen der Akademie kein tieferes Prinzip in jenen Aeußerlichkeiten anerkennen. Mit dem: „elle s'est fait mourir", wo doch ganz offenbar nach Ausweis des Hülfszeitworts se zu faire gehört, ist auch der Sprachgenius einverstanden, weil er fait mourir geradezu als einen Begriff auffaßt. Wie sehr aber sonst das Sprachgefühl mit den orthographischen Subtilitäten im Hader liegt, geht z. B. daraus hervor, daß die tüchtige Grammatik Borel's die Phrase: Madame, l'amitié que

*) Grammaire nationale par Bescherelle, I., 497.

je vous avais priée d'agréer als vollständig korrekt hinstellt *), während über die „personne qu'il a cherchée à séduire" der Stab gebrochen wird. Oder sollte es Borel wirklich ernst meinen mit der Behauptung, daß in dem ersten Falle que und vous als „régimes du participe" aufgefaßt werden müssen. Durch eine geschickte Wendung eskamotirt er uns plötzlich Madame an die Stelle von amitié und fragt nun, ob man nicht recht wohl sagen könne: J'avais prié Madame d'agréer mon amitié? Ganz gewiß, nur handelt es sich hier darum, ob ich sagen kann: j'avais prié l'amitié? Noch weiter geht der Franzos in der Attraktion seines ursprünglich von einer Präposition abhängigen Relativums, welches er kühn von dieser emanzipirt, um es als näheres Objekt zu dem Hauptverb zu ziehen. Welch' schöne Legèretät spricht aus Wendungen wie folgende:

Il est des mots sacrés que l'âme peut entendre
Que nulle langue humaine en accents ne peut rendre.
Qui brûleraient la main qui les aurait écrits
Et qu'il faut même à soi mourir sans avoir dits.

Ist doch diese Art der Attraktion so stark, daß darüber das Bewußtsein der ursprünglichen Beziehung ganz verloren gegangen ist. Sonst könnte Vigny in seinem Cinq-Mars nicht schreiben: „Le groupe que les paysans se serraient de près pour l'écouter" und würde dafür das einfache: écouter gesetzt haben. Nur auf diese Art läßt sich auch der modus: „des gens que je suis sûr qui n'entraient en aucun raisonnement" erklären, welcher die ursprüngliche Attraktion „que je croyais" mechanisch weiter gebildet hat, ohne dabei einer andern Rücksicht als der légèreté Rechnung zu tragen. Diese Eigenschaft fordert gebieterisch, daß durch Vermeidung eines zu komplizirten Satzbaues die verschiedenen, im Deutschen oft unter einander in einem Abhängigkeitsverhältniß stehenden Nebenbestimmungen in direkte Beziehung zum Hauptverb treten, wodurch natürlich die Ueberschaulichkeit sehr gewinnt. Die Centralisation, die in der Politik wie in der Grammatik der Franzosen so stark hervortritt, ist mit der légèreté innig verwachsen. Hier liegt der Schlüssel zu vielen Eigenthümlichkeiten des französischen Sprachgeistes. Nicht allein das Relativ wird auf dem Wege der Attraktion einfach zu dem Hauptverb gezogen (les biens dont

*) Grammaire française à l'usage des Allemands, 5me édition p. 393.

elle serait seule à jouir), auch bei fragenden Fürwörtern ꝛc. haben wir dieselbe Erscheinung: quel lieu voulez-vous donc que mon amour choisisse? Redensarten wie J'ai une chose importante à vous communiquer etc., die streng genommen in dieselbe Kategorie gehören, haben für uns weniger etwas Auffallendes, während die Wendung: „Ce nom ne fait aucun scrupule à prendre *) uns nur durch obiges Prinzip erklärlich werden. Wie dem Franzosen sein: „Elle s'est venue présenter" vorzüglicher erscheint als das steife: „elle est venue se présenter", so spricht er auch: Le catholicisme l'a presque laissée vide (wo presque offenbar zu vide gehört); il n'y a que honneur et que civilité avec eux (statt il y a ..., seulement avec eux); ja hieraus erklärt sich wol auch die für uns Deutsche so seltsame Wendung: „toutes les fois qu'il tonne, le tonnerre ne tombe pas" (nicht jedesmal ꝛc.). Ohne uns hier weiter bei dem Kapitel der Negationen aufzuhalten, in denen die Attraktion eine so große Rolle spielt, daß gemäß den revolutionären Gelüsten des französischen Volkes kein Titelchen Positives im Satze bleibt, wenn der Franzos angefangen hat zu negiren **), erwähne ich schließlich mehrere einzelne Wendungen, die nur durch die Attraktion zu erklären sind. „A onze heures précises", „être de guerre lasse", liefern den besten Beweis, wie gern der Franzos die Attraktion zur Erzielung einer gefälligen Form gebraucht. Der bekannten Attraktion des Adverbs tout (lorsque vous étiez de toutes petites filles), die häufig auch noch eine andere adverbiale Bestimmung mit fortreißt (la porte est toute grande ouverte), liegen ohne Zweifel euphonische Rücksichten zu Grunde, denen ja der legère Franzos so häufig die Korrektheit opfert (de bonnes gens etc.).

Zeigt es sich in dem Genius der französischen Sprache einmal begründet, daß die Fundamentalgesetze der Sprache öfters zu Gunsten der Form verletzt werden, so wird dagegen die Störung des durch dieselben festgestellten Gleichgewichts zwischen Inhalt und Form zu

---

*) Deux heures vont sonner = il va sonner deux h.; les expressions ne me coûtaient rien à trouver; ses belles larmes nous plaisaient trop à faire couler (Lamartine, Graziella) etc.; une dame qui s'échappe à qualifier le général de libertin etc.

**) Cfr. die scharfsinnige Behandlung dieses Kapitels in Hauschild, Bildungselemente der deutschen, französischen und englischen Sprache, p. 95—105.

Gunsten des ersteren in der französischen Grammatik selten sein müssen. Derselbe Grund, welcher es uns erklärt, warum der französische Styl keinen Tacitus, keinen Shakespeare, keinen Jean Paul hat — läßt es uns als sehr natürlich erscheinen, daß die Syllepse oder constructio κατὰ σύνεσιν dort eine so unbedeutende Rolle spielt. Einzelne Details, wie „avoir l'air bonne" (für den Fall, daß avoir l'air nicht buchstäblich, sondern als paraître zu fassen ist), die Wendungen: la plupart (oder le peu) de ces hommes qui restaient, prirent la fuite *), ni l'un ni l'autre ne l'ont fait sind, abgesehen von einzelnen, wenigen stylistischen Besonderheiten **), so ziemlich Alles, was die französische Sprache in dieser Hinsicht aufzuweisen hat.

Ihren Triumph aber feiert die légèreté auf grammatikalischem Gebiete jedenfalls in der Satzverbindung. Der an Flüssigkeit dem griechischen nicht nachstehende französische Infinitiv ist in dieser Hinsicht unübertrefflich. Abgesehen von dem, was wir hierüber schon oben bei Gelegenheit der acc. cum. inf. gesagt haben, erwähnen wir hier noch die ausgedehnte Anwendung der französischen Infinitive mit Präpositionen, selbst in den Fällen, wo der Infinitiv auf das Objekt des Hauptsatzes bezogen werden muß (je vous suis obligé de prendre part aux honneurs etc.) Verbinden sich doch selbst Konjunktionen vermittelst de (afin etc.) mit dem französischen Infinitiv! Wie glücklich vertritt der legère Infinitiv mit à das steife part. prés. mit en (A l'entendre parler on croirait; je passe le tems à faire; je gagne la vie à etc.; je m'engage à recevoir = en recevant), oder Relativwendungen (le premier à rompre). Muß aber denn einmal das génie der Sprache zur Konjunktion rekurriren, so zeigt sich auch hier wieder die légèreté derselben, indem der einfachsten gern der Vorzug gegeben wird. „Je voudrais qu'il m'eût coûté deux doigts de la main et être né comte ou marquis; plût à Dieu avoir tout à l'heure le fouet et savoir ce qu'on apprend au collège", sagt Molière in seinem bourgeois gentilhomme, um in beiden Fällen die wenig gefälligen Konditionalsätze oder Wendungen mit pour zu vermeiden. „Comment un

---

*) Cfr. die englische Wendung: „part of my bed-clothes are at your service."

**) On devient forte alors qu'on devient mère; ici on est égaux; les carognes sont descendus; ma diable de femme etc.

homme pourrait-il en voir s'égarer un autre et ne pas chercher à le ramener" kommt neben der rigoristischen Wendung „sans chercher" vor. — Bei der Rektion der Zeitwörter zeigt sich die légèreté in der großen, aus so vielen Beispielen ersichtlichen Vorliebe für das nächste Objekt, statt unseres entfernteren Objekts, während die umgekehrte Auffassung weit seltener ist, sowie aus den Lizenzen: être obéi, être pardonné, être blanchi (et nourri etc.), éclairer qn. in der Bedeutung: Jemandem leuchten.

Gehen wir endlich auf das lexikalische Gebiet über, um auch hier die Spuren der légèreté zu erkennen. Ist es zufällig, daß die französische Sprache so unerschöpflich reich an Adjektiven erscheint, welche den guten Humor bezeichnen? Wo das Idiom die Ausdrücke: folâtre, fringant, guilleret, égrillard, plaisant, jovial, bouffon, farceur, grivois, raillant, goguenard *), sémillant, gaillard, enjoué, comique, divertissant mit ihren verschiedenen Nüancen neben den allgemeinen Bezeichnungen hat, — da muß gewiß auch die Sache in großem Ueberflusse vorhanden sein, welche durch jene Wörter repräsentirt wird. Daß es dem Franzosen auch so genau nicht auf die Wahrheit ankommt, die er so gern der Eitelkeit und Gefallsucht zum Opfer bringt, beweisen seine „mystifications, canards und chansons", seine Gewandtheit in der Kunst des: gasconner, la donner bonne, en donner d'une (oder en donner), en donner à garder, en conter, la bailler belle, habler, être fanfaron, faire des bourdes, donner un col, en imposer, faire accroire und blaguer. Die zahlreichen Ausdrücke für die verschiedenen Nüancen des parler: causer, débiter, deviser, babiller, disputer, discuter, disputailler, débattre, tripoter, jacasser, radoter, zeugen von einer „langue bien pendue et bien frétillante" **). Sagt doch Me. de Staël sehr richtig, daß die französische Sprache „n'est pas seulement comme ailleurs un moyen de communiquer ses idées, ses sentiments et ses affaires, mais un instrument dont on aime à jouer et qui ranime les esprits comme

*) Homme qui aime les goguettes.

**) Das leichte, aufbrausende Temperament des Franzosen findet seinen Barometer in dem Reichthum an Ausdrücken, wie: se chamailler, chipoter, bûcher, piocher, cogner, creinter, frotter, étriller, échiner, gourdiner, aplatir qn., gaufrer le dos, donner une pile etc., sowie den subst. grabage, bagarre, démêlé, querelle, rixe, altercation, noise.

la musique chez quelques peuples et les liqueurs fortes chez quelques autres!“

Und wie reich ist nicht das Lexikon aller jener Dinge, die zum äußeren Leben, namentlich in den Bereich des Luxus und der Mode gehören. Die bergères, fauteuils, causeuses, tabourets, die guéridons, consoles, die crédences und buffets, die girandoles, torchères de bronze, falots, reverbères, die tablettes, layettes, placards und étagères etc. sind für uns Deutschen unübersetzbar. In allen Welttheilen sucht hier das génie der französischen Sprache die Ausdrücke zusammen, um sie seinem Idiom zu assimiliren. Was Charles Reybaud in seinem Jerome Paturot *) vom poète chevelu sagt: „Aucun vètement, aucun aliment, aucun spiritueux même n'échappe à votre Muse: La basquine, le burnous, le langouti, la saya, le kari et le couscoussus, le kava et le gin, le kirsch et le samchou“ trifft als ein nicht minder schwerer Vorwurf das génie der französischen Sprache überhaupt. Auf diesem Gebiete kann der Franzos in seiner légèreté so recht gründlich, ja pedantisch werden. Kennt man doch in Frankreich „de la toile d'une finesse idéale, un véritable brouillard tissu!“ Und in allem Ernste berichten die Zeitungen über die Reise des Präsidenten: Le célèbre gastronome N. N. a prouvé à tous les convives que son nom pouvait dignement être placé à côté de nos artistes culinaires les plus rénommés. La table des princes était ornée de pièces montées à la confection desquelles l'art semblait avoir présidé. Il est impossible de rencontrer dans une fête semblabe une réunion plus complète de ce qui constitue le triomphe de l'art culinaire.“

Während in diesen lexikalischen Details die légèreté sich auf eine unmittelbare, materielle Weise spiegelt, gibt es nicht minder zahlreiche mittelbare, formale Belege dafür in dem Wörterschatze der französischen Sprache. Ist es nicht eben die légèreté, welche den Rayon der allgemeinen, möglichst farblosen Ausdrücke, wie „faire, être, coup, monter“ so außerordentlich, man möchte sagen, über Gebühr erweitert hat? Eine banale Anschauung führt zwar diese Erscheinung auf die Armuth der französischen Sprache zurück, ohne dabei zu denken, daß im Falle eines Bedürfnisses das génie der

*) à la recherche d'une position sociale.

Sprache nicht versäumt haben würde, einen Ausdruck zu schaffen. Den schlagendsten Beweis gegen jene Auffassung liefert aber der Umstand, daß selbst da, wo bestimmtere Bezeichnungen existiren, die französische légèreté sich lieber in den bequemeren, geläufigen Ausdrücken bewegt. Das Zeitwort faire wird für „procréer, enfanter, couper, étudier, consumer, essuyer, donner, opposer, dire, ja parcourir (faire les 4 coins de la ville) gebraucht, und man vergißt hier sogar der légèreté zu Liebe die sonst so gebieterischen, euphonischen Rücksichten. On fait faire des bottes (wo füglich fabriquer stehen könnte), on fait ses affaires, on ne peut faire qu'en faisant *). In dieselbe Kategorie gehören die Ausdrücke: je fus le voir, j'ai été le chercher (wo être für aller steht); du cloître sa reputation avait été au peuple (être = passer); ce livre est à moi (être = appartenir); il est mieux (être = se trouver); toujours est-il que etc. (= tant il y a que) und der Gallicismus: il est bien de son village. Nicht minder charakteristisch sind die Wendungen: les h a u t e u r s (airs hautains) du ministre, cet homme est d i f f i c i l e à vivre; une rue très p a s s a n t e; je me réglai au soleil etc. Die familiären Phrasen: il a tenu son dire (= sa parole) le faire d'un peintre, le fini parfait, c'est du dernier indispensable, il est d'un primitif hängen eben so genau mit der vivacité, wie mit der légèreté zusammen, die überhaupt noch in den andern Kapiteln (wie in der précision, délicatesse etc.) implicite behandelt werden wird **).

Auch die Wortbildung, welche zur Lexikographie zu rechnen ist, hat im Französischen ihre legèren Seiten. Hebt doch der Franzos in manchen Zusammensetzungen e i n e Präposition durch die andere auf: décontenancer, décomposer, disconvenir, désemparer, désaccoutumer etc. Ueberhaupt geht auf diesem Gebiete das génie jenes Idioms oft rein mechanisch zu Werke, so daß statt der organischen Compositionen eine Art von Agglomeration gebildet wird, welche es nicht verschmäht, durch einfache Vorsetzung des Artikels

*) = Man muß dabei seine Zeit haben.

**) So gehört z. B. die B r a c h y l o g i e „une donagna priant les deux visiteuses d'attendre et qu'elle allait prevenir sa maîtresse, von der wir bei der précision sprechen werden, auch zur légèreté. Die Doppelpräpositionen (distinguer qch. d'avec qch. commander une voiture pour dans une heure, de par etc.) werden am besten bei der délicatesse behandelt.

ganze Phrasen zu compositis zu stempeln (un beau venez-y-voir, un dit-on, un je-ne-sais-quoi, un meurt-de-faim). Daneben ist freilich auch der délicatesse ein bedeutender Spielraum gelassen, wovon später die Rede sein wird.

Die Ergebnisse dieser Studien über die légèreté knüpfen sich, wie sich der Verfasser praktisch überzeugt hat, leicht an eine Rundschau Versaille's. Nur muß sämmtlicher gelehrter Apparat für die am Ende des Ganzen nachzutragenden Noten aufgespart werden, damit die Leichtigkeit der Darstellung unter solchem Ballast nicht leide. Die gewöhnlich so verwais'te avenue de Sceaux nebst ihren Schwestern, die höchstens, wenn die grandes eaux angekündigt sind, sich beleben, eignet sich vortrefflich für solche Meditationen. Es würden nun noch zum Schlusse des Kapitels die Repräsentanten der légèreté in der Tagesliteratur von diesem Gesichtspunkte aus zu kritisiren sein, doch erscheint es zweckmäßiger, die Betrachtung der mit der légèreté so innig verwachsenen délicatesse vorausgehen zu lassen. In der poetischen „salle des marronniers“ und den andern schönen Punkten des Parks zu Trianon wird diese am besten besprochen, wobei, außer den détails, besonders die causerie und der esprit unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die sich dann anschließende literärische Critik würde die Namen: Alexander Dumas, A. Dumas fils, J. Janin, Charles de Bernard, Elie Berthet, Jules Sandeau, Paul de Kock, Xavier de Montépin umfassen und uns so die verschiedenen Nüancen der légèreté und délicatesse an einzelnen mehr oder weniger hervorragenden literärischen Produkten französischer Zeitgenossen versinnlichen. Vielleicht, daß wir in einem zweiten Artikel auch die Resultate dieser Studien den geehrten Lesern dieser Zeitschrift vorführen werden.

Kassel. **Dr. Wilh. Falckenheiner.**

Studien über Molière.

Zweiter Artikel.

Les précieuses ridicules.

Dies kleine Lustspiel, das schon 1695 aufgeführt wurde und das Molière wider Willen drucken ließ, um, wie die witzig und fein geschriebene Vorrede dazu besagt, der Verbreitung eines ihm gestohlenen Manuscriptes zuvorzukommen, ist von großer Wichtigkeit. Alles ist neu in demselben; es ist sein erstes Stück in Prosa, seine erste Sittenkomödie; er macht sich hier zum ersten Mal ganz los von Nachahmung des Ausländischen und Antiken, greift keck in die nächste Wirklichkeit hinein und verspottet mit überlegenem Verstande und köstlicher Laune eine der größten Verkehrtheiten seiner Zeit. Es ist der erste Wurf seines erwachenden Genius, das erste ächt französische Lustspiel, das einen unendlichen Einfluß auf die von ihm geschaffene Gattung gehabt, das den Geschmack seiner Zeit verbessert und selbst auf Reformirung der gesellschaftlichen Sitten Einfluß geübt hat. Er fühlte selbst, daß ihm der kühne Wurf gelungen war, und sagte bei der ersten Vorstellung: „Jetzt brauche ich den Plautus und Terenz nicht mehr zu studiren, sondern nur noch die Welt und die Menschen!" Ein alter Mann im Parterre rief ihm zu: „Muth, Muth, Molière! Das ist das wahre Lustspiel!" Und ein anderer Zuschauer meinte: er hätte 20 Sous hineingetragen und für 10 Pistolen gelacht.

Noch nie hatte eine Theatervorstellung ein solches Aufsehen gemacht; das Stück wurde Monate lang hinter einander gespielt, die Eintrittspreise wurden erhöht, der Hof, der gerade in den Pyrenäen war, ließ es dorthin kommen und ergötzte sich daran. Doch zugleich mit dem Enthusiasmus für den Dichter begannen auch die Verfolgungen neidischer Nebenbuhler, die ihn des Plagiats beschuldigten, der Schauspieler des mit seiner Bühne rivalisirenden hôtel de Bourgogne, die er darin persiflirt, der Marquis und der adeligen Blaustrümpfe, die er lächerlich gemacht hatte.

Die sehr einfache, zum Theil einem Stücke des Chapuzeau entlehnte Handlung besteht in Folgendem: Zwei von der damals in

den höheren Kreisen herrschenden Schöngeisterei befallene Bürgerstöchter sind auf einmal vornehm geworden und lassen ihre früheren Liebhaber gegen den Willen des darüber erbosten, derbvernünftigen Vaters fahren, weil dieselben ihrer jetzigen Gemüthsrichtung und ihren neuen Idealen nicht mehr entsprechen. Die Herren wissen sich aber zu rächen; sie schicken ihren difficil gewordenen Schönen ihre als Marquis verkleideten Bedienten zu, und diese verstehen es, sich durch allerlei renommistische Redensarten, durch vornehme Grimassen und Schönthuerei bei den Närrinnen zu insinuiren. Sie sind damit im schönsten Zuge und machen reißende Fortschritte. Fräulein Cathos und Madelon, ganz erfreut und sich gehoben fühlend durch die vornehme Bekanntschaft und schwelgend in der geistreichen Unterhaltung so gebildeter Herren — der Bedienten —, die allerlei aufgeschnappt haben und, obgleich mitunter durchfallend, doch im Ganzen ihre Sache recht gut machen, haben sich schon tief mit ihnen eingelassen und veranstalten ihnen zu Ehren ein musikalisches Divertissement. Da plötzlich erscheinen ihre Gebieter, walken sie tüchtig durch, tüchtiger als verabredet war, und ergötzen sich an der Verdutztheit der beschämten Schönen. Vater Gorgibus, der jetzt Recht bekommen hat und den die unverbesserlichen Töchter nicht haben hören wollen, ruft zum Schluß aus: „Jetzt haben wir's, jetzt werden wir die Fabel der ganzen Stadt; geht hin und verkriecht Euch, ihr albernen Dinger, verkriecht Euch für immer. Und Ihr, die Ihr Ursache dieser Tollheit seid: Ihr verdammten Romane, Ihr Verse, Chansons, Sonnetts und Sonnettinnen (sonnets et sonnettes), möge der Teufel Euch holen!" — Dieser polternde Alte, der Vorläufer der späteren philiströsen Väter, die beiden Blaustrümpfe, die Urbilder der femmes savantes, die erst Jahre lang geliebt sein wollen, ehe sie sich zum schweren Schritt der Heirath entschließen, die gleich Mademoiselle de Rambouillet ihre plebejischen Vornamen in edlere umtauschen, die ein bureau d'esprit gründen wollen, die, wenn sie sie auch nicht immer verstehen, stets in gewählten Ausdrücken sprechen und das große Wörterbuch der Preciösen von Somaise scheinen auswendig gelernt zu haben, die Magd Marotte, ein Vorbild der späteren Dobinen, die kein Latein versteht und nicht wie ihre Herrschaft die Philopie im großen Cyrus gelernt hat, sind Charakterentwürfe, welche später in den femmes savantes eine sorgfältige Ausführung bekommen. — Molière copirt sich oft selber, verfährt aber dabei, wie bei seinen Entlehmungen,

stets schöpferisch und weiß aus seinen Vorbildern durch mannigfache Nüancirung stets etwas Neues zu machen. La Grange, der eine der beiden Verschmähten, charakterisirt die beiden Närrinnen in der auch hier wieder vortrefflichen Exposition sehr gut, indem er sie ein mixtum compositum von Blaustrumpf und Coquette nennt. — Die beiden Bedienten, der den Schöngeist spielende Maskarill, Molière's Anfangs von ihm in einer Maske gespielte Rolle, und der wie ein miles gloriosus renommirende Jodelet, des berühmten Précourt's Rolle, die nach Molière's Alles pikant machender Weise Anspielungen auf seinen Privatcharakter enthielt, sind sehr lustige Conceptionen. Der Gegensatz zwischen der ursprünglichen Bedientennatur und der angenommenen Vornehmheit, in die sie immer besser hineingerathen, in der sie sich immer besser gefallen, ist ein vortrefflich benutztes, eben so komisches als bühnenwirksames Moment.

Kurz, Alles in diesem Stücke, die Situationen sowohl, wie die Intrigue und die Charaktere sind dramatisch gedacht, haben eine große sinnliche Anschaulichkeit und verkünden schon entschieden Molière's Beruf zum Bühnendichter und Lustspielschreiber, wozu ihm sein Stand als Schauspieler den größten Vorschub leistete. Noch bedeutsamer ist es aber, wie er schon gleich zu Anfang seiner Laufbahn den rechten Punkt zu treffen wußte, durch den das Lustspiel ein Spiegel der Zeit wird. Wüßten wir nichts Näheres vom damaligen gesellschaftlichen Geiste, so reichte dies eine Stück schon hin, uns ein Bild desselben zu geben. Indessen die Memoiren und Briefe dieser Periode sind reich an Einzelheiten darüber, die ich hier kurz zusammenstellen will. Man wird sehen, daß selbst da, wo der Dichter zu übertreiben scheint, Wahrheit zum Grunde liegt. Sein Genie bestand darin, daß, wenn er auch nicht immer als der Erste die Verkehrtheit einer Zeitrichtung erkannte, doch immer der Erste war, der sie zu carrikiren und in handgreiflicher Gestalt hinzustellen wußte.

Ursprünglich war der Name einer Precieuse kein Spottname. Molière, der in der Vorrede betheuert (denn er mußte Rücksicht nehmen), er habe nur die falschen, die lächerlichen, nicht aber die ächten im Auge, hat ihn erst dazu gemacht.

Es versammelte sich nämlich bei Mademoiselle de Rambouillet, später bei Madame Montousier eine Gesellschaft schöngeistiger Herren und Damen, ein Verein, an dem Leute von Genie wie Pascal und

Larochefaucould Theil nahmen, und wo mittelmäßige Talente wie Chapelain, Voiture und Balzac den Ton angaben.

Das Streben nach ästhetischer Bildung, welches diese Zusammenkünfte veranlaßt hatte, artete bald in Schönseligkeit und Affectation aus, und die romantische Liebe, die noch als ein ferner Abglanz des Mittelalters herüberwinkte, in bloße Galanterie. Es gab da nur Galanterie und keine Liebe, sagt Ménage im zweiten Bande seiner Ménagiana, Seite 8.

Dieser Umschlag in Zeitgeist und Sitte steht wahrscheinlich mit den im Gefolge der Medicis nach Frankreich gekommenen Italienern in Verbindung. Die exaltirten, in den Romanen der Zeit belesenen Damen maßten sich neben Leitung und Aufrechthaltung des bon ton auch allmälig ein Urtheil über Prosa und Verse an und gefielen sich immer mehr in einer gesuchten Redeweise, in der der von ihnen besonders protegirte Sonnettist Voiture sehr stark war; und so wurde der Impuls gegeben zu jenen pointenreichen Conversationen, zu jenen Romanen, Epigrammen, Sonnetten und galanten Couplets, zu jenen Memoiren, Familienportraits, Briefsammlungen, Charaden, Akrostichen und Gesellschaftsspielen, die damals Frankreich überschwemmten und Zeugniß geben von jener conventionellen, der Wahrheit, Natur und reinen Poesie entfremdeten Bildung und Geistesrichtung. — Die satyrischen Anspielungen unseres Stückes gehen besonders auf die Romane der Fräulein Scudéry und der Madame de la Fayette, welche mit preciöser Prüderie anonym schrieben. Sie wurden, so verschroben es auch darin zugeht, nicht allein das Regelbuch der galanten Conversation, sondern auch der Sitten und des guten Tons. Die Ansicht der Madelon, wie ein anständiger Liebhaber Jahre lang zu seufzen, wie er die verschiedenen Stufen des doux, des tendre und des passionné durchzumachen habe, ehe er zur Heirath, die Cathos im Ganzen chokant findet, kommen dürfe, ist jenen Büchern entlehnt. Doch begnügte man sich nicht mit Romanen, es kamen der größeren Anschaulichkeit wegen auch Landkarten der Liebe heraus, wo unter Anderem zu sehen war: le fleuve de l'inclination, la mer d'intimité, le lac d'indifférence, le royaume de coquetterie, la ville de tendre, die nur erobert werden konnte, nachdem man das village des billetsgalants und den hameau des billets-doux durchschritten hatte. Labruyère sagt von den Preciösen: „Sie ließen dem gemeinen Volke die Sorge, verständlich zu sprechen. Durch das, was sie

Delicatesse, Sentiment, Feinheit des Ausdrucks nannten, hatten sie es so weit gebracht, daß sie sich selbst nicht mehr verstanden. Um in diesen Unterhaltungen etwas zu gelten, bedurfte es weder des gesunden Menschenverstandes, noch des Gedächtnisses, noch irgend einer anderen Fähigkeit, es bedurfte des Geistes, aber nicht des ächten, sondern des falschen, bei dem die Einbildungskraft eine Hauptrolle spielt."

Eine Nachtmütze hieß un complice innocent du mensonge, ein Rosenkranz une chaîne spirituelle, Marmorstatuen des muets illustres, tanzen hieß tracer des chiffres d'amour, den oberen Unterrock nannte man la modeste, den mittleren la friponne und den unteren la secrète. So waren die Ausdrücke du bon et du bel usage beschaffen. Daneben wurden aber auch einige verständigere Redensarten und Wendungen geschaffen, die sich noch bis heute erhalten haben, z. B. avoir les cheveux d'un blond hordi.

Auch die Eigennamen verdrehte man, um sie romantischer zu machen. Mlle de Rambouillet anagrammatisirte sich zum Beispiel mit Hülfe des alten Malherbe und des Racou in Arthénice, Eracinthe, Carinthée u. s. w. — Die Sitten und Gebräuche waren nicht weniger barock; man nannte sich nur ma chère, lud sich durch Räthsel und Charaden ein, schickte sich Rondeaux zu und dergleichen. Eine chère legte sich um die Empfangsstunde ins Bett und die Gäste versammelten sich um dasselbe im reich und phantastisch verzierten Alcoven. Um zu dieser Herrlichkeit zugelassen zu werden, mußte man durch einflußreiche Eingeweihte eingeführt sein und bewiesen haben, daß man le fin, le vrai fin, le fin du fin verstehe.

Diese Damen hatten jede ihren dienenden Ritter, der den Titel Alcovist bekam und oft ein Abbé war; doch scheint die Sache weniger bedenklich gewesen zu sein, als der Name vermuthen läßt, wenn man dem St.-Evremond trauen darf, dessen Zeugniß ich lieber französisch geben will: „L'alcoviste n'était que pour la forme, parceque une précieuse faisait consister son principal mérite à aimer tendrement son amant sans jouissance et à jouir solidement de son mari avec aversion."

Daß alle diese Extravaganzen für den Molière, den Dichter des gesunden Menschenverstandes, eine fette Beute waren, läßt sich denken; und wie er sie zu verwenden wußte, zeigt jede Seite seines Stückes, das auch hinsichtlich der Sprache und des Styls schon von großer Bedeutung ist; denn wo der Dialog nicht in beabsichtigter Weise ge-

schraubt, schwülstig und geziert ist, zeigen sich schon im Keim alle späteren Vorzüge seiner Sprache, vor Allem jene Raschheit und Natürlichkeit der Rede, die ihn noch heute in Frankreich zum Muster der komischen Diction machen.

Als Beispiel, wie er den Styl des Hôtel de Rambouillet auf der Bühne zu persifliren wagte, möge folgender kurze Auszug der zehnten Scene hier stehen.

Mascarille.

Vicomte, que dis-tu de ces yeux?

Jodelet.

Mais, toi-même, marquis, que t'en semble?

Mascarille.

Moi, je dis que nos libertés auront peine à sortir d'ici les braies nettes. Au moins, pour moi, je reçois d'étranges secousses, et mon coeur ne tient plus qu'à un filet.

Madelon.

Que tout ce qu'il dit est naturel! Il tourne les choses le plus agréablement du monde.

Cathos.

Il est vrai qu'il fait une furieuse dépense en esprit.

Mascarille.

Pour vous montrer que je suis véritable, je veux faire un impromptu là-dessus.

Jodelet.

J'aurais envie d'en faire autant; mais je me trouve un peu incommodé de la veine poétique pour la quantité des saignées que j'y ai faites ces jours passés.

Mascarille.

Que diable est cela! Je fais toujours bien le premier vers, mais j'ai peine à faire les autres. Ma foi, ceci est un peu trop pressé; je vous ferai un impromptu à loisir, que vous trouverez le plus beau du monde.

Jodelet.

Il a de l'esprit comme un démon.

Madelon.

Et du galant, et du bien tourné. —

Auch dadurch war dies Lustspiel wichtig, daß es nur einen Act hatte und in Prosa geschrieben war, was bis dahin mit Ausnahme der den Italienern entlehnten Farcen nur selten vorgekommen war; es ist eins der ersten Muster jener in Frankreich seitdem so eifrig cultivirten Gattung. Neben seiner literarisch-historischen hat es aber auch eine cultur-historische Bedeutung; es hat, wie viele Zeugnisse

der Zeit befunden, indem es die Lächerlichkeiten des damaligen gesellschaftlichen Geschmackes in ihrer ganzen Nacktheit hinstellt, auf die Reform desselben gradezu Einfluß gehabt. Man höre nur, was Ménage (Ménagiana tome II, pag. 65) sagt:

„J'étais à la première représentation des Précieuses Ridicules au Petit Bourbon. Mademoiselle de Rambouillet y était; madame de Grignan (tout l'hôtel Rambouillet), Mr. Chapelain et plusieurs autres de ma connaissance. La pièce fut jouée avec un applaudissement général; et j'en fus si satisfait en mon particulier, que je vis dès-lors l'effet qu'elle allait produire. Au sortir de la comédie prenant Mr. Chapelain par la main, Monsieur, lui disje, nous approuvions, vous et moi, toutes les sottises qui viennent d'être critiquées si finement et avec tant de bon sens, mais croyez moi, pour me servir de ce que Saint-Rémi dit à Clovis, il nous faudra brûler ce que nous avons adoré et adorer ce que nous avons brûlé. Cela arriva comme je l'avais prédit, et dès cette première représentation, l'on revint du galimatias et du style forcé."

Doch Molière fühlte später, daß noch nicht Alles gewonnen sei, daß er noch einmal drein hauen müßte; er that dies mit den femmes savantes, die radical wirkten bis auf die Calembours, welche, wenn sie auch nicht mehr zum guten Ton gehören, doch im Französischen so wohlfeil sind, daß man sie leichter macht als nicht macht, und wohl nie ganz aus der Conversation verschwinden werden.

Darf Deutschland hoffen, je einen Lustspieldichter zu bekommen, der den gesellschaftlichen Geschmack der ganzen Nation zu reformiren vermöchte, und wird es je eine Gestalt bekommen, wo dies möglich wäre?

Dr. A. Laun.

Ueber deutsche Nationaldichtung.

Göthe sagt an einer Stelle in seinem Leben, daß der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie gekommen sei. Es ist unbezweifelt gewiß, daß in der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege die deutsche Dichtung auf einen Grad von Jämmerlichkeit und Dürftigkeit gekommen war, der kaum überboten werden kann. Der schaale Inhalt der damaligen Poesie wird dadurch am besten bezeichnet, daß Göthe das Lustlager bei Mühlberg, wo zwei Könige sich im militärischen und höfischen Prunke zeigten, vielleicht den ersten würdigen Gegenstand nennt, der vor einem Dichter auftrat. Wenn ein solches Auskramen eitler und müßiger Pracht, diese Reihe üppiger Festmahle, dieses Flimmern eines wesenlosen Scheines der Dichtkunst den ersten würdigen Stoff lieferte, so läßt sich daraus schließen, wie unwürdig die Gegenstände sein mußten, die das übrige Leben darbot. Einem solchen Zustande gegenüber kann man allerdings mit Recht sagen, daß erst Friedrich II. durch sein thatenreiches Leben der deutschen Dichtkunst einen wirklichen Gehalt gegeben habe. Aber auch den ersten Gehalt, wie Göthe sagt? Wir wollen mit Göthe nicht über den Ausdruck rechten, da er augenscheinlich nur von der Zeit spricht, die dem siebenjährigen Kriege vorherging; wir wollen aber trotzdem die Frage aufwerfen, ob die deutsche Nation achtzehnhundert Jahre auf die Erscheinung des großen Königs habe warten müssen, um aus seiner Hand sich den ersten wahren und höheren Lebensgehalt der Poesie geben zu lassen? Es ist traurig, daß wir diese Frage nicht mit einem lauten und kräftigen Nein beantworten können, sondern eine schwankende und ausweichende Erwiderung geben müssen. Wir haben allerdings eine Literatur gehabt, die im Leben des deutschen Volkes wurzelte und von seinen Thaten getragen wurde. Aber diese Literatur ist nicht zur vollen Blüthe gediehen, oder wenn diese Blüthe zugegeben werden muß, so ist sie doch bald geknickt, und was davon, den widrigen Umständen zum Trotz, unter denen die Literatur zu leiden

hatte, sich eine Zeitlang Geltung verschaffte, hatte später das traurige Schicksal, in Vergessenheit zu gerathen. Das jetzige Jahrhundert sucht freilich die Schuld früherer Zeiten zu tilgen und reißt die Literatur des Mittelalters wieder aus der Vergessenheit, aber es geschieht doch eigentlich nur auf dem Wege der Gelehrsamkeit. Die lebendige Kette, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpfen sollte, d. h. die lebendige Erinnerung, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, ist zerrissen. Wir sehen der alten Literatur, welche nach langer Verschollenheit wieder vor unser Auge tritt, wie einem Fremden in's Gesicht, und wenn wir auch anerkennen müssen, daß sie Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein ist, so ist doch der Abstand der Zeiten zu groß geworden, als daß wir mit ihr, wie mit einem Jugendfreunde, mit dem wir groß geworden sind, vertraulich und innig verkehren könnten. Erst mit der Zeit Friedrichs des Großen tritt uns die Literatur wieder näher und von ihm an datiren wir die Periode, in welche wir uns ohne Gelehrsamkeit, durch die bloße Erinnerung, durch das, was uns Väter und Großväter erzählten, zurückversetzen können. Die Literatur aber nährt und erquickt sich von da an nicht bloß mit Thaten, die auf deutschem Boden geschehen sind, und bewegt sich nicht bloß in deutschen Stoffen und deutschen Formen, sondern sie zieht ihre Nahrung aus allen Enden der Welt und schleppt ihre Stoffe und Formen aus allen Nationen zusammen. So hat sich eine wirkliche Nationalliteratur unter den Deutschen nie in voller, frischer Kraft entwickelt. Woher diese Erscheinung?

Zunächst tritt uns hier die Zusammensetzung des völkerreichen germanischen Stammes entgegen. Wie finden wir die Deutschen, wo sie uns zuerst in der Geschichte begegnen? Nicht als eine geschlossene Einheit, sondern sofort in eine vielfältige Masse einzelner Stämme zerrissen und zersplittert. Zwar werden diese Stämme von einem gemeinschaftlichen Charakter zusammengehalten, sie weisen sich aus als Söhne einer Mutter durch ihren kräftigen Körperbau, ihre blauen Augen, ihr röthliches Haar — Eigenschaften, die allen deutschen Völkerschaften zukommen, was Tacitus so bemerkenswerth findet; — sie zeigen sich als Glieder Einer Familie durch eine gewisse Uebereinstimmung der Sitten und Gebräuche, aber dennoch weiß Tacitus von den meisten Stämmen etwas Besonderes zu erzählen, das sie von einander unterscheidet. Aber auch zugegeben,

daß diese Unterschiede, als zu geringfügig, bei einer allgemeinen Betrachtung nicht in Anschlag zu bringen sind, so ging doch den Deutschen das Bewußtsein, oder, wenn dieser Ausdruck für jene Zeiten zu viel sagen sollte, das Gefühl der Zusammengehörigkeit ab. Wenigstens hat es sich nicht thatsächlich geäußert. Von der Gesammtheit ist nie ein gemeinschaftliches Unternehmen ausgeführt und vollendet, nie ein gemeinsamer Zweck verfolgt worden. Den Kampf mit den Römern darf man nicht dahin rechnen. Denn dieser entspann sich nur, weil die Deutschen auf ihren Wanderungen zufällig auf sie stießen, und er ging mehr aus äußerer Nothwendigkeit, als aus bewußter Absicht hervor, abgesehen davon, daß die Deutschen sich kein Gewissen daraus machten, in den Reihen der Römer gegen ihre eignen Landsleute zu fechten. Ich gebe aber noch mehr zu. Ich will einräumen, daß es eine Verkennung geschichtlicher Verhältnisse ist, solchen rohen Horden, wie die Deutschen anfangs waren, gemeinsame Zwecke zuzutrauen. Aber ich frage, ist es denn späterhin anders und besser geworden? Als im Verlauf der Zeit mehrere Stämme zu einem verschmolzen, als Vandalen, Gothen, Longobarden, Franken und Sachsen als große Völkerschaften auftraten, haben nicht auch diese einseitig ihren Weg genommen, ohne sich um die andern zu kümmern, oder, wenn sie in gegenseitige Berührung kamen, war diese nicht meist feindlicher Natur? Und selbst zu der Zeit, als alle deutschen Völkerschaften unter der Hand eines Kaisers vereinigt waren, hat es da nicht auch große Mühe gekostet, diese Verbindung selbst nur äußerlich aufrecht zu erhalten, geschweige sie zu einer innigen Verschmelzung weiter zu führen? Ueberhaupt ist von einer Thätigkeit, die von dem Ganzen der Nation ausging und auf das Ganze zurückwirkte, die von allgemeinen National-Interessen getragen wurde, in der deutschen Geschichte nicht die Rede, wenn man eine einzige Ausnahme macht, die in die neuesten Zeiten fällt. Der Kampf um den Besitz Italiens, das Ringen der Könige nach der eisernen lombardischen und der römischen Kaiserkrone fand nicht den ungetheilten Beifall der Nation. Wären sie denn sonst so häufig von ihren Vasallen, den deutschen Fürsten, im Stich gelassen worden, wenn sie rein nationale Interessen, die Allen gleich sehr am Herzen lagen, verfochten hätten? Man könnte an die Kreuzzüge denken. Aber diese sind aus dem Gegenstoß des Heidnischen und Christlichen entstanden, und ganz Europa, nicht bloß Deutschland,

nahm an ihnen Theil. Auch selbst die Kriege, welche die Deutschen später gegen die Türken führten, ruhten auf einem weitern, als bloß nationalen Boden. Denn der Erbfeind des deutschen Reiches war zugleich der Feind der ganzen Christenheit. Nur die Kämpfe mit den Slaven und Normannen, und später mit den Franzosen, haben allgemeine nationale Sympathien für sich gehabt, aber ohne daß die Nation ihre ganze, ungetheilte Kraft, nur mit Ausnahme von 1813, daran gesetzt hätte, die Feinde aus den Grenzen zu vertreiben. Gewöhnlich überließ man das den Grenzländern, welche auf ihre eigne Tapferkeit verwiesen waren und zusehen mochten, wie sie mit den Feinden fertig wurden. Für allgemeine Interessen der Menschheit oder der Christenheit, für dynastische Zwecke hat der Deutsche oft Gut und Blut hergegeben, für allgemeine Interessen seines Volkes fast nie. Das verhinderte die ursprüngliche Stammesverschiedenheit, die provinzielle Eifersucht, der Neid.

Wie konnte unter solchen Umständen eine Literatur entstehen, welche Stoffe verarbeitet, die das Eigenthum der ganzen Nation sind? Wo waren diese zu finden? Nirgends. Der Dichter fand nur die Thaten seines Stammes, nur Helden seines Stammes vor. Ich rede hier noch von den ersten Jahrhunderten unseres geschichtlichen Daseins. Wir wissen vermittelst Nachrichten — denn die Gedichte sind nicht auf uns gekommen — daß das Herrschergeschlecht der Gothen und die Thaten dieses Stammes besungen sind, daß die longobardischen Könige Gegenstände der Dichtung waren, daß burgundische, thüringische Helden im Gesange verherrlicht wurden; kurz, wir finden, daß überall Stammsagen die Grundlage und der Stoff der Poesie waren. Mag diese so vortrefflich gewesen sein, wie sie will, so bedeutende Thaten und so würdige Helden besungen haben, als immer möglich ist, die Poesie war keine Nationalpoesie, sondern Stammpoesie.

Ich bin hier auf zwei Einwürfe gefaßt, die ich hier gleich erledigen will. Man kann zuerst die geschichtliche Thatsache anführen, daß die besungenen Helden weit über die Enge ihres Stammes hinaus bekannt gewesen seien, und daß die Thaten, die sie verrichteten, sich auch über die andern Stämme verbreitet haben. Diese Thatsache ist nicht wegzuläugnen. Hermanrich, der Ostgothen König, Dietrich von Bern, Etzel der Hunnen König, sind Gestalten, auf welche sich die gesammte deutsche Heldensage stützt; selbst den Angel-

sachsen, die jenseits des Canals wohnten, waren sie nicht unbekannt. Aber genügt es, daß sie nur gekannt sind? daß man ihre Namen weiß? Kommt es nicht darauf an, was von ihnen gekannt wird? ist nicht der Inhalt, die Bestimmtheit, der Umfang, die Weite der Sage, von der größten Bedeutung? Und muß nicht auch die Breite der Grundlage, auf welcher volksthümliche Gestalten zu ruhen pflegen, eine gewisse Sicherheit und Festigkeit haben? Aber gerade dieser breite und sichere Boden mangelt den Trägern der Heldensage. Innerhalb ihres Stammes stützte sich eine reiche und lebendige Sage auf ihre Personen, aber jenseits desselben wird sie ärmer, allgemeiner und flacher und schrumpft bis auf den Namen der Helden zusammen. Dies erklärt sich sehr leicht aus der Natur der Zeit, welcher die Sagen ihren Ursprung verdanken. Es ist nämlich die Völkerwanderung, in welcher sie ihre Wurzeln haben. Es hat bekanntlich mehrere Jahrhunderte gedauert, ehe diese Völkerfluth ein Ende nahm; der Schauplatz der Begebenheiten ist fast der ganze Occident, ja geht über die Säulen des Herkules hinaus. Diese Länge der Zeit, diese Größe und Weite des Raumes verstatteten keine Uebersicht und benahmen den Sagen die Abrundung; den großen Thaten wurde kein Raum gegeben, sich in dem Gedächtnisse des Volkes zu befestigen. Denn, wenn die Erinnerung an sie eben angefangen hatte, Wurzeln zu schlagen, waren schon wieder andere und neue Thaten geschehen, welche den vorhergehenden an Größe und Bedeutung nichts nachgaben. So entstand ein Gewirre und Gedränge der Begebenheiten, von denen die eine immer die andre zur Seite schob, oder neben ihr Platz suchte. Dies hat denn zur Folge gehabt, daß Ereignisse, Personen, Zeiten zusammenrückten, die in der Wirklichkeit weit auseinander lagen, daß die Erzählungen verschiedener Sagen sich ineinander und durcheinander mischten und nirgends sich feste Begrenzung und Abgeschlossenheit zeigte, daß nur von den Häuptern eine allgemeine, schwankende Kunde umging. Wie anders bei den Griechen! Wenn bei ihnen eine einzige große Nationalbegebenheit, die Zerstörung Troja's, fast alle Sagen in ihren Umkreis zu ziehen und darin zu behalten wußte, und die Helden, die daran Theil nahmen, nicht bloß den allgemeinen Heldentypus erhielten, sondern auch noch in einer scharfen, charakteristischen Zeichnung vor Augen traten, die bis ins Einzelnste hinabstieg und die ganze Zeit des Griechenthums über unverrückbar blieb, so treten die zersplitterten deutschen Sagen

nur in allgemeinen Zusammenhang mit der Völkerwanderung, der oft so locker ist, daß er nur durch gelehrte Combinationen gefunden wird; die Helden sind nicht scharf gegen einander begrenzt, sondern sehen mehr oder weniger überein aus. Dadurch gewann allerdings die Phantasie freien Spielraum und ihre Launen und Seltsamkeiten wucherten je später je stärker. Diese Verbindung wahrhafter Ueberlieferung und der die Schranken von Jahrhunderten mißachtenden und überspringenden Phantasie, die auch das Entfernteste sich berühren ließ, hat unsrer Poesie den Namen einer romantischen eingetragen, ihr aber die sichere Grundlage geraubt, worauf sie hätte stehen sollen. So bildet sie nicht das volle, wirkliche Leben der Nation in seiner Derbheit und Gedrungenheit ab, sondern löst es in einen träumerischen Duft auf, aus dem unsichere Gestalten in großen Umrissen hervorschimmern. Die geringe Ehrfurcht, welche noch jetzt deutsche Dichter gegen die Geschichte beweisen, im Gegensatz zu den Griechen, die mit einer fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit an der Ueberlieferung festhielten, ist ein Ausfluß dieses romantischen Geistes, der sich indeß auch über alle neueren Völker ausgegossen hat.

Der zweite Einwurf könnte von Griechenland hergenommen werden, das, eben so zerrissen und in viele Völkerschaften getheilt, als Deutschland, trotz dieser Hindernisse sich eine Nationalpoesie erschaffen habe, die mit vollstem Rechte diesen Namen führen könne. Wenn also dort gleiche Verhältnisse obwalteten, wie hier, warum führten denn gleiche Verhältnisse ein verschiedenes Resultat herbei? Der Satz, daß dieselben Bedingungen dasselbe Resultat erzeugen, ist nicht zu bestreiten; aber gerade die Verschiedenheit des Resultats läßt auf eine Verschiedenheit der Bedingungen zurückschließen. Es ist Thatsache, daß das griechische Volk aus Stämmen bestand, die durch Sprache, Sitte, Lebensgewohnheit von einander abstanden; aber dies ist auch nur das eine Verhältniß, was beide Völker gemeinschaftlich haben. Sonst drängte Alles in Griechenland zu einer größeren Concentration und zu einem innigeren Zusammenschließen. Schon die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Griechen, die Kleinheit ihres Landes, schützte sie vor einem völligen Auseinanderfallen. Die Enge des Raumes, worauf ihre Thaten geschahen, beschränkte ihren Gesichtskreis und ließ sie Alles genauer und deutlicher sehen. Dazu hatte eine einzige Begebenheit, welche die Dauer von zehn Jahren nicht überstieg, alle Stämme vereinigt, und jeder Stamm

hatte einen Helden gestellt und genoß des Ruhmes, der von dieser gemeinschaftlichen That über alle ausströmte. Und was von besonderer Wichtigkeit ist, es war den Griechen in diesem Kampfe der Gegensatz zum Bewußtsein gekommen, der zwischen ihnen und den Barbaren Statt fand. Dieser Gegensatz wurde durch den stetig fortgesetzten Kampf gegen die benachbarten Völker, denen sie an Bildung sich so überlegen fühlten, wach gehalten und durch das Wachsthum ihrer eigenen Kraft immer mehr zugespitzt. Dagegen trafen die Deutschen entweder mit Völkern zusammen, die ihnen an Rohheit gleichstanden, oder sie an Bildung weit übertrafen. Beides war aber nicht geeignet, das Gefühl der Nationalität zu beleben und zu schärfen, denn im ersteren Falle wurden sie keiner Verschiedenheit gewahr, im anderen Falle entäußerten sie sich ihrer Eigenthümlichkeiten durch die Hingabe an die fremde Cultur.

Auf dieses Selbstgefühl gründete sich auch die Heimathsliebe der Griechen, die auch in entfernten Colonien die Verbindung mit dem Mutterlande unterhielten und nie die Anhänglichkeit an dasselbe verloren. Dagegen beherrschte die Wanderungslust die Deutschen ganz und gar; gleichgültig verließen sie ihre alten Sitze und zerstreuten sich in großen Massen über ganz Europa, ohne dem bisher bewohnten Boden etwas Anderes als eine flüchtige Erinnerung zu schenken. Je mehr ein Volk zum Bewußtsein seines eignen Wesens kommt, je mehr es sich selber kennen und achten lernt, in ebendemselben Maße wächst die Liebe zu dem Boden, den es seine Heimath nennt. Aber weil dem deutschen Volke, in seiner Gesammtheit genommen, das Gefühl seines Werthes und seiner Würde mangelt, oder nur in geringem Maße bei ihm zu finden ist, so ist die Geringschätzung der Heimath ein Charakterzug der Deutschen bis auf den heutigen Tag verblieben. So sentimental auch der Deutsche ist, so entschließt er sich doch mit leichtem Herzen, die Heimath zu verlassen, leichter wenigstens, als irgend ein Glied einer andern Nation, und sobald nur die erste Rührung geschwunden ist, die ihn beim Scheiden zu ergreifen pflegt, findet er sich in der Fremde bald heimisch, wenn er sich nur erst eine behagliche und gemüthliche Umgebung geschaffen hat. Aus keinem Volke haben Mehrere sich in den Dienst des Auslandes begeben, als aus dem unsrigen. Deutsche Tapferkeit hat von jeher der Fremde ihren Arm geliehen, von den Friesen an, welche die Leibgarde der Agrippina, der Mutter Nero's,

bildeten, bis auf die Offiziere, welche jetzt in russischen oder französischen Diensten, oder Gott weiß welchen Diensten stehen. Und deutsche Wissenschaft ist eben so wenig spröde gewesen.

Im Vorhergehenden bin ich schon auf einen andern Umstand geführt worden, der unsere nationale Entwickelung und somit unsere Nationalliteratur hat verkümmern helfen. Dies ist der Zusammenstoß der Deutschen mit einem Volke, das ihm an Cultur weit überlegen war. Ueberall, wo zwei Nationalitäten auf einander treffen, wird immer diejenige etwas von ihren Eigenthümlichkeiten zum Opfer bringen müssen, welche an Bildung zurücksteht, und zwar wird das Opfer um so bedeutender sein, je größer der Abstand ist. Wie weit auch die Deutschen auf ihren Zügen vordringen mochten, überall begegneten ihnen Römer, die ja die Herren der Welt waren. Und was für Römer! Nicht mehr solche, die Kunst und Wissenschaft geringe achteten, wie früher in der Blüthezeit der Republik, nein, sondern solche, welche die ganze griechische Bildung in sich aufgenommen und nach allen Seiten verbreitet hatten. Es ist eine falsche Ansicht, daß während der Kaiserzeit die Bildung sich im römischen Reiche verloren habe; sie ist vielmehr gestiegen. Freilich war die Productionskraft gewichen und das Geschlecht sittlich entartet; aber Bildung überhaupt ist ein Kind der Receptivität und kann auch bei den verdorbensten Sitten bestehen, ja es ist fast Regel, daß sie steigt, während die Einfalt der Sitten schwindet. Nun denke man sich das rohe, ungebildete Volk der Deutschen, diese Söhne der Natur, den gebildeten Römern gegenüber; ich werde nicht nöthig haben, das Zeugniß der Geschichte zu Hülfe zu rufen, um zu beweisen, daß es der neuen Cultur keinen Widerstand leistete, sondern ihr bereitwillig entgegenkam und sich ihr unterwarf. Es wurde das deutsche Wesen in seiner Selbstentwickelung gestört und gehemmt. Niemand nahm sich seiner Pflege an, es wurde vernachlässigt, bei Seite geschoben, ja mit Gewalt verdrängt. Denn alle die, denen es um Bildung zu thun war, begaben sich in den Dienst des Fremden und lernten das Vaterländische verachten, und zwar so sehr, daß sie sich über die Sprache ihres Volkes lustig machten und sich schämten, sich ihrer zu bedienen. Darf es uns wundern, daß sie sich bemühten, die ihnen lieb gewordene fremde Bildung auf Kosten deutscher Rohheit zu verbreiten und mitzutheilen? darf man es ihnen verübeln? Es mußte freilich die Folge haben, daß die nationale Poesie, welche

keine mächtigen Beschützer fand, immer mehr verkümmerte und sich aus den gebildeten Kreisen verlor, obgleich sie durch ihre innere Kraft gegen den völligen Untergang geschützt war. Die Herrschaft der lateinischen Poesie begann in Deutschland, deutsche Stoffe mußten sich unter den Händen der Geistlichen bequemen, lateinische Formen anzunehmen, und Schmeller kann mit Fug und Recht fragen, von welchen der späterhin in der Laiensprache verfaßten, nicht von Westen her entlehnten größeren Dichtungen nicht ausdrücklich gesagt wäre, daß sie früher in lateinischer Sprache geschrieben wären? Aber was noch mehr sagen will, diese ganze neue Bildung kam im Gefolge einer neuen Religion. Wer bedenkt, daß in der Religion ein Volk die Summe seiner höchsten und tiefsten Gedanken niedergelegt hat, deren es fähig ist, daß sie der Ausfluß und der Ausdruck seiner innern Welt ist, der wird die große Einwirkung schätzen können, welche ein Wechsel der Religion auf das Denken und Fühlen einer Nation ausüben muß. Namentlich ist die Poesie eng mit der Religion verbunden; Göttersage und Heldensage verschlingen sich enge in einander, und beide zusammen machen das Element aus, in welchem alle älteste Dichtung sich bewegt. Wird aber dieser Boden weggerissen, so muß die Dichtung mit fallen. Die Geistlichen in ihrem frommen Eifer haben zu ihrem Sturze mitgewirkt, indeß das deutsche Volk nicht ohne Ersatz gelassen. Dieser Ersatz bestand in der heiligen Poesie. Der Mönch Otfried sagt ausdrücklich in der Vorrede zu seiner Evangelienharmonie, er habe sie in der Absicht geschrieben, die „cantus obscoenos“ zu verdrängen, was aus der Sprache seiner Zeit in die unsrige übersetzt heißen will, daß die nationale oder heidnische Poesie der christlichen weichen soll. Und sie ist ihr gewichen, freilich nicht durch das Werk Otfrieds, sondern erst die unablässigen, zum Theil absichtslosen Bestrebungen mehrerer Jahrhunderte haben das gewünschte Ziel — wenn auch nicht ganz — erreichen lassen. Wir haben nach und nach die Erinnerungen an unsre alten Sagen verloren. Während bei den Griechen Homer das erste Buch war, das dem Lernenden in die Hand gegeben wurde und ihn so spielend mit den alten Sagen seines Volkes vertraut machte, entfremdet uns gleich der erste Schritt, den wir in das Land der Bildung thun, unserm Vaterlande und führt uns in die orientalische Welt ein. Die Geschichte des auserwählten Volkes Gottes ist jedem Dorfjungen bekannt, die Geschichte der Heimath nur denen,

die wir vorzugsweise Gebildete nennen. Ich bin weit davon entfernt, einen Tadel gegen die Erziehungsweise auszusprechen, nach welcher die Kinder sogleich mit der Bibel vertraut werden, und etwa zu verlangen, daß die deutsche Jugend, statt in jüdischen, in deutschen Sagen groß gezogen werden soll, weil ich recht gut weiß, daß eine solche Forderung unter der Macht geschichtlicher Verhältnisse eine Thorheit wäre; aber im Interesse der Poesie darf man es immerhin beklagen, daß die fromme Aengstlichkeit in der Vertilgung volksthümlicher Poesie so weit gegangen ist. Freilich leidet die ganze neuere Welt an dem Bruche, den die Einführung des Christenthums im Leben der Völker hervorgebracht hat, und keines zeigt die gediegene Einheit, welche das Alterthum so sehr auszeichnete, aber keines hat einen größeren Schaden erlitten, als das deutsche, gerade weil es etwas zu verlieren hatte. Denn die anderen Nationen in Europa erwuchsen erst zu Nationen seit dem Christenthum und mit dem Christenthum. So ist die französische Nation aus dem Gemenge mehrerer Völkerschaften zusammengetreten, als schon das Christenthum Eingang gefunden hatte, und der Held ihrer alten Romanzen ist Karl der Große, der Verfechter der christlichen Welt gegen die muhamedanische. Ebenso ist es Spanien ergangen. Das spanische Volk ist erst auf dem Boden des Christenthums zu einem Volke geworden. Bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts hat es in stetem Kampfe mit den Mauren gelegen und in diesem sich seine Nationalität erobert. Seine Heldensage fängt erst da an, wo der Krieg gegen die Ungläubigen anfängt. Englands Einwohner sind aus einer Mischung verschiedener Bestandtheile erwachsen, deren Kern aber Germanen bilden. Schon frühe mit christlicher Bildung vertraut gemacht, hätte es fast dasselbe Schicksal mit Deutschland getheilt, wenn nicht der Reichthum und der Glanz der späteren Ereignisse den Bruch nicht bloß gedeckt, sondern auch geheilt hätte. Scandinavien ist die Ländermasse, welche zuletzt vom Christenthum berührt ist und am längsten ursprüngliche Nationalpoesie aufbewahrt hat. Als Sämund Sigfusson um 1100 und Snorro Sturleson die Lieder und Erzählungen der Edda sammelten, welche größtentheils Sagen aus der nordischen Mythologie, noch ungetrübt von christlichen Ideen, enthalten, ist in Deutschland die alte Göttersage fast vollständig verschwunden und nur leise Andeutungen und Anspielungen erinnern uns daran, daß es eine Zeit gab, in welcher der Glaube an die

alten Götter noch lebendig war. So ist das Nibelungenlied, das um 1300 seine jetzige Gestalt bekommen hat, darum auch so merkwürdig, weil sich in ihm Christenthum und Heidenthum gleichmäßig die Wage halten, oder genauer gesprochen, sich gegenseitig niederdrücken. Es wird freilich erzählt, daß die Helden in das Münster gehen und beten, allein von einer Einwirkung der christlichen Lehre auf ihr Denken und Handeln zeigt sich nirgends eine Spur. Kein einziger specifisch christlicher Gedanke ist im ganzen Gedichte zu finden, das von Anfang bis zu Ende die Süßigkeit der Rache predigt. Aber auch das Heidenthum ist verdrängt. Mit Ausnahme der beiden weissagenden Donauweiber tritt keine göttliche Gestalt darin auf, und überhaupt ist von irgend einer göttlichen Wirksamkeit, sei sie heidnisch oder christlich, nirgends die Rede. So bietet das Gedicht die seltsame und einzige Erscheinung dar, daß ein Volk eine große epische Dichtung besitzt, die von allen religiösen Ideen entblößt ist. — Man hat zur Zeit der Bardenbegeisterung den Versuch gemacht, die nordische Götterwelt wieder lebendig zu machen und in die Dichtung einzuführen. Aber er scheiterte und mußte scheitern, weil sie keinen Boden in der Erinnerung des Volkes mehr fand, und statt göttlicher Gestalten, die vor der Phantasie des Lesers sogleich ein kräftiges Leben und gedrungene Festigkeit gewinnen, erhalten wir in den Gedichten jener Zeit nur Namen, nur Schatten, denen die gelehrten Noten der Verfasser nothdürftig einen Körper geben.

Aber auch hier liegt wieder ein Einwurf bereit, dessen Gewicht ich nicht verkenne. Wenn nämlich auch die Behauptung als richtig zugegeben wird, daß die Einführung des Christenthums die Volkspoesie, die ihre Stoffe aus den vorchristlichen Zeiten entlehnte, zurückgedrängt hat, so scheint es doch, als wenn es auf der andern Seite auch nicht geläugnet werden kann, daß gerade durch das Christenthum, das mit dem germanischen Wesen eine so innige Verbindung eingegangen ist, daß christlich-germanisch unzertrennlich mit einander verknüpft werden, ein neues Feld für die deutsche Nationaldichtung eröffnet sei. Man macht dabei, um nicht auf Dichtungen zu verweisen, die absichtlich im Dienst der Kirche und von Priesterhänden gearbeitet sind, auf die ritterliche Dichtung des Mittelalters und auf die geistlichen Epen, die im 18ten Jahrhundert haufenweise entstanden, aufmerksam. Die Ritterdichtung ist allerdings unver-

ständlich ohne Voraussetzung des Christenthums. Zum Wesen eines Ritters gehört es, daß er, wie für die Dame seines Herzens und für seine Standesehre, so auch für Gott und Christum streite. Aber die Frage nach der Quelle der höfischen Dichtung (die übrigens gar nicht immer christlich ist) schneidet die Folgerung ab, die man zu ziehen geneigt sein möchte. Wäre sie nämlich eine Frucht, welche aus der Verbindung deutschen und christlichen Geistes hervorgegangen, unter deutscher Pflege gezeitigt wäre, so besäßen wir in ihr unzweifelhaft nationale Poesie. Aber das ist sie nicht. Auch dem blödesten Auge, das gar keinen Blick auf den Ursprung und die Entstehung derselben geworfen hat, sondern sie von aller Gelehrsamkeit los und ledig lies't, wird an den barbarischen Namen, die es überall dort antrifft, wie Feirefiz, Schionatulander, Karnahkarnanz, Meljahkanz, Repanse de schope, sichtbar, daß sie ein fremdländisches Erzeugniß ist, auf deutschen Boden verpflanzt. Wir kommen mit unsern historischen Kenntnissen nach und legen die französischen und englischen Quellen vor, welche von unsern Dichtern überarbeitet sind. Das Feingefühl und die Geschicklichkeit, womit sie die Ueberarbeitung gemacht haben, die Freiheit und Selbstständigkeit ihres Verfahrens, lasse ich hier unberührt, ebenso den großen oder geringen Werth der Poesie an sich. Genug, diese Poesie ist ein ausländisches Gewächs. Und nun das 18te Jahrhundert und seine christliche Dichtung? Darf man die Messiade trotz ihrer ungemeinen Wirkung auf die deutsche Poesie und die durch sie hervorgerufene Fluth von Patriarchaden wirklich nationale Dichtung nennen? Schwerlich, oder wenn es der Fall sein sollte, so ist das deutsche Volk das undankbarste und wunderlichste Volk der Welt, das diese ganze Poesie über Bord geworfen hat und nur die Messiade Klopstocks als eine theure historische Reliquie aufbewahrt, die sorgfältig in den Schrein verschlossen, aber dem gemeinen Gebrauche nicht überlassen wird. Man hat Ehrfurcht vor ihr, aber keine Liebe zu ihr. Alle Dichtungen dieser Art führen uns von uns selbst weg, versetzen uns in den Orient und bringen uns poetische Gestalten, die ein Allgemeingut der ganzen Christenheit sind. Und doch giebt es eine Zeit und eine Persönlichkeit in Deutschland, die, von christlichen Gedanken durchwärmt und durchglüht, dennoch nicht des Charakters der Volksthümlichkeit entbehrt. Das ist die Zeit der Reformation und die Person Luthers, der der bekannteste Mann in der ganzen deutschen Geschichte ist, dessen Portrait,

wie das Friedrichs des Großen, selbst auf dem elendesten Bilderbogen gleich kenntlich ist. Leider hat aber die Reformation Deutschland politisch, religiös und auch literärisch gespalten. Ein Dichter, der diese Zeit zum Gegenstande nehmen wollte, kann immer nur auf die Sympathie eines Theils von Deutschland rechnen, während er den andern abstößt und beleidigt. Denn wenn Luther den Protestanten ein Achilles ist, sehen die Katholiken in ihm einen Thersites. Daß aber diese Zeit selber fähig gewesen wäre, hätte nur ganz Deutschland sich der neuen religiösen Richtung angeschlossen, eine christliche und zugleich nationale Poesie zu erzeugen, beweisen die Kirchenlieder, die damals entstanden sind und bis auf den heutigen Tag unter den Protestanten ausgedauert haben. An ihrer Spitze steht: „Ein feste Burg ist unser Gott", das überall noch jetzt Begeisterung und Andacht weckt, wo es von Massen gesungen wird, das für jede andere Nation unfaßbar ist, weil es ganz und gar uns angehört.

Durch solche Einwirkungen ist die deutsche Nationalität und Einheit nach allen Seiten hin brüchig geworden. Wir haben dadurch einen schmiegsamen und elastischen Charakter erhalten. Wenn die anderen Nationen im kräftigen Selbstgefühl eine gewisse Starrheit und Einseitigkeit beherrscht, die in Allem, was sie thun oder sagen, sich ausprägt, zeichnet sich unser Volk durch eine Weichheit und Fügsamkeit aus, die sich allen Zuständen anschließt, durch eine Selbstverläugnung, die uns in den Stand setzt, alle Dinge in der Welt mit einem gleichmäßigen Interesse zu umfassen, aber uns auch in Gefahr bringt, uns selbst zu verlieren und uns jeglichen Einwirkungen der Fremde, sowohl guten wie bösen, Preis zu geben. Dieses Streben nach Universalismus hat auf unsre Literatur den unverkennbarsten Einfluß geübt und übt ihn noch immer. Einestheils ist daher die Haltungslosigkeit und das Schwanken zu erklären, worin unsre Poesie in manchen Perioden begriffen war, anderntheils ist daraus die größere Tiefe und Weite der poetischen Ideen abzuleiten.

Dieses Schwanken und diese Unsicherheit hat lange wie ein Fluch auf unsrer Literatur gehaftet und haftet noch immer. Das deutsche Wesen, von Anfang an zwischen Fremdem und Einheimischem getheilt, war seiner eigenen Kraft nicht gewiß, wurde irre an sich selbst, oft erst durch das Ausland an seine Tüchtigkeit erinnert und

zur wetteifernden Thätigkeit herausgefordert. Wir mögen die Seite unsrer Literaturgeschichte aufschlagen, welche wir wollen, immer werden wir finden, daß fremde Einwirkungen thätig sind. Anfangs ist es die römische Cultur, die Einfluß übt, und als diese sich verbraucht hat, tritt im 12ten und 13ten Jahrhundert französische und britische Cultur an ihre Stelle. Die Art der Poesie, welche sie uns brachte, fand solche Anerkennung und Nachahmung, daß die größten dichterischen Kräfte sich dieser Geschmacksrichtung hingaben und die eigentliche Volksdichtung mit einer mitleidigen Geringschätzung angesehen wurde. Im 15ten und 16ten Jahrhundert ist es der wiedererweckte Geist des Alterthums, der uns aus der Erstarrung riß, in welche wir gesunken waren. Im 17ten und 18ten Jahrhundert füllt französischer Geschmack die Verödung aus, in welche der dreißigjährige Krieg uns gestürzt hatte, und hielt uns in schmählicher Abhängigkeit. Von seiner Herrschaft konnte uns erst wieder die Verbreitung der englischen Poesie, namentlich die Bekanntschaft mit Ossian und Shakespeare befreien. Wie viel wir diesen zu verdanken haben, lernt man am besten aus Göthe's Leben und Lessings kritischen Schriften kennen. Daneben machte sich das Alterthum wieder geltend und brachte die aufgeregten Köpfe, die für Shakespeare schwärmten und in ihm den einzigen Apostel aller Kunst verehrten, zur Besonnenheit und Nüchternheit. Die vereinte Wirkung des Antiken und Englischen aber hat uns erst wieder zur Selbstständigkeit verholfen und uns zu einer solchen Kunsthöhe gebracht, daß wir jetzt erst anfangen, von ihr aus die Literatur der Fremde einigermaßen zu bestimmen. In der Literatur ist es nicht anders, als im Leben. Wie Deutschland von jeher eine Beute fremden Einflusses in politischen Verhältnissen gewesen ist, so hat sich auch unsre Literatur an das Fremde angelehnt und an ihm sich aufgerichtet. Die Nationalität ist in beiden Beziehungen stets der Verfolgung und Verhöhnung ausgesetzt gewesen, oder was eben so schlimm ist, mit vornehmer Gleichgültigkeit behandelt worden. Lessing spottet in dem letzten Stücke seiner Dramaturgie über den gutherzigen Einfall, den die Hamburger hatten, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da die Deutschen noch keine Nation seien, nicht der politischen Verfassung, sondern ihrem sittlichen Charakter nach. Er behauptet, man solle fast sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Hat er Recht oder Unrecht? Unser Gefühl, unsre Eitelkeit

giebt ihm Unrecht und findet die Ursache dieses kränkenden Urtheils in Lessings persönlichem Unmuth über das verunglückte Unternehmen; der Gang unsrer Geschichte giebt ihm Recht. Dieser Erbfehler hat uns indeß, was uns trösten mag — und der Deutsche findet so leicht überall Trostgründe — eine Kunst eingebracht, in der wir anerkannt Meister sind, das ist die Uebersetzungskunst. Soll eine Uebersetzung gut sein, so wird bekanntlich verlangt, daß sie nicht bloß den getreuen Wortinhalt des Originals wiedergebe, sondern auch in Ton und Farbe, in Manier und Darstellung, in dem, was man mit einem Wort die Form nennt, dem Original nahe komme und alle Gezwungenheit möglichst vermeide. Dazu ist aber nicht allein Kenntniß der fremden und Beherrschung der eigenen Sprache erforderlich, sondern der Uebersetzer muß sich dem Fremden hingeben, sich in dasselbe hineinleben und auf fremdem Boden einheimisch zu werden suchen, weil es ihm nur dann gelingen kann, das Original mit Wahrheit in der Sprache der Heimath zu reproduciren. Dies geht aber nicht an, ohne daß er sich selbst gewissermaßen spaltet und halb seiner angeborenen, halb der angelernten Natur sich hingiebt. Dazu ist aber der Deutsche vor Allen geschickt, und es ist merkwürdig, daß, wie das Erste, was wir in germanischer Sprache besitzen, eine Uebersetzung ist, so auch alle Epochen unserer Literatur sich durch große Thätigkeit im Uebersetzen ankündigen. So war es zu Opitz's Zeit, so zur Zeit Gottscheds, der nach Lessing Alles ermunterte, zu übersetzen, was reimen und Oui Monsieur verstehen konnte, so in der Sturm- und Drangzeit, wo man sich mit Eifer auf die Uebersetzung englischer Stücke und der Classiker warf. Unsre Sprache ist durch diese Jahrhunderte lang fortgesetzte Uebung so gewandt und schmeidig geworden, daß sie im Stande ist, sich in Alles zu schicken, eben weil wir auch uns in Alles schicken können und unser Volkscharakter eine vielseitige Bildsamkeit erhalten hat. So versteht sie es eben so gut, die mit Reim und Assonanz spielenden arabischen Makamen nachzubilden, als die stille Würde des griechischen Hexameters, eben so gut die einfältige Kraft der Bibel wiederzugeben, als die Leichtfertigkeit fremden Witzes. Unsre Uebersetzungen sind in der That ein Triumph unserer Sprache und verschaffen uns den Genuß fremder Dichtungen, ohne daß wir sie in der Originalsprache zu lesen brauchen. Einen vollkommenen Ersatz bieten freilich Uebersetzungen nie, weil es unmöglich ist; aber den höchsten Grad der

erreichbaren Vollkommenheit haben wir erstiegen. Stellt man sich auf einen allgemeinen Standpunkt der Betrachtung, so erscheint dies ein großer Vorzug; sieht man es aber mit nationalen Augen an, so kann man nicht läugnen, daß wir diesen Vorzug mit einem Opfer an Selbstständigkeit und Selbstgefühl erkaufen müssen und daß wir, wie Gervinus sagt, von einer Denk- und Schreibweise, die einen eigentlich nationalen Typus trägt, nicht reden dürfen.

Dieser Ausspruch kann mit Schmerz erfüllen, wenn man die höchste Aufgabe, die ein Volk zu lösen hat, darin setzt, daß es seine Nationalität bewahre und ausbilde. Aber es läßt sich noch ein höheres Ziel denken, weil es noch eine höhere Kategorie giebt, als ein Glied einer Nation zu sein. Diese ist, ein Glied der Menschheit zu sein. Und die Ausbildung des rein Menschlichen, die Pflege der Humanität wäre vielleicht die würdigste und höchste Pflicht, die ein Mensch zu erfüllen hätte. Das deutsche Volk scheint aber wie berufen zu sein, nach diesem höchsten Zweck des menschlichen Daseins zu ringen und Prediger der Humanität zu werden. Denn wenn es zur Erreichung desselben nothwendig ist, daß die Ecken und Schärfen der Nationalität abgeschliffen werden, und jegliche Einseitigkeit, die von ihr unzertrennlich ist, sich abrunden muß, so ist das Volk am befähigsten dazu, dessen Nationalität am meisten abgestumpft und gebrochen ist. Und das ist das deutsche Volk. Wenn man demselben die Mission zuerkannt hat, Verbreiter des Christenthums zu werden und dessen kräftigste Stütze zu bilden, so fällt dies mit seinem ebengenannten Berufe zusammen. Denn die Zwecke des Christenthums, als einer Religion, die keinem besondern Volke angehört, und die Zwecke der Humanität fallen doch am Ende zusammen. Seit dem Auftreten Herders ist es uns geläufig geworden, uns als die ersten Diener der „humanen Idee“ zu betrachten, und der Dichter, den unsre Nation vorzugsweise zu ihrem Lieblinge gemacht hat, wurzelt mit seiner ganzen Poesie im Boden der Humanität, Schiller. In der Recension von Bürgers Gedichten fordert er vom Dichter, daß er seine Individualität zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauflãutere. Er soll nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind; Alles, wozu Erfahrung, Aufschlüsse und Fertigkeiten gehören, soll er sich sorgfältig untersagen und durch die reine Schilderung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlornen Zustand der Natur

zurückrufen. Solche Forderungen macht er hier freilich an den Volksdichter, aber anderswo nimmt er es für den Philosophen und Dichter überhaupt in Anspruch, keinem Volke und keiner Zeit anzugehören, sondern der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein, wie es ihn auch ein armseliger Ruhm däuchte, für Eine Nation zu schreiben, und er das vaterländische Interesse nur für unreife Nationen wichtig hielt. Auch Göthe, wissen wir, wandte sich vom Leben der Nation ab und interessirte sich nur für den Menschen, d. h. für das allgemein Menschliche, während er sich nicht um die Menschen bekümmerte. Aber nicht allein diese beiden Dichter beweisen, daß es den Deutschen mehr um das Allgemeine, als um das Besondere, Nationale zu thun ist, sondern die ganze Geistesthätigkeit unseres Volkes legt Zeugniß davon ab. Wo wird mehr philosophirt, als bei uns? Wo ist die Neigung zu Grübeleien und Spinthisiren größer, als bei uns? Steigt nicht bei uns die Lust an theologischen Streitigkeiten bis zu den Schusterbänken und Schneidertischen herab? Wir sind deshalb unseren Nachbarn, die mit praktischer Gewandtheit unmittelbar von der Faust weg die Sachen angreifen, ein Gegenstand des Spottes, und ein Deutscher im Allgemeinen gilt ihnen als ein Ideolog, ein grauer Theoretiker, der sich mit abstracten Gedanken viel zu schaffen macht, während sie vom Baume des Lebens die goldenen Früchte brechen. Auch unsre Dichtung charakterisirt sich von Anfang an durch den Zug, daß sie gern das Allgemeine darstellt, die sinnliche, individuelle Existenz vernachlässigt, d. h. sie schildert gern die Gefühle, die Empfindungen, die Leidenschaften, ist zu Reflexionen geneigt, arbeitet auf Effect und Rührung, und wie Göthe sagt, während die Alten das Fürchterliche schildern, schildern wir fürchterlich. Wollen wir dafür einen zusammenfassenden Ausdruck aus der Aesthetik haben, so müssen wir sagen, daß unsre Dichtung von Hause aus pathologisch ist, oder nach Schillers Unterscheidung sentimental. Das älteste Denkmal unsrer Poesie (freilich ein Fragment), das Hildebrandslied aus dem 8ten Jahrhundert, geht nicht darauf aus, eine anschauliche Darstellung der ganzen Lage und aller Verhältnisse zu geben, durch welche der Vater genöthigt wird, mit seinem Sohne zu kämpfen, liefert keine mit behaglicher homerischer Breite ausgeführte Situation, sondern des Dichters Hauptaugenmerk ist es, die Gemüthszustände zu schildern, in welchen sich beide befinden, und zwar geschieht es durch die Mittheilung

ihrer Reden. Und geredet wird in unsrer alten Poesie sehr viel. Dieser Zug der Innerlichkeit und Allgemeinheit geht durch die ganze deutsche Poesie und darin hat der große Reichthum unsrer Lyrik seinen Grund, worin wir jedes Volk übertreffen. Denn in der Lyrik offenbart sich die ganze Welt des menschlichen Herzens, aber diese Welt ist eben eine Welt, d. h. allgemein. Wenn nämlich auch in ihr die besonderen einzelnen Empfindungen des Individuums ausgesprochen werden, so geschieht das doch nicht mit dem Anspruche, daß sie nur als die Empfindungen des Dichters gelten sollen, die kein Anderer mit ihm theilt, sondern er erweitert seine Individualität zu einer so zu sagen allgemeinen Individualität. Diese Allgemeinheit seiner Gedanken kann freilich zunächst die Allgemeinheit der Gedanken seines Volkes sein; aber überschauen wir den Inhalt dessen, was die Lyrik besagt, so geht es doch meist über den Inhalt bloß nationaler Empfindungen hinaus; wenigstens die deutsche Lyrik bewegt sich größtentheils auf einem Felde, auf welchem sich auch jeder Mensch als Mensch bewegt, und nur die vaterländischen Dichter des Befreiungskrieges, die nur zu deutschen Herzen sprechen, machen eine Ausnahme. Meistentheils ist der Gegenstand Liebes Lust und Leid (die Zahl der alten und neuen deutschen Minnelieder ist Legion), der Lenz und der goldene Wein; oder die Lyrik beschäftigt sich, wie bei Schiller, mit der Darstellung der größten philosophischen und ästhetischen Ideen, die ihrer Natur nach allgemein sind. Weil indeß dieser Zug sich in der ganzen Poesie zeigt, so ist nicht zu läugnen, daß sie sich vortheilhaft auszeichnet durch das, was man Seele nennt, andererseits aber auch ins Ideale sich versteigt, während sie die sinnliche Wahrheit Preis giebt.

Auf derselben Linie mit dieser Richtung liegt auch die Neigung der Deutschen, sich mit den Urzuständen der Menschheit und der Völker zu befassen und ihre geringe Befähigung zur Komödie. Wenn nämlich irgendwo, so scheint die reine Natur, die reine Menschheit sich in den Anfängen der Völker finden zu müssen, zur Zeit, wo sie so eben aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen und noch nicht von den Verderbnissen der Cultur angefressen sind. Auf dem Wege der historischen Forschung läßt sich aber wenig über die Urzustände ausmitteln. Die Phantasie des Dichters hat hier daher freien Spielraum und kann nach Gefallen ins Blaue schweifen. Die Schilderungen, die wir auf diesem Wege erhalten, sind deshalb

ganz abstract, und die dichterischen Gestalten, die sich auf diesem dunkeln Hintergrunde abzeichnen, haben so unbestimmte Umrisse, daß sie sich fast als Menschen „an sich" darstellen. Oder auch die Macht der Wirklichkeit spielt hier den Dichtern einen argen Streich. Indem sie nämlich ein solches goldenes Zeitalter, wo die Natur rein und unverhüllt war, aus ihrer Phantasie erschaffen, nehmen sie ihr eigenes Wesen zum Muster. Auf diese Weise mischen sich Züge der lebendigen Gegenwart mit hinein und die Schäfer und Schäferinnen sprechen und denken wie Leute aus dem 18ten Jahrhundert. Ich habe nämlich die Zeit besonders vor Augen, wo man in das Dunkel des Urgermanenthums hinabstieg, wo man für Hermann, Thusnelda und die deutschen Urwälder schwärmte, die Zeit Klopstocks und des ganzen Bardenchors, wo man sich wohlig fühlte in dem Gedanken an die abstracte Freiheit und an die Seligkeit, deren sich die alten deutschen Bärenhäuter in ihren Eichenwäldern erfreuten; ferner die Idyllendichter, welche sich in eine Welt hineinträumten, welche angeblich vor dem Anfange aller Cultur liegen sollte, aber in Wirklichkeit nur veredelte oder auch nur versüßte Gegenwart war.

Die Komödie muß auf dem Grunde der unmittelbarsten Gegenwart stehen, wenn sie ihre volle, kräftige Wirkung äußern soll. Bedarf das Komische erst vieler Vermittelungen, seien sie historischer oder anderer Art, um als Komisches erkannt zu werden, so verliert es bedeutend an Kraft und hört auf, zum Lachen zu reizen. Der Deutsche lebt aber nicht sehr in der Gegenwart und sein Auge ist nicht geschaffen, die Verhältnisse des Augenblicks scharf zu beobachten. Sein doctrinärer Sinn muß sich erst die Gegenstände in eine gehörige Entfernung rücken, damit er sie aus der Vogelperspective betrachten kann. Freilich haben wir einen fruchtbaren Lustspieldichter hervorgebracht, Kotzebue, der seine 211 Stücke geschrieben hat, aber außerdem, daß alle seine Lustspiele, nach einem Worte Göthe's, zwar nicht schlecht, aber doch gleich Null sind, so macht Eine Schwalbe doch keinen Sommer. Dagegen sind die Franzosen, weil sie mit leichtem Sinn auf der Oberfläche der Gegenwart leben, auf diesem Felde Meister. Jede neue Erscheinung im Leben gestaltet sich unter ihren Händen zu einer Posse, einem Vaudeville, einer Komödie, und diese schießen dort in einer solchen üppigen Fülle hervor, daß sie alle deutschen Theater mit versorgen. In der Tragödie dagegen sind wir mehr zu Hause. Denn in ihr handelt es sich nicht um

Gegenstände, die vom Augenblick der Gegenwart Leben und Bedeutung empfangen, sondern um solche, die würdig sind, ein dauerndes Interesse in Anspruch zu nehmen. Der Deutsche bleibt auch in der Tragödie sich treu. Er wählt sich lieber Stoffe, oder wenigstens gelingen sie ihm besser, in denen der Mensch mit den Schranken seiner Menschlichkeit in Conflict geräth, als daß er solche Zustände erfaßte und gelungen darstellte, in denen der Mensch in seiner geschichtlichen Existenz gegen gegebene äußere Verhältnisse stößt. Die Palme reichen wir dem Faust, der den Menschen im Kampfe mit seiner eigenen Natur darstellt, ein Thema, das den Deutschen so recht zusagt, wie es sich schon äußerlich in den zahlreichen Bearbeitungen zeigt, die der Faustsage und ähnlichen Sagen zu Theil geworden sind.

So wird, wie der Deutsche überhaupt, auch seine Dichtung von dem Individualismus beherrscht. Denn so läßt sich, glaube ich, die ganze Richtung, welche der Deutsche verfolgt, am kürzesten bezeichnen. Dieser Individualismus ist aber nicht gemeiner Art; er ist vielmehr zugleich Universalismus; er ist der reine Genuß, den das Subject von sich selbst hat, den ihm seine eigene Natur an die Hand giebt. Daher rührt in den verschiedensten Lebenssphären seine Behaglichkeit an sich selbst. Der Deutsche ist vor Allem dem Familienleben geneigt, weil er sich hier in einer selbstgeschaffenen Existenz bewegt, einen geschlossenen Kreis um sich sieht, in welchen keine fremde Hand hineingreift, die ihn hindert, sein Glück beschaulich ruhig zu genießen. Im politischen Leben entspringt daher seine geringe Lust, sich ausdauernd mit den politischen Angelegenheiten zu beschäftigen; seine Gereiztheit und Empfindlichkeit, wenn er nicht gleich die Früchte seiner Thätigkeit einernten kann. Er beschäftigt sich lieber damit, statt mit ausdauernder Kraft sein Ziel zu verfolgen, sich über das, was geschehen ist, hätte geschehen können, sollen oder müssen, in einem breiten Redestrom zu ergießen. Daher kommt sein Vergraben in Studien, die dem allgemeinen Leben wenig Nutzen oder Zierde bringen, aber dem, der sie betreibt, eine desto größere Selbstbefriedigung gewähren. Dieser Individualismus ist endlich auch in der Poesie der Grund, daß überall das Pathologische in den Vordergrund tritt. Ferner entspringt daher der Mangel allgemeiner, fester Kunstformen, weil Jeder den Einflüsterungen seiner Launen und seiner Eitelkeit folgen kann. Ferner ist darin der Grund

zu finden, daß unsre Poesie allen Richtungen, welche nur möglich sind, sich hingegeben hat und nach allen Seiten hinschweift; keine festgeschlossene, nationale Phalanx wirft fremdländisches Wesen zurück. Endlich ist der Individualismus die Ursache, daß das deutsche Vaterland reich begabte poetische Geister besessen hat und besitzt, aber keine eigentliche Nationaldichtung.

Vielleicht habe ich im Obigen zu viel bewiesen, und darum nichts bewiesen. Was ich von den Deutschen gesagt, ließe sich vielleicht auch von den übrigen Völkern der neueren Zeit sagen, von denen keines eine vollständig abgeschlossene Totalität zeigt. Dies hat allerdings seine Richtigkeit. Griechen und Juden sind allerdings die einzigen gebildeten Völkerschaften, die ganz auf sich selber standen; aber unter den neueren Völkern sind doch die Deutschen die, welche die weichste Nationalität besitzen.

A. Lübben.

Würdigung des Gedichts Waterloo
von Scherenberg.

Endlich einmal eine dichterische Erscheinung, die der Mühe werth ist, kritisch behandelt zu werden! Von vornherein begrüßen wir dieses Gedicht als ein poetisches Ereigniß, dem Aehnliches die deutsche Dichtkunst seit Jahrzehnten nicht aufzuweisen hat. Dieses Werk ragt aus der Sündfluth der verschwemmten deutschen Dichterwelt wie ein Berg Ararat hervor, an welchem die schwanke Arche der deutschen Poesie endlich einmal Ruhe und Halt wieder findet. Ungeachtet dieser Anerkennung im Allgemeinen aber wollen wir das Werk keineswegs für vollkommen in jeder Hinsicht erklären — im Gegentheil, es ist sehr viel an demselben auszusetzen, namentlich fällt eine Tendenz zum Bombast unangenehm auf; aber Originalität und Gedankenreichthum, seine Hauptzierden, bringen die Fehler in Vergessenheit.

Das Gedicht gehört der beschreibenden Gattung an, es ist ein Schlachtgemälde. Wenn es auf dem Titel aber ein vaterländisches Gedicht genannt wird, so ist das wohl mehr im subjectiven als objectiven Sinne zu verstehen; denn die Schlacht fiel nicht im Vaterlande vor, wurde nur zum Theil von Söhnen des Vaterlandes geschlagen und hatte nicht ausschließend eine Beziehung auf das Vaterland, wenn das Vaterland allerdings auch bei derselben sehr betheiligt war. Es scheint demnach mit diesem Namen nur die vaterländische Gesinnung angedeutet, in welcher das Gedicht verfaßt ist. Und eine solche spricht sich in demselben aus nicht bloß in der Darstellung deutscher Tapferkeit, sondern auch in einem höheren Sinne, in dem Ausdruck ächt deutscher Gesinnung; und wenn diese auch nicht als Tendenz zur Schau getragen wird, so taucht sie doch von Zeit zu Zeit, z. B. in dem Vorworte, unwillkürlich hervor. Uebrigens ist das Gedicht eher ein europäisches als vaterländisches zu nennen, schon wegen der Sprache, die von Fremdwörtern, lateinischen, französischen, englischen Ausdrücken wimmelt, so daß es nicht vom Volke verstanden werden kann, sondern eine classische Bildung bei dem Leser voraussetzt.

Was die Anlage des Gedichts betrifft, so wandelt es ganz und gar, und zwar Fuß vor Fuß, auf den Spuren der Geschichte und verfolgt den Gang der Schlachten bei Ligny und Waterloo genau nach den historischen Momenten. Selbst die Charaktere im Reden und Handeln sind wortgetreu der Geschichte entlehnt; der alte Blücher z. B. ist durch seine bekannten Kraftreden und Witze charakterisirt, was, aufrichtig gestanden, mitunter doch ein wenig zu sehr nach preußischer Prosa schmeckt, indem man diese Sächelchen tausend und tausend Mal gehört hat. In dem höchsten Sinne ist demnach das Werk kaum ein Gedicht zu nennen; denn zu einem Gedichte im eigentlichen Sinne sind Freiheit der Idee und schöpferische Phantasie wesentlich erforderlich. Doch steht dieses Werk an poetischem Gehalt und Werth viel höher, als die neulich in Mode gekommenen historischen Dramen von Gutzkow und Consorten, die nichts thun, als die Geschichte durch Dialog und Handlung verkörpern, und die Todten, mit den derzeitigen Rockschößen und Zöpfen, mit hochtrabenden rhetorischen Figuren und zeitgemäßen Tendenzen ausstaffirt, aus den Särgen auf die Bretter stellen, und durch dieses Drahtpuppenspiel mit Todten, diese Galvanoseistik an Leichen aller Poesie Hohn sprechen, indem die nackte Erbärmlichkeit ihres Dichtergenius immer durch die Löcher und Risse ihres Tragödenpurpurs blickt. In diesem Buche ist wahrlich mehr zu finden, als in der Salonpoesie unserer zum Handeln wie zum Dichten gleich ohnmächtigen und entmannten Zeit, mehr als Thee-Reflection und Champagner-Trieb; hier spricht ein Mann zu uns, der innerlich mit sich und Gott gelebt und über das Leben in einsamen Studien gedacht hat, der nicht ein Leben wie unsere Schock-Poeten affectirt und es durch hohle Redensarten nachäfft, ohne zu wissen, was Leben heißt, ohne ein anderes Leben als das parfümirte in den Salons und Boudoirs neben und hinter verschrobenen, entweibten Frauen nur als möglich zu ahnen. Nein, von diesen faden Gesellen, diesen poetischen Taugenichtsen und Geschmackverderbern unterscheidet sich Herr Scherenberg ganz und gar, wenn auch in seinem Werke, wie gesagt, von keiner Erfindung des Stoffs, weder im Ganzen noch in Situationen und Charakteren, ja nicht einmal von einer Veränderung und kunstreichen Anordnung desselben die Rede ist. Seine Phantasie ist überall keine schaffende, am wenigsten eine Schöpferin aus Nichts. Die Schönheiten seines Werks liegen lediglich in der Ausmalung der Einzelheiten und in der Diction, die beide etwas

Imponirendes, oft Ergreifendes haben, und Innerlichkeit, Wahrheit, Geist, Kraft und Tiefe vereinigen und mischen. Die Wahrheit seiner Schlachtgemälde tritt lebendig und plastisch vor das Auge, wie die kräftigen Bilder eines Rupendas; ja sie übertreffen diese an Naturtreue, Reichthum und Abwechselung. Er malt die einzelnen Scenen des Kampfes enkaustisch mit Feuerfarben; Raketen- und Kanonendonner seine Worte; man sollte meinen, sein Pegasus habe mitgezogen vor den Kanonen auf dem Flankenmarsche durch das brennende Wavre!

In der Diction herrscht eine Sparsamkeit mit Worten, die an Geiz grenzt, und zwar lakonisirt er nicht aus Manier, sondern dem Wesen seines Geistes und seinen Kraftgedanken angemessen und zufolge. Densus, brevis, semper instans sibi könnte Quinctilian von ihm wie von Thukydides sagen. Das letztere, semper instans sibi, ist besonders charakteristisch für Scherenberg: Sein Gedankenreichthum läßt ihm nicht Zeit, seine Ideen in Worte zu kleiden; er deutet sie nur an, spricht in Räthseln wie die Pythia; ein Gedanke, ein Bild drängt das andere; ein Wort vertritt ganze Sätze. Durch diese Kürze wird er oft dunkel: brevis sum, obscurus fio. Bei Manchem bleibt man in der That in Zweifel, ob man den Sinn des Verfassers getroffen habe, und sieht sich nach einem Commentar um. An dieser Dunkelheit ist zuweilen der Mangel an grammatischer Bestimmtheit, zuweilen eine dem Sinne nicht angemessene Interpunction schuld; an einigen Stellen haben sich auch Druckfehler eingeschlichen. Doch die Vorzüge des Gedichts wie seine Fehler mögen im Einzelnen näher nachgewiesen werden.

Das in unregelmäßigen, oft ganz außer Rand und Band gehenden Jamben abgefaßte Gedicht beginnt mit Napoleon's Aufbruch von Elba. Jacta alea esto, ruft Cäsar Napoleon, als er die Insel, seinen „gnadenreichen" (?!) Kerker, verläßt und den „salzigen Rubicon" überschreitet. Er landet in Frankreich; als er die gallische Erde berührt, wachsen seine Kräfte wie die des Antäus, und bald trägt sein Adler die flatternde Tricolore auf die Thürme von Notre-Dame. Wieder da liegt Frankreich vor seinem Kaiser — ein „Fußfall."

Dann wendet sich der Dichter zu dem Eindruck, den die Nachricht auf den Congreß zu Wien, wo Napoleon's Erscheinen „das verherte diplomatische Knäuel mit einem Alexanderhiebe" durchhaut, und die „grüne Tafelrunde, verkreuzend Hand und Herz" (Bild, entlehnt vom Maurerbunde), sich zu altem Bunde erhebt.

Europa rüstet; oben an ist „Marschall Vorwärts, der Zeit zu nichts sich läßt, als alt und müde zu werden." Britannia folgt — „die stolze Königin der Wikinge landet ihr Heer am Ufer des blutsverwandten Volks, Amphibia."

Deßgleichen rüstet Deutschland. Tyrol erhebt sich; die Kugel, die den Sandwirth tödtete, „traf ganz Tyrol." — An das Volk der Palatine und Woiwoden hängt sich der „beutelustige, fingerfertige Pandur und Kroat" — und gemüthlich hinter seinem Kaiser folgt Austria, „das alte Kind."

Auch die Söhne Ruriks zieh'n über die große „Welschen-Bleiche" (Rußlands Schlachtfelder) stumm heran, fügsam ihrem Zaar wie ihrem Gott.

Und Napoleon nimmt den Fehdehandschuh auf und spricht zu seinem Adler: „Greif an, eh' sie beisammen! Und fertig, wie einst der Horatier Mit jener lahmen Brüderschaft wirst Du mit dieser Wiener Acht."

Dann folgt eine schöne Schilderung der ländlich süßen Ruhe und des reichen Erntesegens Flanderns vor der Schlacht:

„Wogend
In ihres Segens götterreicher Fülle,
Ein off'ner Tisch des Herrn liegt Flanderns Au.
Davor, gefaltet seine Hände, steht,
Ein Dankgebet, der fromme Sämann; singend
Schon nimmt der heit're Schnitter seine Tenne."

Plötzlich wird die Natur ergriffen von einem Vorgefühl des Schlachtgewitters:

„Die Heerden brüllen, witternd heult die Rüde; —
Der Mensch verläßt sein Haus und Heerd
Mit Weib und Kind, Schiff (— sonst Hafen, d. i. Gefäß —) und Geschirr!" —

(Eine ächt dichterische Stelle, bei der man aber in Zweifel ist, ob man in diesen Vorzeichen eine rein dichterische Fiction oder etwas Historisches vor sich habe.)

Napoleon, „der Kubir, Vater des Feuers, wie der Araber ihn nennt," zieht heran. „Theile sie und siege!" spricht er zu seinem Adler, und wirft sich auf Ziethen, der in vorgeschobener Stellung bei Charleroi steht, während Blücher

„Auf Ligny's Höh' mit seines Heeres Kern,
Auf seiner Waffentreppe höchster Stufe,
Jede Stellung in der Hand behält."

Um sich aber die Briten vom Halse zu halten, sendet Napoleon den Marschall Ney, mit dem Befehl:

„Geh' links auf Quatrebras
Und amüsir' den Lord; ich schlag' derweil
Den Alten!“ und „donnernd in ansteigender
Lawine rollt er Wall auf Wall, (?)
Thürmt einen Berg vor Ligny's Höh'n.“
„Halt! schreit der Alte, daß die Berge dröhnen;
Du weißt, ich kann nicht rückwärts!“

Und Halt macht Napoleon und gegenüber steh'n sich die

„alten Riesen,
Titan der Eine und Gigant der Andre,
Naturfeind sich in jedem Tropfen Lebens,
Wie die Dämonen Blutschuld und Blutrache.“

Bald geräth die Vorhut plänkelnd an einander:

„Stoßfechtern gleich,
Die erst mit ihres Degens Spitze spielen,
Eh' sie ins Leben führen ihren Stoß.“

Angriff Napoleon's auf Ligny und St. Amand, welches letztere bald erstürmt wird. Gefecht bei und in Ligny, besonders auf dem Kirchhofe, der von den Franzosen genommen wird; — bis zum Bache, der quer durchfließt, ist Ligny erobert; — doch da steht der Kampf heiß und gräßlich. Es schlägt sechs, es schlägt acht Uhr — kein Engländer erscheint zu Hülfe, wie Wellington versprochen hat. Endlich fehlt's den Preußen an Pulver: „Nur noch mit Kolben schlägt man still sich todt.“ Da rückt die alte Garde vor — die ermatteten Preußen halten:

Kalt, aber (?)
Wie der hohe Firn dem Föhn steht vor (!)
Zweifachem Sturm die Preußenstirn. Aufriß
Zu neuem Leben ihre Seele der
Allmächt'ge Augenblick.

Während die Preußen so in der Front der Garde entgegen kämpfen, umgeht eine französische Abtheilung das Dorf und bricht durch eine Schlucht herein, und durchbrochen ist der Preußen Mitte — erobert durch die Franzosen Ligny!

Unterdessen hat Blücher, der immer auf die Ankunft der Engländer hofft, sich stürmend wieder auf das verlorene St. Amand geworfen, das er als Stützpunkt seines rechten Flügels nicht entbehren kann. Als ihm hier die Botschaft des verlorenen Ligny wird,

rafft er drei Reiterregimenter, unter ihnen Lützow's Ulanen, zusammen und wirft sie auf die Garde — vergebens! — Diese giebt kaltblütig ihre mörderische Salve und Lützow stürzt. Blücher selbst stellt sich an die Spitze der Weichenden — ohn' Erfolg!

Zurückprallend lösen sich die Preußen in Flucht. Blücher, mit fortgerissen, stürzt mit seinem Pferde, welches auf ihn fällt. Vorüber stieben seine Regimenter, nur Nostiz bleibt bei ihm —

— „regungslos,
Ins Auge schauend Unvermeidlichem,
— sein Pistol gespannt. Was er
Gewollt — wer sagt es! — Willenlos stand er,
Im dunklen Bann des nächsten Augenblicks."

Die verfolgenden Franzosen werden zurückgeworfen, „und wieder jagt es blind vorbei;" — da giebt ein preußischer Ulan Blücher sein Pferd, nachdem er „betäubt, zerschlagen vom jähen Sturz und seiner Jahre Wucht" unter dem Rosse hervorgezogen ist — und Blücher ist gerettet!

Gneisenau unterdessen, wie von einem Gott inspirirt, befiehlt den Rückzug des geschlagenen Heeres auf Wavre (wodurch die nachmalige Verbindung mit Wellington möglich wurde).

„Der Preuß ist abgefunden," ruft Napoleon, „mein das Feld; verschollen der Blücher — such' ihn, Grouchy, wirf ihm nach noch seine Waffentrümmer in die Maas; ich werf' derweil in seine See den Briten!". Napoleon beschließt, indem er Grouchy die Preußen überläßt, sich am andern Tage auf Wellington zu werfen, der an demselben Tage der Schlacht von Ligny von Ney bei Quatrebras „amüsirt" wurde, und darum sein Blücher gegebenes Wort, ihm zu helfen, nicht lösen konnte. Am Abend nach der Schlacht läßt dieser Blücher fragen, ob er ihm am andern Tage mit zwei Heerhaufen zu Hülfe kommen könne? Dann wolle er die Schlacht annehmen. Blücher verspricht, mit seinem ganzen Heere da zu sein!

Die Nacht vor der Schlacht bei Waterloo bricht an, „schwül und thränenschwer der Himmel über Flandern." Die beiden Heere, das englische und französische, stehen sich einander gegenüber. Napoleon streckt sein „Postenfühlhorn" nach dem Feinde aus und beginnt eine Recognitionskanonade; dann sagt er zufrieden: „Ich habe meine Briten ganz vor mir!"

Nacht wird's. — „Alles schläft, nur Er schläft nicht; aufweckt der sorgenwache Feldherr den müden Kaiser!" Er fürchtet, der Brite

möge seitab sich mit den Preußen verbinden, und hält eine Nachtschau zu Fuß. Es folgt eine schöne Schilderung der nächtlichen Scenen am Wachtfeuer.

„Ins Feuer fallen Scherz und Ernst. Zum Besten
Giebt der ein Lied zum Lachen, Schnurren Jener
Zum Weinen, Abenteuer, Heldenthaten,
Wahr oder gut erzählt. Am tapfersten
Lügt Furcht, am leicht'sten glaubt der Tapferste:
So macht sich Unterhaltung und Gemüthlichkeit
Am heil'gen Abend vor dem Todesfest —
Gezählte Stunden haben Weih' und Werth ꝛc.“

Napoleon kehrt ins Zelt zurück, nachdem er Alles ruhig und die Briten in ihrer Stellung gefunden.

„Frühmorgens, nachdem er den Schlaf abgeschüttelt hat und all sein Knochenweh,“ commandirt Blücher, die Aerzte verlachend, die ihren Salbenapparat auskramen, zum Aufbruch. Das Preußenheer bricht auf zum Flankenmarsch nach Waterloo.

Unterdessen rüsten sich Briten und Franzosen zur Schlacht. Schilderung des Lagerlebens. Es wird abgekocht, „das Kesselregiment regiert.“ Eine „Riesenküche und hundertfünfzigtausend Köche kochen; doch schmeckt der Brei! (viele Köche verderben ihn sonst!) der große Küchenmeister, der Hunger, würzt! — Für's Uebrige sorgt der Lagergenius, der Marketender, Erhalter des esprit de corps, mit flüssigem Commandostab; sein Hauptquartier das Faß; Recruten seine besten Kunden.“ Der träumerische Dudelsack „schnarrt dem Hochmann seine alten Klänge vor.“ — Der Welfen schwarze Jägerschaar steht ruh- und theilnahmlos und zählt, rachedürstend für ihren Herzog, die Minuten bis zur Schlacht; — zu ihr tritt „der Mann der deutschen Legion, die Seele kugelhart, Kernstück vom Heer, das selbst der Herzog respectirt, und trinkt ihr den nassen Trost zu: Laß fahren! sterben auf dem Schlachtfeld ist Soldatenleben; nimm's mit, wie's fällt!“ — „Wie's fällt, ruft Irlands wilder Sohn, und über's Kalbfell rollt der Würfel. — Yes, gähnt Alt-England.“

„Prunklos, knappen Orts — wandelt durch sein Mengevolk der kalte Feldherr Wellington, und umkreis't mit Adleraug' von seiner Höh' das Feld.“ Er macht das Schloß Hougomont vor dem rechten Flügel und das Pachthaus La Haye Sainte vor dem Centrum zu seinen Stützpunkten und besetzt sie mit „zähem Volk,“ einem Theil der Garde und der Legion. Es folgt die Aufstellung des englischen Heeres.

Um elf Uhr beginnt das französische Heer, nachdem der Regen nachgelassen, sich zu rühren und Napoleon entwirft seinen Schlachtplan. Er redet seine Truppen an: „Soldaten! Denkt daran: wir sind im Mond von Friedland und Marengo. Europa's Sterne sah er zwei Mal sinken, als Die Trabanten unsrer Sonne, Frankreich, nur Sterne noch im Abglanz unsers Strahls." — Gewitterpause vor der Schlacht — „Sabbathstille;" — „zusammen nimmt der Mann noch mal die Seele, wird fromm auf seine Art; — kramt vor aus seiner Jugendzeit ein Sprüchlein, ein Gebet, — bauet sich zusammen, mit frommem Fluch auf schlecht Gedächtniß, mühsam noch ein apartes Vaterunser." — „Und Blitz wird die Sonne, Napoleon — elektrisch fährt ihr Strahl am goldnen Leiter hin der Marschallstäbe in des Kolosses Glieder als Commando, und donnernd wieder aus als Feuer und Schwert."

Angriff auf Schloß Hougomont durch Hieronymus Napoleon, der sich sein Königreich Westphalen wieder holen will — abgeschlagen! „Hoch speiet von seines Schlosses Zinnen der rothe Pardel ihm, dem lüsternen Exkönig, eine Feuerkrone auf das Haupt, daß der Gesalbte heimwärts taumelt." — — Unterdessen hat Blücher auf seinem Anzuge mit den größten Hindernissen zu kämpfen: „Die Wolke gießt, aufschwellen sich die Bäche (das sich scheint ihre Begünstigung Napoleon's anzudeuten); die Erde schwimmt, ein schlammig Meer; es gleiten, haften Fuß und Räder; Wavre brennt, eine „Höllengasse." — Eilboten melden der Briten Noth — „Es geht nicht! keuchten Alle — doch es ging!" Schon freuet Napoleon, der nichts von Blücher's Nähe ahnet, ihn durch Grouchy beschäftigt und in Schach gehalten meint, sich des nahen Siegs — da zeigt plötzlich am heitern Horizont sich eine „Sturmbank" — die Preußen! Zehntausend Bayonnette unter Lobau wirft Napoleon ihnen entgegen und hofft, daß Grouchy sie in den Rücken nehmen werde — dann befiehlt er neuen Sturm — zugleich in Front und Flanken der Engländer, besonders auf dem linken Flügel derselben, um sie von den Preußen abzuschneiden. Schon haben die Franzosen bedeutend Terrain gewonnen, als Sir Thomas Picton mit seinen Bergschotten sie zurückwirft, aber selber im Kampfe fällt. Auf's Neue drängt Napoleon vorwärts; da wirft Ritter Ponsonby mit drei hochberühmten Reiterregimentern sich ihm entgegen, aber auch er fällt bei dem Versuche, die fränkischen Geschwader zu durchbrechen. „Nichts entschieden!"

Es kommt Botschaft von Lobau an Napoleon, daß der Preußen Uebermacht ihn dränge. Dieser schickt die junge Garde ihm zu Hülfe — und wendet sich wieder mit aller Kraft den Briten zu. Sturm auf La Haye Sainte*). Dieser Sturm ist nicht in allen Punkten deutlich. Die Ferme wird endlich genommen. Dann stürzt die ganze französische Reiterei auf den linken**) Flügel der Briten los, die in Quarré formirt sie abprallen lassen, und ihrerseits die Zurückweichenden durch Cavallerie verfolgen — Fluth, Ebbe, Fluth — keine Entscheidung! — aber der „Pulsschlag" der britischen Macht geht „matt und matter!"

Da zeigen sich die Preußen in der Nähe und steigen in die Kampfarena herab zum Jubel der Briten, zum Schrecken der Franzosen. Napoleon aber wird nur gehoben durch sein Unglück. „Raketenprächtig strömt er zurück in ihre (der Franzosen) matten Seelen den Feuerregen ihres Lebens." „Vor, meine alten Garden!" ruft er und schickt einen Theil derselben der jungen Garde nach Planchenoit zu Hülfe; mit dem andern läßt er den Sturm auf den linken Flügel der Engländer erneuern. Wellington zieht sein letztes Treffen, seine Garden, vor — läßt einen Theil derselben sich platt auf die Erde legen, um zu rechter Zeit „wie Drachensaat aus seinen Todten sich zu erheben." Und vorwärts dringt die alte Garde, von Staffel (Terrasse) zu Staffel, ruhig, kalt Alles vor sich niederstoßend, stürzend. Da erhebt sich jene „Drachensaat" — „auffliegt die Menschenmine — mit furchtbarem Gegenstoße;" der greise Michel fällt, es fällt Friant. — Ney stürzt; zusammengeschossen unter seinem Leibe wird sein Pferd. „En avant!" und durchbrochen ist das englische Treffen; doch sendet Wellington neue Truppen — „immer dicht und kühl steht England." — „Horch, da rasselt's an ihrem Flügel auf — die englische Erlösung — Kartätschen — nachknattern die Schauer strömender Raketen!"

Noch einmal schwingt die alte Hoffnung bei den Franzosen ihr Panier. „Grouchy kommt — der Kaiser sagt's — und seine Garden glauben — Vive l'empereur!" — statt seiner (Grouchy)! „Hurrah! — und die blauen Donnerwetter der Preußen schlagen drein!" „Die alte Garde weicht!" Nachdringen Engländer und Preußen „auf's rothe Dach der Belle Alliance." „Die rothe Siegesbraut

*) Zur Aufklärung dieses interessanten Kampfes erlaube ich mir den Bericht eines Augenzeugen und meinen Besuch des frischen Schlachtfeldes hier mitzutheilen. S. Beilage.

**) Im Texte steht rechten.

winkt Preußen und Britten, wie hohlen Grauens ihr alter kaiserlicher Bräutigam auch niederschleudert ihren blühenden Granatenkranz in donnernden Bouquets — Sterben für sie Wollust." Die „Braut auf Adlershorst", la Belle Alliance, ist erobert. Wellington und Blücher treffen dort zusammen: „In ihrem Handschlage grüßen sich zwei Heere, zwei Siege — ganz Europa." — Planchenoit fällt noch, vertheidigt durch die alte Garde; „dreimal schon schmetterten sie den Sturm der Preußen nieder, und übe rm Kirchhof lagen mehr als drunter." Da ruft Bülow von Dennewitz: „Landwehrmann, kennst Du die Waffe noch, die Pulver spart und Pyramiden baut?" „Gedächtniß hat der Landwehrmann," und kehrt das Gewehr um; „die Kugel schweigt, die Kolbe knackt und dumpf zusammenprasselt das Gebein!" Planchenoit ist erobert! — Blücher befiehlt die Verfolgung: „Wir fangen noch einmal von vorne an; vorwärts! Ganz thun spart Müh und Blut, schafft Ruh und Frieden!" „Unterging die Sonne, Fürst," rufen ihm die müden Schaaren zu. „Geh'n Sonnen unter, steigen Monde auf!" spricht Blücher. „Weiß und schwarz sind Preußens Farben — vorwärts geht sein Banner Tag und Nacht!" „Vorwärts bis auf den letzten Hauch von Mensch und Thier!" „und nieder fährt das Volk der Schnitter in die Nachmahd." Wilde Flucht der Franzosen — sauve qui peut! — nur der Rest der Garde unter Cambronne hält, Napoleon in ihrer Mitte.

„Und ohne Regung stiert Napoleon
Hinunter in die blasse Raserei."
„Flieh, Sire, fleht der Marschall seiner Heere,
Fleh'n auf den Knien alle seine Helden!" *)
„Rett' uns, — umstürzen rings
Ihn die zermalmten Legionen."
„Vorwärts, ruft's drüben — —
Vorwärts, brüllen die grimmigen Berge,
Schreit das zitternde Thal."

Das Gedicht schließt mit den Worten:

„Wenn Götter strafen, weine der Mensch und lerne.
Nicht Fabel ist es, nur — Vergangenheit,
Und was geschah, kann wiederum gescheh'n."

Schon diese ausführliche Darlegung des Inhalts enthält den Beleg zu dem oben ausgesprochenen Urtheile, daß dieses Werk reich

*) Das bekannte Bild!

an gelungenen Einzelheiten ist. Es mögen hier noch einige charakterisirende Stellen dieser Art Platz finden; ich rechne dahin:

Seite 3, Zeile 7. — — Wieder geht
Durch alle deutsche Gauen an sein Volk
Das Fürstenwort; und wieder glaubt auf's Wort
Das Volk und liebt und hofft; und wieder wogt
Das Leben sich auf seine Höhen; schwellend,
Durch alle Adern schlagend, treiben wieder
Die warmen Pulse ihre Maienblüthen,
Und wieder blühen all' die seltnen Blumen
Der unbewußten, selbst sich opfernden
Begeisterung; in seine Himmel hell
Rankt (?) wieder auf und grünt voll Waldesduft
Die heil'ge Hermanns-Eiche eines Deutschlands x.

S. 11, Z. 24. Morgenanbruch vor der Schlacht bei Ligny:

Kühl weht's von Osten, flatternd streicht's am Zelt,
Grau streift der Himmel sich und blaßt sich roth,
Die Thäler dampfen, heimlich zwitschert aus
Bethauten Gräsern noch ein friedlich Leben,
Aufblitzt der Strahl — und
„Guten Morgen, Kinder!" (Blücher.)

S. 12, Z. 2 von unten. Napoleon vor der Schlacht:

— — Gewohnt des Spiels
Um Könige auf jedem Feld, vom Grab
Der Zaaren bis an jene ew'gen Gräber
Der Pharaone folgt der Kaiser, Zug
Für Zug, festhaltend sein und Gegners Spiel,
Dem Labyrinth der Züge, Aug' jeder Nerv,
Stein das Gesicht, reglos — zuweilen nur
Zuckt es darüber hin, wie über'm Spiegel
Der stillen See, wenn unter ihrem Grund
Die tiefen Feuer der Vulkane stürmen. —

S. 15. Kampf um Ligny, um den Friedhof; eine treffliche Schilderung!

— — — Ueber Plank' und Mauer knatternd,
Am Leib dem Preußen sitzt der Voltigeur.
Abschütteln sich die starren Reihen auf
Gut preußisch — gesegnet wird der Kirchhof!
Doch unerschöpflich ist Napoleon
Auf diesem Boden. (Später: „Der gute Menschenwirth, Napoleon.")

S. 29, Z. 10. Blücher's Benehmen am Morgen nach der verlorenen Schlacht und seinem Sturz mit dem Pferde, sein Kraftsalben-Dictum.

S. 31 ff. Das englische Heer vor der Schlacht von Waterloo. Lagerleben. Treffliche Charakteristik der Soldaten der verschiedenen Völker, besonders der Belgier, die in der Treue schwanken. Es heißt da S. 33 unten:

Da hinterm Wald auf Brüssel's schwanken Thürmen
Paßt jede Wetterfahne auf den Wind,
Wohin sich's drehen wird. Anschnurrt die (belgische) Katze
Auch Holland — Holland aber kaut den Taback
Und speit aus — (wo selbst der Artikel den sehr bezeichnend ist).

S. 57. Als die Preußen auf dem Kampfplatz erscheinen, verdoppelt Napoleon seine Anstrengungen und macht Gebrauch von den alten Künsten, seine Soldaten anzufeuern:

Hin jagt er auf seinem weißen Renner,
Und jagt und lüftet seine Brust, und drückt
Sein Herz, zieht seinen Hut rc. (Wie plastisch charakteristisch!)

S. 66 ff. Großartig ist der Kampf um die Belle Alliance und das Zusammentreffen Blücher's und Wellington's daselbst geschildert.

S. 73. Blücher fordert die Garde auf, sich zu ergeben:

Und ehrend Helden noch im Feind, durch gleich
Viel Neigung, ihn zu schonen und zu schlagen,
Spricht mit Kanone er: „Pardon der Garde!"
Erröthend stampft die Garde ihre Adler
In Frankreichs erst' und letztes Feld, steht wie
Aus ihrem Berg (aus ihrer eignen Masse) gehauen, ein Granit
Sich Denkmal selbst, hoch über Tod und Leben:
„Die Garde, sie ergiebt sich nicht, sie stirbt."

Und wilder und wilder wird die Flucht — wilder, zerrissener die Schilderung, die nur noch mit einzelnen Donnerworten andeutet.

Und weg über seine Welt,
Die rollenden Trümmer auf den Fersen, stürzt
Ihr Gott, weg aus Europa, losgerissen
Von Allem, was ihm lebt diesseits der Sonne,
Ins Jenseits ihrer Bahn — an öden Fels
Der Ilium verwüstenden Helena rc. (Ganz unpassender, auszumärzender Vers, der aller Beziehung entbehrt!)

Bei allen Schönheiten des Gedichts, von denen ich hier nur einzelne Proben gegeben habe, treten auch zu tadelnde Stellen, wie die eben bemerkte, nicht selten ein. Anderes ist unverständlich oder schwer verständlich, nach der horazischen Regel: Brevis sum, obscurus fio. Ich will eine Reihe solcher Stellen, die mir besonders aufgefallen sind, anführen. — Gleich die ersten Worte: jacta est alea, sind als fremder, We-

nigen verständlicher Ausdruck von übler Vorbedeutung und deuten an, daß das Gedicht kein vaterländisches, kein volksthümliches, sondern ein doctrinäres und gelehrtes ist.

S. 1, Z. 3. Elba, seinem gnadenreichen Kerker für Gnadenkerker.

" " " 4. Steht auf, schlägt um die Schultern seinen Purpur.

Wozu diese theatralische Stellung?

" " Z. 5. Tritt über die geschmeidige Wogenwand
Hinweg an Bord der Inconstantia. —

Wer zu Schiff ist, tritt nicht über die Wogen. Ueberhaupt konnten diese beiden Verse wegbleiben, da sich ihr Sinn wiederholt in dem folgenden: Durchschifft den salz'gen Rubikon ꝛc.

S. 4, Z. 14. Hochfliegen die beflaggten Kuppeln, donnernd um ihren Mast, ꝛc. — Was sind das für Kuppeln auf den Schiffen, die hochfliegen? Auf Schiffen giebt es überall keine Kuppeln; die zur Seite durch den Wind gewölbten Segel kann man doch gewiß nicht Kuppeln nennen! Und nun gar hochfliegende, beflaggte und donnernde!

S. 4, Z. 1 von unten. Hernieder wehet Habsburg Deutschlands Hochwacht.

Was bedeutet wehen hier?

S. 7. Da, streicht's am Abendhimmel ꝛc.

Ist das eine Vision oder liegt eine Sage dabei zum Grunde?

S. 11, Z. 9. Im Purpur seine Hochgestade Fleurüs.

Scheint ein Druckfehler für seiner, wie nachher S. 13 St. Armand für St. Amand und später Flöhn für Föhn.

S. 12, Z. 4. Front dahin, woher uns der Franzose kommt! —

Scheint ein schlechter Witz des alten Blücher; denn wohin sonst Front machen, als gegen den Feind?

S. 12, Z. 6. Manch' (!) Stunde kam vor ihm (?) — da regt er sich.

" 16, " 7. Und niedersenkt es sich, entgegen steigt's,
Wie ausgebrannte Schlacken aus dem Krater (?).

Aus dem Krater steigen keine ausgebrannte Schlacken, sondern glühende Lava, die nachmals zu Schlacken wird.

S. 24, Z. 6 von unten. —|— Von der Todtenwüste,
Ihrem Altare, steigt die Opfersäule;
Gen Himmel schreit ein riesiges Gebet
Des Kain das: „Herr Gott, dich loben wir!" — (Scheint Bombast!)

Das riesige (?) Gebet Kain's — das Gebet des Schlachtfeldes — ? aber wie kann daraus ein „Herr Gott, Dich loben wir!" aufsteigen? Kain's Opfer gefiel ja Gott nicht! —

S. 25, Z. 5 spricht Blücher, der

Verschollene und wieder sich Gefund'ne.

Der sich wieder Gefund'ne ist kein Deutsch. Warum nicht: Der wieder sich gefunden?

S. 25, Z. 2 von unten:

Der Brite kroch (?), der Franke nach (wohin?).

S. 26, Z. 3. Dreimal um seinen Berg herum wand sich der kalte Lindwurm des heiligen Georg ꝛc.

Unverständlich! Soll das die Schlachtordnung des englischen Heeres sein?

S. 26, Z. 18. Ein paar tausend Pfunde (!) glühend Blut.

Warum nicht: rothe Gluth? Was soll das Blut hier? Welche Schlange speiet denn Blut?

S. 26, Z. 21. Noch einen gegenseitigen Hiatus! — für Angähnen oder Zähnefletschen.

S. 32, Z. 7. Fortstoßend Einen nach dem Andern, schaudernd Vor ihm sich wie vor'm Stück vergebner Arbeit.

Es ist darauf zu wetten, daß nur Wenige diese Stelle recht verstehen; die Meisten werden an Personen denken, die fortgestoßen, fortgedrängt werden, um zum Fasse zu gelangen — weit gefehlt! — es sind Kunstausdrücke und Charakteristiken der Schnappstrinker. Wegstoßen heißt mit einem Ruck oder Stoße das Glas leeren (plattdeutsch: Stöb'n weg!) und schaudernd deutet auf das Schütteln und das saure Gesicht, welches dem Wegstoßen vorangeht, als scheuten sie vor dem bösen Geiste. — Ich weiß aber nicht, ob dieses Bild nicht zu eckensteherisch ist! — Und sich schaudernd? ich schaudere mich, — ist unerhört. Doch braucht Scherenberg öfter die unpersönlichen Fürwörter als reciproke.

S. 36, Z. 16. Je tiefer, je mehr Zeugen (?).

Soll vielleicht andeuten, daß unten am Abhange, zunächst den Franzosen, die fremden Truppen, Belgier, Holländer, Braunschweiger, standen, oberwärts die Engländer.

S. 38, Z. 9. Ihr wackern Ritter allzumal vom Heißsporn, Dem Schild der Bomben und Granaten, rollt Die großen Feuer. — (Ist mir unverständlich!)

S. 39, Z. 18. — — — — Hallend thut Elf Schläge die Zeit von ihren (?) Thürmen, Elf Riesenblätter rauschen aus einander (?!).

S. 48, Z. 5. Vorliegt ein Damm gewürzelter Granit (?!).
S. 48, Z. 12. In jene schauerliche kalte Seelen. (Druckfehler: kalter.)
S. 48, Z. 13. Ganzem Leibs. Druckfehler.
S. 49, Z. 8. Ritter Ponsonby mit drei blanken Fäusten (?!). Regimenter?
S. 49, Z. 14. Wie einst der alte Donnerer sich wiegend
Auf Adlersflaum (!). —

Jupiter wird nirgends vom Adler getragen abgebildet — immer sitzend, in vollkommener Ruhe, den Adler zu seinen Füßen; auch kann Flaum, der überall schwerlich beim Adler zu finden ist, nicht für Fittich stehen.

S. 51, Z. 5. — — — — und her, kreischend
Gezweig und Ziegel niederschlagend, auf
Das Dach der grünen Schanzen (?) kommt geflogen
Der rothe Hahn der Gallier ꝛc. —

Scheint den Kampf um La Haye Sainte zu schildern — ist aber undeutlich, weil der Name fehlt und die einzelnen Merkmale Anfangs auf einen Wald deuten — und doch ist von Löschen die Rede; und „unterm Dache stirbt", und dann wieder: „Die ganze Halde (Bergabhang) steht in Feuer." Die ganze Stelle ist undeutlich.

S. 52, Z. 6. Der schon zu Fall gebracht. — Sollte heißen: jüngst.
S. 52, Z. 1 von unten. „Pferd auf Pferd" ruft Wellington. — Es ist vergessen, die Wirkung der „Quarré's" zu schildern! Erst nachdem die französischen Cuirassiere von diesen abprallten, erfolgte der Cavallerie-Angriff der Engländer. Sonst ist dies Cavallerie-Gefecht glänzend geschildert! —

S. 54, Z. 1. — — Und glühend aus
Den Trümmern über seine Asche weht
Der rollende Samum in die kühle Wüste ꝛc.

Ist theilweise unverständlich, theilweise sehr gesucht und falsch ausgedrückt!

S. 54, Z. 4 von unten. Nicht deine Wunde treibt so bitter Salz. —
Unverständlich oder sehr gesucht und pretiös ausgedrückt!
S. 55, Z. 19 ff. Matter und theilweise unverständlicher Dialog.
S. 56, Z. 4 wird Wellington angedeutet mit: Der Mann der grünen Insel, weil er in Irland geboren ist! Das Epitheton sagt doch sehr wenig und ist nicht charakterisirend.
S. 56, Z. 5. — — Wilder rollt
Die Wüstensonne, ihre Erde bebt. (Was heißt das?)

S. 56, Z. 23. Vorüber an ihm jagen Stück auf Stück
Zerschlagenes Geschütz. —

Wie ist das möglich, wenn die Räder zerschossen sind?

S. 56, Z. 3 von unten.

Vom Jammer (?) überfluthen seine Straßen
Zwei große tiefgeschlagne Heeresadern (?).

S. 57, Z. 19. — — grüßt warm
Die Sonne lang ersehnter Frühlingshimmel.

Diese Worte können doch nur construirt werden: Wenn lang ersehnter Frühlingshimmel die Sonne grüßt — enthalten dann aber Unsinn, weil die Sonne eben den Frühlingshimmel macht und also nicht durch ihn begrüßt werden kann.

S. 58, Z. 10 von unten: — — stößt den Sporn in Rosses Flanken
Blutscharf, als stieß er ein sein eisern Herz (!),
Jagt von der Belle Alliance wieder in
Sein überschattet Heer, und wirft entgegen —
Sein schreiend Licht — dem Blücherschatten seinen
Allmächt'gen Kaiser. — (Das nenn' ich Bombast!)

S. 59, Z. 15. Hetzt alle (?) ab auf seinem matten Renner (?).

S. 62, Z. 9. Anrückt die große Linke (?).

Nicht die Rechte? Der rechte französische Flügel stand zunächst den Preußen entgegen.

S. 62, Z. 13 von unten.

Die Halde stäubt vom heißen Tritt, als höbe
Sich eine Wüste. —

Das Stäuben war nicht möglich wegen des kurz vorhergegangenen dauernden Regens!

S. 67, Z. 20. Und unterm rothen Dach zusammenschwimmen
Mit Sturm die großen Waffenbrüder Blücher
Und Wellington, zum ersten Wiedersehn
Bei Waterloo. — (Unverständlich und bombastisch!)

S. 71, Z. 5 von unten.

Napoleon spricht „en avant!“ und „vorwärts!“ spricht Blücher.

Das en avant Napoleon's klingt hier doch wie Spott und das Ganze ist matt! —

S. 71, Z. 2 von unten.

Auf ihre letzte Straße steigt das Grauen
Zu Wagen und Roß (?).

S. 72 u. ff. überstürzen sich, werden unruhig, wild, undeutlich.

Diese Ausstellungen könnten leicht noch bedeutend vermehrt werden. So ist die Interpunction an manchen Stellen willkürlich und mangelhaft und von Versmaß ist zuweilen keine Spur zu sehen; auch kommen unerträgliche Härten vor, z. B. S. 33, Z. 8: Jed' Temp'ratur, und ähnliche, die leicht vermieden werden konnten. — Bei allen Fehlern aber enthält das Gedicht, wie gesagt, sehr viel Vortreffliches; um so mehr ist es zu bedauern, daß wir keine Hoffnung haben, mehr Gutes und Ausgezeichnetes von demselben Dichter zu erhalten, — nicht als wenn Herr Scherenberg, durch den Beifall aufgemuntert, uns nicht mehr möchte geben wollen, — aber er darf es seines Ruhmes wegen nicht. Versucht er es, so wird er entweder sich selbst nachahmen und in Manier verfallen, oder wenn er sich überbieten will, wird er unverständlich werden und in Bombast untergehen. Auch in keiner andern Gattung wird Herr Scherenberg sich je mit Glück versuchen, am wenigsten in der Lyrik. Seine Form ist viel zu schwerfällig und der Sinn für Rhythmus scheint ihm zu fehlen. Also ruhe er auf den durch dieses Werk errungenen Lorbeeren und rufe sich selber zu: Sat est potuisse videri! —

Beilage.

In Antwerpen lagen wir mehrere Tage still, um unsere Verhältnisse zu Wellington zu ordnen, unter dessen Anführung unsere Hanseatische Legion gestellt war. Ich benutzte diese Tage zu einem Ausfluge nach Brüssel und dem nahen Schlachtfelde, indem ich mich dem Stabe unseres Bataillons anschloß und dadurch nicht wenig an Orientirung und Einsicht in den Hergang der Schlacht gewann. Von dem Pachtgute La-Haye Sainte aus, als dem Centralpunkte des ganzen Kampfes, übersieht man das Schlachtfeld am besten. Der Meyerhof selbst zog zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich; er ist, wie die meisten Bauerhöfe des nördlichen Frankreichs, im Viereck gebaut, dessen Seiten einen etwa 80 Schritte im Quadrat haltenden Hofraum einschließen. Ein großer Thorweg führt von außen auf diesen innern Hof, der von den Wirthschaftsgebäuden umgeben ist. Allenthalben waren Schießscharten in die massiven Wände gebrochen, aus denen hannoversche und englische Scharfschützen den Franzosen unendlichen Schaden zufügten, bis nicht sowohl eine Batterie französischer Feuerschlünde, als vielmehr der Mangel an Munition sie

tapfere, bis auf die Hälfte eingeschmolzene, rings vom Feinde eingeschlossene Schaar den Ort zu verlassen zwang. Sie gelangten glücklich zu den Ihrigen, indem sie den Augenblick wahrnahmen, als die Franzosen, von englischer Cavallerie verfolgt, zum ersten Male von der englischen Linie zurückgeschlagen wurden. Erst hinter La Haye Sainte sammelte die flüchtigen Feinde der Marschall Ney zum neuen Angriff. Diesen Augenblick nahmen die Eingeschlossenen wahr, um abzuziehen, während andere Truppen ihre Stelle einnahmen, die jedoch dem ungestümen Angriffe Ney's nicht lange widerstanden und meist im Hofe und Garten ihren Tod fanden.

Den ersten Theil des Kampfes hatte der unglückliche Besitzer des Hauses, mit seiner Familie im Keller versteckt, unter Todesangst mit ausgehalten. Auch er nahm den Augenblick des Zurückweichens der Franzosen wahr, um mit den Seinigen zu entrinnen, und Alle gelangten, wiewohl mehrmals in Gefahr, überritten zu werden, glücklich hinter die englische Schlachtlinie in Sicherheit. Der Pachter war von dem Ausbruche der Schlacht überrascht worden; er hatte an jenem Morgen nicht gedacht, daß der Kampf gerade um sein friedliches Haus ausbrechen würde. Wir fanden ihn wieder in sein Besitzthum zurückgekehrt, aber noch war er an Körper und Geist leidend. Seine Frau hatte, wohl mehr aus Schrecken, als durch den rauschenden Kanonendonner, der keinen Augenblick aussetzte, das Gehör verloren. Merkwürdiger Weise aber war in den keineswegs bombenfesten Keller bis zu dem Abzuge der Familie keine Kugel gefallen, weil die Kanonen zur Zertrümmerung der äußeren Mauern horizontal, die Wurfgeschütze aber auf den Hofraum gerichtet waren, um die in denselben vermutheten Krieger zu vernichten. Zum Glücke für die Vertheidiger war das breite Thor von der Angriffsseite hinweg nach Norden der englischen Front zugekehrt, sonst wäre es durch Kanonenschüsse zertrümmert und das Haus mit Sturm genommen worden. So aber bot die kleine Festung, welche auch die Fenster des Wohnhauses nach derselben Seite gerichtet hatte, den kühn herannahenden Feinden nirgends einen Angriffspunkt dar, und die sich dennoch heranwagten, entgingen den wohlgezielten Schüssen der Büchsen nicht. Das Haus also mit Erfolg von vorn anzugreifen, war Anfangs, weil die Angreifenden in das Feuer der nahen englischen Schlachtlinie geriethen, nicht möglich. Eine entsetzliche Verwüstung aber war rings um dieses Haus angerichtet. Im Garten, der sich als ein Oblongum von be-

deutendem Umfange dem Hause nach Süden anschließt, hatten die Schützen anfangs sich hinter der dichten Dornhecke, die auswärts von einem ansehnlichen Graben umgeben war, und hinter den einzelnen Obstbäumen postirt, und aus diesem Umstande den anrückenden Franzosen durch ihre gefürchteten, sicheren Büchsenschüsse großen Schaden zugefügt. Das Terrain war so recht geeignet, diese fürchterliche Waffe, die jene verschmähen oder wegen ihres lebhaften, unruhigen Temperamentes nicht mit Erfolg zu führen fähig sind, da die Handhabung der Büchse ungemeine Ruhe erfordert, den Feinden bekannt zu machen. Ein Oberst und viele Stabsoffiziere wurden ihnen erschossen. Darauf stürzten sie wüthend heran; die Jäger zogen sich in das mit Schießscharten versehene Haus zurück und richteten von hier aus in den Reihen der durch Gräben und Hecke aufgehaltenen Feinde ein noch größeres Blutbad an. Diese wichen zurück, indem sie den Garten, mit Leichen übersäet, verließen, drangen auf's Neue vor, gelangten bis an das Haus und stießen wuthschäumend die Bayonnette in die untere Reihe der engen Schießscharten, aus deren Dunkel ihnen der gewisse Tod entgegenkrachte. Dann versuchten sie das Haus zu umgehen, die Thür und die Fenster zu gewinnen, wurden hier aber von dem wohlgerichteten Feuer eines in der Nähe stehenden schottischen Regimentes so nachdrücklich empfangen, daß sie dieses Unternehmen aufgaben und abermals in eilfertiger Flucht den Garten räumten. Darauf brausten die feindlichen Schaaren, ohne sich für den Augenblick weiter mit der Haye Sainte ernstlich zu beschäftigen, immer durch das Feuer aus dem Meierhofe geneckt und gelichtet, in dichten Colonnen vorbei, deployirten wie der Blitz vor dem linken Flügel der Engländer, und durchbrachen, von ihren 12 Cuirassier-Regimentern unterstützt, mit wildem Ungestüm die erste englische Schlachtreihe, wurden aber hier von der englischen Cavallerie mit solchem Nachdruck angegriffen, daß sie zurückwichen und den errungenen Vortheil unter großem Verluste aufgeben mußten. — In wilder Unordnung stürmten sie dann neben dem Pachthofe zurück. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei französische Batterien von den Engländern genommen, aber aus Mangel an Bespannung nicht mit fortgebracht. Ein französisches Cuirassier-Regiment wurde damals im wörtlichen Sinne von den englischen Dragonern mit ihren kolossalen, gegen sechs Fuß hohen Pferden über den Haufen geritten. Mein Gewährsmann in diesem Particularberichte, ein in Antwerpen an einer Schußwunde im Ober-

schenkel daniederliegender, schon halb genesener Feldwebel der deutschen Legion, der von allen diesen Vorgängen in jener wohlverwahrten Veste ein mitwirkender Augenzeuge gewesen war, erzählte mir, er habe seinen Augen nicht getraut, wie die ganze französische Cuirassierlinie, die jenes Regiment bildete, plötzlich an den Hinterbeinen der Pferde zusammenknickte und dann Roß und Mann überschlugen. — Den Rückzug der Franzosen benutzten, wie gesagt, die Schützen in La Haye Sainte, von Andern abgelöst zu werden; drum bis hieher der Bericht jenes Augenzeugen. Das Haus selbst fanden wir in einem merkwürdigen Zustande; es war von Kanonenkugeln wie ein Sieb durchlöchert, denn die Zwischenräume der Löcher in Süden und Norden wenigstens waren selten einen Fuß breit. Die anderen Seiten hatten weniger gelitten, weil sie nur kurze Zeit und zwar von einer der Batterien, die nachmals von den Engländern genommen wurden, beschossen worden waren. Dennoch stand das massiv erbaute Haus aufrecht da, eignete sich aber in seinem jetzigen Zustande eher zu einem Trockenhause für nasse Wäsche, als zu einer menschlichen Wohnung. Uebrigens waren die Kugellöcher meist nur von drei bis vier Zoll Durchmesser, und rein, wie durch Kernschüsse von Zwölfpfündern herausgebohrt. Im Hofe lagen noch eine Menge Trümmer gesprungener Granaten, auch mehre ungesprungene, in denen noch Reste des erloschenen Zünders hingen. Frische Blutspuren sah man in allen Räumen in Menge. Man hatte, nach Versicherung des Besitzers, über 500 Leichname, die meistens von Kanonenkugeln zerrissen oder von gesprungenen Granaten getödtet waren, aus diesem Schlachthause hinweggeräumt. Im Garten lag eine viel größere Zahl. Dieser, in welchem der erste Act des großen Trauerspiels aufgeführt wurde, lag noch ganz in seiner Verwilderung da. Von der dichten und hohen Dornhecke, die ihn umgeben hatte, standen nur hie und da einzelne kahle Stämme, die zum Theil durch Säbelhiebe angehauen waren, durch ihre beträchtliche Dicke und Härte aber denselben Trotz geboten hatten. Von dem ziemlich tiefen und breiten Graben vor der Hecke sah man kaum noch eine Spur, indem das Ufer eingesunken war und ihn ausgefüllt hatte. Einzelne Fetzen von Uniformen und, wie es schien, auch Hemden flatterten blutig an den nackten, entlaubten Dornen im Winde. Ein kleines Bosquet von niedern Gesträuchen war in den Boden getreten, so daß man sein Dasein nicht geahnt haben würde, wenn der Besitzer uns nicht von seinem vormaligen Vorhandensein unterrichtet hätte. Das Merkwür-

digste im Garten aber waren die Baumstämme, die mit Kugeln wie gespickt erschienen. In einem einzigen Apfelbaumstamme, der etwa einen Fuß im Durchmesser hatte, zählten wir über 100 Streifschüsse oder Kugelhöhlen, die zum Theil zwei Zoll tief eingedrungen waren. Ich schnitt mir zum Andenken eine Anzahl Kugeln heraus, die ich nachher leider auf meiner Reise durch Frankreich verloren habe. Gern hätten mir Engländer, denen ich das später erzählte, für jede eine Guinee bezahlt. Man sah, in diesem Garten hatte es Kugeln geregnet; auch mochten die meisten in der ganzen Schlacht gerade hier verschossen sein, auf einem Boden, um den man mehrere Stunden lang so blutig kämpfte. Eine andere Scene bot sich hinter dem Garten auf dem Ackerfelde längs der Chaussee dar. Die nächsten Breiten waren mit Weizen besäet gewesen, der in Aehren stand oder doch eine beträchtliche Höhe erreicht hatte. Da nahte sich das Kriegsgewitter, zog über die friedlichen Fluren und verheerte das Ackerfeld dieser fruchtbaren und von sanften Hügeln unterbrochenen Ebene stundenweit. Hinter der Haye Sainte hatten die zwölf französischen Cuirassier-Regimenter ihren Stand und zerstampften die Saaten, daß auch kein Halm mehr zu sehen und die Erde so schwarz war, als wenn sie frisch gepflügt gewesen wäre. Doch hatten wahrscheinlich vorher die Saaten den beiderseitigen Pferden zum Futter gedient. Man sah auf dem ganzen weiten Felde nichts, als tief in den Boden gedrückte Pferdehufe, einen an dem andern. Sie zeugten, wie weich der Boden durch den heftigen, an dem Tage vor der Schlacht und noch zu Anfang der Schlacht fallenden Regen gewesen war. Erst durch die Lufterschütterung mittelst 500 gegen einander donnernder Feuerschlünde hatten sich die Regenwolken Nachmittags zertheilt. Hier, wie zu beiden Seiten rechts und links von der Chaussee, war das Schlachtfeld mit zerbrochenen Waffen, Flintenkolben, Säbelklingen, Cocarden, Fetzen von Uniformen, Riemen von Pferdegeschirr, Trümmern von Wagen und Kanonen, Papieren, besonders Briefen, französischen Chansons und Blättern aus dem Anhange des hannoverschen Gesangbuches, Bürsten, zertrümmerten kleinen Spiegeln, Kämmen, ja selbst Bettfedern und weiß Gott was für anderen Dingen, die man auf einem Schlachtfelde nicht erwarten sollte, bedeckt. Alles lag in wilder Unordnung durch einander, und doch war es nur die Nachlese von dem, was die Tausende von aus der Umgegend zur Beerdigung der Leichen aufgebotenen Bauern übrig gelassen hatten, die gewiß durch die Plünderung der Leichen für ihre Mühe reichlich

entschädigt wurden. Leichname von Menschen sah man nirgends mehr, wohl aber hie und da noch todte Pferde und in dem nassen, weichen Boden die Formen von Menschen und Thieren, sowie ihre Todeskämpfe ausgedrückt. Auch dunkelfarbene Blutspuren in größeren oder kleineren aufgetrockneten Dümpeln. Allerhand Raubgefieder spähte, ächzte und krächzte in den Lüften. Es hatte sich zu Tausenden hier und meilenweit längs der Chaussee nach Frankreich hin zum schwelgerischen Mahle versammelt und fand den Tisch reichlich gedeckt. Sonst herrschte hier unheimliche Stille ringsumher, nach so viel Donner, Geschrei und Klage. Nachdem ich mir zum Andenken mehrere, zum Theil blutbefleckte Sachen, Cocarden, Chansons, Briefe, aufgelesen, ritten wir weiter nach dem, etwa eine halbe Stunde vorwärts, links an der Chaussee nach Frankreich gelegenen Pachtgute Belle Alliance, wo Blücher und Wellington am Abend des blutigen Tages sich die Siegerhand reichten. Wiewohl auch hier noch Alles zertrümmert und zerschlagen und namentlich kein Fenster und keine Thür im Hause heil war, so hatten doch die Mauern wenig gelitten. Bei diesem Meierhofe wurde der letzte Todeskampf gekämpft und die Franzosen, nach Erstürmung des Dorfes Planchenoit, in Flanke und Rücken genommen, indem die den Preußen entgegengestellte französische Linie auf die vor Wellington sich immer noch in ziemlicher Ordnung zurückziehenden Truppen geworfen und dadurch die Verwirrung des so unglücklichen als tapferen französischen Heeres vollendet wurde. — — Hier erhielten dann die Garden den Rest, hier fiel der tapfere Cambronne schwer verwundet in Gefangenschaft, nachdem er, sich zu ergeben aufgefordert, die große Antwort gegeben haben soll: La garde meurt, mais ne se rend pas! — Hier erschallte zuerst der Verzweiflungsruf: Sauve qui peut! Von hier an floh der Feind in der wildesten Auflösung ohne Rast und Ruhe rückwärts. Unter den Ersten in der Verfolgung waren die Lützower Schwarzen, unter diesen unsere Bremer Freunde. — — Dunkel deckte mehr und mehr die Erde; Ruhe nahm den Erdkreis unter ihre milden Flügel, nur Siegern und Besiegten nahte sie nicht.

Der Conjunctiv
in der
Englischen Sprache.

Obschon sich in den Englischen Sprachlehren viele einzelne gute Bemerkungen über den Gebrauch des Conjunctivs finden, so habe ich doch nirgends eine zusammenhängende, einigermaßen vollständige und befriedigende Darstellung der hiehergehörigen Spracherscheinungen gefunden. Wagner hat viel Beispiele gesammelt, wirft aber die verschiedenartigsten Fälle unter einander und kommt zu keinem klaren Ergebniß. Er hängt übrigens noch an dem fast unglaublichen Irrthum, den er von Webster und Murray entlehnt hat, den Conjunctiv des Präsens durch Weglassung eines Hülfszeitwortes zu erklären. Latham, der neueste Englische Forscher, giebt in seiner größeren Grammatik: The English Language, London 1841 — die neuere Auflage kenne ich nicht — über den Gebrauch der conjunctivischen Formen fast nichts. Die einzige hergehörige Stelle findet sich unten (§. 44) abgedruckt. Unter den neueren Deutschen Grammatikern habe ich, da Fiedler noch nicht bis zur Syntax gediehen ist, nur noch Fölsing und Heussi als wissenschaftliche Bearbeiter der Englischen Satzlehre kennen gelernt. Heussi läßt den Conjunctivformen ihr volles Recht nicht widerfahren, indem er sie zu sehr als seltene, der ältern Sprache angehörige Erscheinungen darstellt, und ist in Entwickelung der Bedeutung derselben, wie der entsprechenden conjunctivischen Hülfszeitwörter sehr unzuverlässig und unzureichend. So erwähnt er nichts von should in Absichtssätzen nach lest, wirft alle Arten Relativsätze zusammen u. dergl. Die schätzbarste Arbeit scheint mir die von Fölsing, der zwar auch nichts weniger als vollständig, aber scharfsichtiger und zuverlässiger ist, als Heussi. Zwar erklärt auch er den Conjunctiv des Präsens elliptisch, gelangt aber trotz dieses theoretischen Fehlers meist zu praktisch richtigen Ergebnissen. Dagegen hat jener Irrthum auch ihn verhindert, der eigentlichen Kraft der Conjunctivformen nachzuspüren und sie als ein in der Sprache lebendes, wirksames Element zu würdigen.

Gerade um diesen Punct war mir zu thun. Statt von der Syntax der Zeitwörter may, should ꝛc. auszugehen und die einfachen Conjunctivformen nur nebenher zu behandeln, versuchte ich umgekehrt diese einfachen Formen zum Ausgangspunct zu machen, die in der That weit umfassendere Anwendung haben, weit stetiger und regelmäßiger sich einstellen, als uns die Grammatiken ahnen lassen. Deßhalb war ich bedacht, durch zahlreiche Beispiele aus Dichtern und Prosaikern das eigenthümliche Leben dieser Formen nachzuweisen. Erst wenn dieß zur Anschauung gebracht ist, kann die Wirksamkeit der conjunctivischen Hülfszeitwörter recht verstanden und gewürdigt werden. Dann wird auch das Vorurtheil, dem man in gangbaren Schulausgaben und Grammatiken begegnet, von selbst verschwinden, als habe man „in der Englischen Sprache keinen Conjunctiv anzuerkennen und denselben — das einzige Hülfszeitwort to be ausgenommen — ganz zu läugnen.“ (S. The Rivals by Sheridan von Croll p. 84.)

Uebrigens lag es nicht in meinem Plane, die Syntax jener Hülfszeitwörter zu erschöpfen. Sie kommen nur soweit in Betracht, als sie die einfachen Conjunctivformen zu vertreten haben oder sich doch nahe mit ihnen berühren.

Auch die Gesetze der ungeraden Rede konnten nur in sofern erörtert werden als zur Beleuchtung der Modusverhältnisse erforderlich war.

Von den etwa 400 Beweisstellen haben Pope, Byron und Macaulay verhältnißmäßig die meisten geliefert. Erst während der Arbeit ward ich auf die Nothwendigkeit aufmerksam, jeder Stelle ein genaues Citat beizufügen, damit man den Zusammenhang vergleichen könnte. Einzelne Beispiele verdanke ich Wagner und anderen Grammatikern.

1. Allgemeine Bemerkungen über den Englischen Conjunctiv.

§. 1.

Der Englische Conjunctiv ist der Form nach mangelhaft und nur in der 2. und 3. Person im Singular des Präsens vom Indicativ dadurch geschieden, daß er die Endungen est und s nicht annimmt. Die übrigen Personen im Präsens und das ganze Imperfect treffen mit dem Indicativ zusammen. Nur das Zeitwort to be

hat einen fast vollständig vom Indicativ unterschiedenen Conjunctiv, nämlich im Präsens: I be, thou be, he be, we be, you be, they be; im Imperfect: I were, thou wert, he were, we were, you were, they were.

§. 2.

Nun ist zwar im Allgemeinen sehr richtig, daß da, wo die Formen in einander fließen, das feinere Sprachgefühl leicht verdunkelt wird und Unterschiede nicht mehr empfunden werden, weil sie nicht durch getrennte Formen dargestellt sind. Diese Verdunkelung des Sprachgefühls wird im vorliegenden Falle dadurch noch vermehrt, daß selbst be und wert bisweilen als Indicativ vorkommen; z. B.:

„Hark there be murmurs heard in Lara's hall." Byron. — „Some there be whose hearts are brimful of the yeast of courage." W. Irving. — „He had never courted the powers that be." Tayler. — „Say, wert thou lingering there with him to fly?" Byron, Corsair III, 5. — „Thou wert not formed for living here, for thou wert kindred with the sky." Moore.

Demnach würde es voreilig sein, zu schließen, daß der Engländer sich des Unterschiedes zwischen Indicativ und Conjunctiv auch nur da bewußt werde, wo seine Sprache getrennte Formen für beide Verhältnisse hat. Gewiß empfindet jeder Engländer in folgenden zwei Stellen den Conjunctiv gleichmäßig bei den beiden Zeitwörtern join und give, obschon nur letzteres auch durch die Form sich als Conjunctiv ausweist:

„'Tis not enough taste, judgment, learning join,
In all you speak let truth and candour shine." (Pope.)

„'Tis not enough no harshness give offence,
The sound must seem an echo to the sense."
(Pope's Essay on Crit. 365.)

Beide Stellen sind offenbar ganz gleich gebaut, beide Zeitwörter auf gleiche Weise aufzufassen, beide durch should auflösbar. Aehnlich verhält es sich mit folgender Stelle:

„No child — no sire — no kin had I,
No partner of my misery;
I thought of this, and I was glad,
For thought of them had made me mad."
(Byron, Prisoner in Chillon 12.)

Hier würde ein ungeübter Leser sich versucht fühlen können, die letzte Zeile zu übersetzen: „denn der Gedanke an sie hatte mich

wahnsinnig gemacht." Der Sinn aber ist: „ich war froh, daß ich keine Angehörigen oder Leidensgefährten mehr hatte, denn der Gedanke an sie hätte mich wahnsinnig gemacht." Eben so deutlich fühlt man den Unterschied in folgender Stelle:

„The other was as pure of mind,
But formed to combat with his kind;
Strong in his frame, and of a mood
Which 'gainst the world in war had stood
And perish'd in the foremost rank
With joy: but not in chains to pine."
(Byron, Prisoner of Chillon V.)

Läßt man die vorletzte Zeile weg, so stände nichts entgegen, had stood als Indicativ zu nehmen; da aber perished als bedingte Rede gefaßt werden muß, weil der Gefangene noch lebt, so kann auch had stood kein Indicativ sein.

„How had the brave who fell exulted now!" (Byron, Cors. I, 1.)
„O had we some bright little isle of our own!" (Moore.)

Es ist klar, daß had exulted bloße Möglichkeit, had we einen Wunsch ausdrückt. Beides sind keine Indicative. Trotz der Zweideutigkeit der Form muß dieser Unterschied im Bewußtsein jedes Engländers ebenso bestimmt gefühlt werden, als der zwischen was und were in den Sätzen:

„I wish he were here." (Moore), und I know he was here."

Es folgt, daß der Conjunctiv der Bedeutung nach im Englischen so gut und so vollständig da ist, wie im Deutschen, wenn er auch in einzelnen Fällen nicht durch Flexion ausgezeichnet wird. Uebrigens ist ja die Flexion des deutschen Conjunctivs nur um ein sehr Geringes voraus, nämlich wesentlich nur durch Umlautung und Antreten der Endung e in der 1. und 3. Person im Singular des Imperfects starker Zeitwörter, deren Zahl ohnedieß gering ist, und durch Umlautung bei den unregelmäßigen Zeitwörtern können, mögen, müssen, dürfen; während die Unterscheidung des Conjunctivs in der 2. Person Singularis des Präsens im Englischen durch Wegfall des est sogar vollständiger ist als im Deutschen. Wer würde aber behaupten wollen, wir fühlten die Kraft des Conjunctivs weniger in dem Satze: „Er besitzt Nichts, das er den Armen nicht mittheilte" (Goethe), als wenn es hieße: „Er besitzt Nichts, das er den Armen nicht gäbe?" Wird das Verhältniß dadurch geändert, daß ich für

das schwache Zeitwort ein starkes setze? Wenn Marie Stuart singt: „Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!“ — empfindet man den Conjunctiv etwa minder deutlich als in der Uhlandschen Zeile: „der Knecht wär selber ein Ritter gern,“ weil dort ein schwaches, hier ein starkes Zeitwort gebraucht ist? (§. 47 Anmerkung.)

§. 3.

Ist es nun für die Erklärung vieler Stellen wichtig, sich zu erinnern, daß die einfachen Zeitformen an sich oft als Conjunctiv angewendet werden, so ist noch insbesondere zu bemerken, daß die Imperfecte should und ought immer, could, would, might wenigstens in Zusammensetzung mit einem Infinitiv der Vergangenheit, nur conjunctivisch stehen. „He should go“ oder „he ought to go“ kann nur heißen: „er sollte billiger Weise gehen;“ „he should have gone“ oder „he ought to have gone“ nur: „er hätte gehen sollen;“ oder „he might have written“ nur: „er hätte schreiben sollen;“ „you could not have done any better,“ „Sie hätten nichts Besseres thun können.“ „Er hat nicht schreiben können, wäre im Englischen: „he has not been able to write;“ „er sollte gehen“ (Indicativ), „he was to go;“ „er hat gehen sollen,“ „he was to have gone.“

„He should remember that he ought to accommodate himself to an English audience.“ Addison. — „Every one ought to be careful to beware what he admits for a principle.“ Pope. — „I would rather have died.“ Fielding. — „It might have served as a very proper frontispiece.“ Sterne. — „I could not have had a more favorable omen, a more agreeable surprise, than a word of Goethe, written by his own hand.“ Byron.

Anders verhält es sich mit must. „You must have waited a long time“ heißt entweder: „Sie müssen lange gewartet haben,“ oder: „Sie hätten lange warten müssen.“ „Er hat lange warten müssen,“ wäre: „he has been obliged to wait a long time.“

„Had two days more elapsed, their miserable provisions would have totally failed and the whole of the garrison must have perished.“

§. 4.

Wie die Englische Sprache fast durchgängig die Casusflexion durch Präpositionen ersetzt hat, so ist auch der Gebrauch des einfachen Conjunctivs sehr häufig durch conjunctivische Hülfszeitwörter — vorzüglich should, would, may, might — verdrängt worden. Die vielfachen Schattirungen, welche der einfache Conjunctiv umfaßt, aber ununterschieden läßt, können durch dergleichen Hülfszeitwörter

oft bestimmter dargestellt und unterschieden werden. Obschon nun wegen dieser größeren Bestimmtheit die conjunctivischen Hülfszeitwörter oft den Vorzug erhalten vor den einfachen Conjunctivformen, so sehen wir sie doch auch häufig unter ganz gleichen Verhältnissen mit letzteren wechseln:

„O Friend! May each domestic bliss be thine! Be no unpleasing melancholy mine!" Pope. — „I have answered . . that he abide by the laws of England and that he and his son shall make no claim for land." Bulwer's Harold, p. 112. Tauchn. Ed. — „Though my name should be shut from thee, as a spell still fraught with desolation, and a broken claim: though the grave closed between us, 'twere the same, — I know that thou wilt love me; though to drain my blood from out thy being were an aim, and an attainment, — all would be in vain; still thou wouldst love me." Byron, Childe Harold III, 117.

In dieser letzten Stelle könnte man die Hülfszeitwörter auch auf einfache Conjunctivformen zurückführen; dann würde es heißen: though my name were shut from thee; weiter unten: all were in vain, und nur das letzte: thou wouldst love würde ein Hinderniß bieten (§. 12). Eben so gut könnte man die einfachen Conjunctive auflösen und sagen: though the grave should close, weiterhin: it would be the same, und zuletzt: should be an aim (vergl. jedoch §. 37 und §. 12 Anm.).

§. 5.

Es bleiben indeß auch Fälle übrig, wo die einfachen Conjunctivformen jeder Umschreibung widerstreben, so wie es umgekehrt Fälle giebt, wo ein Hülfszeitwort unentbehrlich ist. (§. 12. 28. 47.)

„Oh! had we some bright little isle of our own." Moore. — „Oh! if he knew the weight of splendid chains, how light the balance of his humbler pains!" Byron, Corsair I, 8. — „A minute examination of his works, if we had time to make such an examination, would fully bear out these remarks." Macaulay's Essays V, 74. Tauchn. Ed.

Hier läßt sich had und knew nicht auflösen, would bear nicht auf eine einfache Form zurückführen. Insbesondere sind die Conjunctive could, should, would, might, must, ought an und für sich keiner Auflösung durch ein Hülfszeitwort fähig, schon darum weil diesen Zeitwörtern der Infinitiv abgeht. (Vergl. §. 10 u. 12.)

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möge eine Beleuchtung der einzelnen Fälle folgen, in denen sich der Conjunctiv im Englischen findet.

B. Der Conjunctiv in Hauptsätzen.

I. Der Conjunctiv als Optativ.

§. 6.

„Der Conjunctiv," sagt Grimm (Grammatik, Theil IV, S. 73), „verträgt nur den abhängigen Satz. Sprachen, die den Optativ und Conjunctiv zusammenwerfen, müssen dann freilich auch den Conjunctiv für einfache, unabhängige Sätze zulassen, d. h. einen solchen, der dem Begriff des Optativs entspricht; namentlich ist der den Imperativ vertretende Conjunctiv nothwendig ein optativischer."

Demnach steht auch im Englischen der Conjunctiv in Hauptsätzen optativisch, um auszudrücken a. ein Geheiß, b. einen Wunsch, c. eine Zulassung. In allen diesen Fällen steht der Conjunctiv des Präsens; nur wenn ein Wunsch ausgedrückt wird, an dessen Erfüllung man nicht recht glaubt, steht der Conjunctiv des Imperfects. Die ausrufende (fragende) Wortstellung ist in Optativsätzen die vorherrschende. Auch ist der Optativ oft von Interjectionen, wie oh! ah! begleitet, so wie auch von Adverbien, wie but, easily, as well u. dgl. Das Adverb fain, gern, ist dem Optativ would ganz eigenthümlich.

Anm. Nicht zu verwechseln mit dem Adverb fain ist das prädicative Adjectiv fain; z. B.

„He was fain to abjure his heresy as speedily as possible." — „We were fain to console ourselves as we best could." Dickens' Sketches p. 167. Tauchn. Ed.

a. Der Conjunctiv drückt ein Geheiß aus.

§. 7.

„No fly me, fly me, far as Pole from Pole! Rise Alps between us! and whole oceans roll" Pope, Eloisa to Abelard v. 289. — „Witness heaven, what love sincere, and reverence in my heart I bear thee." Milton. — „Turn we next to those counties which are now most remarkable for their agricultural wealth." Athenaeum, Dec. 1848, p. 1230. — „But come, wend we on our way to Knockwinnock." Scott's Antiquary, p. 106. Tauchn. Ed. — „His Grace will game; to White's a bull be led with spurning heels and with a butting head; to White's be carried, as to an-

cient games, fair coursers, vases, and alluring dames." Pope. — „One speak for both." Shak. Mer. of V. II, 2. — „But talk we not of these matters unsuited to thee." Bulwer. — „Since her life no more may teach us, learn we from her death." Nind's Klopstock. — „Each mortal has his pleasure; none deny Scarsdale his bottle, Darty his ham-pye." Pope. — „Perish the man who would let fall a drop to discolour the pure stream of history." W. Irving. — „Sleep on, and be thy rest unmoved by the white moon-beam's dazzling power." Moore. — „For ever be this morning fair; blest be the unconscious shore on which ye tread." Wordsworth. — „Live the Guise! Live the holy Union!" Ainsworth.

In den beiden letzten Stellen kann man auch einen Wunsch erkennen; die Bedeutungen berühren sich.

b. Der Conjunctiv drückt einen Wunsch aus.

§. 8.

Zu bemerken ist, daß could, might, should, ought, would, had, were die einzigen Imperfecte sind, welche in Hauptsätzen optativisch vorkommen, während im Plusquamperfect jedes Zeitwort optativisch gebraucht werden kann, z. B. Oh! had I seen him! Doch wird had als Optativ nur bei ausrufender Wortstellung gebraucht. Unser optativisches: „ich hätte gern" muß daher umschrieben werden mit: I wish, I had, oder: I should like to have. Umgekehrt scheint might bei ausrufender Wortfolge nicht optativisch vorzukommen. Unser „möchte er" u. dgl. wird daher entweder durch may gegeben, z. B. „May we never meet worse in our pilgrimage here!" (Moore), oder man greift zu der §. 10 angegebenen Umschreibung. Das Deutsche „ich möchte" wird gegeben durch I should like oder I would, mit welchem letzteren sich oft das Adverb fain verbindet, z. B. „I should like to know the reason;" „he would fain know the reason;" „I would desire you to lend me this book." Hierher gehört auch das elliptische would für would God, z. B. „would I had never lived!" Byron. Das optativische I might entspricht unserm „ich könnte wohl," z. B. „he might as well have written;" „he might have gone." — Die Sprachen stimmen übrigens nicht immer im Gebrauch des Optativs überein. Unser Indicativ „ich will" wird oft durch would gegeben; z. B. „what would this man?" während man den deutschen Optativ „ich wünschte" durch den Indicativ übersetzt; z. B. „I wish he were

here.“ (Moore); oder auch durch I could wish, z. B. „he is not so well as I could wish.“

Zu den optativischen Wendungen rechne ich auch Ausdrücke wie: I should think, ich sollte meinen; you had better, ihr thätet besser; z. B.: „you had better wait till the rain is over.“ — Es folgen Beispiele.

1. Optativische Imperfecte in ausrufenden Sätzen.

„Oh! had we some bright little isle of our own!“ Moore. — „Would God we had died in Egypt!“ — „Would I had never lived!“ Byron. — „Oh! would thy bards but emulate thy fame and rise more worthy, Albion, of thy name!“ Byron, English Bards and Scotch Reviewers. — „What is writ, is writ; would it were worthier!“ Byron. — „Oh! had we never, never met, or could this heart e'en now forget, how linked, how blessed we might have been!“ Moore. — „The heart that gave itself with thee, is silent — ah, were mine as still.“ Byron, Occasional Pieces.

2. In behauptenden oder fragenden Sätzen.

„I would desire him to expound those lines.“ Johnson. — „He would fain flee out of his hand.“ Job XXVII. — He would fain have filled his belly with husks.“ Luke XV. — „Something ought to be done for her.“ W. Irving. — „What would this man?“ Pope. — „Why should we complain?“ W. Scott. — „I might as well take a view of the town.“ Sterne. — „Orders might have been given for the purpose.“ Webster. — „We should like to see a Prometheus after Corneille's fashion.“ Macaulay. — „But bless me, my paper's near out, so I'd better draw fast to a close.“ Moore. — „I would not see thee die.“ Byron, Corsair II, 14. — „Were I not Vargrave, I would be Maltravers.“ Bulwer's Alice. — „All fools have still an itching to deride and fain would be upon the laughing side.“ Pope's Essay on Crit. v. 32. — „Lord Elgin would fain persuade us that all the figures, with and without noses, in his stoneshop are the work of Phidias!“ Byron. Note to English Bards and Scotch Reviewers. — „I'd fain know if he be buried at Chester.“ Pope's Letters to Several Persons 9. — „Literary envy, it should seem, is a fiercer passion than party spirit.“ Macaulay's Essays V, p. 134. Tauchn. Ed. — „We that are strong ought to bear the infirmities of the weak.“ Rom. XV.

c. Der Conjunctiv drückt eine Einräumung aus.

§. 9.

„Where'er my path lies, be it gloomy or bright, my soul happy friends shall be with you that night.“ Moore. — „Grieve what may above thy senseless bier; nor earth or sky will yield a single thear.“ Byron,

Lara II, 1. — „He heeds not the song of the charmer, charm he never so wisely.“ W. Irving.

In folgenden Beispielen, wo der Conjunctivsatz aufs Engste mit einem Relativsatz verknüpft ist, fehlt das Subject des Conjunctivs, weil es aus dem Folgenden leicht ergänzt werden kann.

„Turn where we may, the trophies of that mighty intellect are full in view.“ Macaulay. — „Write what Bunyan would, the baseness of the lawyers of those times even went beyond it.“ Macaulay. — Feign what I will, and point it e'er so strong, some rising Genius sins up to my song.“ Pope. — „'Tis all in vain, deny it as I will.“ Pope. — „His heir, be who he may, will afford us no assistance.“ Scott, Antiquary, p. 341. Tauchn. Ed.

Daß wirklich eine Weglassung des Subjects zu Grunde liege, zeigen Stellen wie folgende, wo dasselbe dabeisteht:

„He has too much regard for his own person to value that of his wife, marry he whom he will.“ Richardson. — „Here do I choose, and thrive I as I may.“ Shakspeare, Merch. of Ven. — „People who have money, never want assistants in their views, be they what they will.“ Richardson.

d. Hülfszeitwörter für den optativischen Conjunctiv.

§. 10.

Der optativische Conjunctiv des Präsens wird oft durch let oder may vertreten.

„Let us renew our acquaintance with a fair correspondent.“ Bulwer. — „Let this be your consolation as you travel on.“ Goldsmith. — „Thou wouldst still be adored as this moment thou art, let thy loveliness fade as it will.“ Moore. — „May none those marks efface, for they appeal from tyranny to God.“ Byron, Pris. in Chillon. — „May such a friend be far from me.“ Byron, Hours of Idleness.“ — „They may rail at this life — from the hour I began it, I found it a life full of kindness and bliss.“ Moore. — „They may talk as they will of their Edens above, but this earth is the planet for you, love, and me.“ Moore.

In ausrufender Wortstellung nähert sich may oft der Bedeutung von „möchte,“ indem es nicht mehr eine Zulassung oder ein Geheiß, sondern einen Wunsch ausdrückt, und zwar einen Wunsch, auf dessen Erfüllung man kaum hofft (§. 8).

„May we never meet worse in our pilgrimage here, than the tear that enjoyment can gild with a smile, and the smile that compassion can turn to a tear.“ Moore. — „May no distracting thoughts destroy the holy calm of scarced love.“ Byron, Hours of Idleness.

Die optativischen Imperfecte could, would, should, ought, might, had sind keiner Umschreibung durch ein Hülfszeitwort fähig (§. 5). Bei anderen Zeitwörtern, welche selbst kein

optativisches Imperfect haben, hilft man sich durch Umschreibung, indem man den Optativsatz zu einem abhängigen Satze macht, mit vorausgeschicktem oder gedachtem I wish, would u. dgl. (§. 28).

„Oh! that the desert were my dwelling place!" Byron. — „Oh! that this dotage of his breast would cease!" Byron, Corsair II, 14.

Optativische Plusquamperfecte sind nicht auflösbar.

II. Der Conjunctiv als Conditionalis.

§. 11.

Wenn ein Hauptsatz eine Aussage oder Frage enthält, die durch eine Voraussetzung bedingt ist, deren Eintritt als unwahrscheinlich dargestellt wird, so braucht man den Conjunctiv des Imperfects oder Plusquamperfects, der in dieser Bedeutung Conditionalis heißt. Der bedingende Umstand wird gewöhnlich in einem adverbialen Ausdrucke oder Satze beigefügt, oft aber auch verschwiegen.

„With labour I must earn my bread: what harm? Idleness had been worse." Milton. („Trägheit, vorausgesetzt sie wäre mein Loos geworden, wäre schlimmer gewesen.") — „I warned thee, I admonished thee, fortold the lurking enemy that lay in wait: beyond this had been force." Milton. („Ein Weiteres, hätte ich es versucht, wäre Zwang gewesen.") — „What were the world, or other worlds, or all the brightest future, without the sweet past?" Byron. („Was wäre die Welt, vorausgesetzt man könnte die Vergangenheit tilgen?")

So nahe der Conditional der Bedeutung nach sich mit dem Imperfect des Optativs berührt, indem beide auf einer Voraussetzung des Gegentheils beruhen, so sind sie sich doch nicht gleich. Zwar liegt im Optativ des Imperfects oft zugleich etwas Bedingtes; wenn ich sage: „something ought to be done for her," so ergänzt man fast unwillkürlich if it were possible oder etwas dergleichen; wenn es bei Moore heißt: „Oh, who would inhabit this bleak world alone!" so kommt man von selbst auf die Ergänzung if he had the choice. Aber immer ist dieß doch beim Optativ nicht der Fall. „What would you have me do?" enthält nichts Bedingtes; man übersetzt auch: „Was wollen Sie, daß ich thun soll." Oh! could I fly! ist auch ein Wunsch, der an keine Bedingung geknüpft ist; und das wird beim ausrufenden Optativ des Imperfects immer derselbe Fall sein. Andrerseits hat der Conditional an und für sich keine optativische Beimischung. Obiges „idleness had been worse" ist gewiß nichts weniger als ein Wunsch. Diesem Unterschied der Bedeutung entspricht denn auch ein Unterschied in der Syntax beider Modusverhältnisse.

§. 12.

So wie could, would, should, might, ought, were, had die einzigen Optative des Imperfects sind, so sind sie auch fast die einzigen einfachen Conditionale, welche die Sprache aufzuweisen hat; nur fließen bei would, should, ought Conditional und Optativ dem Sinne nach ganz zusammen, weil diese Zeitwörter an und für sich Optative sind. Would nämlich drückt an und für sich aus, was wir selbst wünschen, should und ought was Andere oder unser eigenes Bewußtsein von uns fordern. Uebrigens kommt had in conditionaler Bedeutung nur als Hülfszeitwort bei Bildung eines conditionalen Plusquamperfects vor, z. B. „beyond this had been force.“ „Ich hätte keinen Muth dazu“ muß übersetzt werden: I should have no courage for it.

Alle anderen Zeitwörter ersetzen in der Regel den Conditional des Imperfects durch die mit I should, thou wouldst, he would, we should, you would, they would gebildeten Formen, z. B. ich ginge oder würde gehen, I should go; er käme oder er würde kommen, he would come; wir sprächen oder würden sprechen, we should speak. Auch für were, und selbst für had (im Plusquamperfect) ist die Umschreibung — I should be, he would have — häufig. „It would be better“ wechselt mit „it were better;“ she would have said so ist häufiger als das mehrdeutige she had said so. Dagegen sind wieder die Conditionale could, might, would, should, ought einer Auflösung nicht einmal fähig (§. 5).

„Could I love thee more deeply than now?“ Moore. — „You might easily have fared worse.“ — „He might be a rich man by this time.“ — „To laugh were want of goodness and of grace, and to be grave exceeds all power of face.“ Pope. — „'Twere worse than bondage to become his bride.“ Byron, Corsair II, 14. — „But for that deed of darkness what wert thou?“ Byron, Cors. III, 470. — „Some such marks had been, if here a life was reft.“ Byron, Lara II, 6. — It cannot be but that success attends him; if mishap, ere this he had returned.“ Milton. — „Oh! had his pow'rful destiny ordained me some inferior Angel! I had stood then happy.“ Milton. — „If he were but a mere man, he had been worthy to become a god.“ Bulwer, the last days of Pompeii; Tauchn. Ed. p. 73. — „No child, no sire, no kin had I, no partner of my misery; I thought of this and I was glad, for thought of them had made me mad.“ Byron, Prisoner in Chillon 12. — „Where, where was Eloise? her voice, her hand her ponyard had oppos'd the dire command.“ Pope, Eloisa to Abelard. v. 101. — „'Twere vain to paint to what his feelings grew.“ Byron, Corsair II, 10. — „All tinged in varied hues arrest the eye, and dull were his that passed them heedless by.“ Ibid. III, 1. — „The spoiler swept that soaring

lyre away, which else had **sounded** an immortal lay." Byron, English Bards and Scotch Reviewers. — „Without it fight **were** idle." Byron.

Alle diese Conditionale — mit Ausnahme der drei ersten Beispiele — lassen sich auflösen: were in would be; had been in would have been; he had returned in he would have returned; I had stood in I should have stood; he had been in he would have been u. s. w. Man vergleiche folgende Beispiele:

„His career **would have been** prosperous and honourable, if the life of his cousin had been prolonged." Macaulay's Essays V, 111. Tauchn. Ed. — „I **should have been** glad to have heard he was better." Congreve. — „It **would be** well in exchange, if Parnelle and two or three more of your swans would come hither." Pope's Letters to Several Persons III. — „Who **would have suspected** your friend of an indiscretion?" Sheridan, School for Scandal I, 1.

In folgenden Beispielen sind die Umschreibungen unentbehrlich:
„If I had not done my utmost to lead my life so pleasantly as to forget all misfortunes, I **should tell** you I reckoned your absence no small one." Pope's Letters to Several Persons III. — „But that you and I are upon equal terms ... I **should reproach** you for so long a silence." Ibid. — „If your Mary could speak, she **would give** an account of what extraordinary company she had on the road." Ibid. IX. *).

Aeußerst selten steht ein **einfaches Imperfect** als Conditional in einem Hauptsatze, z. B. stood für would stand.

„But if my father had not scanted me ..., yourself, renowned prince, then **stood** as fair as any comer etc. Shak. Mer. of Venice II, 8.

III. Optativ und Conditional in Casussätzen, Relativsätzen u. s. w.

§. 13.

Es mag gleich hier bemerkt werden, daß der Optativ des Imperfects und der Conditional mit unveränderter Form und Bedeutung auch auf solche Nebensätze übergehen, welche ihrem Inhalte nach optativischen oder conditionalen Hauptsätzen gleichkommen. Dieß gilt zunächst von Casussätzen und Vergleichungssätzen.

*) Ursprünglich liegt in den mit I should, thou wouldst, he would etc. gebildeten Formen eine Hinweisung auf die Zukunft, die den einfachen Imperfecten und Plusquamperfecten fremd ist. Daher fühlt man zwischen were und would be einen Unterschied, der freilich sehr verdunkelt ist. Denn da es der Sprache an einfachen conditionalen Imperfecten sehr fehlt, so wurden die conditionalen Futura als Ersatz gebraucht und der Unterschied der Bedeutung, der an sich bei bedingter Rede gering ist, verwischt. — Darum aber ist es falsch, wenn Wagner, Heussi und Fölsing angeben, die einfachen Imperfecte und Plusquamperfecte würden **bisweilen statt** des mit should und would gebildeten Conditionals gebraucht, da doch das Verhältniß gerade umgekehrt ist.

„We believe that the second Dutch war would never have been approved by such a council as that which Temple proposed." Macaulay. — „That a historian should not record trifles, that he should confine himself to what is important, is perfectly true." Macaulay.

Casussätze dieser Art sind in der That nichts als Hauptsätze, die durch that an einen andern Satz gefügt sind.

„He acted as vigorously, as might have been expected." („He acted vigorously, and it might have been expected.") — „Yet it was found, as indeed might have been foreseen that there is a natural limit to the effect which can be produced by means like these." Macaulay.

§. 14.

So erscheint der Optativ und Conditional auch in Relativsätzen, wenn sie sich auf einen Hauptsatz zurückführen lassen, der ebenfalls Optativ oder Conditional erfordern würde. (Vergl. §. 24 und §. 50.)

„She was an object of abhorrence to him, to gain whose kindness she would willingly have died." W. Scott. („She was an object of abhorrence to him and would willingly have died to gain his kindness.") — „What profitable truth has it taught us, which we should not equally have known without it?" Macaulay. („What profitable truth has it taught us? Should we not equally have known every one without it?") — „An abject superstition, which Democritus or Anaxagoras would have rejected with scorn, added the last disgrace to the long dotage of the Stoic and Platonic schools." Macaulay. („An abject superstition — Democritus or Anaxagoras would have rejected it with scorn — added the last disgrace to the long dotage of the Stoic and Platonic schools.") — „A crowd of wits and poets, who would easily have vanquished him as a competitor, revered him as a judge or patron." Macaulay's Essays V, p. 82. Tauchn. Ed. — „Are there not in Waverly, in Marmion, Scotticisms at which a London apprentice would laugh?" Ibid. p. 87.

Beispiele des optativischen would in einem Relativsatze sind folgende Stellen:

„If so kind lady! thine the only eye that would not here in that gay hope delight." Byron, Corsair II, 13. — „I hear a voice I would not hear, a voice that now might well be still." Byron, Away, away, ye notes of woe! —

3. Der Conjunctiv in Nebensätzen.

§. 15.

Wie in den Hauptsätzen, so steht der Conjunctiv auch in Nebensätzen zum Ausdruck einer Absicht, eines Wunsches, einer Zulassung.

Demnach finden wir den Conjunctiv in Absichtssätzen, in Casussätzen, die ausdrücken, daß etwas geschehen solle, und zum

Theil auch in einräumenden und den ihnen nahe verwandten bedingenden Nebensätzen.

Relativsätze, insofern sie nicht Hauptsätzen gleich stehen, wo sie dann alle Modusverhältnisse des Hauptsatzes zulassen, wie eben gezeigt worden ist (§. 14), sind entweder Absichtssätzen oder bedingenden Nebensätzen gleich zu achten, wornach sich dann auch ihre Modusverhältnisse bestimmen. (Vergl. §. 24 und §. 50.)

Der Conjunctiv des Imperfects bleibt auch in Nebensätzen seiner Bedeutung treu, wonach er die Voraussetzung des Gegentheils einschließt. — Für den Conjunctiv were ist in Nebensätzen häufig was eingedrungen und fast zu gleicher Berechtigung gelangt (§. 28 und §. 47).

I. Der Conjunctiv in Absichtssätzen.

a. In eigentlichen Absichtssätzen.

§. 16.

Der Conjunctiv steht zunächst nach that, in order that, lest in eigentlichen Absichtssätzen, welche einem Hauptsatz beigegeben sind, um die Frage „wozu? zu welchem Zweck?" zu beantworten.

„Send Pulton to be lashed at Busby's school, that he in print no longer play the fool." The Advise, a Satire quoted by Macaulay. — „Insult not the dervise, said a wise Caliph to his son, lest thou offend thine historian." W. Irving. — „Guard all passage to the tree of life, lest Paradise a receptacle prove of spirits foul." Milton.

Daß nach that der einfache Conjunctiv sich viel seltener findet, als nach lest, darf nicht auffallen. That wird in der Sprache, außer Absichtssätzen so vielfach verwendet, daß ein conjunctivisches Hülfszeitwort zur größeren Deutlichkeit oft nothwendig werden kann. Lest tritt dagegen nur in Absichtssätzen und den unten (§. 26) zu erwähnenden, ganz verwandten Casussätzen auf, so daß eine falsche Auffassung solcher Sätze nirgends zu befürchten ist. Daß aber that mit einfachem Conjunctiv sich nur nach Imperativen finde, wie Fölsing und Heussi behaupten, ist falsch.

„Come, thick night, and pall thee in the dunnest smoke of hell, that my keen knife see not the wound it makes, nor heaven peep through the blanket of the dark, to cry „hold hold." Shakespeare, Macb. I, 5.

§. 17.

Zur Vertretung des Conjunctivs in Absichtssätzen dient may nach einem Präsens, Perfect oder Futur, might nach einem Imper-

fect oder Plusquamperfect. Nach lest steht should ohne Rücksicht auf die vorhergehende Zeitform.

„The earth shall bear more than enough, that temperance may be tried.“ Miltn. — „Wretches hang, that Jury-men may dine.“ Pope's Rape of the Lock III, 22. — „Honour thy father and thy mother, that the days may be long in the land which the Lord thy God giveth thee.“ — „He moved for a time to London, that he might study French and Italian.“ Johnson's Life of Pope. — „We only allude to it, lest we should be supposed to acquiesce in it.“ Edinburgh Review. — „Steele was unwilling to print the paper, lest Pope should be offended.“ Johnson. — „Then quit her, my friend! your bosom defend, ere quite with her snares you're beset: lest your deep-wounded heart, when incensed by the smart, should lead you to curse the coquette.“ Byron, Hours of Idleness.

b. In Zeitsätzen, die eine Absicht enthalten.

§. 18.

Der Conjunctiv steht in Zeitsätzen — also nach till, before, as soon as etc. — wenn sie entweder selbst das Ziel, die Absicht einer Handlung enthalten, oder wenn die Zeitbestimmung als mit der Absicht des Handelnden verknüpft dargestellt wird.

§. 19.

Folgende Zeitsätze sind selbst Absichtssätzen gleich zu achten, indem sie nicht bloß eine äußerliche, zufällige Begrenzung, sondern das Ziel der Handlung selbst angeben.

„With other ministrations thou! O Nature!
Healest thy wandering and distempered child.
Thou pourest on him thy soft influences,
Till he relent!“ Coleridge.

Offenbar ist hier der Natur die Absicht zugeschrieben, das menschliche Gemüth zu erweichen.

„Ridotta sips and dances, till she see
The doubling lustres dance as fast as she.“ Pope.

Ridotta scheint also die bezeichnete Wirkung des Weines und Tanzes an sich erfahren zu wollen.

In folgendem Beispiele wird durch den Conjunctiv im Zeitsatze wenigstens eine Absicht unterstellt.

„It were to be wished that — instead of drawing hard the cords of society till convulsion come to burst them — we tried the restrictive arts of government.“ Goldsmith.

Scheint es doch — das ist der Nebengedanke — als ob unsre Zustände darauf berechnet wären, Convulsionen herbeizuführen.

§. 20.

In nachstehenden Beispielen drückt dagegen der Conjunctiv nur eine enge Verbindung des Zeitsatzes mit der Absicht des Handelnden aus; die Zeitbestimmung ist dem Zwecke wesentlich, ist ein Theil desselben.

„In the sweat of thy face shalt thou eat bread,
Till thou return unto the ground.“ Milton.

„Let us forth;
I never from thy side henceforth to stray,
Where'er our day's work lies; though now enjoined
Laborious, till day droop.“ Milton.

„Which that thou mayst believe and be confirmed
Ere thou from hence depart; know I am sent
To show thee what shall come in future days
To thee and to thy offspring.“ Milton.

„He soon shall find
Forbearance no acquitance, ere day end.“ Milton.

Mit der Drohung ist wesentlich die Zeitbestimmung verknüpft.

„Thought meets thought, ere from the lips it part.“ Pope.

Die Gedanken streben dem Worte zuvorzukommen.

§. 21.

In den bisherigen Beispielen ist der Zeitsatz an einen Hauptsatz angelehnt, der eine Absicht, ein Streben andeutet. Es genügt aber auch, daß der Hauptsatz auf etwas Zukünftiges überhaupt hinweise, um den Zeitsatz in dem Conjunctiv folgen zu lassen.

„All fountains of the deep
Broke up, shall heave the ocean to usurp
Beyond all bounds, 'till inundation rise
Above the highest hills.“ Milton.

„The tree will wither long before it fall.“ Byron.

„I saw alas! some dread event impend,
Ere to the main this morning sun descend.“ Pope.

„The Rose blooms on our brows in life
While life be worth the having.“ Bulwer.

Hier steht das Präsens bloom offenbar für will bloom.

§. 22.

Drückt aber ein Zeitsatz nur Zeitbegrenzung aus, ohne engere Beziehung zu einer Absicht, so steht der Indicativ.

„Down rushed the rain impetuous and continued till the earth no more was seen.“ Milton. — „The time at which his first play was exhibited is not certainly known, because it was not printed till it was some years afterwards altered and revised.“ Johnson. — „He only lived but till he

was a man.“ Shakspeare. — „Let the fleet be anchored, said Nelson ere he died.“ — „He shall be no legislator of ours until he has learned to submit his principle to wise exceptions.“ Blackwood's Magazine.

Until he have im letzten Satze würde eine Hoffnung andeuten, daß er — der politische Theoretiker — von der Erfahrung lernen werde, was hier gerade bezweifelt werden soll.

Dagegen scheint in folgenden Beispielen der Indicativ ungenau für den Conjunctiv oder dessen Auflösung zu stehen.

„The bishop wrote to the Queen and Sir Robert letters which were to be delivered as soon as Willis was dead.“ Blackwood's Magazine. — „He flung himself on the floor and vowed never to rise till he was forgiven.“ Macaulay.

Es sollte in beiden Stellen heißen should be.

§. 23.

Zur Vertretung des Conjunctivs in Zeitsätzen braucht man shall nach einem Präsens, should nach einer Vergangenheit.

„Oh! the last ray of feeling and life must depart, ere the bloom of that valley shall fade from my heart.“ Moore. — „He endeavoured to direct his niece till she should be able to direct herself.“ Johnson. — „I asked leave till the wind should become favorable.“ Smollet. — „My father permitted me to ride across the country while he should hire a postchaise for London.“ Smollet. — „He serves, till an opportunity of placing him on the staff shall occur.“ Quarterly Review. — „Spain postponed the declaration of hostilities only till her fleet, laden with the treasures of America, should have arrived.“ Macaulay's Essays V, p. 188. Tauchn. Ed.

c. Der Conjunctiv in Relativsätzen, die eine Absicht enthalten.

§. 24.

Auch Relativsätze, wenn sie eine Absicht ausdrücken, erfordern den Conjunctiv. Doch scheinen sich in diesem Falle die einfachen Formen nicht vorzufinden; man braucht vielmehr nach einem Präsens oder Futurum may oder shall, nach einer Vergangenheit might oder should, jenachdem ein Wunsch oder eine strengere Forderung ausgedrückt wird.

„Of brick, and that of stuff, they cast to build a city and a tower, whose top may reach to heaven.“ Milton. — „But is there yet no other way, besides these painful passages, how we may come to death and mix with our connatural dust?“ Milton. — „Forthwith from out the ark a raven flies, and after him (the surer messenger) a dove, sent forth once and again, to spy green tree or ground, whereon his foot may light.“ Milton. — „He solicited Pope to endeavour a reconciliation by a ludicrous

poem which might bring both the parties to a better temper." Johnson. — „I begged them as a boon, to lay his corse in dust whereon the day might shine." Byron. — „They should be furnished with such accounts as may engage them to a laudable imitation." Johnson. — „Oft in my fancy's wanderings I've wish'd that little isle had wings, and we, within its fairy bowers, were wafted off to seas unknown, where not a pulse should beat but ours and we might live, love, die alone!" Moore. — „She longed for a parrot that should be a miracle of eloquence." Horace Walpole. — „It is possible for a writer to create a conventional world in which things forbidden by the Decalogue and the Statute Book shall be lawful." Macaulay's Essays V, 152. Tauchn. Ed.

Neustadt-Dresden. Dr. E. Kade.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ethnographisch-Sprachliches.

1. Historisch-ethnographisch-statistische Notizen über die Nationalitäten Oesterreichs, ihre Zahlen- und Sprachverhältnisse. Nebst einer kurzen Darstellung der politischen Angelegenheiten der Serben und ihrer Privilegien, so wie der neuen aus einem Theile Ungarns gebildeten Wojwodina und deren Grenzen. Zusammengestellt von einem beschaulichen Reisenden. Wien, 1849. Verlag der Buchhandlung von Albert A. Wenedikt. 8. S. 66.
2. Versuch einer Sprachenkarte der österreichischen Monarchie von J. V. Häufler. Verlag von Gustav Emich in Pesth. Lithographirt b. A. F. Walzel in Pesth. R.-Fol.

In der jüngsten Zeit ist Manches zur Aufhellung und sicheren Feststellung der in den beiden vorstehenden Arbeiten behandelten Verhältnisse veröffentlicht worden, wenngleich meist in weniger umfassender, das ganze österreichische Staatengebiet berücksichtigender Weise; wir erinnern hier nur an Schaffariks „Slavische Ethnographie“ und seine ethnographische Karte, die an Genauigkeit, Sicherheit der Resultate und Correctheit in der Namenschreibung alles Andere von dieser Art, wie die in Paris von Goujon und die in Berlin von Neymann erschienenen Karten, bei Weitem übertrifft. Schaffarik ist ein ungarischer Karpathen-Slave, jetzt Büchercensor in Prag, und konnte darum aus eigener Anschauung und wohlgewählten Correspondenzen leicht das beste Material sammeln.

Wenden wir uns nun zu den beiden oben angezeigten Arbeiten, so enthält Nr. 1 eine etwas trocken gehaltene Zusammenstellung des Materials, der eine Reihe geschichtlicher Skizzen vorangeht, zuerst allgemeiner Art, dann über die deutschen Sprachstämme, und zwar A. Hoch-Deutsche (a. Ober- oder Süddeutsche: 1. der bojoarisch-österreichische Stamm; 2. der alemannisch-schwäbische Stamm; b. Mitteldeutsche: 1. der fränkisch-sächsische Stamm; 2. der Sudeten-Stamm; 3. der mittelrheinische Stamm); B. Nieder-Deutsche (1. die Zipser Sachsen; 2. die Siebenbürger Sachsen; 3. die Deutsch-Proner oder Krikehajer. Dann folgen die romanischen Sprachstämme, als Italiener, Ramanier, Romanen, Franzosen, Griechen, Albanesen oder Arnauten. Die dritte Abtheilung bilden die asiatischen Sprachstämme der Magyaren, Armenier, Juden, Türken und Zigeuner. Alle sind nach ihren Localitäten und Wohnsitzen genau verzeichnet.

Weiterhin gibt der Verfasser die Bevölkerung der österreichischen Monarchie nach Sprachstämmen in einer kurzen Zusammenstellung und bestimmten Zahlenverhältnissen an. Von S. 17 bis 31 folgt die Darstellung des Verhältnisses der Serben und ihrer Privilegien. Dies ist die einzige eigentlich historisch zusammenhängende Arbeit in dem Büchlein, von der einen anschaulichen Auszug zu liefern wir nicht für dieses Werk übernehmen dürfen, so sehr wir auch die Bedeutsamkeit des Mitgetheilten anerkennen. Von S. 32 bis zu Ende herrscht der statistische Theil vor, auf den wir weiter unten wieder zurückkommen müssen.

Sollen wir nun ein Urtheil über das vorliegende Büchlein aussprechen, so fällt es dahin aus, daß wir mit der Darstellung des Materials, so trocken sie auch

ist, zufrieden sind und dieselbe Jedem, der in dieser Beziehung Belehrung sucht, empfehlen können. Einzelne Zahlenangaben freilich sind durch Andere bestritten, doch macht dies im Ganzen nicht viel aus: wir kommen auch noch darauf zurück. Nur Eins will Ref. hier bemerken, daß ihm der auf dem Titel stehende „beschauliche Reisende" mit dem Inhalte des Buches nicht ganz zu stimmen scheint; denn von Beschaulichkeit in dem gewöhnlichen, bürgerlich-anerkannten Sinn des Wortes kommt nichts vor; man müßte denn auch einen Geldwechsler oder Rechnungsbeamten, die ja beide mit Zahlen zu thun haben, beschauliche Menschen nennen.

Wir gehen zu Nr. 2, der Sprachenkarte Häuflers, über und geben zunächst ihre äußere Einrichtung an. Zuerst ist die ganze österreichische Monarchie repräsentirt und den Hauptsprachgrenzen nach eingetheilt; diese Darstellung nimmt den großen Raum des Foliobogens ein. Da aber in manchen Gegenden der Monarchie die Theilung der Zungen eine sehr mannigfaltige ist, und diese Mannigfaltigkeit in der allgemeinen Darstellung nur sehr unvollkommen repräsentirt werden könnte, so hat der Verfasser zu Erreichung einer specielleren Einsicht die Räume des Folioblattes nach allen Seiten und Ecken benutzt, um Specialdarstellungen geben zu können. Wir führen sie hiermit an: 1) Die deutschen Orte der Zips; 2) die Walser Orte in Vorarlberg; 3) die süddeutsche Sprachgrenze in Tirol; 4) die zerstreuten Kroatenorte in Oesterreich, Mähren und Ungarn; 5) die Umgebungen von Ofen und Pesth; 6) die deutschen (schwäbischen) Colonien in den Comitaten Tolna, Baranya, Bacs und im Banate; 7) die Umgebungen von Hermannstadt; 8) die rein sächsischen Orte im Bistritzer Bezirke; 9) Kroatenorte im Marchfelde (letztere Darstellung ist der die zerstreuten Kroatenorte in Oesterreich, Mähren und Ungarn darstellenden Seitentafel in einer Ecke angefügt).

Man sieht aus dieser Mittheilung, daß es der Verfasser der Sprachenkarte nicht an Genauigkeit, soweit dieselbe durch vielseitige Berücksichtigung der so sehr getheilten sprachlichen Verhältnisse möglich ist, hat fehlen lassen wollen. Der Referent muß eingestehen, daß er in Betreff des Ganzen nicht im Stande ist, eine Kritik abgeben zu können, da er sich in dieser Ausdehnung nicht mit der dahin einschlagenden Materie abgegeben hat und abgeben hat können; was jedoch Ungarn betrifft, so glaubt er doch eine genügende Uebersicht und Kenntniß zu haben, um die auf der Karte gegebene Darstellung beurtheilen zu können. Das Magyarenland, rings eingeschlossen von Ländern deutscher, slavischer und romanischer Zunge, erscheint als ein Inselpaar, deren größere in Ungarn, die kleinere in Siebenbürgen liegt. Diese allgemeinen Verhältnisse repräsentiren sich auf der Karte ganz gut, nur das Speciellere, der Umstand, daß Deutsche, Slovaken, Kroaten, Serben und Walachen und noch andere Nationalitäten hier vereinigt sind, ist nicht genug in der Darstellung berücksichtigt und gibt keine hinlänglich anschauliche Uebersicht. Die Deutschen, die über ganz Ungarn zerstreut sind, haben dennoch auch ihre compacten Wohnsitze in der Zips, im Banat, im Tolnaer und Baranyer Comitat, in der Wieselburger, Oedenburger und Eisenburger Gespannschaft; sie sind zwar dargestellt, aber nicht in ihrer hervortretenden Wichtigkeit. Indessen kann man doch von der vorliegenden Karte mit gutem Gewissen sagen, daß sie dem Zwecke, den sie sich bei der Ausdehnung ihrer Darstellung gesetzt, besser Genüge leistet, als Alles, was uns bisher in dieser Beziehung bekannt geworden. Die Karte von Schaffarik scheint Herr Häufler benutzt zu haben, indem er an ihren Vorzügen, sowie an ihren (sehr geringen) Mängeln Theil nimmt.

Für den Leser fügen wir noch die Bemerkung hinzu, daß es leichter ist, eine solche Arbeit zu benutzen, als sie zu machen; die Schwierigkeiten sind unendlich groß, und wir können wohl begreifen, wie ein durchaus gewissenhafter Gelehrter nie mit der Veröffentlichung einer solchen Arbeit hervorzutreten bereit sein kann.

Es bleibt uns noch übrig, hier auf eine Divergenz in den statistischen Angaben zwischen Nr. 1 und 2 aufmerksam zu machen, obwohl sie unbedeutend ist. Bei Angabe der Zahlenverhältnisse der einzelnen Nationalitäten gibt Nr. 1 unter den zum deutschen Bunde gehörigen Ländern Oesterreichs und den anderen die Zahl von 7,980,920 Deutschen an, während die Gesammtmasse der österreichischen Bundes-

bevölkerung zwischen 11 und 12 Millionen ausmacht; die Sprachenkarte Häufler's dagegen führt in den österreichischen Bundesländern 5,487,657 Deutsche an, und in den nicht zum Bunde gehörigen 1,604,168, zusammen also 7,091,825. Wir erkennen die Schwierigkeit solcher Bestimmungen an, wünschen aber und wollen nicht, daß Oesterreich sein Gewicht, das es in die Wagschale deutscher Dinge legt, über das gegebene Maß seiner Vertretungsfähigkeit hinausgehe.

Dr. Belz.

Elementarbuch der französischen Sprache nach der calculirenden Methode von Dr. Ernst J. Hauschild, Director des Modernen Gesammtgymnasiums zu Leipzig. Erster Cursus. 126 S. in 8. Zweiter Cursus. 124 S. in 8. Zweite Auflage.

Der Verf. vorliegenden Buches hatte anfangs sich an Ahn's Lehrweise angeschlossen, aber dann es vorgezogen, für seine Anstalt selbstständig zu arbeiten, und so sind diese beiden Curse entstanden. Hauschild ist ein denkender Mann, und seine Leistungen bewegen sich nicht auf dem flachen Boden handwerksmäßiger Einübung, sondern fassen einen bestimmten Zweck ins Auge, welcher unter Anwendung gesunder Grundsätze planmäßig verfolgt wird. Sie verdienen daher besondere Aufmerksamkeit.

Calculirende Methode nennt er die Behandlung des Sprachunterrichts, welche berechnet, wie sich das Fortschreiten mit einiger Zuversicht vorbereiten läßt, so daß immer durch die zuvor erlangte Fertigkeit in irgend einem Punkte bei dem Schüler sich von selbst das Bewußtsein der Regel bildet, und nur noch durch einen hinzugefügten Ausdruck befestigt werden muß. — Wir glauben nicht, daß es nöthig war, dazu eine neue undeutsche Bezeichnung zu schaffen, da sie nichts Anderes besagt, als was ziemlich allgemein schon anerkannt worden. Der Weg ist derselbe, den Ahn und Mager und viele Andere längst befolgen. Selbst der Ausdruck scheint uns nicht klar, denn Methode ist immer calculirend (wenn wir schon einmal undeutsch sprechen wollen), und ein Lehrgang, der nicht berechnet, wie er seinen Zweck erreichen solle, ist eben kein Lehrgang. Doch lassen wir dies auf sich beruhen.

Ueber die leitenden Grundsätze finden wir in der Vorrede zum zweiten Cursus (Lehrstufe!) etwas genauere Auskunft. Der Lehrgang wird hier: die schlechtweg beste Methode bei Erlernung fremder Sprachen in unsern Schulen genannt. Der Herr Verf. fühlt die ganze Kraft dieser Behauptung, und rechtfertigt sie durch Berufung auf den günstigen Erfolg, bei einer Anstalt von nahezu 150 Zöglingen, verschieden an Geschlecht, Alter und Stand (der Stand ist wohl gleichgültig dabei!), indem er andrerseits den natürlichen Gang, welcher fremde Sprachen wie die Muttersprache einüben will, schon wegen der Beschränktheit der auf jene in Schulen zu verwendenden Zeit verwirft, und demnach Jacotot als unmöglich betrachtet.

Wir müssen die Versicherung des Erfolges hinnehmen, aber derselbe beweist nichts weiter, als daß die Lehrer es verstehen, auf die Jugend gut einzuwirken; man wird wohl nicht in Abrede stellen, daß anderswo auf andern Wegen ebenfalls französisch gelernt wird. Wenn aber behauptet wird, daß Jacotot lediglich die natürliche Art, ganz gleich der Weise, wie die Muttersprache gewonnen wird, befolge, so ist das ein Irrthum. Allerdings gründet seine Lehrart sich auf die natürliche Erlernung der Muttersprache; aber sie ersetzt während des Lernens durch Einübung alles dessen, was regelmäßig gebildet werden kann, die Natur, welche bei fremden Sprachen nicht nachhilft; und den Mangel der beständigen Ausübung, welche in der Muttersprache alle Formen von selbst finden läßt, sucht sie gut zu machen durch künstliche Nebenübungen. Wir können aus eigener Erfahrung

hinzufügen, daß wir bei einer sehr bedeutenden Anzahl von einem Lehrer in Berlin gemeinschaftlich unterrichteter Knaben von 12—14 Jahren, und zwar viele Jahre nacheinander, stets die erfreulichsten Fortschritte wahrgenommen haben. Der Mann befolgte, ohne Jacotot zu kennen, zwischen 1800 bis 1820 denselben Weg, und alle seine Schüler drückten sich nach einem Jahre sowohl im Französischen, wie im Englischen sehr gut aus. Er war aber ein tüchtiger Arbeiter, und darauf kommt es an. — Ob übrigens nicht andere Mängel mit dieser Lehrart verbunden sind, lassen wir jetzt dahingestellt sein. Namentlich hat Herr H. darin recht, daß er es tadelt, wenn man ohne Weiteres jedes Buch zum Grunde legen zu können meint, und daß es viel gerathener erscheint, eine wohlberechnete Einrichtung zu treffen, damit man auch des nöthigen Stoffes sicher sei. Er verweist in dieser Beziehung auf seine Vorgänger Seidenstücker und Ahn, Herder und Munde, dagegen macht er jenen beiden Vorwürfe, die wir nicht verstehen.

Er selbst will hier leisten, was eine tüchtige Clavierschule für die Vorbereitung der Handgeschicklichkeit bezweckt, und meint, daß dazu die größte Selbstverleugnung gehöre, indem man Wissenschaftlichkeit ganz außer Augen lassen müsse. Wir geben das zu, wenn von einem sehr zarten Alter die Rede ist, in welchem der Verstand ohnehin noch nicht mit in einander greifenden Gedanken beschäftigt werden kann, und fürs Erste an Richtigkeit des Wortlautes, der Satzbildung, und an Auffassung einer Anzahl der nöthigsten Wörter gewöhnt werden muß. Wenn aber Erwachsenern zugemuthet werden soll, mehr als 200 Stunden bei dem ersten Cursus zu verbringen, welcher nichts weiter feststellt als die einfachsten Elemente, mit einem Wortvorrathe von ungefähr 600 Wörtern — und augenscheinlich für den zweiten wieder etwa 200 Stunden, also bei 4- 5 Stunden wöchentlich, Ausfälle eingerechnet, mindestens zwei Jahre für diese immer noch sehr dürftige Grundlage, — so möchten wir doch gerechte Zweifel hegen, ob der Erfolg glänzend genannt werden dürfe, wenn man die Ansprüche nicht gar zu bescheiden stellt.

Ueber den Umfang der für den Anfang nöthigen Wörter läßt sich streiten. Wir meinen aber, daß, wenn man für gut fand, entwickeltere und ferner liegende Ausdrücke, wie approcher, assiduité, avertir, blâmable, brouiller, circonstance, conformer, u. s. w. zu bedenken, und frühzeitig dem Gedächtnisse anzuvertrauen, doch auch accuser, aigle, Allemagne, amande, ane, ange, art, barbe, bateau, berceau, beurre, bête, u. a. fast unentbehrliche Ausdrücke nicht vernachlässigt oder zurückgeschoben werden durften.

Die Uebungen sind, dem Zwecke gemäß, durchaus gehaltlos. Auch darüber wollen wir nicht rechten. Es soll hier nur die Form eingeübt werden. Allein darin können wir nicht mit den Freunden der Vorübungen übereinstimmen, daß diese nothwendig ohne allen Gehalt, oder daß sie gar albern sein müssen, damit die Aufmerksamkeit recht eigentlich an der Form hafte. Man möge also immerhin zusammenstellen: le père und la mère, und le père und le frère, und so in allen Abwechselungen, aber schon das sich wiederholende: le père est un bon père, etc. ist ein sehr wenig sinniger Satz, und späterhin un père est bon und une mère est aussi bonne, ist doch wirklich gar zu albern, und das muß zehnmal umgewandelt und gelernt werden; dann gar: un bon père a un bon fils und une bonne fille. — Ist denn wirklich so große Gefahr vorhanden, wenn dieselbe Form zugleich ein wenig Menschenverstand enthält? Wir glauben, daß es höchst nachtheilig ist, Kinder und geschweige etwas heranwachsende Knaben und Mädchen an solche Gedankenlosigkeit zu gewöhnen? — In der That sind die folgenden Uebungen mehr aus dem Leben gegriffen, bis hier und da wieder ähnliche Sächelchen vorkommen, wie: S. 9. Mein Vater liebt seine Kinder und meine Mutter liebt auch ihre Kinder; S. 14. Das Zimmer unsrer Königin ist größer als das unsers Königs. Avez-vous acheté les plumes de ce petit garçon? Elles sont trop longues. S. 35. Hat sie gegeben ihr Kind der Königin? — Die Kinder unserer Nachbarin sind sehr bös, aber wir haben verziehen unsrer Nachbarin. S. 17. Du hast die kleinen Bissen für meine Vögel gefunden. S. 33. Es giebt auf diesem Tisch viel Fleisch, eben so viel (!) Fisch, wenig Früchte und ziemlich viel Wein — u. s. w.

Wie gesagt, solche Sätze sollten doch nicht eingeübt werden. Selbst Meidinger hat sich davon fern gehalten, und im Grunde sind doch die hier gegebenen Uebungen nichts Anderes als Nachahmungen seines Vorgangs. Im Ganzen sind freilich die Sätze auf Vorausübung dessen berechnet, was nachher Regel werden soll, und in so fern ohne Zweifel für sehr junge Kinder brauchbar. Dagegen finden wir im zweiten Cursus andere zusammenhängende Uebungen eingeschaltet, deren Berechnung wir nicht zu durchschauen vermögen. Hat man bei der Wahl der Geschichte von Jakobs Söhnen auf die Bekanntschaft mit biblischer Geschichte gebaut, so ist wenigstens in derselben nichts, was ihr einen besondern Vorzug verschafft. An kindlichen, mehr ins Leben eingreifenden Geschichten fehlte es nicht. Auch sind ein paar andere Erzählungen eingeschaltet und etwas Naturgeschichte beigefügt, — Alles bei Weitem nicht genügend für eine Lehrstufe, die schon Vieles voraussetzt.

Wenn wir im Allgemeinen ein Urtheil über derartige Werke aussprechen sollen, so möchten wir uns dahin erklären, daß die der Jugend zur Erlernung einer fremden Sprache allerdings nicht ohne Rücksicht auf Gedankenstoff verfaßt werden, und auch nicht so durchweg in gar zu kurzen abgerissenen Sätzen bestehen sollten. Die Form wird viel sicherer eingeübt, wenn sie in gehörigem, versteht sich, für die Entwickelungsstufe faßlichem Zusammenhange erlernt wird, und der Verstand geht dann nicht so leer aus; insbesondere wird auch die Kunst, sich in der Muttersprache gehörig auszudrücken, dadurch gefördert, während sie durch die Gewohnheit in der Schule überall nur mit wenigen Worten einen Gedanken abzuthun, in der That unsrer Jugend sehr mangelt. Zudem ist es ja nicht die bloße Form, die man erlernen soll, sondern der Geist der fremden Sprache, und die Jugend, welche in eine fremde Sprache eingeführt wird, hat schon einen gewissen Erfahrungsvorrath, welcher benutzt werden kann und soll; denn nicht nur stärkt das die Denkkraft überhaupt, sondern es hat auch den Vortheil, daß die während des Unterrichts wachsenden Seelenkräfte zugleich auf dem Gebiete der fremden Sprache Stoffe zur Beschäftigung finden. Wir möchten schließlich auf diese Bemerkung besonders hingewiesen haben, weil die meisten Lehrbücher nur das Fortschreiten des zu lehrenden Gegenstandes, nicht aber das des Schülers während der Dauer des Unterrichts zu beachten pflegen. Ein Schüler, der zwei Jahre eine Fertigkeit eingeübt hat, besitzt nicht bloß den Grad von Wissen, der aus dem Gegenstande ihm erwachsen ist, sondern hat unterdeß zwei Jahre länger gelebt, und nach allen Seiten seine Kräfte erweitert und an Erfahrungen und an Denkfähigkeit zugenommen. Die Mittel zum weitern Fortschreiten müssen also hierauf berechnet sein, sonst hält man die Entwickelung zurück.

Der größte Theil der Betrachtungen, welche sich uns bei Beurtheilung des obigen Elementarbuches darboten, findet auch Anwendung auf das:

Elementarbuch der englischen Sprache, nach der calculirenden Methode bearbeitet. Von Dr. E. J. Hauschild ꝛc. und John Mickelthwate. 1850. 84 S. Zweite Auflage.

Hier wird von vorn herein mehr vom einfachen Satze ausgegangen, und zu immer zusammengesetztern, unter fortschreitender Einübung grammatischer Formen vorgeschritten. Daß hier von großem Vorrathe nicht die Rede sein könne, begreift man aus der Seitenzahl, von welcher ein Theil noch durch Wortübersetzung, Paradigmen und Index, außerdem aber durch mehr als 90 in englischer Sprache ausgedrückte Regeln in Anspruch genommen wird. Dieser letztere Punkt ist uns unbegreiflich. Selbst wenn diese Regeln erst hinterher erlernt werden sollen, stehen sie noch weit jenseit des hier gezogenen Gesichtskreises. Und warum soll der Schüler sie alle englisch herplappern? Jeder andere Satz dafür erlernt, wäre erfolgreicher. Daß sie bunt durcheinander laufen, ist eine Berechnung, die wir nicht nicht durchschauen. So ist die erste Regel:

The attribute of the verb to be is the adjective, not the adverb; as: I am poor, he lives poorly; seltsam genug; und die zweite ist: **The verb to**

be is employed instead of the verb to have when used with the words right and wrong. Kann man solch ein Vorgreifen billigen? Bei Anfängern, welche noch I am rich, thou art poor, einstudiren müssen? Dann folgen sogleich Regeln über Genitive, Dative, Comparative, Possessive pronouns, Superlative degree, Plural number, Present and Imperfect Tenses, dann über Onomatisches, home, church, school; dann Indefinite article, dann Construction of phrases. — Wir vermögen nicht, uns im Entferntesten zu denken, wieso sich solche Folge rechtfertigt. Bei Jacotot könnte sie gelten, wenn die Veranlassungen zufällig in dieser Folge vorkämen.

Das Büchlein ist nützlich als Sammlung von Uebungen zum Uebersetzen, wie viele andere, obwohl wir auch hier die ausführliche Geschichte Josephs in biblischem Styl nicht an ihrem Platze finden. Bedenklich aber erscheint uns die Genügsamkeit in Aussprache-Regeln, die sich über a, e, i, o, u, s, th, auf dreiviertel Seite erstrecken; wobei wir nicht verstehen, wieso th in thou ein bloßer Stimmlaut sei; und Rechtschreibungs-Regeln, deren ein Paar vereinzelt vorkommen. — Ein strenger Richter müßte übrigens manche Sätze des sehr sonderbaren Ausdrucks wegen für bedenklich halten, z. B. S. 42. Haben die Aegypter ihren Vorrath geleugnet? (st. verleugnet). S. 44. Joseph wurde von dem Könige stattlich angekleidet! S. 64. Er unterrichtete mich, daß ein Bär ihn gezupft hätte.

Dr. J. M. Jost.

Mittelhochdeutsches Lesebuch. Mit einer Laut- und Formenlehre des Mittelhochdeutschen und einem Wörterverzeichnisse von Karl Weinhold. Wien, 1850. Verlag von Karl Gerold. gr. 8. VIII. und 186 S.

Dieses mittelhochdeutsche Lesebuch ist bestimmt, dem deutschen Unterrichte auf den Obergymnasien der deutschen Länder Oesterreichs zu dienen, hofft jedoch auch den Schulen anderer deutscher Gauen nützlich zu sein, wo man es nicht verschmäht, der Muttersprache eine höhere Beachtung zu schenken. Der Herr Herausgeber hat solche Lesestücke gewählt, welche, kurz und in sich abgeschlossen, von den Hauptrichtungen der deutschen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts ein möglichst genaues Bild geben: für das Volksepos Theile der Nibelungenlieder (nach Lachmann's Ausgabe), die der Herausgeber durch prosaische Skizzen aneinander gereiht hat, und einige Erzählungen aus dem Reinhard Fuchs; für das Kunstepos eine Stelle aus Hartmann's Iwein; für die Lyrik Lieder von Walther von der Vogelweide und Neithard; für die Spruchdichtung Stellen aus Freidank; endlich für die Prosa eine Predigt „in ascensione domini“ (aus M. Haupt's Zeitschr. f. deutsches Alterthum. B. 7. 140 u. f.), und eine Probe aus der Kronik Jakobs von Königshofen (Wackernagel: Altd. Lesebuch. S. 931—936). Außerdem enthält das Werkchen eine Lautlehre und eine Flexionslehre des Mittelhochdeutschen und ein kleines Wörterbuch. Dem Texte hat der Herr Herausgeber kurze Anmerkungen beigefügt, um dem Schüler die schwierigern Stellen verständlich zu machen. Jeder Abtheilung der mitgetheilten Sprachproben ist eine kurze erklärende Einleitung vorausschickt.

Die Auswahl der Lesestücke scheint uns sowol in Rücksicht auf Umfang als auf Inhalt des Mitgetheilten dem Zwecke des Buches durchaus angemessen zu sein; es wird den Schüler mit der mittelhochdeutschen Sprache und Literatur in hinreichender Weise bekannt machen, und ihm die Anschauungs- und Empfindungsweise jener Zeit in poetischen Bildern vor die Seele führen. Die Anmerkungen erläutern das Nothwendige, sind aber keineswegs darauf berechnet, dem Schüler die

Grammatik und das Wörterverzeichniß zu ersetzen. Die grammatische Einleitung in das Mittelhochdeutsche, oder die „Laut- und Formenlehre des Mhd." ist auf etwa 50 Druckseiten zusammengefaßt, läßt aber nichts Wesentliches unberücksichtigt. Der Herr Verfasser leitet diesen Theil seines Werkchens durch eine kurze Uebersicht der deutschen Sprachstämme ein. Er theilt den germanischen Stamm in vier Aeste: den gothischen, den nordischen, den sächsischen und den hochdeutschen. Der alten Benennung sächsisch würde fränkisch besser entsprechen als hochdeutsch, und der doppelte Gebrauch des letztern Wortes: einmal für die frühern und jetzigen oberdeutschen Mundarten, dann für diejenige Sprache der Gebildeten in ganz Deutschland, die eben keine Mundart ist, dürfte den Schüler leicht zu einer unklaren Auffassung des Gegenstandes verleiten. Die Lehre von dem mittelhochdeutschen Vocalismus sowol als von dem mhd. Consonantismus, insbesondere die interessante Lehre von der Lautverschiebung ist in sehr klarer und faßlicher Weise dargestellt. Der Herr Verf. erklärt sehr einfach den Umlaut als die qualitative Umwandlung des Wurzelvocals durch den Vocal der folgenden Ableitung oder Flexion, und analog sehr richtig den Ablaut als die quantitative Veränderung des Wurzelvocals durch den Vocal der folgenden Ableitung und Flexion. Noch einfacher wäre der gesetzliche Vorgang dargestellt, wenn statt „der folgenden Ableitung oder Flexion" Ein Wort, das sowol Ableitung als Flexion in sich faßt, nämlich Endung gebraucht wäre. Die Darstellung der Vocale nach der Lautschwere und die Unterscheidung: Kürze, Länge und Guna ist nicht ganz so anschaulich, als die andern Theile der Lautlehre; und schwerlich dürfte z. B. ein Schüler, der den Laut a nicht als Kürze, sondern nur als „gesteigerten Vocal" verzeichnet findet, sich bei der Versicherung beruhigen, daß der Grund nur durch die höhere Grammatik zu erklären sei. Der zweite Theil der grammatischen Einleitung enthält in möglichster Kürze das Wesentliche aus der Flexionslehre vollständig und anschaulich. Bei den Wörtern des Wörterbuchs ist auf die verwandten Sprachen germanischen Stammes und, jedoch nicht überall, auf die Verwandtschaft mit dem Griechischen und Lateinischen hingewiesen. Für den Schüler wäre es eine Erleichterung gewesen, wenn der Herr Verf. nach dem Vorgange W. Wackernagels, bei der Erklärung der einzelnen Wörter auf die entsprechende Stelle in dem Lesebuche hingewiesen hätte.

—e—.

Praktischer Unterricht in der slovenischen Sprache für Deutsche von Anton Janežič, Docenten der slovenischen Sprache am k. k. Gymnasium zu Klagenfurt. Klagenfurt. 1850. J. Siegmund's Buchhandl.

Desselben vollständiges Taschenwörterbuch der slovenischen und deutschen Sprache; deutsch-slovenischer Theil. Verlag wie oben.

Der neuesten Zeit war es vorbehalten, den Irrthum zu heben, man müsse, um unserer Sprache in den nicht deutschen Provinzen Geltung zu verschaffen, die fremde so viel als möglich in den Hintergrund drängen und diese so mit der Zeit überflüssig und entbehrlich machen. Das Verkehrte dieser Maßregel hat sich je länger desto deutlicher herausgestellt, und die unter deutschem Scepter lebenden Slaven besonders haben sich dadurch veranlaßt gesehen, sich um so fester an die letzten Reste ihres Eigenthums anzuklammern. Im Jahre der Gleichberechtigung der Nationalitäten hat man endlich den falschen Weg zu veranlassen angefangen und dafür einen anderen eingeschlagen, der jedenfalls zu größerem Heile führen wird. Gewiß, es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn es zu erreichen ist, den Slaven für deutsche Ideen, deutsche Sitte empfänglich zu machen, ihn also zu „germanisiren," dies am

sichersten und leichtesten dadurch geschieht, daß wir ihn in einer ihm faßlichen Sprache von den Vortheilen überzeugen, die ihm der Deutsche zu bieten im Stande ist, und dadurch, daß wir durch das Medium seiner Sprache uns ihm nähern, die Scheidewand einreißen, die sich zum gegenseitigen Nachtheil zwischen beiden Nationalitäten aufgethürmt hat.

Die Berücksichtigung nun, welche die slavischen Sprachen neuerdings erfahren haben, hat zugleich das Bedürfniß zweckmäßiger Lehrbücher derselben fühlbar gemacht, denen vorzugsweise die Aufgabe gestellt war, die Sprachfertigkeit im Auge zu behalten. Ein dankenswerther Beitrag hierzu ist unstreitig das Eingangs erwähnte Elementarbuch, das der Ahn'schen Methode angepaßt ist, bei dem jedoch der Verfasser als praktischer Lehrer geschickt dasjenige umgangen hat, was derselben bei ihren sonstigen Vorzügen von vielen Seiten als Fehler angerechnet worden ist.

Nach einer gedrängten, aber klaren und verständlichen Besprechung der Zeichen und Laute geht der Verfasser zu den Redetheilen über, gibt die Declinationen in weiser Mäßigung nur bruchstückweise, begleitet die Casusendungen der Substantive sehr passend mit den entsprechenden Präpositionen und entwickelt stufenweise zugleich mit den andern veränderlichen Wörtern auch das Verbum.

Ist in der ersten Abtheilung die Formenlehre, jedoch ohne Rücksicht auf die früher übliche Folge, sondern dem jedesmaligen Bedürfnisse des Lernenden entsprechend, durchgegangen, und an gut gewählten Uebungen im eignen und fremden Idiome die nöthige Geläufigkeit erzielt, so bietet die zweite eine Reihe von Paradigmen, setzt die Uebungen fort und vervollständigt das bisher Gegebene durch die nöthigen Ergänzungen. Der dem Ausländer so schwierige Gebrauch des Verbums ist erschöpfend behandelt, die Syntaxis, von der bereits früher hie und da manches eingestreut wurde, klar und deutlich erörtert, auf Zusammensetzung und Uebereinstimmung der Wörter, so wie auch auf die Satzbildung die nöthige Rücksicht genommen und am Schlusse übersichtlich die Adverbien zusammengestellt, denen die gebräuchlichsten Redensarten und Ausdrücke, so wie auch eine Sammlung Sprüchwörter und die Aufstellung der zur Wortbildung dienenden Vor- und Nachsilben folgen.

Die dritte Abtheilung, eine kleine Chrestomathie, gibt dem Lernenden durch gut gewählte Fabeln, Briefe, Erzählungen und Poesien — darunter eine metrische Uebersetzung von Schillers Glocke — Gelegenheit zu weiterer Uebung, und schließt mit einem Etymologikon.

Anlage und Ausführung des Ganzen tragen das Gepräge, daß der Verfasser den behandelten Gegenstand vollkommen in der Gewalt hat, die Schwierigkeiten, die sich dem Deutschen beim Studium einer slavischen Sprache entgegenstellen, kennt, und daß er auf praktische Art und mit pädagogischem Geschick seine Aufgabe zu lösen wußte. Ein slovenisches Sprüchwort sagt: ce te jedro mika, lupino zgrizi, Willst du den Kern, so zerbeiße die Schale; der Verfasser hat Sorge getragen, daß man sich an der Hülle nicht die Zähne ausbeiße, sondern so bequem als möglich zur Frucht gelange.

Das Wörterbuch, von dem bis jetzt erst ein Theil, doch der für den Deutschen wichtigere, nämlich der deutsch-slovenische, vorliegt, ist gleich dem Elementarbuche eine schätzenswerthe Arbeit und gewiß für Viele eine Hülfe, nach der sie sich längst gesehnt haben. Trotz der Abkürzungen, welche sich der Verfasser erlaubt hat und die nur zu billigen sind, umfaßt das Werk 40 Bogen kleinen Druck, was allerdings auf Ausführlichkeit deutet. Mit Spannung sehen wir dem slovenisch-deutschen Theil entgegen, um so mehr, als er in der Art bearbeitet werden soll, daß er auch bei illirischen Werken anzuwenden sein wird. Dadurch sichert er sich zugleich das Verdienst, eine fühlbare Lücke auszufüllen und wird ein Vielen willkommener Rathgeber.

Kurzgefaßte Grammatik der böhmischen Sprache. Theoretisch-praktisch bearbeitet nach eigner Erfahrung mit theilweiser Anwendung der Ahn'schen Methode von Anton Cebusky. Wien, 1850. Verlag von L. W. Seidel.

Abermals ein Werkchen, welches vorzugsweise die Sprachfertigkeit fördern soll, und zwar in einem Idiome, das für eines der am meisten cultivirten unter den slavischen gilt und eine bedeutende Literatur aufzuweisen hat. Der Verfasser desselben sucht das Hinderniß zur Erlernung einer fremden Sprache mehr in der Methode als in den Schwierigkeiten der Sprache selbst und ist der Ansicht, es hieße dem Lernenden zuviel zumuthen, wenn er die Regeln der Biegung, die richtige Aussprache und das Vocabelnlernen zugleich bewältigen solle. Ihm genügt beim Anfänger eine geläufige Anwendung der Hauptregeln auf bereits bekannte Wörter und eine sorgfältige Aussprache; das Weitere überläßt er einem gründlichen Studium der Grammatik und hält dann das Lesen eines guten Autors mit zu Hülfenahme eines bewährten Wörterbuchs für hinreichend zur nöthigen Ausbildung.

Gemäß der entwickelten Ansicht hat der Verfasser einen von dem früher verfolgten theilweise abweichenden Weg eingeschlagen und sein Werkchen in zwei Hälften getheilt, eine theoretische und eine praktische. In der ersten, die schematisch das Wesentliche der Formenlehre enthält, reihen sich die Redetheile in altherkömmlicher Folge an einander; in der zweiten, der die vorhergehende als Nachweis dienen soll und welche vorherrschend in der Ahn'schen Manier behandelt ist, wird bei den veränderlichen Redetheilen vorzugsweise die Gleichheit der Endung im Auge behalten und zur Satzbildung vom Verbum das Nöthige mit hereingezogen. Auf den goldnen Spruch: festina lente weist der Autor dringend hin und verlangt beim Durchgehen der Nummern des praktischen Theils ein sorgfältiges und fortwährendes Zurückkommen auf den theoretischen; ebenso empfiehlt er Strenge in Bezug auf die Aussprache und das Zurückübersetzen aus einer Sprache in die andere, was bekannterweise die Geläufigkeit sehr fördert.

Einige Unrichtigkeiten in Betreff der Accentuirung sind wohl ein Versehen des Setzers; den Irrthum jedoch, den Klang des böhmischen ch in dem deutschen „Leiche" finden zu wollen, und sich mit dem dicht dabeistehenden „sachte" (in welchem der ch-Laut dem böhmischen vollkommen gleich ist) nicht zu begnügen, muß der Verfasser schon auf sich nehmen, und dem Referenten nicht grollen, wenn er ihn darauf aufmerksam macht. Seine Arbeit hat so viel Anspruch auf Anerkennung, daß dergleichen kleine Anomalien dabei nicht in Betracht kommen. Und übrigens — gibt es denn in der Welt etwas Vollkommenes?

Breslau. Dr. J. N. Fritze.

Edelsteine deutscher Dichtung und Weisheit im XIII. Jahrhundert. — Ein mittelhochdeutsches Lesebuch zusammengestellt und mit einem Wörterbuche versehen von Philipp Wackernagel. gr. 8. XXXVI, 352 S. Erlangen, 1851. (1⅓ Thlr.)

Die vorliegende Zusammenstellung mittelhochdeutscher Lesestücke ist für die oberste Schulclasse bestimmt, und reiht sich mit großer Auszeichnung den namentlich im letzten Decennium wiederholt gemachten Versuchen an, auch die altdeutschen Studien in den Kreis der Schulunterrichtsgegenstände mit hineinzuziehen. Die Nothwendigkeit dieser Erweiterung des Schulunterrichts ist bekanntlich noch immer ein streitiger Punkt in der Schulpädagogik. Die Beantwortung der Frage: Soll in den obersten Classen unserer Gymnasien oder Realschulen auch die ältere deutsche Literatur (wenigstens die mittelhochdeutsche, wie es der Herausgeber ver-

langt) behandelt werden? hängt natürlich eng mit der Ansicht zusammen, welche man theils von dem Wesen und Zwecke des Unterrichts in der Muttersprache, theils von der bildenden Kraft unserer älteren Literatur gewonnen hat. Der Herr Herausgeber hält laut der Vorrede an seiner bereits vor einer Reihe von Jahren ausgesprochenen Grundansicht auch jetzt noch fest, wonach als alleiniger Gegenstand des Unterrichts in der Muttersprache die Nationalliteratur zu betrachten, und an dieser, durch diese und zu dieser die Schüler zu leiten seien, und spricht sich jetzt bündig und ohne Rückhalt dahin aus: daß der Unterricht in der Muttersprache auf höheren Schulen die Einführung des Schülers in die germanistischen Studien zum Zweck habe. Das müsse die leitende Idee durch alle Classen von Anfang bis zu Ende sein. Wir überlassen billig die weitere Durchfechtung oder Bestreitung dieser Thesis, wozu bei einer bloßen Anzeige kein Raum, andern geübten pädagogischen Kräften, und erlauben uns hier nur ein paar Bemerkungen, wobei wir den Wunsch nicht unterdrücken können, daß dieser wichtige Gegenstand recht bald von mehreren Seiten möchte von Neuem aufgenommen und in ernste Erwägung gezogen werden*). Von theoretischer Seite liegt in der Behauptung des Herausgebers, daß die germanistischen Studien, so gut wie z. B. die Naturwissenschaften, als ein Moment der neueren deutschen Kunstbildung zu betrachten seien, allerdings Wahrheit. Aber hier ist die Pädagogik zu der Frage berechtigt: Ist die Bildung eines Schülers materiell und wesentlich unvollständig, wenn er ohne eine, und zwar an den Quellen geschöpfte, Kenntniß auch der älteren deutschen Literatur entlassen wird? Für die meisten dermaligen Gymnasien möchte man geneigt sein, diese Frage von vornherein mit ja zu beantworten, so lange dort der Schwerpunkt einzig auf die Seite der altclassischen Studien fällt, und die modernen Bildungselemente ein geringeres Gewicht haben. Abgesehen davon, daß der Anfang der germanistischen Studien auf dem Gymnasium reifere Früchte tragen kann, und die Hoffnung rechtfertigt, der Gymnasialschüler könne und werde auf der Universität die sich ihm bietende Gelegenheit zur weitern Vertiefung benutzen (eine Hoffnung, die der Realschüler aus nahe liegenden Gründen meist unerfüllt läßt), könnten jene Studien gegen die Vorherrschaft der altclassischen das beste Gegengewicht abgeben, da unsere ältere Literatur ein Product rein deutschen Geistes ist, die den Durchgang antiker Bildung noch nicht erfahren hat, und da sich wohl nirgends das deutsche Volksthum in seiner innersten schönen Eigenthümlichkeit besser abgespiegelt als dort. Dahingegen ist die Bildung eines Realschülers der obersten Classe auch ohne germanistische Studien eine durchweg moderne, und vermöge des engeren geistigen Bandes der jetzigen Culturvölker, von selbst schon eine mehr nationale. Ob daher bei ihm ein Zurückgehen bis auf die älteren Quellen durchaus erforderlich, und ob er nicht an einer Literaturkenntniß der letzten dreihundert Jahre sich genügen lassen könne, so daß dabei auf die Kenntniß der zweiten Blüthezeit unserer Nationalliteratur ein besonderes Gewicht gelegt würde, — darüber möchten die Meinungen noch getheilt bleiben. Freilich wohl wäre zu wünschen, daß unsere höheren Schulen beiderlei Richtung, die echt deutschen Studien so gut wie noch viele andere schöne Dinge mit gleicher Kraft und Liebe betreiben könnten, aber die Wirklichkeit wird wohl noch lange solchen Idealen nicht zu entsprechen vermögen. Der praktischen Bedenken müßten erst gar manche noch erledigt werden. Woher die Zeit dazu nehmen? werden Viele fragen. Sind nicht die Lectionspläne schon überladen genug? sind nicht erst dringendere Bedürfnisse zu befriedigen, und müßten nicht namentlich erst die Schüler in die der Zeit und dem Geiste nach näher liegende zweite classische Periode unserer Literatur tiefer eingeweiht werden, als es den Schulen bisher möglich war. Und dennoch, kann man einmal die Nothwendigkeit, unsere Jugend auf mehr nationaler Grundlage zu erziehen und zu bilden, als bisher geschehen, unmöglich länger abstreiten, so muß man auch die Möglichkeit zugeben und das Mittel zum

*) Gute Ideen enthält Breier's Programm, Ueber die Stellung des Altdeutschen auf höheren Bürgerschulen. Oldenburg, 1846.

Zweck, eine vertrautere Bekanntschaft mit den gesammten Geistesproducten unseres Volks, billigen. Aber auch dieses Mittel wäre wieder nur möglich, wenn die Unterrichtspläne eine durchgreifende Veränderung erführen, wenn vor Allem in manchen Dingen besser unterrichtet, wenn das Rechte immer auf rechte Weise (und in besserer Ordnung!) gelehrt würde; dann fände sich zu manchen Dingen noch Zeit. — Wohl legen manche Lehrer, und gewiß mit Recht, zum Behuf nationaler Bildung, auf den Unterricht in der deutschen Geschichte ein besonderes Gewicht. Jedenfalls warnt sie am eindringlichsten vor mancher politischen Verirrung des Jünglings- (und Mannes-)alters, aber mit ihr bringt schwerlich ein Schüler den Stolz auf seine Nationalität aus der Schule heim in's Leben. Dazu ist sie doch oft im Einzelnen und auch im Ganzen zu trostlos. Den einfach geraden deutschen Sinn, deutsches Gemüth soll der Erzieher nähren, und die Schule hat zuvörderst das Ihrige gethan, wenn sie sagen kann, sie habe das Interesse geweckt, und dem Schüler einen Vorschmack, eine Ahnung gegeben, von dem Geiste, der unser Volk in besseren Zeiten beseelte. Für den heiteren, frischen und jugendlich unbefangenen Geist des deutschen Mittelalters ist aber gerade die Jugend am empfänglichsten, und jede Schule kann und muß ihr die Freude an unserer Volksdichtung, an seinen Sagen, Mährchen und seinen Liedern schaffen, mag auch seine ältere Sprache an sich der Schule einstweilen noch eine fremde bleiben. Möchte nur die Zeit nicht gar zu fern sein, wo ein allgemeineres Studium der Sprache noch näher zum Verständniß des Inhalts unserer reichen älteren Literatur führen könnte. Unsere Gegenwart läßt den wahren deutschen Geist in vielen Stücken unbefriedigt. Möglich, daß eine Zeit kommt, wo mancher Deutsche gern den Blick von der traurigen Gegenwart in die schönere Vergangenheit wendet, und sich in die stillen Räume dichterischer Vorzeit, als seiner letzten Zufluchtsstätte, flüchtet. Die Schule mag bei Zeiten wenigstens den Weg dahin weisen!

Dankenswerth bleiben deshalb alle Bücher, die, wie das obige, das erste Studienbedürfniß im Auge haben, und in chrestomathischer Form unmittelbar in die Hallen der mittelhochdeutschen Dichterwelt einzuführen suchen. Die Sitte oder Unsitte, welche noch hie und da an Schulen herrscht, nach einem gedruckten Leitfaden auch über die ältere Literaturgeschichte Vorträge zu halten, wird und muß immer mehr abkommen; ein solcher Unterricht bleibt anschauungslos, selbst dann, wenn etwa gelegentlich einige Pröbchen mitgetheilt werden. Besser wäre es, dann lieber die ganze alte Zeit auszuschließen; denn eine Conversationslexiconsbildung soll die Schule nicht geben wollen. Andererseits sind aber auch streng literargeschichtliche Urkundenbücher oder größere Sammlungen, wie die allbekannte von Wilhelm Wackernagel, Frommann und ähnliche für den Schulzweck unpassend. Aber die Herausgabe gerade eines für den Schulzweck bestimmten Lesebuchs jeder Art hat immer ihre großen Schwierigkeiten, und selten gelingt es, das richtige und Allen genügende Quale und Quantum in der Auswahl zu treffen. Ohne manchen der bisher erschienenen Hilfsbücher für's Mittelhochdeutsche zu nahe zu treten, müssen wir gestehen, daß von jenem Gesichtspunkte aus das vorliegende von Herrn Phil. Wackernagel zu den absolut besten gehört.

Sehen wir nun nach diesen allgemeineren Bemerkungen das obige Lesebuch genauer an, so ist vor Allem das Maß und die Art der Auswahl musterhaft und dem Schulzwecke vollkommen entsprechend zu nennen. Jeder wird zunächst mit dem Grundsatze des Herausgebers im Allgemeinen einverstanden sein, nach welchem er nur ganze und in sich abgeschlossene Stücke gegeben. Eine etwas strenge Consequenz gebot dann freilich bei solcher numerischen Beschränkung manchen Bruchstücken der sonst gerade ausgezeichnetsten Dichter die Aufnahme zu versagen. Gleich das Nibelungenlied, mit welchem das Lesebuch beginnt, erheischte ein Abgehen von jenem Grundsatze, insofern dies unmöglich fehlen durfte. Die Inconsequenz wird aber so gut wie ganz aufgehoben durch die Gestalt, welche der Herausgeber seinem Auszuge gegeben. Dieser ist nämlich ein vollständiger, und giebt dem Leser durch Ausscheidung der weniger hervorstechenden Partien ein recht gutes Bild vom Ganzen. Die Lücken werden durch gut gehaltene Zwischenerzählungen ausgefüllt, und so der Zusammenhang des Ganzen, noch dazu oft mit Hinzufügung der Schlag-

stellen aus den weggelassenen Stücken, hergestellt. Es verdient dies Verfahren allen Beifall, und kommt besonders dem Privatstudium zu Statten. — Auf das Nibelungenlied folgt im Buche von dem gemüthvollen Hartmann „Der arme Heinrich" und zwar unverkürzt. Die lyrische und didaktische Poesie ist vertreten durch eine mehr oder weniger reiche Auswahl von Stücken aus demselben Hartmann, aus Reinmar dem Alten, Walther von der Vogelweide und endlich aus dem Freidank. Zuletzt folgen auf c. 50 Seiten Prosastücke, bestehend in Predigten des Berthold von Regensburg und seines Lehrers David von Augsburg.

Die Beschränkung, die der Herausgeber bei der Auswahl auf das Mittelhochdeutsche und hier wieder auf die classische Zeit des 13. Jahrhunderts hat eintreten lassen, bedarf wohl kaum einer Rechtfertigung. Es ist in der That schwer zu begreifen, wie mehrere Herausgeber ähnlicher Lesebücher alles Ernstes auch die frühere Zeit in der Schule berücksichtigt sehen wollen, ja wohl gar deshalb Auszüge aus dem Otfried, dem Heliand und selbst aus dem Ulfilas geben. Wenn man doch die deutsche Gründlichkeit nicht oft so weit triebe! Es setzt die Behandlung jener Lesestücke einen Aufwand von Kraft und Zeit in der Schule voraus, die sich eher erschöpfen, als der Lernende an den Pforten des Heiligthums der mhd. Poesie angelangt ist. Dergleichen hätte nur Sinn, wenn unter germanistischen Schulstudien einzig oder auch nur vorzugsweise Sprachstudien zu verstehen wären, etwa in der Weise, wie man hier und dort auf den Gymnasien meint humanistische Studien mit den Schülern zu treiben, wenn man sie mit weitläufigen Untersuchungen über griechische Dialekte stundenlang martert, und sie von dem Inhalt der classischen Schriftsteller nicht nur abzieht, sondern ihnen dieselben recht gründlich verleidet. Wozu giebt es denn Universitäten?

Eine Schwäche des Wackernagel'schen Buches, die aber eine nothwendige Folge eines vielleicht zu ängstlichen Festhaltens an dem Grundsatze, nur ganze Stücke geben zu wollen, war, dürfte Mancher darin finden, daß bei dem großen Reichthum jener Zeit an erzählender Poesie, diese gerade im Buche etwas zu kurz gekommen ist. Man muß es namentlich bedauern, daß der sittlich großartigste und tiefsinnigste der alten Dichter, Wolfram, nicht hat aufgenommen werden können. Wenigstens ließ der Parcival (seine schwere, oft dunkle Sprache bei Seite) schon wegen der geknäuelten Anlage nicht füglich eine Behandlung zu, wie sie das Nibelungenlied so passend vom Herausgeber erfahren hat. Refer. weiß aber nicht, ob der Herausg. nicht wohl gethan hätte, dieser dichterischen Größe zu Gefallen, ausnahmsweise aus den beiden anderen Stücken, dem Titurel, oder dem Wilhelm Etwas aufzunehmen, letzterer noch lieber wegen der vollendeteren Form. Das geringere Interesse am Stoffe wäre durch den Vortheil, die Bekanntschaft mit diesem größten Dichter wenigstens eingeleitet zu haben, aufgewogen, und dazu hätte ferner eins der beiden Stücke den besten Anknüpfungspunkt geboten zur Belehrung über die reichen von den mhd. Dichtern so vielfach ausgebeuteten nicht nationalen Sagenkreise. Eine Entschuldigung für das Fragmentarische hätte der Herausgeber überdies ja in dem Umstande gehabt, daß die beiden Werke selbst nur in solcher Gestalt aus den Händen des Verfassers auf uns gekommen sind. Der zweite große Meister, Gottfried, konnte natürlich schon aus educatorischen Rücksichten als epischer Dichter keinen Platz im Buche finden, und muß Refer. mit dem Herrn Herausgeber selbst deshalb es bedauern, daß nicht wenigstens die Erzählung Konrads von Würzburg, Otto mit dem Barte, hinzugefügt worden ist.

Besonderen Anspruch auf Beifall hingegen hat die Partie des Buches, welche lyrische und didaktische Stücke enthält. Der Herausgeber hatte hier die Wahl, entweder aus sämmtlichen erhaltenen lyrischen Gedichten eine Auswahl zu geben, oder sich auf ein und das andere, aber besonders reiche Dichterleben zu beschränken. Wir freuen uns, daß er sich für das Letztere entschieden; sein Buch hat nur dadurch gewonnen. Hier mußte, was auch geschehen, vor Allen Walther von der Vogelweide bedacht werden. Die in etwa 60 Stücken mitgetheilten Lieder und Sprüche geben für den Anfang eine vollkommen hinreichende Anschauung von der Sprache, der Geistestiefe und Innigkeit des Dichters, und lassen in einem Lesebuche die Bekanntschaft mit dem eigentlichen Minnegesang dieser Zeit um so weni-

ger vermissen, als dieser bekanntlich damals gleichfalls den reflectirenden und gnomischen Charakter angenommen hatte. Der mitgetheilte Auszug aus dem Freidank endlich rechtfertigt sich für die Schule wohl von selbst. Ist es auf Gemüths- und nationale Bildung bei der Beschäftigung mit diesen Studien in der Schule abgesehen, so wüßte Refer. in der That keine bessere versus memoriales.

Chrestomathische Auszüge haben trotz dem, daß denkende Männer, wie Goethe, Swift u. A. ihnen das Wort geredet, noch immer ihre Gegner und befriedigen deshalb selten nach allen Seiten hin. Aber der Hauptzweck, einzuführen in die Bekanntschaft mit der betreffenden Literatur möchte schwerlich auf anderem Wege zu erreichen sein. Er ist erreicht, wenn des Schülers Interesse lebhaft erregt, und bei ihm sich zu der Ahnung, daß in den tieferen Schachten noch der „Edelsteine" mehr sind, auch die Lust gesellt, dort weiter nachzugraben. Dazu, glauben wir, werden Lernende bei dem Gebrauch des obigen Buchs sich leicht gedrängt fühlen, denn es enthält, was ihnen der Titel verspricht, wahre Edelsteine.

Einen besonderen Werth hat der Herausgeber ferner seinem Buche noch durch die Aufnahme von zwei längeren Prosastücken der beiden größten Volksredner des 13. und folgenden Jahrhunderts gegeben. Rücksichtlich ihres Inhalts konnten sie bei der übrigen Reichhaltigkeit dieses Buches an paränetischem Lesestoffe schon entbehrt werden, wenn es nicht räthlich, ja nothwendig wäre, dem Lernenden gleich bei der Einführung in die Poesie auch eine Vorstellung von dem Zustande der herrschenden Prosa zu verschaffen, und ihm so die Einsicht in die damalige Poesie zu erhellen, indem er gewahr werden wird, wie sich auch in der ungebundenen Form, in dieser unmittelbaren Redeweise derselbe jugendlich frische und dichterische Geist ausspricht, der die anderen literarischen Schöpfungen der Zeit durchweht. Natürlich blieb für den Herausgeber, zumal wenn er auch ein in sich abgeschlossenes Ganze geben wollte, kaum die Wahl zwischen den inhaltreichen und zum Theil musterhaften Predigten und zwischen Bruchstücken aus den Rechtsbüchern.

Die Zahl der höheren Unterrichtsanstalten, in deren Lectionsplan auch das Mittelhochdeutsche eine Stelle gefunden, ist dermalen verhältnißmäßig noch sehr klein, augenscheinlich jedoch im Zunehmen begriffen. Irren wir nicht, so hat bis jetzt einer größeren Verbreitung in den Schulen weniger ein ungünstiges Vorurtheil der Schulvorsteher (ich erinnere an die modernen Sprachstudien auf Gymnasien) als der Mangel an geeigneten Lehrkräften im Wege gestanden. Darum werden sich die Freunde germanistischer Schulstudien mit ihren Hoffnungen wohl noch eine Reihe akademischer Triennien bescheiden müssen, bis der betreffende Unterricht auf den Universitäten ein noch fruchtbareres Feld gewonnen, und die dort gebildeten künftigen Lehrer mit der Kenntniß auch das Interesse in ihre amtliche Schulsphäre bringen. Unter diesen Umständen können Lehr- und Lernbücher für die alt- und mittelhochdeutsche Sprache und Literatur inzwischen hauptsächlich nur bei denjenigen Lehrern oder Studirenden ein Publikum finden, die, sei es aus Mangel an Gelegenheit mündlicher Unterweisung, sei es aus Versäumung derselben, jene zum Gegenstande ihrer Selbstbelehrung machen. Darum ist es gut, wenn Chrestomathien und grammatische Lehrbücher hierauf besondere Rücksicht nehmen. Auch zu diesem Zwecke glaubt Refer. das Wackernagel'sche Buch besonders empfehlen zu können. Das beigegebene Wörterbuch ist mit der am Herausgeber bekannten Sorgfalt und Gründlichkeit gearbeitet, und enthält nicht nur eine im Ganzen vollständige Nachweisung der Stellen, an welchen die Wörter und Ausdrücke vorkommen, sondern führt auch die einzelnen Flexionsformen der starken Verba mit auf. Ein so gewissenhaft gearbeitetes Wörterbuch wie dieses ist unstreitig viel zweckmäßiger, als fortlaufende Noten oder gar als eine gegenüberstehende neuhd. Uebersetzung, wie sie u. a. Kehrein in seinen „Proben der deutschen Poesie und Prosa u. s. w." gegeben. Bei solchen Uebersetzungen eilt das Auge und der Geist des Lernenden nur zu leicht an dem Original vorüber, während sich mit Hülfe eines guten Wörterbuchs das Verständniß der Form und der Gedanken, wenn auch mit mehr Mühe, aber dafür desto besser und sicherer dem erschließt, der es sich hat erarbeiten und zu seinem geistigen Eigenthum machen müssen; durch fortlaufende Notirung der Stellen im Wörterbuche und beständige Rückweisung auf das schon Vorgekommene

wird das Gedächtniß für Wörter und Formen wesentlich unterstützt. — Schade, daß der Herausgeber, durch äußere Umstände genöthigt, seine Absicht, auch einen Abriß der mhd. Literaturgeschichte, sowie eine kleine Grammatik und Metrik der mhd. Sprache beizufügen, aufgeben mußte. Für die Schule, wo der mündliche Unterricht ergänzen kann, ist dieser Ausfall nicht so erheblich; da aber, wie oben bemerkt, dergleichen Bücher vorläufig noch zum guten Theil dem Selbstunterricht anheimfallen müssen, so sind Beigaben wie die erwähnten, kaum entbehrlich. Zwar sind solche Hülfsmittel in reichlicher Menge vorhanden, aber fast durchgängig greifen sie für den Anfang viel zu weit; statt sich auf das Allernothwendigste zu beschränken, lassen sie den Lernenden über der Handhabung des Mittels, der Sprache, lange nicht zum Zweck kommen; theils sind die Hülfsmittel zerstreut in mehreren Büchern, während die Anfänge von Allem, von Grammatik, Metrik und Literatur am besten gleich, schon der Beziehung wegen, sich in einem Buche zusammen finden. Später mag der Lernende dann zu andern Hülfsmitteln greifen. Vorher aber müßte er, und zwar vor dem Beginn der zusammenhängenden Lectüre über manche sprachliche Dinge, wobei das Wörterbuch nicht immer helfen kann, im Reinen sein, um dann rasch und ohne vielen Aufenthalt bei der Grammatik, im Lesen fortschreiten zu können, denn dieses und nicht die Sprachlehre bleibt doch wohl beim Schulstudium der Zweck. Refer. betrachtet solche Vorübungen wie Fingerübungen in der Musik; das Stümpern, Fehlgreifen, Suchen, Verbessern verleidet die Arbeit und den Genuß; man soll möglichst bald wie in der Musik vom Blatte spielen, so in einer fremden Sprache vom Blatte lesen und verstehen lernen. Am geeignetsten wäre, nach des Refer. Ansicht, namentlich für die Schule, eine kleine nach grammatischen Kategorien geordnete Sammlung abgerissener, nicht zu langer Sätze, die zuvor rein analytisch behandelt werden könnten, und auf welche bei der Lectüre dann und wann zurückzugehen wäre. Diese machte, beim Mittelhochdeutschen wenigstens, einen ausgearbeiteten Abriß der Grammatik immerhin schon unentbehrlich. Dies Verfahren hat auch schon Hahn in seinem mittelhochd. Lesebuche, aber in ungenügender Weise, beobachtet. Zu selbstgebildeten, oder ganz inhaltleeren Sätzen, wie sie Anfängern in fremden Sprachen pflegen vorgelegt zu werden, brauchte man seine Zuflucht nicht zu nehmen; es eigneten sich dazu füglich unter andern z. B. kurze Sprüche aus dem Freidank. — Noch eine sehr beifallswerthe Zugabe unseres Buchs ist die gründliche Anweisung, welche Herr Wackernagel über die Aussprache des Mittelhochdeutschen vorausgeschickt hat. Dies ist ein Gegenstand, über den man sich sonst vergeblich nach Belehrung umsieht, und doch weiß Jeder, der sich einmal mit Erlernung einer fremden Sprache, namentlich ohne Beihülfe des mündlichen Unterrichts beschäftigt hat, ein wie peinliches Gefühl die Ungewißheit oder gänzliche Unkunde der Art und Weise ist, wie das geschriebene stumme Wort zu sprechen sei, wenn es lebendig zu unserm Ohr klingen soll. Darum ist es ein nicht geringes Verdienst, das sich der Herausgeber um den Studirenden durch diese Arbeit erworben hat. Zwar ist es sehr schwierig, überall die wirklich richtige Aussprache, wie sie zu ihrer Zeit gewesen, noch heute zu ermitteln. Weder der Reim noch die Mundarten, wie sie sich heut zu Tage in den Gegenden des alten Schwabens, Frankens u. s. w. festgesetzt, noch die allgemeinen Lautgesetze, führen immer zu sicheren Schlüssen auf die Aussprache der mhd. Zeit. Dazu kommt die andere Schwierigkeit, durch die Schrift mancherlei Nüancirungen zwischen den Lauten und der Aussprache eines Nord- und Süddeutschen verständlich zu machen. Alle diese Schwierigkeiten hat der Verfasser nicht heben können und wollen. In den nicht völlig evidenten Fällen dringt er wenigstens auf Gleichmäßigkeit der Aussprache, und giebt dem Unkundigen dafür gewisse feste Haltpunkte an.

Hiermit empfiehlt Refer. dringend diese vorzügliche Arbeit sowohl denjenigen Schulen, auf welchen die mhd. Studien sich bereits eine Stelle haben erringen können, als namentlich denjenigen Studirenden, die sich selbst in die germanistischen Studien hineinzuarbeiten Lust fühlen. — Die typographische Ausstattung des Buches ist geradezu schön zu nennen.

Lennep. Dr. L. A. Berglein.

Friedrich und Voltaire in ihrem persönlichen und literarischen Wechselverhältnisse. Von Robert Schultheß. Nordhausen bei Förstemann. 1850.

Das unter dem vorstehenden Titel erschienene Werk erfüllt, um es ohne Umschweif, aber nach bester Ueberzeugung zu sagen, nur in geringem Maße seine Verheißungen. Nach aufmerksamem Durchlesen hinterließ es dem Referenten den Eindruck, als sei es eine, von einem jungen, in geschichtlichen Forschungen noch ungeübten Mann veranstaltete Compilation. Der Mangel an selbstständigem Studium der Schriftwerke der beiden zu vergleichenden Schriftsteller tritt überall aus dem Büchlein hervor. Eine überzeugende Belehrung wird dem Leser aus demselben nicht zu Theil. Nur die persönlichen, d. h. die äußerlichen Wechselverhältnisse beider Männer werden uns, mit Einschaltungen mancher Episode, die nicht genau zum Gegenstande gehört und nicht selten in erhöhtem Maße den Charakter der Hohlheit trägt, in anekdotenartiger Weise vor Augen geführt; von einer Untersuchung über das litterarische Wechselverhältniß, in welchem jene beiden Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts zu einander standen, über den Einfluß, den der eine auf die literarische Thätigkeit des andern übte, findet der Leser kaum eine Spur. Was er über das Verhältniß des Königs zu Voltaire erfährt, kann er in manchem andern Buche von bescheidneren Ansprüchen kürzer und besser dargestellt sehen. Daß aber ein literarisches Wechselverhältniß zwischen beiden Statt fand, deutet der Verfasser selbst durch den Titel seines Buches an, und es würde nicht schwer fallen, es wenigstens nach einer Seite hin, d. h. von Seiten Voltaire's auf Friedrich den Großen, nachzuweisen. Der Voltaire'sche Einfluß offenbart sich nicht nur in der ganzen Geschmacksrichtung des königlichen Schriftstellers, sondern auch in der Wahl der von ihm behandelten Gegenstände. Man vergleiche nur das Palladion Friedrichs mit der verrufenen Pucelle Voltaire's, und man wird finden, daß es in der ganzen Anlage und noch mehr im Tone eine auffallende Aehnlichkeit mit dieser hat, so wie man eingestehen wird, daß an schonungslosem Spotte der königliche Schüler seinem Vorbilde nicht nachstehe.

Nach dieser bündigen Erklärung wird es dem Leser des Archivs von geringer Wichtigkeit sein, zu erfahren, daß die häufigen aus dem Französischen gemachten Uebertragungen, welche diese Schrift enthält, ohne Consequenz in der Wahl des Ausdrucks und überhaupt in ziemlich mangelhafter Weise verfaßt sind.

Düsseldorf. Dr. A. Philippi.

Englisches Sprachbuch. In 3 Abtheilungen: Vorschule und Orthoepie, Etymologie und praktische Lehrschule von Friedrich Kölle, Gutemberg, K. Hofbuchdruckerei, Stuttgart.

(Selbstanzeige.)

Der Verfasser hat die große Zahl englischer Schulbücher, womit der Büchermarkt täglich neu überschwemmt wird, um ein weiteres vermehrt, und wenn er kein anderes Verdienst dabei anzusprechen hätte, so dürfte er, gleich so vielen andern, seine Mühe gespart haben, ohne daß dadurch dem Publicum ein erheblicher Schaden erwachsen wäre.

Wenn er aber, auf die Erfahrung gestützt, die Frage aufstellt, welches der bisher erschienenen Werke mit Einfachheit der Darstellung Bündigkeit und praktische Brauchbarkeit verbinde, so dürften bis jetzt schwerlich viele bekannt sein, die in befriedigendem Grade die verlangten Eigenschaften besäßen, die er seinem Werkchen zum Entzweck vorangestellt hat.

Die Lehre von der Aussprache anlangend, begreift Jeder, daß diese nicht aus Wörterbüchern erlernt werden darf, wenn sie nicht unendlich zeitverschwendend werden soll, daß folglich alle jene Grammatiker und Sprachmethodiker, welche wegen der Aussprache auf Wörterbücher verweisen, oder dieselbe als eine bekannte Größe voraussetzen, oder als Gegenstand der Convenienz zwischen Lehrer und Schüler betrachtet wissen wollen, fürs praktische Leben nicht geschrieben haben. Es wird hinwiederum eben so wenig jene Klasse zahlreicher Nachbeter Walker's mit ihrem todten Zahlensystem den Schüler je zu einer Selbstständigkeit bringen, indem sie ihm mechanisch jedes Wort mit schulmeisterischer Pedanterie vorkauen. Arme Sprachmeister! die ihr dem Zöglinge als ultima ratio nichts weiter vorzudemonstriren verstehet als: „So sagt man eben! gerade so sagen alle gebildeten Engländer!" Ist denn für euch eine innere, lebenswarme, den Schüler anspornende, sein Selbstvertrauen stärkende Anschauung des Wesens einer Sprache ganz und gar verschlossen?

Wie anders muß dagegen ein Werkchen wirken, das sich bestrebt, dem Schüler ein gründliches Eindringen in das Sprachprincip zu ermöglichen, das ihm eine Ueberzeugung von der innern Nothwendigkeit der Sprachgesetze verschafft, ohne ihn deshalb in gelehrte, aber fruchtlose Spitzfindigkeiten hineinzuhetzen. Setzen wir den Fall, dem Schüler seien die Wörter not und note zur Aussprache vorgelegt, die Walkerianer werden sagen not ist also zu sprechen nöt, note aber nóte; will es ein Unfall, so geräth auch etwa ein 1 auf not und ein 4 auf note (S. Munde, praktischer Lehrgang): der Schüler nimmt es bona fide auch hin, weil es einmal so dasteht; wenn ich aber dem Schüler das Wesen einer kurzen und langen Sylbe (slender and broad vocal sound) auseinander setze, so macht ihn kein 1 und kein 4 irre; überhaupt braucht er dazu der Zahlen nicht mehr, um das Wesen der Aussprache beider Wörter auf den ersten Blick zu erkennen. Wer so englisch lehren oder lernen will, der nehme meine Orthoepie zur Hand und er wird, auch bei geringem Wissen, nicht umhin können zuzugestehen, daß Lehrer und Schüler in beständiger Anregung und Selbstthätigkeit gehalten sind, ohne deshalb über Gebühr angestrengt zu sein; kein tüchtiger Lehrer aber wird mir darauf entgegenhalten, daß er lieber mit den Kärrner mache, als daß er die dargebotene Gelegenheit benütze, dem Schüler zu zeigen, daß er dem im Buche dargelegten Stoffe gewachsen sei.

Die Lehre über den Accent ist, wie ich fühle, noch fern von jener allgemeinen Gründlichkeit, welche sie erst recht praktisch nützlich machte, und wenn ich ein besserer Philologe wäre, so sollte mir kein Nachfolger die aufgestellten Thesen zu berichtigen nöthig haben. Allein dem sei, wie ihm wolle, so ist es doch immer besser, statt des reinen Empirismus, eine vernünftige Ursache zu setzen, wie ich zu thun mich bemüht habe. —

Meine Etymologie anlangend, so verdient sie freilich, nach dem, wie sie ausgefallen ist, kaum diesen stolzen Namen; auch wollte ich gern auf jeden Ehrentitel für sie verzichten, wenn sie nur um so gediegnere Dienste leistet. Wohl mag Mancher bei dem Anblick der so vielfach umgewandelten Conjugationsparadigmen fragen: Wozu diese Weitschweifigkeit? zumal als im Englischen nichts leichter als conjugiren ist. Man nenne mich nicht unbescheiden, wenn ich diese in Verdacht habe, daß sie um eine der, wie es ihnen zu sagen beliebt, leichtesten Fertigkeiten im Englischen noch reicher werden dürften. Ich finde das Conjugiren im Englischen nicht so leicht, aber eine gediegene Kenntniß darin für den um so unentbehrlicher, der bald und richtig sich ausdrücken lernen möchte. — Wenn ich meine sogenannte Etymologie gegen einen andern Einwurf zu vertheidigen haben werde, so dürfte er dem am Ende über die Orthoepie besprochenen Einwurfe gleich kommen und so beantwortet werden: Ein Lehrer sollte seiner Aufgabe immer gewachsen sein, und ist er das, so kann es ihn nur freuen, wenn ihm der Autor auch was zu thun zutraut und zumuthet: für die Hände des Schülers allein ist mein Buch eben so wenig geeignet, als für eine Lehrermaschine, die in dummer Trägheit meint, das Buch müsse Alles besser wissen, und es sei eine Sünde, eine eigene Meinung zu haben, oder gar etwas wissen, geschweige denn besser wissen zu wollen.

Ich bin hier dem Verdienste Anderer das Zeugniß schuldig, daß ich das, was

sie vor mir gethan, nicht unbenützt ließ; man wird mir das aber kaum zur Sünde anrechnen dürfen, wenn ich zu bedenken gebe, daß ich damit nicht fremdes Verdienst mir aneignen noch Neues geschaffen zu haben vorgebe, sondern einzig dem vorhandenen Guten durch eine neue Methode einen neuen und zugänglichern Weg anbahnen wollte. Vielleicht hätte ich hiebei Manches weglassen dürfen, wie etwa die Listen der Adverbien, Präpositionen rc., und würde es ohne Zweifel auch gethan haben, wenn sie nicht ein so treffliches Mittel zur Erlangung allgemeinerer Lesefertigkeit wären. Manches hätte auch bestimmtere Anweisung des Gebrauchs erfahren dürfen, wie z. B. die Liste über die 575 Zeitwörter mit Partikeln im Gefolge auf Seite 133 und so fort, deren Construction der Lehrer seinen Schülern an leichten Sätzchen zeigen sollte und welche der Schüler dann repetitionsweise zu Hause aufschreiben und in der nächsten Lection vorzeigen kann. — Gleichen Stoff zu Hausaufgaben bieten die irregulären Zeitwörter, so wie die Zeitwortsparadigmen überhaupt.

Daß ich im Uebrigen das Compositionstalent der Schüler beharrlich in Anspruch nehme, hat seinen Grund in meiner schon in der Vorrede ausgesprochenen Ansicht, daß es mir nicht einleuchten will, wie man einen Schüler veranlassen mag, eine Sprache zu erfinden, welche zum Besten der Welt schon erfunden ist, und welche ein Schüler nur erst an guten Mustern verstehen zu lernen braucht, um sich später darin auch und zwar auf eine befriedigende Weise zu versuchen. Wie absurd dagegen sind Compositionsversuche, wie sie meist in allen Grammatiken und Sprachmethoden dem Schüler zugemuthet werden, um ihm formelle Fertigkeiten zu verschaffen (siehe Ollendorf), welche sich bei einiger gehabten Lectüre als überflüssig und als Zeitverschwendung erweisen.

Ich hätte gerne für die praktische Leseschule, dritte Abthlg. meines Werkchens, eine compactere und auch vollständige Auswahl getroffen, aber eines Theils habe ich eine nur beschränkte Bibliothek und bin mit Berufspflichten so überladen, daß ich meine literarische Thätigkeit nur auf die wenigen Freistunden, die ich habe, verlegen kann, und andrerseits hat mir der Verleger den Rahmen geschlossen, ehe ich das Theater und das Gebiet der Poesie entwickeln konnte. Sollte es mir aber vergönnt sein, den ganzen Plan meines Werkchens zur Ausführung zu bringen, so würde ich dem zweiten Theile die mangelnden und schon bereit liegenden Stücke einschieben, was sich, schon vom methodischen Gesichtspunkte aus betrachtet, mit der Entwicklung des Compositionstalentes, dem Entzwecke besagten zweiten Theils, trefflich vereinigen ließe.

Herr Dr. Felix Flügel hat, in einer Beurtheilung der ersten Abtheilung meines Werkchens, neben sonst sehr erfreulicher Aufmunterung und Billigung des Planes im Ganzen, sich in einem Punkte als nicht mit mir einverstanden ausgesprochen. Er glaubt nämlich, daß die Einführung dreier neuen Verbindungszeichen und die durch das ganze Buch hindurch geführte Sylbenscheidung dem von mir ausgesprochenen Grundsatze möglichster Vereinfachung der Lautlehre widerspreche und ist dabei so gütig, mir Herrig's Archiv für neuere Sprachen (Braunschweig, Westermann) zu einer freien Besprechung des Systems seines allgemein verehrten Vaters oder einer Vertheidigung meiner Ansicht über die orthoepische Seite meines Werkchens vorzuschlagen. Weit entfernt, auch nur den Schein einer Recension der Werke eines so hochverdienten Mannes mir anmaßen zu wollen, wobei sie, beiläufig gesagt, nur gewinnen könnten, muß ich mich ganz auf den letzteren Theil seiner Proposition beschränken, indem ich mich bemühen werde, auseinander zu setzen, wie, nach meinem Dafürhalten, mein System nicht gemacht ist, dem Endzweck des vom großen Lexikographen zu genügen, so wenig als das Seinige dem des Meinigen. Der Grund hievon liegt einfach in der Verschiedenheit des Publicums, für das er und ich geschrieben haben. Hat er es für den Gelehrten gethan, so habe ich mir dafür den gemeinen Mann zum Schüler erwählt. —

Es fragt sich nun aber, warum führe der gemeine Mann bei Adoption des Flügel'schen Systems der Orthoepie für mein Werk nicht so gut als mit dem Meinigen.

Es wird sich bei Begründung obiger Behauptung zunächst um Feststellung der Grundsatzes handeln, von dem ich bei Begründung meines Systems der Orthoepie

ausgegangen bin. Es ist dies der folgende: Thunlichste Einfachheit mit möglichster Genauigkeit und Verständlichkeit. — Aus diesem Grunde mußte mir daran liegen, die kleinste mögliche Zahl orthoepischer Zeichen zu bekommen. Für die Hauptlaute habe ich keine, außer dem Circumflex für das lange breite a, dafür dienen die Sylbenscheidungszeichen (— ʅ χ ʅ·) zur Charakterisirung des Hauptvocals, für zweifelhafte Vocale habe ich das Zeichen der Quantität und Kürze (– ◡) und das ist Alles. Sonach bleibt bei mir dem Worte ganz seine unentstellte Form, wie die Orthographie sie ihm anwies. Nehmen wir ferner an, daß die sogenannte Verdoppelung des Verbindungsconsonanten auf einer fixen Idee der Orthoepisten beruhe, wie Herr Dr. F. Flügel die Güte hatte mich zu belehren und wie ich um so geneigter bin zu glauben, als ich mich von jeher über die Willkür der Orthoepisten unter einander geärgert habe, mit der sie ihr Verdoppelungssteckenpferd zu reiten pflegen, so fällt mein χ noch hinweg; somit bleiben nur fünf Zeichen und die Hülfe eines tüchtigen Lehrers; denn in den Händen eines andern dürfte meine Orthoepie nur schlechte Geschäfte machen. Ich habe aber gefunden, daß sich meine Schüler in 12 Lectionen vollkommen in die fünf Zeichen einlernen und eine ins Selbstbewußtsein übergegangene Lesefertigkeit sich erwerben, zu der ich nach mehrjährigem emsigen Studium mich nicht erheben konnte troß Walker und dem bekannten Terrorismus meines Lehrers: So sagen alle gebildeten Engländer. — Die Frage ist nun diese: würde der Schüler gemeinen Schlages, würde der Auswanderer, würde überhaupt ein Schüler, welcher Bildungsstufe er angehöre, wofern er zunächst nichts will, als baldigst viel und möglichst richtig englisch zu verstehen, würde er mit der Flügelschen Bezeichnung in gleicher Zeit nicht eben so weit gebracht werden können?

Nehmen wir zu dem Behufe Flügel's Separatabdruck der Vorrede und Einleitung zum praktischen Wörterbuche ersten Theils (Leipzig und Hamburg) zur Hand und schlagen wir S. XXXIII auf, wo wir einen gedrängten Ueberblick seines Systems zu lesen bekommen, so finden wir hier zwar nur 7 Zeichen. Hiebei ist aber zu bemerken, daß von diesen alle 7 auf a, 6 davon auf e, 5 auf i, 6 auf o, 6 auf u, 4 auf y und 35 auf die Diphthongen, also 69 Zeichenbedeutungen zur Kenntniß des Schülers kommen, welche zwar sich auf 7 reduciren lassen und, wie nicht zu verkennen, wunderbar genau bezeichnen, aber es bleiben immerhin 69 Vocalfiguren zu studiren, und das scheint mir für meinen Zweck, bei aller ihrer Vortrefflichkeit zu complicirt, weshalb ich bei mir selbst so urtheile: lieber an der Genauigkeit etwas mangelhaft, lieber dem Lehrer etwas mehr aufgebürdet, als für das nächste Bedürfniß zu sehr complicirt, zumal mir dabei ein Vortheil verloren ginge, den der Pädagoge nicht gern aus den Händen gibt, nämlich der, daß der Schüler nach meinem System selbst urtheilen muß, um zu treffen, indeß nach Flügel's System sein Erkennen und Treffen zur reinen Gedächtnißsache wird. Auch dieser Grund möchte der Erwähnung hier werth sein, daß nach der Flügel'schen Bezeichnung ein Wort nie in seiner bloßen orthographischen Form vor die Augen des Schülers tritt, was übrigens von positivem Gesichtspunkte oben schon angeführt worden. Endlich zur Beantwortung des Einwurfs wegen Einführung der neuen Sylbenscheidungszeichen in meinem Werke, sei mir das zu bemerken erlaubt: Was liegt daran, mit welchen Zeichen ich Sylben scheide, wofern der Schüler nur weiß, welches der Zeichen allein das Recht habe, die Wörter in Sylben zu scheiden, die er beim Absetzen scheiden soll. Daraus aber ergiebt sich endlich der Schluß von der Nothwendigkeit, mein ganzes Buch in Sylben zu scheiden, ohne daß ich deshalb sagen wollte, ich müsse auch fernenhin fortfahren, das bei jedem Worte zu thun; im Gegentheil werde ich in dem zu erscheinenden zweiten Theile alle jene Wörter ungeschieden lassen, welche so oft dagewesen sind, daß ich annehmen darf, der Schüler werde ihre Aussprache jetzt capirt haben. — Wer aber daraus den Schluß zu ziehen sich veranlaßt finden wollte, mein System sei unbedingt besser als Flügel's, der würde weiter gehen, als ich verantworten könnte, noch auch fiele mir je bei, Flügel's treffliches Gebäude dem todten Mechanismus Walker's gleichstellen zu wollen. Ja, ich scheue mich nicht, hier offen einzugestehen, daß ich, wenn ich mein Buch nicht in den Händen tüchtiger Lehrer wüßte, welche

auch ein Flügel'sches System verdauen können, keine Alternative sähe und bedauern müßte, in meinem Werkchen das Seinige nicht eingeführt oder überhaupt das Systematisiren nicht unterlassen zu haben.

Das große und doch nicht complete Druckfündenregister meines Werkchens wolle der geneigte Leser damit entschuldigen, daß ich das Corrigiren nicht gewöhnt war, daß ich mit einer Officin zu thun hatte, worin Niemand auch nur einen Buchstaben englisch verstand und endlich auch mit einem Schleimfieberanfall, der mich nöthigte, die zweite Hälfte der zweiten Abtheilung und den Anfang der dritten in Hände zu geben, denen ich mehr zutraute, als sie geleistet haben. Ein solcher Uebelstand ist bei einem Schulbuche um so mehr zu bedauern und ich kann mich nicht einmal mit der Erfahrung trösten, daß in Süddeutschland diese Erbsünde noch sehr heimisch ist. Wird man endlich die Schwierigkeit einer Aufgabe in Betracht ziehen, wo man bei jedem Wort auf viererlei zugleich zu sehen hat, so wird man den Vorsteher eines Töchterinstituts, an dem 10 Lehrer und Lehrerinnen arbeiten, der selbstthätig die ganze Schulzeit hindurch mit Hand anlegen und dabei noch englische und französische Sprachstunden geben muß, um so nachsichtreiz zu beurtheilen geneigt sein.

Schließlich bitte ich wohlwollende Männer von Fach um geneigte Beihülfe zur Verbesserung des Gegebenen, indem ich sie zum Voraus von meiner Geneigtheit versichere, ihre Rathschläge dankbarst entgegen zu nehmen.

Deutsches Sprachbuch für die unteren Klassen höherer Unterrichtsanstalten (Bezirksschulen, Bürgerschulen 2c.) von F. W. Straub, Rector an der Bezirksschule in Muri im Aargau. Aarau und Thun, Verlag von J. J. Christen. 1851.

Vorliegendes „Sprachbuch" schließt sich an das Lesebuch des nämlichen Verf. an, welches nicht nur bei seinem Erscheinen von der Kritik mit großer Anerkennung aufgenommen wurde, sondern auch — und dies ist wohl der beste Beweis seines Werthes — schon jetzt eine überaus große Verbreitung gewonnen hat, da, wie wir hören, demnächst eine neue Ausgabe desselben veranstaltet werden soll. Wir zweifeln nicht, das auch das Sprachbuch sich unter den vielen schon vorhandenen Werken der Art Bahn brechen und sich verdiente Anerkennung verschaffen wird, weil es sowohl im Ganzen vortrefflich angelegt, als im Einzelnen ausgeführt ist.

Es haben vorzüglich drei Betrachtungen den Herrn Verf. bei Abfassung seines Buchs geleitet, nämlich erstens, daß der Unterricht jederzeit den Inhalt vor der Form in Betracht ziehen müsse; zweitens, daß die Mittelschule, für welche das Buch bestimmt ist, die Aufgabe hat, die in den Elementarschulen in zerstreuter Weise gesammelten Kenntnisse zu erweitern und zu einem Ganzen zu gestalten; und drittens, daß beim Jugendunterricht das Beispiel zuvörderst mehr gilt, als die Regel, und derselben daher stets vorangehen müsse. Wir können diesen Ansichten nur beistimmen, besonders da wir uns überzeugt haben, daß sie der Verf. in seinem Werke glücklich angewendet und durchgeführt hat.

Die Einleitung abgerechnet, welche den Stoff des Sprachunterrichts überhaupt in klarer und anziehender Darstellung entwickelt, zerfällt das Ganze in drei Abschnitte, von denen der erste die Laute, Sylben, Wörter, Sätze und Aufsätze behandelt, der zweite die Lehre von der Wortbildung enthält, und der dritte die Wortbiegung bespricht. Dabei müssen wir lobend erwähnen, daß diese drei Abschnitte nicht bloß als Theile eines Ganzen in engem Zusammenhange stehen, sondern daß auch jeder folgende Abschnitt als Erweiterung des vorangehenden erscheint. So enthält schon der erste die wesentlichen Bestandtheile des vollendeten Sprachgebäudes in ihrem Zusammenhange, somit den Inhalt des ganzen Sprachbuchs in gedrängter Uebersicht, welche im zweiten und dritten Abschnitte in erweiterter Dar-

stellung entwickelt wird. Auf diese Weise liegt in jedem Fortschritt des Schülers zugleich eine ungesuchte, natürlich gegebene, mit Neuem verbundene Wiederholung der ersten Grundlagen. Durch diese äußerst glückliche Composition, welche von aller Willkür entfernt ist, und auf der einfachsten, wie richtigsten Methode des Sprachunterrichts beruht, unterscheidet sich das Buch des Herrn Straub wesentlich von andern Werken der Art, und zwar, was wir nicht erst zu sagen brauchen, sehr zu seinem Vortheil. Wir legen aber auf diese vortreffliche Anordnung und Vertheilung des Stoffs um so mehr Gewicht, als die Composition gewöhnlich zu den schwächsten Seiten der deutschen Bücher gehört.

Der erste Abschnitt beschäftigt sich vorzugsweise mit der Logik der Sprache; der Schüler wird sowohl mit den Begriffen, als mit den Urtheilen in einer seiner Auffassungskraft ganz angemessenen Weise bekannt gemacht, und zugleich werden ihm die wichtigsten und allgemeinsten Notizen über die Darstellungsformen der verschiedenen Begriffe und Urtheile (Wörter und Sätze) mitgetheilt. In diesem wie in den zwei anderen Abschnitten zerfällt jeder einzelne Paragraph in drei wesentliche Theile: erstens gibt der Verf. eine reiche Anzahl von gut gewählten Beispielen, an welchen die im betreffenden Paragraphen entwickelten Lehrsätze zur lebendigen Anschauung gebracht werden können; sodann folgt eine klare und einfache Entwicklung dieser Lehrsätze und endlich eine Reihe von mannigfaltigen Aufgaben, bei denen der Verf. oft auf das Lesebuch verweist, wodurch dieses zugleich einen reichen grammatischen Commentar enthält.

Der zweite Abschnitt behandelt die Wortbildung in umfassender Darstellung, was wir nur billigen können, weil der Schüler nur durch die genaue und eindringliche Bekanntschaft mit der Wortbildung zur bewußten Herrschaft über den Stoff der Sprache gelangen kann. Dieser ganze Abschnitt ist mit dem löblichsten Fleiße ausgearbeitet und ist eine wahre Zierde des Buchs, das schon deshalb dringend anempfohlen zu werden verdient. In keinem andern Buche haben wir diesen Gegenstand so gründlich und umfassend ausgeführt gefunden, kein anderes bietet eine so reiche Masse von Stoff, in keinem ist dieser Stoff so übersichtlich klar behandelt, was insbesondere bei den schwierigeren Punkten glänzend hervortritt, unter welchen wir namentlich die Synonymik der Präpositionen und untrennbaren Vorsylben herausheben.

Wenn wir dem Verf. dafür danken müssen, daß er diesen zweiten Abschnitt mit der größten Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt hat, so ist es auch vollkommen zu billigen, daß er im dritten, welcher von der Wortbildung handelt, nach größtmöglicher Kürze gestrebt und übersichtliche Zusammenstellungen (Paradigmata) der Declinationen und Conjugationen gegeben hat, welche, wenn wir des Verf. Wort in der Vorrede richtig verstehen, von den Schülern memorirt werden sollen. Manche Lehrer und pädagogische Schriftsteller werden vielleicht damit nicht übereinstimmen, und werden sich namentlich darauf berufen, daß das Memoriren der Formen der Muttersprache um so überflüssiger sei, als die Schüler diese Formen schon wüßten. Dies ist freilich nicht zu bestreiten; allein es handelt sich ja zunächst darum, den Schüler dahin zu bringen, daß er einerseits vorgelegte Formen schnell und sicher erkenne, und andrerseits jede Form an jedem gegebenen Worte schnell und sicher zu bilden verstehe. Dies ist nicht bloß bei dem Unterricht in fremden Sprachen nöthig; auch bei dem Unterricht in der Muttersprache ist es unerläßlich, wie jeder praktische Lehrer wissen wird. Diese Sicherheit und Schnelligkeit läßt sich aber nur durch strenges Memoriren bestimmter Beispiele erwerben, nach denen der Schüler die vorkommenden Wörter zu decliniren und zu conjugiren angeleitet wird. Die Uebungen im Decliniren und Conjugiren sind, was man auch sagen mag, in unteren und mittleren Schulen unerläßlich, nicht, damit die Schüler die Wörter richtig flectiren lernen — denn dies können sie schon —, sondern damit sie die Formen mit Sicherheit und Schnelligkeit zu erkennen und zu bilden im Stande seien.

Wir können uns nicht enthalten, hier noch ein paar Worte über das Memoriren überhaupt anzufügen. Wir sind nämlich der Ueberzeugung, daß die neuen Methoden des Sprachunterrichts bei allen ihren sonstigen Vorzügen, die Niemand freudiger und bereitwilliger anerkennt, als wir, darin durchaus verwerflich sind,

daß sie das Gedächtniß **als solches** zu wenig oder gar nicht in Anspruch nehmen, sondern Alles durch die bloße Bethätigung des Verstandes erzielen wollen. Mit solcher Methode wird man nie oder selten gute praktische Resultate haben. Der Schüler wird durch sie ohne Zweifel denken, er wird die Erscheinungen der Sprache richtig verstehen und erklären lernen; aber er wird nur selten im Stande sein, das Gelernte auch anzuwenden *). Man erlaube uns, eine Stelle aus Fr. H. Jacobi's Briefwechsel anzuführen, in welchem diese Ansicht eben so kurz als klar und überzeugend dargestellt ist: „Ich bin der Meinung," sagt er in einem Briefe an die Fürstin Gallitzin (vom 19. Mai 1783), „es müsse das Gedächtniß zu diesen Kenntnissen (Sprachen, Geschichte und Geographie) früh angestrengt und eine mechanische Fertigkeit darin erworben werden. Was für einer Meinung man auch über die beste Methode des Unterrichts zugethan sei, es sei im Allgemeinen oder nach Unterschieden: so ist doch Folgendes wohl nicht zu läugnen, daß wir nämlich diejenigen Wissenschaften, die auf eine unmechanische Weise theils erlernt werden können, theils erlernt werden müssen; daß wir diese sogar, wenn wir sie wirklich inne haben sollen, am Ende doch mechanisch wissen müssen. Was wir nicht dergestalt gelernt haben, daß wir es bloß aus dem Gedächtnisse reproduciren können, so daß der Verstand gewissermaßen nur das Zusehen dabei hat, das nützt uns sehr wenig, oder es nützt uns wenigstens nicht lange. Um aber Etwas im Zusammenhange auswendig zu wissen, dazu wird erfordert, daß uns das Knochengebäude davon ganz geläufig sei; daß wir jedes Stück davon, an seinem Platze und außer seinem Platze zu unterscheiden und zu nennen wissen; daß wir es auseinander nehmen und wieder in einander fügen können ohne Mühe, und so zu sagen, blindlings. Wenn dies von allen Wissenschaften wahr ist, bis hinauf zur höchsten Metaphysik; wenn wir überall eine Folge von Definitionen wörtlich im Gedächtnisse haben müssen, und wenn durch Ordnung alle Dinge leichter werden; so werde ich meine Hochachtung für das Studium der Grammatik in den Sprachen, der Chronologie in der Geschichte u. s. w. leicht rechtfertigen können. Es gibt Dinge, die mit dem Gedächtnisse allein behalten werden müssen, und die man nie recht besitzt, wenn man sich auf sonst etwas dabei verlassen will. — Ich wünsche sehr, daß sich auf dem Gymnasio für meinen Sohn Georg ein Repetitor finden möchte, der täglich fürs Erste die Declinationen und Conjugationen mit ihm durchginge, bis er, wenn man ihn auch um Mitternacht aus dem Schlafe weckte, nicht mehr darin strauchelte; hernach die Regeln der Syntaxis. Zu letzterm Behufe verschreibe ich heute ein Buch von Clarke für Georg, welches mir bei Fanny sehr gute Dienste leistete"*).

So weit Jacobi. Wir fügen noch hinzu, daß die größte und einzig fruchtbare pädagogische Kunst in der innigen Verbindung des Theoretischen mit dem Praktischen liegt, und daß der Verf. des vorliegenden Sprachbuchs gerade hierin Treffliches leistet.

Aarau. **Heinr. Kurz.**

---

*) Daher halten wir auch die Lehrbücher sowohl des Dr. Ahn, als insbesondere die des Dr. Mager für ganz verfehlt, und sind der Ueberzeugung, daß sie weit mehr Schaden als Nutzen stiften. Wir behalten uns vor, die Sache in einem künftigen Artikel näher zu besprechen.

*) Ref. kennt das von Jacobi angeführte Buch von Clarke nicht; es wäre ihm sehr erwünscht, vielleicht durch das „Archiv" nähere Auskunft über dasselbe zu erhalten. Da ein Jacobi so viel darauf hielt, muß es doch wohl von großem praktischem Werth sein.

Neues deutsch-französisches Gesprächbuch zum Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Emil Otto. Stuttgart. Verlag von Ebner & Seubert. 1850. 7 Bog. broch. Preis 9 Sgr. od. 27 kr.

Wenn es gleich richtig ist, daß sich seit etwa einem Jahrzehnt die Zahl der Lehrbücher für den Unterricht in den neuern, besonders in der französischen Sprache sehr vermehrt hat, was als eine Folge der größern Ausbreitung dieses Lehrgegenstandes in Real-, höhern Bürger- und erweiterten Stadtschulen anzusehen ist, so kann man doch nicht leugnen, daß sich darunter meistens Grammatiken, Sprachbücher, Lesebücher und Chrestomathien befinden, kurz solche, welche mehr den formalen Zwecken des Sprachunterrichts dienen. Die Zahl derjenigen Hilfsbücher, welche ausschließlich den praktischen Zweck, nämlich das Französischsprechen, im Auge haben, ist verhältnißmäßig immer noch gering. Nun wird aber Niemand in Abrede stellen, daß bei aller Berechtigung der vorherrschend formalen Behandlung des Sprachunterrichts in Schulen den meisten jungen Leuten noch das weitere und letzte Ziel gesteckt ist, daß sie die neuern Sprachen, besonders die französische, auch sprechen lernen.

Man kann darüber streiten, ob dies in gelehrten Schulen zulässig oder auch nur wünschenswerth ist; hinsichtlich derjenigen Lehranstalten aber, welche eine mehr praktische Tendenz haben, also der Real- und höhern Bürgerschulen, Privatinstitute u. s. w. kann darüber gar kein Zweifel obwalten.

Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es freilich einer eigenen Behandlung des Unterrichts in den neuen Sprachen; es bedarf vor Allem tüchtiger Lehrer, welche selbst fließend die Sprache sprechen. Aber es gehört dazu noch etwas Wesentliches, nämlich ein geeignetes Hilfsbuch, das dem Lehrer wie den Schülern das erforderliche Material in geordneter Stufenfolge an die Hand gibt. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß man Sprechübungen an die grammatischen und stylistischen Aufgaben sowie an die Lectüre anknüpfen kann; allein eben dieses Anknüpfen hängt zu sehr von zufälligen äußern Umständen ab, als daß man ihm großen Werth beilegen könnte, ganz abgesehen davon, daß sie auch alles innern Zusammenhangs entbehren, und daß den Schülern die nöthigen stufenmäßigen praktischen Vorkenntnisse fehlen. Es läßt sich hiernach durchaus nicht umgehen — soll anders etwas Tüchtiges erreicht werden —, daß in den genannten Schulen ein solches Hilfsbuch, eine methodische Anleitung zum Französischsprechen, eingeführt und gebraucht werde. Nicht jedes erste beste „französische Gesprächbuch“ läßt sich aber dazu gebrauchen, und mancher Lehrer ist schon durch einen gemachten aber nur von geringem Erfolg begleiteten Versuch von dem Lehren des Französischsprechens abgeschreckt worden. Allein sicherlich lag davon die Schuld nicht an dem Gegenstand, sondern an dem Hilfsbuch. Denn nirgends ist es schlimmer, mit der Thür ins Haus zu fallen, als beim Französischsprechenlehren in deutschen Schulen. Wo dabei nicht ein methodischer Reihengang stattfindet, da liegt allerdings die Gefahr nahe, daß der Gegenstand dem Lehrer wie dem Schüler bald verleide. Es bedarf also, kurz gesagt, eines eigens für Schulen bearbeiteten Gesprächbuchs, und ein solches ist das oben angezeigte „Neue deutsch-französische Gesprächbuch zum Schulgebrauch, bearbeitet von Dr. Emil Otto, welches nicht verfehlen wird, vielen Lehrern zur Erreichung des mehrgenannten Zweckes willkommen zu sein, da in dem Buche sowohl die Behandlungsweise des Stoffes, als dieser selbst neu und wirklich brauchbar ist.

Die letzten hundert Jahre der vaterländischen Literatur in ihren Meistern dargestellt und auf den Geist der Gegenwart bezogen von Dr. Traugott Ferdinand Scholl. 1. Lieferung. Schwäbisch Hall, Nitzsche 1850.

Neben den zahlreichen Literaturwerken, die uns die jüngste Zeit gebracht hat, will dies Werk die einfachen Elemente und Ideen zeigen, auf welchen die letzten hundert Jahre sich aufbauten, sowohl diejenigen Meister, die diese bewegenden Elemente vertreten, als diejenigen Personen, die sich der Strömung entgegensetzen. Eine geschichtliche bis ins Kleine gehende Vollständigkeit wird nicht beabsichtigt, dagegen an den großen Männern soll nicht bloß der Dichter, sondern der große seine Zeit beherrschende Mann vorgeführt, daher über das Gebiet der Poesie oft auf das Gebiet der Wissenschaft übergegriffen werden. Namentlich soll die Beziehung auf die Gegenwart hervortreten.

Der Verf. tadelt an Gervinus, daß der Ueberblick über das Ganze zu wenig bei ihm zu seinem Rechte komme. Dieser Vorwurf wird aber nicht begründet, es ist vielmehr mit Recht an dem Werke von Gervinus gelobt worden, daß die zusammenhängende Entwickelung klar vor das Auge trete; die Recapitulationen, welche der Historiker beim Beginn jedes Abschnitts giebt, machen auch dem oberflächlichen Leser die Uebersicht leicht. Dagegen ist die Forderung schwer, die sich der Verf. gestellt hat, nämlich überall die Beziehung auf die Gegenwart hervorzuheben, und diese Aufgabe, durch deren Erfüllung er gerade sein Werk besonders anziehend machen will und für einen großen Leserkreis gewiß auch gemacht hätte, hat er oft ganz aus den Augen verloren, oder vielmehr, er hatte sich eine Aufgabe gestellt, die, wie er im Verlauf seiner Arbeit sah, oft gar nicht zu erfüllen war und für die ruhige Geschichtschreibung überhaupt eine unpassende Aufgabe ist.

Die ganze Schrift ist in Bücher, jedes Buch in Hauptstücke getheilt. In der vorliegenden ersten Lieferung sind vier Hauptstücke behandelt, von denen die drei ersten dem ersten Buch unter dem Titel: Morgen, das vierte dem zweiten Buch, betitelt: Mittag, zugetheilt sind. Das erste Hauptstück behandelt Lessing, und bezeichnet Kritik und Drama als die grundlegenden Elemente des Jahrhunderts. Gegen diesen Abschnitt, in dem die einzelnen Schriften Lessings richtig charakterisirt werden, läßt sich nichts einwenden, und Lessings Bedeutung für die Gegenwart wird richtig gewürdigt, wenn als Summe seiner Thätigkeit der Verf. angibt: „Lessing war ein universaler Kopf, ihm war nichts zu groß und nichts zu klein, wenn es nur in einem möglichen Zusammenhange mit der Wissenschaft stand. Er wollte mit Einem Worte Emancipation des Wissens und des Lebens. Emancipiren wollte er unsere Literatur von dem schmachvollen Fremdjoche; emancipiren wollte er die gesammte Alterthumswissenschaft von der bornirten Erklärungsweise, nach welcher man sich formell nach den Alten bilden sollte, ohne auch ihren Geist und ihre Grundsätze in sich aufzunehmen; emancipiren wollte er die Religion von einer selbstgerechten und selbstgefälligen Theologie; emancipiren wollte er das Judenvolk u. s. w. Man vergesse nicht, wer das Panier der Kritik, der unbestechlichen Wahrheit zuerst auf deutschem Boden aufgepflanzt, wer den ersten Anstoß zu der großartigen Erhebung des Dramas gegeben.“ Das zweite Hauptstück behandelt: Gellert, Klopstock, Wieland, denen der Nebentitel gegeben ist: Philister, Ueberschwengliche, Weltleute. Durch die Einmischung Gellerts ist der Zusammenhang zerrissen, Gellert steht mit seiner ganzen Richtung vor der Lessingschen Periode; übrigens ist das Urtheil über Gellert, das ihn als den Typus der Philisterhaftigkeit bezeichnet, zu hart; läßt sich der Dichter nicht mild beurtheilen, so ist wenigstens der Mensch durchaus achtungswerth, und da der Verf. ja den ganzen Menschen vorführen wollte, so ist die wegwerfende Sprache ungerecht. Noch unangenehmer berührt der vornehme und witzelnde Ton, mit dem von Klopstocks dramatischen Versuchen gesprochen ist: „Dabei ist die Klopstockische Empfindsamkeit unverbesserlich dargestellt in der Person des kleinen Salomo, der bei den Postbotschaften (im Trauerspiel David)

ein paarmal vor Rührung zur Thür hinausläuft; ich rathe sämmtlichen Lesern Klopstocks, das Gleiche zu thun." Von den Chorführern unserer Literatur darf namentlich solchen Lesern gegenüber, wie sie der Verf. voraussetzt, nur mit Pietät gesprochen werden; jeder Spott, selbst wo er begründet ist durch Eingehen ins Einzelne, vernichtet die Liebe zu dem Dichter, die doch erst in dem Leser geschaffen werden soll; die fehlerhafte Richtung werde kurzweg aber ernst als ein verfehlter Versuch bezeichnet. Aber wenn auch der Werth der Odendichtung Klopstocks vom Verf. gefühlt wird, so tritt doch überhaupt gar zu wenig die unendliche Bedeutung Klopstocks hervor; das war namentlich dem Leser, damit er Achtung vor der Persönlichkeit gewinne, zu sagen, daß aus der tiefen Erniedrigung erst Klopstock die deutsche Poesie weckte, daß er der Nation erst einen würdigeren Begriff von dem Dichter gab, daß er nicht sei eine unterhaltende oder rührende Person, sondern der Lehrer des Volkes und ein Prophet, daß er aus der kahlen Verständigkeit heraus die Bedeutung des Gemüths ahnen ließ und daß vor Lessing schon er die Poesie von der französischen Knechtschaft thatsächlich befreite. Der Verf. kann indeß aus dem witzelnden Tone nicht herauskommen. So wird die Bekanntschaft Wielands gleich mit diesen Worten eingeleitet: „Der großartige Vortanz des norddeutschen Sängers lockte auch im Süden unsers Vaterlandes Alt und Jung auf den Tanzboden. Und vor Allen waren es der alte Bodmer und der junge Wieland, welche sich in einem Klopstockischen Menuet mit einander versuchten u. s. w." Hierauf läßt sich der Verf. in eine Inhaltsanzeige und Charakteristik der zahlreichen Jugendschriften Wielands ein, ohne daß man einsieht, weßhalb diese unglücklichen Versuche, über welche der Verf. die Urtheile von Gervinus in populärer, aber keineswegs angemessener Sprache mittheilt, so ausführlich besprochen werden. Was das mit dem Entwicklungsgange des Ganzen, den der Verf. im Gegensatz gegen Gervinus stets vor dem Eingehen ins Einzelne festhalten zu wollen, versichert hatte, zu thun habe, und welche Beziehung zu der Gegenwart in dieser literarischen Thätigkeit liege, ist nicht angegeben. — Das dritte Hauptstück ist betitelt: „Herder. Humanität." Die Herdersche Begeisterung und ihr Werth ist gut auseinandergesetzt, z. B. an dem Buche vom Geiste der hebräischen Poesie: „Die warme Liebe zum Gegenstande, die Jedermann herausfühlen muß, deckt alle Mängel des Buches zu. Auf jeden Leser, der nicht zum Voraus gegen Herder eingenommen ist, pflanzt sich dieses Feuer fort, und namentlich für die heranwachsenden Geschlechter gibt es nicht viele Bücher, die sie wie dieses, so recht im Gegensatz gegen den Schlendrian der meisten Universitätsvorlesungen, mit sich fortreißen von einer Schönheit der hebräischen Poesie zur andern. Den schlafenden Geist zu wecken, ihn hinzuziehen zu allem Schönen und Herrlichen, was die Menschheit hervorbrachte, ihn überall an die Quellen selbst zu weisen und dann ihm zuzurufen: schöpf Dir selber! das ist ein hohes Amt, das in der ganzen Welt kein Mensch so treu, so allumfassend verwaltet hat, wie unser Herder." Auch gegen das große Lob, das den Stimmen der Völker gezollt wird, läßt sich kein Einwurf erheben. Aber wiederum ist auch bei Herder ein Eingehen ins Einzelnste ganz ungehörig, nämlich die breite Auseinandersetzung der theologischen Lehren. — Das vierte Hauptstück, das erste des zweiten Buches oder des Mittags, führt uns vor: Schubert, Bürger, Claudius, Lavater, Voß, und bezeichnet diese als Natur- und Gefühlsmenschen. Die Charakteristik von Schubert und Bürger ist treffend, ihre Verkehrtheit wird in das rechte Licht gesetzt, und das scharfe Urtheil über Schubert wollen wir uns gern gefallen lassen, da dieser Dichter immer noch zu viele Verehrer hat. Auch in Claudius wird der Widerspruch nachgewiesen, die gute Absicht des Wandsbecker Boten dagegen, die Kluft zwischen dem Volke und den Gebildeten auszufüllen, gerecht gewürdigt. Aber hier im Folgenden vergißt der Verf. wieder was er wollte, er will erst zu der Bekanntschaft mit den Schriftstellern Anleitung geben, er tadelt, daß so viel geurtheilt, so wenig gelesen werde, er setzt aber bei Claudius sowohl wie bei Lavater, Schriftsteller, deren Schriften doch nicht zu den allgemein verbreiteten gehören, schon vollkommene Bekanntschaft mit ihren Werken voraus, und verfällt bei Lavater in denselben Fehler, den wir bei Herder rügten, daß er uns nämlich seine theologischen und physiognomischen Lehren des Breitern darstellt. In angemessener Weise ist Voß geschildert, nament-

lich die Wichtigkeit der Uebersetzung des Homer gewürdigt; doch ist es übertrieben, Voß als Uebergangspunkt in eine neue Zeit aufzufassen, wie es in den Schlußworten geschieht: „Seinen Homer in der Rechten, seine Louise in der Linken steht Voß als Pförtner unter dem Triumphbogen und leitet uns ein in die Siegeshalle des Menschlich-Schönen."

Herford. **Hölscher.**

Französisches Lesebuch nebst einem kurzen Abriß der franz. Sprachlehre von Dr. F. W. A. Eitze. Magdeburg bei E. Fabricius. 1850.

Dieses Lesebuch, welches der Verf. mit einem vollständigen Wörterverzeichnisse versehen hat, ist für die unteren Klassen der Gymnasien und Realschulen bestimmt. In methodischer Folge beginnt das Werk mit einzelnen Sätzen, welche — und es verdient dieses besonders lobende Erwähnung — sämmtlich einen ordentlichen Inhalt haben und aus denen auch in materieller Hinsicht gelernt werden kann. In einem zweiten Cursus folgen sodann Anekdoten, Fabeln, Erzählungen vermischt mit naturhistorischen Stücken; es scheinen uns in die Sammlung im Allgemeinen zu viel Anekdoten aufgenommen zu sein und wir wünschten überhaupt diesem Abschnitte etwas mehr Mannigfaltigkeit. Die vorausgeschickte Einleitung enthält auf 48 Seiten das Wichtigste aus der franz. Sprachlehre und ist für diese Lehrstufe ausreichend. Ganz besonderes Lob verdient schließlich noch das angehängte Wörterbuch, welches außer der Herleitung der einzelnen Bedeutungen eines Wortes aus der Grundbedeutung desselben auch über Aussprache und Abstammung in schwierigen Fällen erwünschte Auskunft giebt.

---

1. Collection of English Poems.
2. Beautés de la littérature française. Sammlung englischer und franz. Gedichte von Louis Simon. Wismar und Ludwigslust bei Hinstorff. 1850.

Der Herausgeber hat diese beiden kleinen hübschen Sammlungen vorzugsweise zum Auswendiglernen bestimmt und durch die Beigabe eines zweckmäßig eingerichteten Wortregisters nebst literarischen und grammatikalischen Anmerkungen ihr Verständniß zu erleichtern gesucht. Die biographischen Notizen sind in dem französischen Hefte sehr reichlich, in dem englischen dagegen nur spärlich, weil hier der Verf. Vieles von unbekannteren Dichtern gewählt und sogar mehrere Uebersetzungen von deutschen Gedichten gegeben hat. Besser dürfte es wohl gewesen sein, wenn Hr. S. ausschließlich von wenigen und den größten englischen Dichtern ächt Nationales geliefert und alles Fremdartige und Unbedeutende fortgelassen hätte, wie dieses in der franzöf. Sammlung der Fall ist.

Programmenschau.

Zur Metrik. Von O. Meißner. Mit einem Vorworte von K. Lehrs. Göttingen, Dieterich 1850.

Es ist für den sinnigen Beobachter eine erfreuliche Erscheinung, wenn er an einem Frühmorgen bemerkt, wie die mit dichtem Nebel erfüllte Atmosphäre immer heller wird, hie und da die immer höher steigende Sonne durchblickt, so daß er nun einen wolkenlosen Himmel bald erwarten darf. Dieses Bild wurde bei Durchsicht dieser kleinen Schrift in mir hervorgerufen. Auch auf dem Gebiete der Metrik hat es schon längst getagt; Dunst und Nebel sind auch stellenweise bereits aufgelöset und verschwunden; aber dennoch stehen viele ihrer Jünger in einem dichten Nebelkreise. Ohne Bild. Mit der Zeit treten immer mehr denkende und unbefangen prüfende Männer auf den, durch Voß, Apel, Böckh, Besseld u. a. m. gebahnten Pfad der naturgemäßen Metrik; dennoch muß man sich wundern, daß jene Männer in den letzten 40 bis 50 Jahren noch so wenig entschlossene Nachfolger gefunden haben. Apel erkannte schon früh die Ursache dieser langsamen und spärlichen Verbreitung. Er äußerte sich 1807 unter andern folgendermaßen: „Die Lehre vom Rhythmus würde längst jedem klar und jedem verständlich sein, mangelte nicht, auf einer Seite den Theoretikern die Kenntniß der Musik, und auf der andern den Tonkünstlern die Lust oder auch die Fähigkeit zu der nöthigen Abstraktion. So lange beides sich nicht vereinigt, können alle Versuche, eine Theorie des Rhythmus aufzustellen, die Begriffe nur verwirren, denn die scheinbare Consequenz, mit welcher jeder Theoretiker seine Sätze begründet und ableitet, befestigt und vermehrt die Vorurtheile, welche das Erkennen der Wahrheit hindern, oder doch erschweren.“ Diese Worte haben gegenwärtig noch dieselbe Wichtigkeit und Geltung, wie vor 44 Jahren. In allen Zweigen der Kunst und des Wissens sucht man den natürlichen Ursprung, so wie den Entwickelungs- und Fortbildungsgang zu erforschen; nur hier allein bleiben die Philologen auf der alten Heerstraße, auf welcher auch ihre Väter einherzogen, und weisen jeden stolz zurück, der ihnen eine bessere und bequemere Straße zeigen will. Fragt man sie: woher kommt ihr? Welches ist euer Ziel? Habt ihr auch einen Kompaß, mittelst dessen ihr euch auf ungewissen Wegen orientiren könnt? so hat man vom Glück nachzusagen, wenn man keine schnöde Antwort erhält. Wenn wir Wort- und Versfuß streng unterscheiden, verschiedene Längen und Kürzen annehmen; wenn wir alle Versarten den Gesetzen des Taktes unterwerfen und die gebundene Darstellung in der Dichtkunst, sowohl in den alten als in den neuen Sprachen, nach dem Taktmaße messen: so halten sie uns für dünkelhaft und unwissend, ja, es kommt ihnen nicht einmal der Gedanke in den Sinn, daß es noch fraglich sein könne, auf welcher Seite sich denn Dünkel und Unwissenheit befinde.

Wenn wir diesen, manchem Leser vielleicht etwas scharf scheinenden Tadel aussprechen, so gilt er hauptsächlich denjenigen Lehrern und Lehrbüchern, welche noch immer unsere Muttersprache in die alte metrische Zwangsjacke einkleiden. Die Lehrer der alten Sprachen mögen ihre Verurtheilung in den Schriften der vorher genannten Männer selbst lesen. Zu beklagen ist es aber überhaupt, daß auf diesem Felde die Wahrheit noch so wenig Raum zu gewinnen vermag. Das einzige, aber auch völlig genügende Ausgleichungsmittel zwischen den Anhängern der alten und neuen Theorie der Metrik wird von jenen, den Philologen, verworfen, und so kann denn nur nach und nach die Takttheorie eine hinreichende Schaar rüstiger

Kämpfer gewinnen, die eben so vertraut sind mit den Waffen der Philologen als der Musiker, und welche mit siegender Gewalt vorzudringen und bleibende Eroberungen zu machen vermögen. Zu diesen gehört denn auch Herr Lehrs, der Verf. einer, in der Ueberschrift genannten kleinen Schrift, welcher zugleich auf ein größeres metrisches Werk von D. Meißner hinweiset, von dem er hier einen Probeabschnitt mittheilt.

Obgleich die „antike Metrik" den Inhalt dieses Werkchens ausmacht, so gehört sie doch in sofern in das Gebiet der Archivs, als es eben den Beweis gibt, daß das Naturgefühl für rhythmische Bewegung zu allen Zeiten und bei allen Völkern dasselbe gewesen und noch ist, und sich das Ohr nie hat vom Auge täuschen lassen. Wenn Hr. Lehrs gleich von vorne herein die Bemerkung macht, „daß wir für jetzt nur von antiker Metrik sprechen und von deutscher in so weit, als sie unbedenklich mit jener übereinstimmt," so wurde dem Ref. etwas sonderbar zu Muthe, etwa als wenn jemand von antiker Logik sprechen und von moderner nur in so weit, als sie unbedenklich mit jener übereinstimmt. Doch bald sah ich den Verf. nicht mir gegenüber, sondern neben mir stehen. Ich muß hier die eigenen drei Worte des Hrn. L. anführen, damit die Leser des Archivs sich überzeugen, ob derselbe zu den Männern der Rechten oder der Linken gehöre. Er sagt S. 3: „Bei jeder neuen erweiterung, welche zur kenntniß der metrischen gesetze, wie sie in den versen der alten befolgt sind, uns dargeboten wird, macht sich der wunsch rege, daß nun auch jemand sich fände, der diese lehre auf ansprechendere grundlagen zurückführte als die gangbaren. Keine wunderbarere lektüre als Hermanns metrik. Man findet es wiederholt, daß diese theorie oft, nicht nur unzureichend, sondern dem ungezwungenen gefühle auch widerstrebend sei." S. 4. „Was hat denn aber Hermann und seines gleichen geleitet? Das eingeborne taktgefühl, und jeder, der sich einiges ohr für verse zutrauen darf, ohne sich einer bestimmten theorie ergeben zu haben, er frage sich, was ihn leite, wenn ihm dies unanstößig oder vorzüglich, jenes unerträglich oder unmöglich zu hören oder zu lesen ist. Die antwort wird sein: der takt, die in gleicher entfernung wiederkehrenden gleichen auf- und niederschläge. Numerosum est id in omnibus sonis et quod metiri possumus intervallis aequalibus." „Wenn wir aber so auf die grundlage der musik gewiesen sind, so werden wir nun einen großen Umweg zu machen haben. Wir werden die taktgesetze bei den alten musikern studiren müssen. Gewiß nicht! Gewiß eben so wenig, als wir, um etwa die griechische Syntax zu begreifen, uns an theorieen alter grammatiker hängen werden. Sind in den alten versen taktgesetze, die jedes gesunde gefühl heute vernimmt wie ehemals, so müssen jene verse aus der heutigen taktheorie verstanden werden können, ja vermuthlich besser."

S. 5. „Ist es aber der takt, der uns leitet, und durch den allein wir einen sinn in die zeichen bringen, so ergiebt sich, daß mit länge und kürze und mit den zeichen – und ⏑ nichts anzufangen ist. Sie sind dem ohre todt, nur mit verschiedenem taktischen werth der länge und kürze, nur mit hinzuziehung von pausen entsteht ein verständniß."

Das wird genug sein, um zu erkennen, auf welcher Seite Hr. L. steht. Wir heißen ihn deshalb auf dem Gebiete der musikalischen Metrik willkommen. Kleine Differenzen werden uns wohl nicht getrennt halten. — Wenn Hr. L. Bürger's: Ich will euch erzählen ein Mährchen gar schnurrig u. s. w. einen amphibrachischen Rhythmus unterlegt, so können wir ihm doch nicht beistimmen. Jede rhythmische Einheit, oder jedes Metrum beginnt mit der Arsis; diese fällt aber hier nicht auf „Ich," sondern auf „will"; — „Ich" ist der Auftakt zum 3/8 oder vielmehr zum 6/8 Takt, der in der Metrik den leichtfüßigen oder flüchtigen Daktylus bildet. Es ist allerdings sehr zu bezweifeln, daß es amphibrachische Rhythmen gebe. Die erste kurze Silbe bildet, wie gesagt, immer den Auftakt (die Anakrusis); die beiden anderen Füße bilden eine Trochäe oder mit den folgenden Amphibrachen Daktylen. Weder der Musiker noch der Tänzer, noch der Deklamator, am wenigsten aber der Metriker würden sich mit einem amphibrachischen Versmaße befreunden können, obgleich der Musiker sie allerdings stellenweise aufzunehmen sich nicht weigern wird.

Was nun das Probestück von der Metrik des Hrn. Meißner betrifft, so glauben wir wohl in der Grundansicht mit ihm übereinzustimmen, da er seinen metrischen Apparat: Notenschrift, Pausezeichen, Takt, Auftakt u. s. w. mit uns aus der Tonkunst entlehnt. Da er aber nur griechische Dichter seinen neumetrischen Messungen unterwirft, so hat diese Abhandlung nur in so weit Interesse für die Leser des Archivs, als sie den Beweis gibt, daß die Takttheorie in der gebundenen Sprachdarstellung sowohl der alten als der neuen Sprachen ihre richtige und natürliche Anwendung findet, ja daß sie hier eben ein sicheres und einziges Correctivmittel bei schwierigen Fällen darbietet. In den neueren Sprachen können wir die alten metrischen Formen ganz entbehren, indem wir durch die Aufnahme der Pausen und der dreizeitigen Längen in Stand gesetzt sind, die rhythmischen Bewegungen anders, und zwar naturgemäß zu messen. Nicht der Wortfuß, d. h. die verschiedene Anzahl der Silben, die zu einem Worte gehören, sondern die Art der Bewegung, welche ein Wort in einer rhythmischen Reihe annehmen muß, bestimmt bei uns das Metrum; für uns gibt es demnach keine bacchische (⏑ – –), antibacchische (– – ⏑), päonische (– ⏑ ⏑ ⏑), kretische (– ⏑ –), choriambische (– ⏑ ⏑ –) u. s. w. Füße, noch weniger aber dochmische (⏑ – – ⏑ –). Diese wunderlichen metrischen Formen haben durch die neuere Metrik ihr Dasein verloren und sind nun durch Apel, Voß, Böckh, Bessfeld u. a. m. in einer andern Gestalt wieder erschienen und einem andern Gesetze unterthan geworden.

In Betreff des Dochmius und Kretikus noch einige Worte. Etwas auffallend ist es mir gewesen, daß Hr. Meißner so vielen Fleiß auf diese Versfüße oder vielmehr Wortfüße verwendet hat. Der Dochmius (⏑ – – ⏑ –) ist ein fünffüßiges Wort, den wir aber, als Versfuß betrachtet, schlechthin verwerfen müssen. Wer kann denn auch aus ⏑ – – ⏑ – ein wohlgefälliges Ganze bilden? Hr. M. schneidet die erste kurze Silbe als Auftakt ab, und damit ist gegen die Grammatiker allerdings schon ein kühner Griff geschehen. Die Messung der folgenden Füße will mir aber so recht nicht zusagen, namentlich nicht, daß der zweite lange Fuß, das zweite Viertel durch eine Triole dargestellt wird. Bessfeld misset den Dochmius in einer metrischen Reihe nach einem Antispast (⏑ – – ⏑), Daktylus (– ⏑ ⏑) und einem Kretikus (– ⏑ –), also: ⏑ – – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –, in Noten:

3/8 Takt oder für Nichtmusiker im Notenwerth: 4/8 | 3/8, 2/8, 1/8, 3/16, 1/16, 1/8 | 2/8, 1/8, 3/8. Diese Verbindung und Eintheilung verwandter Rhythmen scheint mir natürlicher zu sein. Uebrigens ist aus dem fünffüßigen Dochmius nach dem alten metrischen System in keiner Sprache ein Vers zu machen, weil ein fünffüßiger Versfuß ein Unding ist. Hr. M. stellt den Kretikus (– ⏑ –) als 3/4 Takt dar, und gibt dem ersten und zweiten Fuß eine Viertelnote mit einer Achtelnote verbunden unter Form und Werth einer Triole, der dritte Fuß erhält dann das zweite Viertel. Ob es hier nicht besser und einfacher wäre, einen Ditrochäus mit einer Achtelpause zu setzen, möge jeder nach seiner Auffassung entscheiden.

Das von L. mitgetheilte Probestück aus M.'s Schrift über Metrik verräth nicht allein einen tüchtigen Philologen, sondern auch einen Kenner der Musik; daher haben alle Freunde der Metrik ein vorzügliches und gehaltreiches Werk von ihm zu erwarten.

Heuser.

Der Mythus von William Shakspere. Eine Kritik der Shakspeare'schen Biographie von Nicolaus Delius. Bonn bei H. B. König 1851.

Der Verf. hat diese lesenswerthe Abhandlung bereits in früherer Zeit in dem Sonntagsblatte der Weserzeitung erscheinen lassen, und Ref. freut sich aufrichtig

daß sie jetzt noch besonders abgedruckt und dadurch einem Jeden zugänglich geworden ist. Sie verdient es in jeder Hinsicht, allgemein bekannt zu werden, denn sie bietet eine Reihe von scharfsinnigen Bemerkungen über das Leben unseres Lieblingsdichters, welche kein Freund der Shakspere-Literatur unbeachtet lassen sollte, und wir empfehlen deshalb diese kleine Schrift recht angelegentlich. In der Einleitung zeigt der Verf., daß sich das Reich des Mythus im Allgemeinen in höchst bedenklicher Weise immer mehr erweitere und daß es Pflicht sei, ihm Einhalt zu thun; er verfolgt das Walten des Mythus auf dem beschränkten Felde der Biographie Shakspere's und sucht nachzuweisen, wie das Interesse des Menschen an einer bedeutenden Persönlichkeit überhaupt, dem Mythus gerade hier in jeder Weise Vorschub geleistet hat. Der Heros der Romantik sollte auch romantisch gelebt haben, weil seine Schilderungen so wahr und schön sind.

Mit scharfer Kritik folgt Hr. Delius dem bereits von Charles Knight mit so viel Glück betretenen Wege und räumt unter den vielen Geschichtchen und Anekdoten recht gehörig auf, welche den Lebenslauf des Dichters so höchst abenteuerlich erscheinen ließen und bisher vielen Glauben gefunden haben. Jene unsinnige Behauptung, welche mit maßloser Willkür in den Sonetten eine vollständige Autobiographie erkannte, wird in vernichtender Weise zurückgewiesen und der Beweis geführt, daß sie eben nichts weiter waren, als zerstreute Blätter, Darstellungen poetischer Seelenzustände, welche der Dichter vermöge seiner außerordentlichen Fähigkeit hervorbrachte, „sich tief in alle Gefühle und Situationen wie in selbstempfundene hineinzuversetzen, die wir auch in seinen Dramen bewundern." Das Resultat der ganzen Untersuchung ist das Bewußtsein, daß wir nur wenig über S.'s Leben wissen. „Aber, sagt H. D., wir können dieses Resultat kaum ein bloß negatives oder ein trauriges nennen. Das erhabene Bild tritt uns in einfachem, großartigem Umriß deutlicher entgegen, entkleidet von jenen Fetzen und Lumpen, mit denen eine alberne Verkleinerungssucht und Leichtgläubigkeit es behängt hat, und wenn wir nach Beseitigung dieser lügenhaften Anekdoten auf die Kenntniß von Einzelheiten aus S.'s Leben verzichten müssen, so bleibt dafür um so reiner und ungetrübter der Gesammteindruck, den die Thatsache seiner Erscheinung hervorbringt. In seinen Werken haben wir sein Leben, nicht in dem Sinne der biographischen Interpreten, sondern in dem Sinne, daß wir uns im Anschauen solcher Wunder des Geistes sagen: Es lebte ein William Shakspere, der diese Werke schrieb, und von dem Verfasser dieser Werke läßt sich nie groß genug denken." H.

Geschichte des deutschen Sprachstudiums und insbesondere seiner Unterrichtsmethodik seit der Reformation. Ein Vortrag, gehalten in der pädagogischen Gesellschaft zu Dorpat von Th. Thrämer, Hofrath, Oberlehrer am Gymnasium zu Dorpat u. s. w. 1848.

Der vorliegende, an den nordöstlichen Gränzen des deutschen Sprachgebietes über das deutsche Sprachstudium gehaltene Vortrag rechtfertigt das Interesse, mit dem man weither Kommendes zur Hand zu nehmen pflegt, vollkommen, indem derselbe einen sehr schätzenswerthen, den praktisch erfahrenen Schulmann verrathenden Beitrag zu der seit einigen Jahren so vielfach besprochenen Angelegenheit des deutschen Sprachunterrichtes liefert. Der Werth des Büchleins hat besonders dadurch bedeutend gewonnen, daß der auf dem Titel versprochenen Geschichte des Muttersprachunterrichtes eine viel Vortreffliches enthaltende Darlegung des auf einem Gymnasium zu befolgenden Lehrganges beigegeben ist. Es kann daher nur bedauert werden, daß dieses Schriftchen der Redaktion dieser Blätter nicht früher zur Beurtheilung zugekommen ist, und hält Ref. eine genauere Anzeige desselben für wohl gerechtfertigt.

Nachdem der Verf. von der Bemerkung ausgegangen ist, daß der Werth einer Wissenschaft, wie der eines Volkes, sich am besten nach dem Umfange der Geschichte bestimmen lassen, die dieselbe aufzuweisen habe und darüber geklagt hat, daß die Geschichte des deutschen Sprachstudiums zu wenig bekannt sei: vindicirt er derselben einen ganz besonderen Reichthum, der freilich auch zu großer Verwirrung und vielem Durcheinanderreden auf diesem Gebiete geführt habe. Der Verf. unterscheidet vier praktische und fünf theoretische Ansichten des Studiums und Lehrens der deutschen Sprache, die, obgleich nach einander entstanden, noch in unserer Zeit neben einander bestehen, und deren jede ihre gewisse Berechtigung habe.

Seine geschichtliche Darstellung beginnt der Verf. mit der Reformationszeit, in der sich die Einheit unserer gegenwärtigen deutschen Schriftsprache gebildet habe. Luther ist ihm der Vertreter der ersten praktischen Methode, die die Sprache aus der mündlichen Rede im Hause und auf dem Markte erlernt wissen will. Er glaubt, daß die von Luther angedeutete Unterscheidung des Gebrauches des Hochdeutschen im Hause, auf dem Markte und in den Büchern für den Streit über die Methode des deutschen Sprachstudiums sehr wichtig sei. Luthers Hausmethode herrscht bis gegen das Ende des 30jährigen Krieges. Von der Zeit der ersten schlesischen Schule datirt der Verf. die Herrschaft der zweiten praktischen Methode, der ersten der zwei latinistischen Methoden, die er annimmt. Nach den Verfechtern derselben sollte Uebersetzen und Nachahmen der alten Klassiker die Bildungsschule für den angehenden deutschen Redner und Schriftsteller sein. Die bei dieser Uebersetzungsmethode nicht zu vermeidende Lückenhaftigkeit der deutschen Sprachkenntnisse, das stockende, stotternde Deutschreden und die Barbarismen aller Art, die sie bei den Schülern hervorrief, führten zu dem Verlangen nach einer theoretischen Zusammenstellung des bisher nur gelegentlich Mitgetheilten, wobei man die übliche lateinische Grammatik zum Muster nahm. So entstand die erste theoretische Methode, die zweite der latinistischen, vom Verf. als die etymologistische oder Paradigmenmethode charakterisirt. Sie begann mit Gottsched und erzeugte die Menge „fabelhafter" deutscher Grammatiker bis Heinsius und Heyne. Als aber bei der Entwicklung der schönen deutschen Literatur, insbesondere während der Sturm- und Drangperiode, die Unfruchtbarkeit eines solchen, auf fremden todten Sprachen basirenden Studiums der Muttersprache sich deutlich herausstellte; so wandte man sich wieder einer praktischen Lehrweise zu; es bildete sich seit etwa 1780 die correktionelle Methode, die alles Heil in den deutschen Sprach- und Stilübungen und der dabei vom Lehrer geübten Correktur sah. Auf diese folgte seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die theoretisch-correktionelle oder Stilistikermethode, die die gangbarsten Sprach- und Stilfehler in Beispielen darstellte und in Paragraphen zusammenstellte. Die mancherlei Uebelstände dieser Methode, die z. B. darin bestanden, daß die nach Art der lateinischen Loci an einander gereihten Regeln und Rathschläge kein geordnetes System bildeten, und daß man nur nach dem sogenannten Sprachgebrauche, einem höchst schwankenden Dinge, über Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines Ausdruckes entschied, gaben seit dem Anfange dieses Jahrhunderts einer neuen praktischen Methode, die der Verf. die belletristische nennt, ihren Ursprung. Sie entstand mit der Blüte der schönen deutschen Literatur und beschäftigte sich mit der Betrachtung der Musterschriften, mit der Lektüre der Klassiker und deren Analyse. Gegen diese Methode erhob sich die Forderung der Wissenschaft, man müsse das eigentliche Sprachelement erforschen und zu diesem Zwecke auf die Grundlagen unserer Schriftsprache im Mittel- und Althochdeutschen, ja in den verwandten germanischen Mundarten und indogermanischen Zungen zurückgehen. So entstand seit etwa 1820 die sogenannte historische Schule deutscher Grammatiker, an deren Spitze Jacob Grimm stand. Um dieselbe Zeit trat mit Herling und Becker die sogen. logische Schule auf, die einen streng systematischen Gang zu begründen, ein naturwüchsiges System aufzustellen suchte. Als nothwendige Ergänzung kam seit ungefähr 1830 zu diesen beiden wissenschaftlichen Methoden noch eine dritte, die der psychologischen Sprachlehre, die die inneren psychologischen Beziehungen der Sprache zum Menschengeiste und insbesondere der deutschen Sprache zum deutschen Volksgeiste nachweis't.

In dem zweiten Theile seines Vortrages stellt der Verf. sich die Aufgabe, alle diese Differenzen und Gegensätze zu vermitteln, das Wahre aus allen zu entnehmen, ohne doch ein unwissenschaftliches, unorganisches Gemenge daraus zu machen. Er vertheilt, indem ihm dabei die ältere Eintheilung der Gymnasien in 5 Klassen vorschwebt, den gesammten Lehrstoff auf 5 Stufen, von denen jedoch die letzte auf die Universität hinüberreichen soll. Auf der ersten Stufe, der Quinta eines Gymnasiums, soll dem Kinde, das von Hause die Kenntniß des Hochdeutschen mitbringt, soweit es das Hausdeutsch und zum Theil auch das Gesellschaftsdeutsch betrifft, als einziges Lehrmittel ein tüchtiges Lesebuch in die Hand gegeben, der Text des Gelesenen ihm in jeder Beziehung zum Verständnisse gebracht, und vom Lehrer nach einem bestimmten, aber dem Kinde nicht bewußten Plane und Stufengange grammatische Bemerkungen und sprachliche Beobachtungen aller Art angeknüpft werden. Auch sollen dabei grammatische Kunstausdrücke gebraucht und zum geläufigen Verständniß gebracht werden. Neben dem Analysiren des Textes soll der Schüler zu mannigfaltigen Nachbildungen des Mustertextes angeleitet, und soll dabei auf mündliche Nachbildung nicht minder als auf schriftliche Gewicht gelegt werden. Hier warnt der Verf. sehr richtig vor dem zu vielen und zu scharfen Rügen der auf dieser Stufe vorkommenden Fehler und Verstöße, indem die Produktionslust der Jugend dadurch nur gestört werde. Der Verf., als erfahrner Schulmann, erkennt damit an, wie sehr es Noth thut, bei dem Schüler Vertrauen auf seine eigne Kraft zu wecken. Für den deutschen Unterricht auf dieser Stufe verlangt der Verf. 4 — wenn es angeht — 6 Lehrstunden, gewiß nicht zu viel! Auf der zweiten Lehrstufe, der Quarta eines Gymnasiums, will nun der Verf., daß den Fehlern, und zwar sowohl den grammatischen, als den stilistischen, ernstlich zu Leibe gegangen werde. Es soll eine systematische Belehrung über die gangbaren Sprach-, Schreib- und Stilfehler stattfinden; dieselben sollen in einer geordneten Uebersicht vorgeführt werden. Hier scheint der Verf. der von ihm sogen. correktionellen Methode, der die Grammatik als Polizeireglement dient, etwas zu viel eingeräumt zu haben, indem die Vorführung des Richtigen gewiß besser zur Vermeidung der Fehler dient, als die Systematisirung dieser selbst. Auf dieser Stufe sollen die früheren schriftlichen Uebungen zu förmlichen Aufsätzen gesteigert werden, wobei wieder vor zu vieler Correktur gewarnt wird. Den Forderungen der logischen Schule zu genügen, soll der Quartaner Flexionstafeln erhalten, aber keinen vollständigen Leitfaden, der des Schülers Verständniß und Aufmerksamkeit, des Lehrers Freiheit beschränkt. Für Quarta genügen 4 Stunden, je eine für Lesebuch, Aufsätze u. s. w. Sollte es an Zeit fehlen, so könnte die Stunde für das Lesebuch wegfallen; doch wird hinzugefügt, daß dies eine fühlbare Lücke im Unterricht hervorbringen würde. Gewiß wäre viel eher die für die Fehlermethode angesetzte Stunde zu entbehren. Auf der dritten Stufe, der Tertia eines Gymnasiums, sollen bei der Lektüre ästhetische und literarhistorische Notizen gemacht, die Stillehre vollendet, Aufsätze mit erweiterter Correktur angefertigt und die nunmehr bis zu einiger Fertigkeit erlernten fremden Sprachen mit dem Deutschen verglichen werden. Doch soll Letzteres nicht in einer besondern Lehrstunde, auch nicht von dem Lehrer des Deutschen allein, sondern von Seiten sämmtlicher Sprachlehrer getrieben werden. In Secunda soll der Lehrer des Deutschen die Sprachvergleichung selbst übernehmen und eine wissenschaftliche Betrachtung des gesammten deutschen Sprachgebietes mit Einschluß des Lexikalischen und Synonymischen damit verbinden. Die Aufsätze sollen mit mündlichen Vorträgen abwechseln, und bei der Lektüre soll Poetik getrieben werden. Auf der letzten Stufe soll Geschichte der deutschen schönen Literatur vorgetragen und Alt- und Mittelhochdeutsch gelehrt werden. Letzteres will der Verf. jedoch lieber der Universität zuweisen, da in Prima mit der in Secunda begonnenen wissenschaftlichen Betrachtung des deutschen Sprachgebietes fortgefahren werden müsse. Gewiß hat der Verf. mit der Befürchtung Recht, daß die Schule zur Betreibung des Alt- und Mittelhochdeutschen keine Zeit finden werde. Dies der vom Verf. vorgeschlagene Lehrgang, der, wenn sich auch im Einzelnen Manches daran aussetzen ließe, doch im Ganzen die verschiedenen Methoden auf eine so passende Weise vereinigt und

ihr Gutes geschickt benutzt, daß man einer jeden Schule nur eine möglichst genaue Befolgung desselben wünschen kann. Zum Schluß erhält der Leser noch zwei Tabellen, die eine zur Uebersicht des angegebenen Lehrganges, die andere zur Ueberschauung der Entwicklung der verschiedenen Schulen deutscher Sprachlehrkunst nach deren geschichtlichem Verlaufe.

Dr. G. Petri.

Miscellen.

Noch einige Bemerkungen über die Ableitung des Wortes Knabe.

Unter der Ueberschrift: „Etymologische Lese aus dem Plattdeutschen" stellt Hr. Gliemann im 2. Heft d. 8. Bds. d. Zeitschr. Untersuchungen über die Ableitung der Wörter Knabe und Mädchen an, welche wohl einer genaueren Beleuchtung werth sind. Die nachstehenden Bemerkungen mögen weniger als eine Kritik, denn als eine Ergänzung jener Untersuchungen Behufs der Verständigung über diese interessante Frage betrachtet werden.

Hr. G. hält die Wörter Knabe und Mädchen analog dem hebräischen sachâr und n'kebhâh für hergenommen von den äußeren Geschlechtsmerkmalen. Er findet in beiden Wörtern Stämme, von denen jener den Begriff eines kurzen Stückes Holz, eines Stiftes (verwandt mit Knüppel, Knebel, Knopf u. s. w.), dieser den der schlauchartigen Höhlung (verwandt mit Magen) ausdrückt. Im Allgemeinen ist hiergegen nichts einzuwenden. Es läßt sich vielmehr behaupten, daß in den meisten Sprachen (wo nicht in allen) die Forschung nach der Etymologie der Wörter für die Begriffe männlich und weiblich in letzter Instanz zu der Bezeichnung der körperlichen Geschlechtsmerkmale gelangen würde*). — In letzter Instanz; es fragt sich nur, ob diese letzte Instanz wirklich das Ziel der Etymologie in allen Fällen sein darf, ob nicht vielmehr die zwischen der Bedeutung des abzuleitenden Wortes und der des Stammes liegenden Mittelglieder ins Auge zu fassen sind, von denen alsdann dasjenige für die Ableitung zunächst in Betracht kommt, dessen besondere Bedeutung dem Bewußtsein des Volkes wahrscheinlicher Weise allein vorgeschwebt hat. Mit einem Worte, Hrn. G.'s Ableitung erscheint darum zu kühn, weil sie eine zu unmittelbare ist. Dies gilt besonders von dem Worte Knabe.

Ein Blick auf die vergleichende Etymologie lehrt, daß in den Wörtern, welche den Begriff des Erzeugens und die damit in Beziehung stehenden ausdrücken, die Gutturale (besonders die Tenuis, seltener die Media) und zwar in den meisten Fällen in Verbindung mit der dentalen Liquida n in höchst auffallender Weise vorherrschen. So gr. der Begriff des Erzeugens: γενναω, des Erzeugtwerdens: γιγνομαι mit der ganzen Sippschaft ihrer Derivaten bis ins Lateinische hinein (gewiß gehört auch das deutsche können hierher), das Erzeugte, deutsch Kind, engl. kind (Ge-

*) In manchen Sprachen tritt dies allerdings ganz unverhüllt hervor, so pers. sen (mulier) von seden (Imperat. sen) = immittere.

schlecht), kindred (Sippschaft), das erzeugende Werkzeug: lat. cunnus (pudendum muliebre) mit seinen Ableitungen in den romanischen Sprachen, serb.: knete. Wir übergehen die zahlreichen Fälle, wo in den Beziehungen des Begriffs der Guttural ohne die Liquida n vorkommt), endlich das mit den erzeugenden Werkzeugen Ausgestattete: dän. kone (mulier), pers. kenīz (puella).

Daß Knabe mit in diese Reihe, welche noch bedeutend vervollständigt werden könnte, gehört, unterliegt wohl keinem Zweifel. Wir wollen nicht bestreiten, daß zwischen den von Hrn. G. angeführten Stämmen der Bedeutung: kurzes Stück Holz, Knebel u. s. w., und den von uns oben aufgezählten, welche den Begriff der Erzeugung ausdrücken, ein Zusammenhang besteht, doch berechtigt dieser noch keineswegs zu der Annahme, daß das Wort Knabe analog dem hebräischen sachār unmittelbar von den äußeren Geschlechtsmerkmalen hergenommen sei. Mögen wir immerhin Begriff und Ausdruck des Erzeugens wieder als Ableitungen betrachten, hergenommen von den äußeren Geschlechtsmerkmalen, so erscheint es doch jedenfalls am natürlichsten und ungezwungensten, sie für das Wort Knabe als die ursprünglichen zu betrachten.

Auf den ersten Anblick könnte es scheinen, als ob diese Ansicht ganz mit der des Hrn. G. übereinstimme und der ganze Unterschied eigentlich nur auf einer spitzfindigen Auslegung beruhe. Man könnte sagen, Knabe heißt: ein mit Zeugungswerkzeugen Ausgestatteter, und das Wort würde alsdann ganz natürlich in der obigen Reihe seinen Platz neben dem dän. kone und dem pers. kenīz erhalten.

Hier tritt nun aber der beachtenswerthe Umstand ein, daß wir in der betreffenden Abtheilung obiger Reihe nur Bezeichnungen weiblicher Personen finden. Eine unmittelbar bloß vom äußeren Geschlechtsmerkmal oder vom Zeugungsgeschäfte hergenommene Bezeichnung des männlichen Geschlechts als solchen*), kommt in keiner mir bekannten Sprache vor (denn das hebr. sachār dient nur als Formwort, kommt also hier nicht in Betracht), und es scheint fast, als ob der (gleichviel ob gerechte oder falsche) Männerstolz der Naturvölker sich gegen eine solche Bezeichnungsweise gesträubt habe, wogegen eine analoge Bezeichnung des weiblichen Geschlechts ganz der ungebildeten Völkern eigenen Verachtung gegen dasselbe angemessen ist. Gebraucht doch noch heut zu Tage bei vielen Nationen der Pöbel die Benennungen der Geschlechtstheile als Schimpfwörter gegen Frauen.

Wenn es nun unzweifelhaft die Aufgabe der Etymologie ist, bei der Ableitung eines Wortes nicht sogleich auf die allerfrüheste Bedeutung eines Stammes, sondern zunächst auf dasjenige Mittelglied zwischen der jetzigen und der frühesten Bedeutung zurückzugehen, welches dem Bewußtsein der Nation am lebendigsten vorgeschwebt hat, so können wir dem Stamme kna (γεννα — ω) in Knabe zunächst keine andere Bedeutung als die des Erzeugens im passiven Sinne geben. Knabe würde demnach ein Erzeugter (κατ' ἐξοχην) bedeuten und dem Worte in obiger Reihe seine Stelle neben dem deutschen Kind anzuweisen sein.

Dr. Lemcke.

Der Ring, deutsches Gedicht aus dem 15ten Jahrhundert von Heinrich Wittenweiler.

Dieses für die Geschichte deutscher Sprache, Dichtung und Sitte mannigfach interessante, wenn auch theilweise rohe Erzeugniß ist kürzlich auf Kosten des literarischen Vereins in Stuttgart zum ersten Male im Druck erschienen und ich trage hier zu meiner Vorrede ein Paar Bemerkungen und Berichtigungen nach.

---

*) Wohl verstanden als solchen, d. h. im genauen Gegensatz zum weiblichen

Das Gedicht schildert die Begegnisse einer Bauernheirath in ihren Anfängen, Festlichkeiten und nächsten Folgen. Es ist, was ich anzuführen nicht hätte unterlassen sollen, wie mich J. Grimm erinnert, eine weitere Ausführung des Schwankes von Maier Betzen und seiner Heirath mit Metzen, wie er in Laßbergs Liedersaal 3, 399, Graffs Diutisca 2, 78 und in dem Liederbuche der Hätzlerin S. 259 bei Haltaus steht.

Der Name des alten Besitzers der einzigen Handschrift, welche uns das Gedicht aufbehalten hat, ist, wie L. Bechstein behauptet, nicht Markwart von Blauburg, sondern von Glauburg und sei dieser Name in viele der ältesten Bücher der herzoglich meiningischen Bibliothek eingezeichnet. Um 1580 findet sich auch noch ein Justinian von Glauburg.

Der Dichter ist zuerst erwähnt in Bechsteins deutschem Dichterbuche, wo auch eine kurze Stelle „der Bauern Wappen“ mitgetheilt wird.

Ueber die merkwürdige Stelle von der Kriegsankündigung S. 201 redet J. Grimm, Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der kön. preuß. Akademie der Wissenschaften. Febr. 1851. S. 111 ff.

Tübingen, 11. April 1851. Adalbert Keller.

Ueber Otfried.

Die elsässischen Neujahrsblätter enthalten einen Aufsatz von W. Wackernagel: Die altdeutschen Dichter des Elsasses: I. Otfried von Weißenburg. S. 210 fgg.

W. vermuthet nach dem Dialekt, daß Otfried an der nördlichen Grenze, wo die Mischung des Mitteldeutschen entsteht, geboren sei. Otfried scheint als Knabe für den geistlichen Stand bestimmt gewesen und in der Schule von Weißenburg erzogen zu sein. Um 830 kam er nach Constanz, dort besonders gebildet von dem spätern Bischof Salomon. Dann kam er nach Fulda, wo er mit den St. Gallern Hartmuth und Wernbert sich befreundete. 846 war er wahrscheinlich noch da, 847, wo Hrabanus nach Mainz kam, nicht mehr. Er kehrte nach Weißenburg zurück und wurde Meister der Klosterschule. Die dortige Bibliothek enthält werthvolle Schätze. Mit 868 verschwinden die Nachrichten über sein Leben. Prosaisches haben wir nicht von ihm. Lateinische Schriften von ihm sind verloren.

Sein Gedicht nennt er selbst liber evangeliorum, ein Abschreiber nach ihm „Evangelienbuch“, und so nennt man es auch am besten. Man kann es dreist setzen in 868, das einzige Jahr, in dem Ludwig der Deutsche des gerühmten Friedens sich erfreute. —

Was den Werth des Otfriedischen Gedichtes betrifft, so halten wir fest, daß O. gelehrter Dichter ist, die epischen Gedichte der Vorzeit für unsittlich hält, die deutsche Sprache für ungeregelt. Seine Gelehrsamkeit führt ihn zur Spielerei, z. B. darin, daß in den deutschen Zuschriften jede Strophe mit demselben Buchstaben beginnt und schließt und dann alle diese Buchstaben zusammen einen kleinen lateinischen Satz bilden, daß er die Eintheilung in 5 Bücher hernimmt aus einer Beziehung auf die 5 Sinne. Es ist eine Folge der Gelehrsamkeit, daß er die Trichotomie der Schrifterklärung (die buchstäbliche, allegorische und mystische) ins Epos einführt, daß er daher breit wird, da die deutsche Sprache für die didaktische Poesie noch nicht ausgebildet war, im didaktischen, dann aber auch im epischen Theile. So ist Otfrieds Gedicht das erste Lehrgedicht. Es ist aber auch das Vorspiel der Lyrik, da der Dichter sich öfters von seinem Gefühle so rein hinreißen läßt (W. hebt hier die schönen Stellen über die Vaterlandsliebe hervor), daß man bedauern muß, daß Otfried den Trieb seiner Natur selbst sehr verkannt hat. Die metrische Neuerung schließt sich an die Form des lateinischen Kirchengesanges, die Strophe und den Reim, nur daß an die Stelle der Jamben vier Ac-

cente oder Hebungen treten und der Beschaffenheit seiner Sprache gemäß der Reim freier behandelt ist. Der Reim existirt auch früher schon, z. B. in Sprichwörtern, aber nicht in dieser Form; wesentlich neu ist die Strophenentheilung, aber an sie war das Ohr durch die Kirche gewöhnt, auch ist Otfrieds Gedicht für den Gesang bestimmt. An die allitterirende Dichtung schloß er sich insoweit an, als je zwei der grammatischen Hebungen bei ihm den rhetorisch hervorgehobenen zwei Silben des allitterirenden Verses entsprechen; die allitterirenden Verse selbst, die sich bei ihm finden, sind sicherlich älteren Gedichten entnommen; in den Versen, wo weder Reim noch Allitteration sich findet, fehlt W. den Mangel letzter Feile. Viel Aehnlichkeit ist zwischen O. und Klopstock.

Was den Inhalt der Dichtung betrifft, ihren Umfang, ihre Didaxis, Lyrik, die durch die ungewohnte Form herbeigeführte Redseligkeit, die die Erklärung so schwierig macht, so steht Otfried außerhalb des organischen Ganges der Literaturgeschichte, seine Nachfolger schließen sich von dem innern Charakter seiner Poesie ab und an den rein epischen Stoff an; aber dadurch, daß er eine neue Form einführte, die seitdem herrscht, die Strophen und den Reim, daß die Allitteration seit ihm nicht mehr vorkommt, ist er hochwichtig für die Literaturgeschichte.

Hölscher.

Als ein Zeichen, wie bekannte Erzählungen immer wieder mitgetheilt werden, kann der unter dem Titel „Ein Seitenstück zum Wartburger Autodafé 1817“ in den Blättern für literarische Unterhaltung 1851, No. 37, veröffentlichte Bericht über die Göttinger Klopstocksfeier 1773 gelten. Weit ausführlicher ist diese jedem Primaner bekannte Scene in Prutz's Göttinger Dichterbund S. 247 erzählt.

Hölscher.

Von William Beattie M. D. ist ein Werk unter dem Titel „Life and letters of Thomas Campbell“ herausgegeben, welches den Freunden der englischen Literatur empfohlen zu werden verdient. Campbell's Stellung in der Walhalla britischer Dichter ist unbestritten; er machte sich derselben bereits im 21sten Jahre durch die Herausgabe seiner „Pleasures of Hope“ würdig. Wenige Jahre später veröffentlichte der Dichter die „Gertrude of Wyoming,“ welcher er vor seinem früheren Werke selbst den Vorzug gegeben haben soll. Von den in der ganz nächsten Zeit folgenden Dichtungen erscheinen die rührende Ballade: „O'Connor's child,“ ferner „Lochiel's Warning,“ „The battle of the Baltic“ und „Glenara“ als besonders beachtungswerth. Während der letzten vierzig Jahre seines Lebens zehrte er von seinem wohlverdienten Ruhme und beschäftigte sich fast ausschließlich mit Beurtheilungen fremder Werke und der Herausgabe von Zeitschriften. Wir erhielten freilich noch ein langes Gedicht „Theodric“, welches indessen überall die kälteste Aufnahme fand und bald vergessen ward, obwohl es einzelne sehr schöne Verse enthielt. Der Dichter haderte mit dem Publicum, hoffte, daß man seinem Werke in späterer Zeit das verdiente Lob zuerkennen werde und ließ noch ein letztes längeres Gedicht unter dem Titel „The Pilgrim of Glencoe,“ erscheinen, welches die Kritik einstimmig für sein schwächstes Werk erklärte. Hr. Beattie schildert in sehr anschaulicher Weise, wie alle späteren Werke Campbell's gerade durch den Glanz und Ruhm seiner ersten Dichtungen in einen nachtheiligen Schatten gesetzt seien. Die Biographie zeigt überdies, wie der Dichter anfangs der Begeisterung des Augenblicks folgte und deshalb Großes schaffen konnte, wie er aber später bei dem Ringen nach Bilderwerk und dem Bestreben, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, nicht mehr Ursprüngliches, sondern nur Gemachtes hervorzubringen vermochte.

H.

Der Abbé Jules Corblet hat soeben bei Dumoulin in Paris ein Werk erscheinen lassen, welches für das Studium der romanischen Sprachen von hohem Interesse ist. Der Titel lautet: „Glossaire étymologique et comparatif du Patois Picard ancien et moderne, précédé de recherches philologiques et littéraires sur ce dialecte.“ Das Studium der Patois führt zu einer sichern Kenntniß der eigentlichen Wurzeln des Französischen und leistet überhaupt für die Grammatik, Geschichte, Archäologie und Literatur wichtige Dienste; das Patois Picard ist nun aber gerade einer der kostbarsten Reste aus der alten Langue d'oïl, welches unmittelbar aus der lingua rustica abstammte und auf die Bildung des Neufranzösischen von dem größten Einflusse gewesen ist. Es ist demnach sehr erfreulich, daß Hr. Corblet diesen interessanten Gegenstand in der gründlichsten Weise bearbeitet hat und zwar so, daß ihm die Société des Antiquaires de Picardie den großen Preis zuerkennen konnte. H.

Die Gleimsche Humanitätsschule.

Ueber die Schicksale dieser vielbesprochenen Anstalt hat uns Director Schmid im Programm des Halberstädter Gymnasiums von 1848 dankenswerthe Nachrichten gegeben. Es ist bekannt, daß Gleim früh den Gedanken aufgefaßt hatte, daß durch Gründung einer deutschen Akademie ein goldnes Zeitalter der Wissenschaften und Künste für Preußen und Deutschland herbeizuführen sei, und daß durch eine Vorbereitungsanstalt in der Art des Collegium Carolinum dazu wesentlich mitgewirkt werde. Er bestimmte daher testamentarisch, ein Studierhaus, oder, wie er es nach dem Erscheinen der Herderschen Briefe nannte, eine Schule der Humanität für zwölf Jünglinge, welche das Domgymnasium verlassen, einzurichten; dem ersten Lehrer wurde ein Jahresgehalt von 600 Thlr. Gold, dem zweiten von 300 Thlr. Gold zugesichert, nebst freier Wohnung; die Jünglinge sollten zusammen wohnen. Herder, wurde später hinzugesetzt, solle die Einrichtung der Schule machen und dafür ein Silbergeschirr erhalten, werth 100 Thlr. Gold; „will er, kann er, Zeitmangels wegen, nicht, dann sollen die 100 Thlr. zum Preise dem besten Vorschlage zu dieser Einrichtung gesetzt und der Preis von Herder, Voß, Fischer, Tiedge, Streithorst, Nachtigall, — nein! dieses wäre zu weitläufig, von Herder und Streithorst zuerkannt, und dieser Vorschlag zur Einrichtung, soviel möglich wird, befolgt werden.“ Als Lehrer hatte Gleim Voß in Eutin und dessen Söhne, die Söhne Herders, den Conrector Lohmann, Domvikarius Körte und Dr. Bothe in Schwedt vorgeschlagen. Gleim starb am 18. Febr. 1803, bald darauf Herder, früher war schon Streithorst gestorben; so wurde 1805 der Plan der Schule zum Gegenstand der öffentlichen Preisbewerbung ausgestellt. Der von den Testamentsexecutoren erwählte Preisrichter Geheimrath Eberhard in Halle erkannte den Preis der Schrift des Directors Dr. Koch in Stettin 1807 zu. — Gleims Nichte und Erbin Sophie Dorothea Gleim, die den Nießbrauch des ganzen Nachlasses hatte, starb im December 1810. Die weitläuftigen testamentarischen Dispositionen veranlaßten aber fortdauernde Unterhandlungen der Unterrichtsbehörden mit der Gleimschen Familienstiftung, bis endlich 1822 ein Vergleich abgeschlossen wurde, wonach die Gleimsche Familienstiftung ein (später verkauftes) Haus übergab und die Aversionalsumme von 24,000 Thlr. Cour. bezahlte, welche für immer unter dem Namen Gleimscher Lehranstaltsfond bestehen soll, der Staat sich aber verpflichtete, aus den Zinsen dieses Capitals dem Großneffen Gleims, dem zum ersten Lehrer der Humanitätsschule ernannten Dr. Wilhelm Körte bis zu seinem Tode ein Gehalt von 600 Thlr. Gold zu zahlen. Die Humanitätsschule konnte sonach nicht als selbstständige Anstalt gegründet werden, es wurde vielmehr statt derselben mit dem Gymnasium eine Selecta für die tüchtigsten Primaner verbunden. Anfangs wurden die Selectaner mit den Primanern in den meisten Gegenständen zusammen unterrichtet, bis eine fast vollständige Trennung ein Jahr nach dem Tode des Dr. Körte (1846), wodurch dem Gymnasium die ganzen Revenüen des Gleim-

schen Lehranstaltsfonds mit 1098 Thlr. zufielen, eintreten konnte. Es hat diese Klasse den Zweck, denjenigen Primanern, die sich durch Anlagen, Kenntnisse, Fleiß und gute Sitten vorzüglich auszeichnen, eine günstige Gelegenheit darzubieten, sich in einzelnen Lehrgegenständen, welche in den Kreis des Gymnasial-Unterrichts gehören, einen größeren Umfang an Kenntnissen, eine tiefere Begründung derselben und eine höhere Fertigkeit zu erwerben als von der Mehrzahl der Primaner gewöhnlich verlangt wird; nur die einjährigen Primaner können nach Selecta versetzt werden, die Nichtversetzten können aber auch in Prima dasselbe Ziel, die Reife für die Universität, in derselben Zeit erreichen; der abgesonderte Unterricht bezieht sich auf die alten, die deutsche, französische Sprache, philosophische Propädeutik und mathematische Wissenschaften; die mathematische Selecta bildet insofern eine Klasse für sich, als auch in den Sprachen weniger gewandte tüchtige Mathematiker an dem mathematischen Unterrichte der Selecta Theil nehmen.

Hölscher.

Zu Molière's Avare, Act II, sc. 1.

„Des quinze mille francs qu'on demande, le prêteur ne pourra compter en argent que douze mille livres; et, pour les mille écus restants, il faudra que l'emprunteur prenne les hardes etc."

Warum steht hier bei der Angabe der aufzunehmenden Summen francs, bei dem versprochenen Baarbetrage livres, und für den Rest écus?

Der franc hat seinen Namen von dem ursprünglichen Gepräge, welches einen reitenden oder stehenden Franken darstellte. Unter Johann II. (1360) wurden die ersten geprägt, welche 60 Gran wogen. Die livre (auch livre tournais von der Stadt Tours so genannt), welche später eingeführt wurde, verhält sich zum franc = 80 : 81; un écu beträgt 3 livres. Als nach der ersten Revolution der Frankenfuß wieder eingeführt wurde, mußte man daher, um einen Thaler oder halben Kronenthaler gegen 3 francs auszuwechseln, 2 sous agio auflegen. Indessen gebrauchte man bis zu dieser Zeit im Umgange ziemlich gleichgültig franc und livre, bei geringeren Summen und Brüchen livre und sous. Diesen Umstand benutzt der schlaue Geizhals, um sich ein verstecktes nicht unbedeutendes Profitchen zu bereiten. Als Beleg nur folgende Stelle: „Livre est un terme de compte et se prend en France pour 20 sols, qui est la valeur d'une monnaie qu'on appellait autrefois franc et qui est demeurée son synonyme... L'écu de France d'argent vaut d'ordinaire 60 sols; il passe pour 3 livres. (Furetiere. 1694.)

Barbieux.

Der kürzlich verstorbene Wordsworth hat ein umfangreiches Werk hinterlassen: „the Prelude or the growth of a poet's mind," welches von der englischen Presse günstig — ja, wir möchten sagen, zu beifällig aufgenommen ist. Gleich der „Excursion" desselben Verfassers ist es eine Reihe von sehr verschiedenartigen Gedichten, welche unter dem einen Namen vereinigt sind. Wir erhalten in diesem Werke eine Schilderung von den Entwickelungsphasen, welche der Dichter durchgemacht hat und es gewährt vielleicht schon dadurch einiges Interesse, daß W. seit den letzten 30 Jahren sich mit diesem Gedichte beschäftigte; erstaunenswerth ist freilich die Eitelkeit des Mannes, der diese Schrift als moralische und poetische Lehre den kommenden Geschlechtern bietet. Für Dichter und Gelehrte ist das Buch nicht ohne Werth; das große Publicum wird es dagegen nach unserer innigsten Ueberzeugung nie sehr schätzen.

Zur Charakteristik liefern wir ein kleines Bruchstück, welches den Geist sehr gut bezeichnet, in welchem das Ganze geschrieben ist.

On going home after a dancing party.

„Magnificent
The morning rose in memorable pomp,
Glorious as e'er I had beheld, — in front,
The sea lay laughing in the distance; near,
The solid mountains shone, bright as the clouds,
Grain-tinctur'd, drench'd in empyrean light;
And in the meadows et the lower grounds
Was all the sweetness of a common dawn
Dews, vapours, et the melody of birds,
And labourers going forth to till the fields.
Ah! need I say, dear Friend, that to the brim
My heart was full: I made no vows, but vows
Were then made for me; bond unknown to me
Was given, that I should be, else sinning greatly
A dedicated Spirit. On I walk'd
In thankful blessedness which yet survives."
Summer Vacation Bk. IV.

Wordsworth war bekanntlich Poet Laureat; in dieser Stellung folgte ihm Tennyson, dessen bedeutendes Verdienst in Deutschland noch nicht recht gewürdigt wird.

Wir benutzen deshalb diese Gelegenheit, auf ein soeben erschienenes Werk dieses reichbegabten Dichters aufmerksam zu machen, welches den Titel trägt: „In Memoriam". Tennyson feiert in dieser Elegie das Andenken seines verstorbenen Busenfreundes Arthur Hallam, und Ref. muß das Gedicht als eine Art von englischer und christlicher Tristium rühmen, welches die Schöpfung Ovid's weit hinter sich läßt. Wir können es uns nicht versagen, auch hiervon ein kleines charakteristisches Bruchstück zu geben.

In Memoriam.

Fair ship, that from the Italian shore,
Sailest the plaied ocean plains
With my lost Arthur's lov'd remains,
Spread thy full wings, et waft him o'er.

So draw him home to those that mourn
In vain, a favorable speed,
Ruffle thy mirror'd mast et lead
Through prosperous floods his holy urn.

All night no ruder air perplex
Thy sliding Keel, till Phosphor, bright
As our pure love, through early light
Shall glimmer on the dewy decks.

Sphere all your lights around, above;
Sleep gentle heavens, before the prow;
Sleep gentle winds, as he sleeps now,
My friend, the brother of my love;

My Arthur, whom I shall not see
Till all my wither'd race be run;
Dear as the mother to the son,
More than my brothers are to me.

Ein bisher nicht herausgegebener Vers von Robert Burns.

(Mitgetheilt von Dr. K. J. Clement.)

Als Burns in Edinburgh war — hieß es kürzlich in einer schottischen Zeitung —, führte ihn ein Freund zu einem wohlbekannten Maler, welchen er eben mit einer Darstellung von Jacobs Traum beschäftigt fand. Nachdem nun Burns die Arbeit sehr genau geprüft hatte, schrieb er die nachstehende Strophe in seiner gewöhnlichen so anziehenden breitschottischen Mundart hinten auf eine kleine Skizze, die noch in der Familie des Malers aufbewahrt wird.

Dear —, I'll gie ye some advice
You'll tack it no uncivil:
You shouldna paint at angels mair,
But try and paint the d—l.
To paint an angel 's kittle wark,
Wi' auld nick there's less danger;
You'll easy draw a weel kent face,
But no sae weel a stranger.

Das würde auf Englisch heißen:

Dear —, I'll give you some advice,
You will not take it uncivil (You'll take it no uncivil):
You should not paint at angels more,
But try and paint the d—l.
To paint an angel 's ticklish work,
With old nick there's less danger;
You'll easy draw a well known face,
But not so well a stranger.

Die Winde (von John Swain).

(Mitgetheilt von Dr. K. J. Clement.)

Bitter is the east wind,
Bitter in the spring;
Shading off the sunshine
With its cloudy wing:
Like a scene of beauty,
Sad because of woes,
Gloomy is the land
When the east wind blows.

Pleasant is the west wind,
Pleasant in the spring;
Clearing up the sky-scape,
With its lucid wing:
Like a scene of beauty,
That with gladness glows,
Pleasant is the land
When de west wind blows.

Weary is the north wind,
Bringing cold and gloom;
Paling every leaflet,
Folding up the bloom:
Coming as in anger,
From the seat of snows,
Weary is the spring
When the north wind blows.

Gentle is the south wind,
Balmy in the spring;
Coming with the sunshine
On its lucid wing:
How the earth rejoyeth!
How the ocean glows!
Happy is the land
When the south wind blows.

Ueber tee und tee-total.

In einem früheren Hefte dieses Archivs versucht Herr Flügel eine Erklärung des Wortes tee-total zu geben; da mir seine Ableitung nicht richtig, und die Bedeutung nicht ganz vollständig zu sein scheint, so erlaube ich mir, auf diesen Gegenstand zurück zu kommen.

Es gibt in England ein Kinderspiel mit einer Art Würfel, dessen vier Seiten mit den Buchstaben T, H, N, P bezeichnet sind; kommt die Seite T (tee) nach oben zu liegen, so erhält der Spieler den ganzen Aussatz (totum); H, die Hälfte, N, nichts; bei P muß er seinen Einsatz erneuern.

Von diesem Spiele, tee-totum genannt, scheint der Ausdruck tee-total herzurühren.

Eine von Flügel nicht erwähnte Bedeutung hat tee in der Redensart: it fits to a (tee), es paßt genau. Dieselbe findet sich im Dialect of Craven und auch bei J. Hewlett, College life, vol. II, ch. 25, p. 309 (London 1843.).

Bielefeld. **Franz H. Strathmann.**

The Fisher.

(By Goethe.)

THE water purled — the water swelled —
A fisher sate thereby —
Cool to the heart, his line he held
With wistful, watchful eye.
And as he sits, and as he spies,
He sees the floods divide,
And lo! a maid, before his eyes,
Rose, dripping, from the tide.

She sang to him — she spake to him —
"Why lure my brood" (she saith),
"With cunning plan of cruel man,
Up to the glow of death?
Ah, did'st thou know how blest, below,
The little fishes dwell,
Down to the bottom thou would'st go
And there, for once, be well!

"Do not the dear sun and the moon
Dip in the cooling sea?
Come they not forth, wave-breathin , soon,
In double brilliancy?
Canst thou resist that deep heaven's glance,
That moist-transfigured blue?
Draws thee not thine own countenance
Down to eternal dew?"

The water purled — the water swelled —
It wet his naked feet;
As if his loved one he beheld,
His yearning bosom beat.
She spake to him — she sang to him;
Now all with him was o'er;
Half drew she him — half sank he in —
And no man saw him more.

G. T. B.

Bibliographischer Anzeiger.

Lexicographie.

W. Hoffmann, Neues vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache. (Leipzig und Jüterbogk b. Colditz.)

Grammatik.

J. F. L. Hempel, Die Adverbien und Adverbiallocutionen der französischen Sprache. (Jacob in Altenburg.)

Literatur.

L. F. Scholl, Die letzten hundert Jahre der vaterländischen Literatur in ihren Meistern dargestellt und auf den Geist der Gegenwart bezogen. (Nitzschke in Schwäb.-Hall.) 2 Thlr. 3 Ngr.

Burkard Waldis Parabel vom verlorenen Sohn. Ein niederdeutsches Fastnachtsspiel. Herausgegeben v. A. Höfer. (Greifswald. Koch.) 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Lieder Gottfried's v. Neifen. Herausg. v. M. Haupt. (Weidmann. Leipzig.) 1/3 Thlr.

L. Buron, Hist. de la littérature en France depuis la conquête des Gaules par J. César jusqu'à nos jours. (Paris & Lyon Levi Périsse.) 7 fr.

Geschichte der französischen Nationalliteratur v. Kreyssig. (Königsberg bei Samter.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Shakspeare's Dramen für weitere Kreise bearbeitet v. E. W. Sievers. II. Hft. Julius Cäsar. (Engelmann. Leipzig.) 1/2 Thlr.

Life of T. Chatterton by John Dix. (Longman. London.) 1 s. 6 d.

Hilfsbücher.

W. Fornet, Deutsches Lesebuch in Biographien. (Baensch. Leipzig.) 1/3 Thlr.

G. F. Burguy, Sammlung französischer Redensarten, Idiotisme und Sprüchwörter. (Haude & Spener. Berlin.) 3/4 Thlr.



